Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/samtlichewerke0000ebne_q2b9

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Band 6

Thomas J. Bata Library
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

Marie von Ebner-Eschenbach

Sämtliche Werke

Sechster Band
1.–20. Tausend

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

Marie von Ebner-Eschenbach

Die unbesiegbare Macht/ Bertram Vogelweid/ Agave/ Altweibersommer/ Meine Kinderjahre

Verlegt bei Gebr. Paetel
Dr. Georg Paetel in Berlin und
der Verlagsanstalt Herm. Klemm A.G.
in Berlin-Grunewald

PT 853 A1 1920 Bd. 6

Dieses Werk wurde gedruckt in der Offizin G. Kreysing in Leipzig.
Einbandzeichnung und Innentitel sind entworfen von Bernhard Lorenz.
Den Einband fertigte H. Filentscher in Leipzig.

Inhalt des sechsten Bandes

Seite

Die unbesiegbare Macht

Der Erstgeborene 1
Ihr Beruf 87

Bertram Vogelweid 187

Agave 335

Altweibersommer

Vorwort 487
Etwas Mythologie 489
Die Aufrichtigkeit 490
Eine Nachfeier 491
Ein Zukunftsbild 492
Die Begleiterin 493
Die Freunde 496
Die Halben 497
Naturerscheinung 497
Offenbarung und Wissenschaft 499
Auf dem Wege 499
Seherauge 499
Was die Götter nicht wissen 500
Mütterliches Bedenken 500
Jenny Geddes 501
Die angenehme Eigenschaft 501
Die Unüberwindlichen 502
Große Ähnlichkeit 502
Vertrauen 503
Der traurige Engel 503
Der Schüler 503
Spricht die Stufe 504
Tageskritik 505
Ein Dunkeltier 505
Berühmtsein 505
Ewig neu 505
Die Überlebenden 505
Justine 506
Der Schatten 506

Seite

Nach besten Kräften 507
Der Erstgeborene 508
Der Vergötterte 508
Lysipp 509
Unbewußt 509
Erziehungsresultate 510
Im Alter 510
Ein Traum im Traume 510
König Ahmed 513
Die Pygmäen 513
Zwei Feindinnen 513
Mein Freund Tully 514
Sklavengedächtnis 514
Eine Erinnerung 514
Ein Lichtstrahl 515
Der Rätselstein 516
Die Tafel der Reichen 517
Ein Idealist 518
Das Unkraut 519
Grillengezirpe 520
Sie 521
Erfüllung 521
Der Lastträger 521
Verstiegen 521
Frau Gutmütigkeit 522
Plato nennt die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten 522
Eine Schweigsame 523
So vielleicht 524
Gleichnis 524
Ein Anderes 525
Die Philosophin 526
Der Maler 526
Gegenstück 528
Vox populi 528
Zwei Ungläubige 528
Der Mittelpunkt 529
Der Bildhauer 529
Egeria 538

Meine Kinderjahre 545
Vorwort 547

Die unbesiegbare Macht

Zwei Erzählungen

Der Erstgeborene

„Die Gräfin" wurde sie genannt, wenn die Dorfleute untereinander von ihr sprachen, angeredet aber nur kurzweg mit ihrem Namen. Ihre Vorgeschichte war lange bekannt; wer hätte sich noch Gedanken über die gemacht? Wenn man sagte: die Gräfin, sagte man's aus alter Gewohnheit und meinte dabei nichts Gutes und nichts Böses. Jetzt war die schöne Ilona die Frau des Bauers Stephan Bogozy, dem sie zwei prächtige Knäblein geboren hatte. Das eine zählte fünf, das andre vier Jahre, und sie hatten sammetbraune Augen und Haare wie ihre Mutter und blühten in Gesundheit wie sie.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem das damals noch sehr junge Ehepaar aus der niederungarischen Ebene nach Vicim an der Waag gekommen war, den Bauernhof des in Sünden und Schulden hingegangenen Richters erworben und die Forderungen aller Gläubiger beglichen hatte. Mann und Frau verstanden von Anfang an ihr Verhältnis zur neuen Umgebung so friedfertig und freundlich zu gestalten, als der Neid auf ihren Reichtum und das Vorurteil gegen die „Zugereisten" es irgend zuließ. Nach und nach gelangten sie zu einer maßgebenden Stellung im Dorfe, und da sie nicht suchten Vorteil aus ihr zu ziehen, wurde sie ihnen mehr oder weniger gern zugestanden. So gehörten sie zu den seltenen Ausnahmen, denen niemand in der Gemeinde offene Feindschaft entgegentrug. Dafür, daß es an tückisch versteckter nicht fehle, sorgte die illegitime Familie des Richters, die nach seinem Tode im Elend zurückgeblieben war; ein Haufen Kinder, von klein auf zu jeder Schlechtigkeit gedrillt, und ein von Natur boshaftes Weib.

Daß Fremde da wohnten und wirtschafteten, wo sie durch so lange Zeit, wenn auch nicht im Genuß der Würde, doch in dem der Macht einer Hausfrau gewesen war, bereitete ihr Höllenqualen. Jede Verbesserung, jede Verschönerung, die am ehemaligen Richterhause, an seinen Scheuern und Ställen angebracht wurde, war ihr „ein Biß ins Herz". Stand der Hof nicht jetzt da, mitten im Orte, auf dem Platz in der Nähe der Kirche, wie ein Kastell? Die paar Schaluppen, die sich ganz schüchtern bis zur Rückwand des Hauses herangewagt und gleichsam unter seinen Schutz begeben, hatte Bogozy angekauft, niedergerissen und auf dem freigewordenen Grunde einen Obstgarten angelegt. So war nun der Besitz jeder unmittelbaren Nachbarschaft ledig. Die Eigentümer konnten sich breit machen nach allen Seiten, ob sie zwischen Blumen- und Gemüsebeeten der Straße zuschritten, durch die getäfelte, buntbemalte Haustür, oder durch das Pförtchen ihr gegenüber am Ende des Flurs den Weg einschlugen zum grünumbuschten Ufer der Waag.

Mit stillen Flüchen begleitete Vilma Rezsa das Wachsen des Wohlstands ihrer Feinde und hatte für alles, was sie litt, nur den einen Trost, daß auch sie die Verhaßten leiden machen konnte. Wenn sie Stephan in der Nähe seines Hauses traf, die Hände voll Bewunderung zusammenschlug und sagte: „O wie schön Ihr's habt! Mein Seel, der König kann's nicht schöner haben! Wo Ihr nur auch das schöne Geld her habt, Euch alles das zu schaffen?" da funkelten seine sonst so freundlichen Augen vor Zorn, und er drohte ihr mit Prügeln. Er machte ab und zu seine Drohung auch wahr; eine andere Antwort wußte er nicht. Und wenn die Rezsa im Gespräch mit Ilona sie fortwährend „Gräfin" titulierte und sie dabei höhnisch und unverwandt anstarrte, da brannten der Bäuerin die Wangen, und der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn. Hätte sie die geringste Aussicht auf die Erfüllung ihrer Bitte gehabt, gewiß würde sie gebeten haben: „Verschont mich, Vilma Rezsa!"

In neuerer Zeit, nachdem die Kinder der Unholdin teils gestorben, teils schlecht und recht untergebracht waren, verlegte sie sich auf einen kleinen Handel mit Kurzware, den zu eröffnen das Ehepaar Bogozy sie instand gesetzt hatte, und bei dem sie ihr Auskommen fand. Sie zog im Land umher, ihren Kasten mit den vielen Lädchen auf dem Rücken, und blieb oft monatelang von Vicim fern zur Freude der ganzen Bewohnerschaft.

Die Einförmigkeit des Lebens im ehemaligen Richterhause erfuhr eine unerwartete Störung. Stephan wurde in einer Erbschaftsangelegenheit nach seiner Heimatsgemeinde im Hajdu-Komitat berufen. Zuerst unangenehm überrascht, fügte er sich doch bald ins Unabänderliche. Was sein muß, muß sein, und — lauter Mißvergnügen ist die Sache am Ende nicht. Gewiß, er hatte sich im slowakischen Dorfe eingebürgert, es war ihm eine zweite Heimat geworden; aber seinen Fuß einmal wieder auf die Stätte setzen, wo der Mensch geboren wurde und aufgewachsen ist, das wird doch jeder gern, machte sich Stephan nach reiflicher Erwägung klar und fragte:

„Was meint die Frau?"

Sie lächelte. Es verstand sich von selbst, daß sie meinte, was er meinte, und es verstand sich auch von selbst, daß ein echter Hajduck eine Gelegenheit, die Heimat zu besuchen, nicht versäumt: „Vom Himmel würde ja so einer herabsteigen, daß er nur einmal wieder auf der Lehmbank sitzen könnt' vor seinem Hause aus Luftziegeln. Glaubst nicht, Stephan?"

Er kaute an der Spitze seines Pfeifenrohrs und schmunzelte, als sie fortfuhr:

„Um fünfspännig aufs Feld zu rasen, oder, mit der Kranichfeder am Hut und den Sporen an den Stiefeln, über die Pußta zu jagen . . ."

„Auf der Fecske — wie der Wind. Hej!" fiel er ein und stampfte mit dem Fuße.

An einem eisigen Wintertage um zwei Uhr früh brach er

auf. Gute vier Stunden mußte Stephan scharf fahren im Schlitten mit seinen besten Pferden, wenn er auf die Bahnstation zurecht kommen wollte zum Pester Zug. Er hatte die Pelzmütze aufgesetzt, den Pelz über die Schultern geworfen, trat an die Bettchen seiner Buben und strich einem nach den andern liebreich über den Scheitel. Dann, schon an der Tür, fiel ihm ein, daß er fast fortgegangen wäre, ohne der Frau Lebewohl zu sagen, die aufgeblieben war die ganze Nacht, um die Zurüstungen zu seiner Reise zu treffen und um ihm ein kräftiges Frühstück zu kochen.

Er blieb stehen, wandte sich und breitete die Arme aus. Sie legte, herantretend, die ihren um seinen Hals, und sie küßten einander lange und zärtlich. Stephan schlug den Pelz um die schlanke Gestalt seines Weibes: „Ich nehm dich mit, komm!" sagte er.

„Und die Kinder?" fragte sie.

„Ja — die Kinder . . ."

„Geh nur, geh, bist ohnehin nimmer da. Erst vergissest mich, dann die Buben. Geh und komm mir bald wieder."

„Mein, mein, du Meine!" flüsterte er, seine Lippen auf den ihren, und die beiden Menschen dachten zugleich, daß es in der ganzen Zeit ihrer Ehe die erste Trennung war, der sie entgegen gingen.

Seltsam auch ließ der erste Tag sich an im Hause, in dem nur einer fehlte, und das der Frau doch völlig leer erschien. Die Arbeit nahm den gewohnten Gang, die Mägde reinigten die Stallungen und gaben dem Vieh sein Futter, und ein helles Feuer brannte im Küchenherd, und zu Mittag erschien, gut und reinlich zubereitet, das Essen auf dem Tisch. Alles wie immer und dabei so ganz anders, so nichtssagend und gleichgültig, wie wenn es ebenso gut auch unterbleiben könnte. Der Frau war, als fehle der rechte Anlaß zu dem, was sie tat, und was ihre

Leute taten. Ungeduldig machten sie ihre zwei kleinen Jungen die sich einer ausgelassenen Lustigkeit ergaben.

„Der Vater ist abgereist," hatte man ihnen am Morgen gesagt, und das war eine ungeheure Überraschung für sie. — Wie, abgereist? Wie reist man ab? Wie macht man das? Sie wurden nicht müde, sich erzählen zu lassen: Im Schlitten ist der Vater fort, mit dem Schimmel und mit dem Rappen und mit dem Janos. Und der Janos wird abends zurückkommen mit dem Schlitten und mit den Pferden, aber der Vater erst am Sonntag und vielleicht noch später.

Die Knäblein liefen in den Stall, um sich zu überzeugen, ob der Schimmel und der Rappe wirklich nicht da waren, und betrachteten staunend die leeren Stände. Und wenn man so erstaunt ist, und wenn sich etwas Unerhörtes begeben hat, muß man doch, wenn man ein Kind ist, in einen Taumel der Glückseligkeit über das neue Erlebnis geraten. Sie schrieen und sangen und tollten wie kleine Kobolde im Hause herum, bis die Mutter sie zur Abkühlung an die Luft setzte. Nun bauten sie mit Hilfe anderer Dorfkinder neben die Tür des Staketzaunes zwei Schneemänner, die den Vater bei seiner Heimkehr begrüßen sollten. Und abends beteten sie, der liebe Gott möge nicht Tauwetter eintreten und ihre Schneemänner zerfließen lassen. Als die Mutter sie zu Bett gebracht hatte und sich zur Arbeit an den Tisch setzte, kam einer nach dem andern daher, sie krochen auf ihren Schoß und herzten und liebkosten sie, daß ihr beinahe der Atem verging. Sie nahm einen der Kleinen in jeden Arm, sah ihnen in die runden, rosigen Gesichter und sagte:

„Ihr garstigen Buben, ihr! Warum sieht keiner von euch dem Vater ähnlich?"

Der vierjährige Feri nahm die Sache ernst und schämte sich; aber Pista, der ältere, wies den Vorwurf zurück.

„Jetzt seh ich dir ähnlich," sprach er, „weil ich noch klein bin. Wenn ich groß sein werd, werd ich sein wie der Vater. Ich

werde einen schwarzen Schnurrbart haben und eine große Nase und Schritte machen so lang," und dabei breitete er die Arme aus, so weit er konnte.

Nun schliefen sie in ihren Bettchen, die zu Füßen des Bettes der Eltern standen. Ilona hatte die Laden der beiden Fenster geschlossen. Die Lampe brannte auf dem Tische, der große Kachelofen in der Ecke sandte eine wohlige Wärme aus. Zwischen ihm und der Tür hingen an einem Rechen die Werktagskleider des Mannes, auf der anderen Seite sein Gewehr, seine Fiedel und sein Stock mit dem Hammer aus Messing. Zwei geschnitzte Schränke erhoben sich stattlich an der Längswand; auf jedem von ihnen stand ein Blumenstrauß aus Wachs, und den Ehrenplatz in ihrer Mitte nahm ein Bild des regierenden Königs Ferdinand I. ein. Zu dessen Füßen prangte, Stephans Erbstück aus dem Elternhause, eine mit Tulpen bemalte Truhe, die solide Verwahrerin des Bargeldes, der Steuerbücher und aller Wertsachen, die man irgend besaß. Auf einem Eckgestelle neben dem Bette lagen vor einem Kruzifix eine Bibel und einige Andachts- und Gesangbücher.

Die Frau hatte eine Jacke vom Rechen geholt und sich in eine Flickarbeit zu vertiefen gesucht. Wenn ihr Mann wüßte, was alles für bangende Gedanken um ihn sie verfolgten, — auslachen, zanken würde er sie. Jedes Eisenbahnunglück, von dem sie je gehört hatte, kam ihr in den Sinn. Was sah sie nicht alles vor sich! Was für schreckliche Möglichkeiten fielen ihr ein! Nein, wirklich, besser nicht denken ... „Denk nicht!" Als kleines Mädchen, als armes, kleines Czárdakind, weit drüben an der untern Theiß, hatte sie es zu hören bekommen von Vater und Mutter, wenn sie für ein Versehen die Entschuldigung vorbrachte: „Aber ich habe mir gedacht ..." „Denk nicht, — gehorche!" Mit den selben Worten hatte der Herr Chef sie angeschrieen, da sie später als Handlangerin in der Schloßküche diente.

Denk nicht — gehorche! hieß es auch in jener fürchterlichen

Stunde, der scham- und gramvolle Jahre folgten ... Nein, nicht denken, Gott danken, daß alles vorüber, was peinigte und quälte, und daß sie die geliebte Frau ihres geliebten Stephan ist und die Mutter seiner Kinder. O Glück, daß es noch so kommen konnte, o Glück, daß er ihr treu geblieben ist ... Sie legte seine Jacke vor sich hin und preßte das Gesicht in ihre Falten. Es war spät geworden, — tiefste Stille herrschte, manchmal unterbrochen durch ein Gemurmel des einen oder des anderen Kindes, das aus dem Schlafe sprach. Ilona holte von dem Eckgestelle ein abgegriffenes Buch, ein Neues Testament, herab und schlug es auf. Sie tat das nie, ohne ihre Augen eine Weile auf dem Vorsatzblatte ruhen zu lassen. Da standen in steifer Handschrift die Worte:

„Dein Tagewerk, wenn auch noch so reich an belohnten Mühen, ist nicht vollendet, bevor du in diesem Buche gelesen hast.

Dein Seelenhirt

Samuel Déry."

Da war ihr, als würde die Tür des Gartengitters vorsichtig aufgeklinkt. Gleich darauf hörte sie deutlich das Knistern des festgefrorenen Schnees unter herannahenden Tritten, und nun ein leises, anhaltendes Klopfen an eines der Fenster.

Sie fuhr zusammen. Es durchzuckte sie: Er hat's nicht ausgehalten fern von uns ... ist umgekehrt ... kommt wieder ... Aber jetzt vernahm sie den Zuruf einer bekannten Stimme:

„Grofka! Grofka! Hört mich an. Öffnet!" — Die Vilma Rezsa. Bei nachtschlafender Zeit kommt sie daher, die Menschen zu schrecken.

Aus jähem Entsetzen geriet Ilona in heftige Entrüstung. Sie eilte auf das Fenster zu und schlug den Laden zurück. Da stand vor ihr die zigeunerhafte Gestalt der Feindin und hob sich dunkel ab von der Schneedecke, die in gespenstiger Weiße über die Landschaft gebreitet war und sie unabsehbar erscheinen ließ,

ohne Grenze als den kalten, grauen, sternenlosen Himmel, mit dem sie am Horizonte verschwamm.

Als Ilona nun auch rasch das Fenster öffnete, fiel der grelle Schein der Lampe auf Vilmas dunkles Gesicht. Ein tückischer Triumph sprach sich in ihm aus.

„Was ich will?" beantwortete sie die Frage, mit der die Bäuerin sie empfing. „Euch etwas erzählen, Grofka ... Nein, nein, es hat nicht Zeit bis morgen. Morgen früh brech ich wieder auf. Ihr habt mich zur Handelsfrau gemacht, jetzt heißt's wandern ... Was ich Euch erzählen wollt, was Euch freuen wird: Ich war nicht bloß in Budapest, war weiter. Bis an die untere Theiß bin ich gekommen, in ein stolzes Schloß mit Säulen so hoch wie hier die Kirche und mit fast so viel Dienerschaft, als bei uns im Ort Leute sind, und habe verkauft und habe einen jungen Grafen gesehen, schön wie die Sonne im Aufgang. Sind ja herzig, Eure Bauernbuben, aber im Vergleich zu dem dort drüben doch nur, was Spatzen gegen Goldamseln sind ... Ihr gäbt was drum, wenn auch Ihr ihn einmal sehen könntet. Aber damit ist's nichts, Grofka, damit ist's nichts!"

„Was meint Ihr? Was sagt Ihr?" stieß Ilona hervor. „Wo wart Ihr? Sagt ... Vilma, Vilma Rezsa!" Sie rief umsonst. Nichts ließ sich mehr hören als das Einschnappen des Schlosses der Gittertür und, immer schwächer werdend, die abgerissenen Laute eines unterdrückten Gekichers. Eine Weile stand Ilona wie angewurzelt und starrte völlig verloren in die Nacht, bis die Kälte, die schneidend hereindrang, sie aufrüttelte. Wieder kam es ihr: Nicht denken! Nicht denken!

Sie trat vom Fenster fort an die Bettchen ihrer Kinder: „Meine Bauernbuben," flüsterte sie, „meine Spatzen." — Ihr Haupt beugte, ihr Blick senkte sich, und zwischen den Kindern und ihr tauchte das Bild eines Knäbleins auf, schwarzgelockt mit blauen, auf sie gerichteten Augen, die sehnsüchtig um Liebe warben.

Als ihr Glück war es gepriesen und Ilona war sehr beneidet worden, da sie vor sechzehn Jahren aus ihrer armen Czárda in die Schloßküche kam, den Dienst einer Handlangerin anzutreten. Sie verdankte diese Verbesserung ihrer Lebenslage dem eifrigen Bemühen des helvetischen Predigers Samuel Déry. Er bewog den Chef, Herrn Alois von Sáskay (der angesehene Mann stammte aus gutem ungarischen Bauernadel), das schöne junge Mädchen aus der abscheulichen Atmosphäre der väterlichen Schenke zu retten. Herr von Sáskay, der nach dreißigjähriger kluger Regierung unbeschränkte Herrschaft in seinem Bereiche ausübte, Leute aufnahm und entließ, wie es ihm gefiel, konnte bald seinem ehrwürdigen Verwandten für die Empfehlung der Ilona danken. Sie machte ihr Ehre, sie war fleißig, anstellig, der gute Wille selbst und hatte bei aller Heiterkeit die feine Würde eines Fräuleins. Wenn der Herr Chef sich nicht vor seiner hochmütigen Ehehälfte geniert hätte, er würde seinen eigenen Töchtern die Art und Weise der Handlangerin Ilona als nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt haben.

„Sie hat nur einen Fehler, mehr eine schlechte Gewohnheit: eine Richtung ins Selbständige in ihren Gedanken. Sinniert, kritisiert: ‚Aber Herr Chef ...' ‚Ach, Herr Chef, ich habe mir gedacht ...' so oder so hat sie sich gedacht. Als ob sie zu denken hätte, — ich bitte Sie."

„Da gehen unsere Ansichten übers Kreuz," erwiderte der Prediger trocken. „Ich spreche keinem Menschen das Recht zu denken ab."

Der Koch spitzte seinen kleinen Mund, als ob er anfangen wollte zu pfeifen: „Ich tu's! — bis zu einem gewissen Grade, Ehrwürden, lieber Vetter. Es gibt einen Grad, von dem an hat ein dienendes Wesen sich zu sagen: ‚Wie's ist, so ist's, — ich hab's nicht zu verantworten und habe nicht darüber zu sinnieren.'"

Er saß in seinem blütenweißen Unschuldskleide, die blen-

dende Tellermütze auf dem Kopfe, seiner Gewohnheit nach auf zwei nebeneinander gestellten Stühlen. Einem allein würde er seine Wucht nicht anvertraut haben.

Das Gebiet, in dem der hochansehnliche Meister seiner Kunst waltete, paßte zu seiner äußeren Erscheinung. Die Tünche der Wände wetteiferten an schneeiger Reinheit mit der seiner Gewänder. Die Tische und Tafeln aus Ahornholz, die mit Schüsseln und Töpfen reich besetzten Borde verbreiteten einen milden, die Panoplien aus kostbarem Kupfergeschirr, die über ihnen hingen, einen blendenden Glanz. Jeder Kasserolledeckel, vom kleinsten bis zum größten, spielte sich auf eine Sonne hinaus. Der Herd übertraf an Umfang so manche Hütte in der Ortschaft Ováros. Um ihn versammelte sich an Winterabenden die ganze Schloßdienerschaft. Da erteilte Sáskay allgemeine Audienzen; man durfte gemütlich beisammen sitzen und plaudern, durfte sogar, was der Chef zu einer anderen Tageszeit nicht gestattete, über die Herrschaft schimpfen.

An warmen Sommerabenden hingegen blieb Herr von Sáskay einsam in seinem Küchensaal. Er befand sich da am besten; er war kein Spaziergänger und verließ den Schauplatz seiner immer ruhmreichen Tätigkeit erst, um sich zur Nachtruhe zu begeben. Ein Besuch, namentlich der des Predigers, war ihm in solchen Stunden willkommen. Besonders freundlich hatte er seinen Vetter heute empfangen, und recht war es ihm gewesen, daß der sogleich das Gespräch auf Ilona gebracht. Er hätte es ohnehin selbst getan, um zu bejammern, wie schwer so ein schönes, junges Ding zu hüten sei. „Sie steigen ihr ja alle nach, die Mannsleute. In dem Punkt hat der feine Herr Kammerdiener denselben Geschmack wie der Reitknecht Stephan. Wenn da einmal ein Unglück geschieht, geistlicher Herr, nehmen Sie mich nicht bei der Nase."

Der Prediger sah ihn an und lächelte über diese Warnung. Zu der Operation, die sie verhüten sollte, hätte man ein Zängel-

chen gebraucht, so völlig war sie, die sonst den Vorsprung im menschlichen Angesicht bildet, versunken zwischen den Wülsten der Wangen.

Samuel Déry nickte ihm zu, betrachtete ihn ein Weilchen und dachte: ‚Dieser Mensch hat eine Seele voll Anmut und Lieblichkeit und im allgemeinen wie in jeder Einzelheit das Äußere eines Mehlsacks.'

Seinerseits dachte der Koch: ‚Gesegneter Mann! Dein Herz das biederste, das ich kenne, schlägt in einer Latte. Zur Latte bist du schon verdorrt. Dazu dein schwarzer Anzug und deine Gewohnheit, die Ellbogen fest an den Leib zu drücken ... Warst einmal ein schöner Mensch, lieber Herr Vetter. Vorbei damit — recht schade!'

„Um die Ilona," nahm der Prediger wieder das Wort, „ist mir trotz all und alledem nicht bang. Es ist hier nicht wie draußen in der Schenke, wo sie jeder Unbill schutzlos ausgesetzt war. Roheit hat sie nicht zu fürchten, und verführen läßt sich die nicht. Sie steht unter meiner Obhut, seitdem ich sie getauft habe. Sie ist mir — meine beständige Sorge! — fast zu fein geraten. Auf zu fruchtbaren Boden sind meine Lehren gefallen. Sie hätte ihrer überhaupt nicht bedurft, sie ist fein und lauter von Natur."

Sáskay bejahte: „Ich bin Eurer Meinung. Aber ich staune. Wie kommt das Kind aus der verrufenen Czárda zu dieser exquisiten Natur? Das reine Wunder."

„Die reine Gnade," versetzte der bestellte Diener am Worte, und Sáskay gab ihm wieder recht:

„Sie hat sich sichtbar an ihr erwiesen. Ruhig — wie man so sagt: ruhig — bin ich trotzdem noch lange nicht ... Es gibt eine Gefahr — ich meine jene, in die gar viele lieber heut als morgen kommen möchten." Seine Augen, klein und glänzend wie betaute Schwarzbeeren, blitzten den Freund aus der Tiefe

ihrer Fettlagen-Umgebung mit einem pfiffigen und zugleich traurigen Blick an, den Samuel verstand:

„Behütet sie! behütet sie!" rief er.

„So gut ich kann. Unter eine Glasglocke stellen kann ich sie nicht ... Wäre sie nur nicht gar so auffallend hübsch ... Er ist keiner von den Ärgsten, aber die Schönheit tut es ihm an, — und wenn ... wie gesagt, mit der Glasglocke ist es nichts ... und wenn er sie sieht und wenn er just bei Laune ist — dann ..."

Der Prediger seufzte schmerzlich: „Ja, dann!"

Beide Männer hielten den Fall für einen verzweifelten. Das gestanden sie einander zu. Ihre Unterredung dauerte noch lang, sie kamen vom Hundertsten ins Tausendste, sie sprachen von der alten Zeit, die nicht die gute für sie gewesen. Was hatten sie alles erlebt und miterlebt an Ungerechtigkeit und Härte, bevor der eine so dick und der andere so mager geworden, wie er jetzt war! Und alles auf dem selben Stück Erde erlebt, in ihrem heimischen Ováros, einem der größten Magnatengüter im Königreiche. Die „blonde" Theiß durchströmte es, Dörfer und Marktflecken gehörten dazu, unabsehbares Weideland und fast ebenso unabsehbare Mais- und Weizenfelder. An und für sich ein stattliches Gebiet, allein gering im Vergleich zur weiten Welt und ein enger Schauplatz für die ganze Daseinstätigkeit zweier Männer, von denen doch einer große Gedanken genährt, davon geträumt hatte, als neuer Apostel der verkümmerten, verunstalteten Heilandslehre aufzutreten und der Menschheit eine leuchtende Spur seines Erdenwallens zu hinterlassen. Und noch heute war der Wunsch, als Wanderprediger auszuziehen, nicht ganz in ihm erstorben. Aber in nächster Nähe gab es immer etwas zu tun, das ihn an die Scholle band: einen Zweifler wieder im Glauben zu befestigen, einem Unglücklichen Trost zu bringen, einen armen Sünder zum Tode vorzubereiten. Die höchste Aufgabe, die er daheim hätte erfüllen mögen, war freilich unerfüllt geblieben und würde es bleiben, wenn er auch noch jahrelang

Mühe an sie wenden wollte. Einfluß auf seinen Grafen würde er nie gewinnen. Manchmal, wenn ein Winterabend, den Samuel auf dem Kastell zwischen dem Herrn und dessen Schwester zubrachte, sich gar zu sehr in die Länge zog, kam es zu einer Erörterung sittlicher und religiöser Fragen. Der Prediger führte seine besten Argumente zu Gunsten jeder evangelischen Tugend an. Seine Worte perlten wie Blutstropfen aus seinem Herzen und verrauchten wie Dunst. Der Gebieter machte hie und da einen derben Einwand, die streng religiöse Gräfin schwieg, aber ihr Mund verzog sich schmerzhaft, und sie bekam eiskalte Hände. Immer, wenn der Prediger meinte, die rechten Worte gefunden und das Unantastbare, das Überzeugende ausgesprochen zu haben, — legte der Graf die türkische Pfeife auf den Tisch und gähnte. Die markige Gestalt streckte sich in dem geschweiften Lehnstuhl, der aufs Haar einem Ruhebette glich, ihrer ganzen Länge nach aus.

„Alles wohl und gut," sprach er. „Bringen Sie das meinen Untergebenen bei. Machen Sie die Leute fromm. Mit der Frömmigkeit hapert's bei den Leuten. Oder nicht? Je nun, das geht Sie mehr an als mich." —

„So werde ich regelmäßig entlassen. Ja, ja, daß es bei ihm am allermeisten hapert, daran denkt er nicht," beschloß der Geistliche seine Anklage, und in ihm regten sich Gefühle, die nichts hatten von apostolischer Duldsamkeit.

Der Koch hielt seine Meinung aufrecht: Sei es, wie es sei, ihr Graf ist keiner von den Ärgsten. Das galt nicht bei Sáskay allein, der eine ausnahmsweise günstige Stellung im Hause genoß, es galt allgemein für ausgemacht. Wenn der Magnat Koloman Zápolya von Óváros, „der große Graf" genannt, nicht gerade von Milde und Rücksicht überfloß, mußte man es ihm verzeihen. „Du wirst Herr sein," war ihm an der Wiege gesungen worden. „Du bist der Herr," war ihm als kaum dem Jünglingsalter Entwachsenen feierlich verkündigt worden.

Schmeichler und Rechtgeber bildeten seinen Umgang, eine Schar armer Verwandter, deren Wohl und Wehe von ihm abhing, seinen Hofstaat.

Trotz des schönen Lebens, das ihm daheim bereitet und als das einzig lebenswerte geschildert wurde, kam doch die Zeit, in der die Sehnsucht in ihm erwachte, noch ein anderes, abwechslungsreicheres kennen zu lernen. Er verreiste für einige Monate, aus denen Jahre wurden. Unmittelbare Nachricht von ihm erhielt in der ganzen Zeit nur seine Schwester, und auch sie äußerst spärlich. Sie war oft darauf angewiesen, bei den Güterverwaltungen, die Gelder nachzusenden hatten, anzufragen, wo ihr Bruder sich jetzt befände, in England, in Frankreich oder — in der Türkei?

Seinen letzten und längsten Aufenthalt nahm er in Wien. Die Familie erfuhr durch gemeinsame Bekannte, daß er sich dort um eine der gefeiertsten jungen Damen am kaiserlichen Hofe bewarb. Aber, fügten die Berichterstatter hinzu, er hat gefährliche Nebenbuhler. Seine Verwandten brachen in Lachen aus, in Geschrei: ‚Wer ist gefährlich da, wo unser Koloman auftritt? Wie müßte die beschaffen sein, um die er sich bemüht und die noch Augen hätte für einen anderen?‘ Im ganzen Komitat, in allen umliegenden Komitaten war es bald verbreitet: der große Graf kommt nächstens als Bräutigam zurück. Seine Schwester schrieb ihm, schüchtern anfragend, in ihrer ängstlich-ehrfurchtsvollen Art. Sie kannte keine andere gegen ihn, dem sie ihr Lebensglück verdankte. Seine Großmut, dessen gedachte sie stets in nie versiegender Dankbarkeit, hatte ihre Heirat mit einem mittellosen, von ihr längst im stillen geliebten Mann ermöglicht.

Sehr lange ließ seine Antwort auf sich warten und war, als sie endlich eintraf, ziemlich rätselhaft:

„Liebe Schwester! Ich komme, verbitte mir alle Empfangsfeierlichkeiten, Du kannst mich aber mit Deiner ganzen Familia

caritatis in Ováros erwarten; Gäste werden sich nur zu bald einfinden, ich brauche eine Hausfrau. Ich verbitte mir auch jede Frage und jeden Ausbruch etwaiger schwesterlicher Anteilnahme und dergleichen. Das aber kannst Du auch den ärgsten Plappermäulern sagen, daß ich, Dein Bruder, lieber als alter, vertrockneter Junggeselle sterben als ein Mädchen meines eigenen Standes heiraten will."

Er kehrte ziemlich unverändert zurück, nur noch etwas ungleicher in seiner Laune, noch etwas leichter zum Zorne gereizt und wilder als früher in seinen seltenen Anfällen von Lustigkeit.

„Immer martialisch!" sagte sein zur höchsten staatsmännischen Glätte zugeschliffener Schwager von ihm und meinte: „Am besten würde er sich im Harnisch machen. Die Rüstung wäre das rechte Kleid für seine übergroße, knochige Gestalt; seinem schmalen Gesichte mit den großen Zügen und dem gewaltigen, lang herabhängenden Schnurrbart müßte die Stahlhaube gut stehen."

Herrischer denn je trat der Graf nach seiner langen Abwesenheit daheim auf. Seine ehemalige Strenge hatte sich zur Unerbittlichkeit verschärft; ein Zug von Mißtrauen, das er selbst peinlich zu empfinden schien, kam sogar dem ihm nächsten Menschen gegenüber zu Tage.

Von seinen letzten Erlebnissen sprach er nie, nicht einmal mit seiner Schwester. Doch erfuhr sie nach und nach alles durch andere. Ihr Bruder hatte für eine junge Dame am Wiener Hofe eine Leidenschaft gefaßt, die ihn um sein gesundes Urteil brachte, ihn mit Blindheit schlug. Wer ihn früher gekannt, wurde irre an ihm. Dieser König in seinem Bereiche, der Widerstand nie erfahren hatte, am wenigsten den einer Frau, hielt das Spiel, das die Geliebte mit ihm trieb, für eine Geduldprobe, die sie ihm auferlegte, und die er unbegreiflich glänzend bestand. Er machte sich weich und fügsam; der ungeleckte Bär war wie ein Seidenfaden in ihrer Hand. Wohlmeinende sagten ihm: „Sie hält

dich zum besten, denkt nicht an dich; ein Glücklicher, der zu schweigen weiß, freut sich ihrer Gunst."

Er wies die Warner in einer Art zurück, die ihnen das Wiederkommen verleidete. Sie hatten erfahren, daß die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, sich nur auf eine Person bezog. Für die übrigen blieb er der Selbstherrliche, sein eigener Ratgeber und Zweifellöser, der Mann, der lieber ertrinken als sich auf eine Planke retten will, die ein anderer ihm zugeschoben hat.

Die Stunde kam, in der die Unglückswellen über ihm zusammenschlugen. Er erlitt eine furchtbare Enttäuschung und hatte es nur seinem Stolze zu danken, daß er sie nicht als Demütigung empfand. Aber eine feierliche Absage leistete er an alle Mädchen und Frauen der Kaste, der die angehörte, die sich so schnöde an ihm versündigt hatte. Mit dem Glauben an die eine war ihm der Glauben an alle versunken.

Von nun an lebte der Graf als Landwirt und Jäger auf seinen Gütern, am liebsten in Óváros. Dorthin berief er auch seine Schwester nach dem Tode ihres Mannes zu bleibendem Aufenthalte. Sie gehorchte, sie kam, sie durfte ihm gegenüber keinen Willen haben, denn von ihm hing das Wohl und Wehe ihrer Kinder ab. Er hatte ihre fünf Söhne in adeligen Erziehungsanstalten untergebracht. Sie konnte darauf zählen, daß er für ihre Zukunft sorgen werde, wenn ihnen seine Gewogenheit erhalten blieb. Diese zu verscherzen war nur allzu leicht, und die Gefahr lag nahe. Zwischen ihnen und dem Onkel Wohltäter bestand keine Übereinstimmung; sie waren alle dem Vater nachgeraten und mehr Österreicher als Ungarn. Besonders die älteren ertrugen nur mit schwerer Selbstüberwindung die Gewaltherrschaft des Familienhauptes. Ihre Mutter verzichtete freiwillig auf das Glück, sie in der Ferienzeit bei sich zu haben, um jeder Gelegenheit zu einem Konflikte mit dem Grafen vorzubeugen.

Sie selbst schleppte ein armes Dasein in nervenaufregendem Unbehagen, in immerwährender Furcht des „Herrn" recht mühselig weiter. Verwöhnt worden, sagte sie sich selbst, war sie durch den Umgang mit ihrem verstorbenen Gatten. Der ihr an Geist und Bildung weit überlegene Mann hatte ihr jeden Wunsch abgelauscht, sie erfinderisch mit Rücksichten umgeben. Nun aber lag es an ihr, alle erdenklichen Rücksichten zu üben gegen ihren Bruder, den sie in so vielen Beziehungen übersah. Die Mutterliebe machte ihr das Martyrium einer widerstrebenden Geduld, einer überzeugten Demut zur Pflicht.

Alle Diener, alle Dorfleute wußten: sie meint es gut mit uns. Ihr blutet das Herz bei jeder Härte, die vom Grafen, bei jeder Ungerechtigkeit, die von seinen Beamten verübt wird; aber auch nur die geringste verhüten kann sie nicht. Sie getraut sich kaum, beim Hofrichter ein gutes Wort für einen armen Teufel einzulegen. „O die! Die dankt Gott, daß sie das Leben hat," sagten die Leute, und so war denn ihr Ansehen sehr gering. Aber Befehle erteilen sollte sie doch, die große Haushaltung hatte sie doch zu führen und für die vielen Gäste zu sorgen, die tagaus, tagein in Ovároš sich einfanden. Unschätzbar war da die Hilfe des guten Sáskay, der mit seiner Autorität eintrat, wenn die ihre nicht ausreichte. Nur die Kosten der Liebenswürdigkeit konnte er ihr nicht tragen helfen, die mußte sie allein aufbringen. Der Graf kam selten rechtzeitig zu einer Mahlzeit. Er kümmerte sich nicht um die „Sippschaft", wie er verächtlich sagte, die bei ihm aß und trank. Zu einem Tor fuhr die herein, zum anderen ritt er hinaus, gefolgt von seinem Reitknecht Stephan. Schenkte er den Nachbarn, den Verwandten einmal ein paar Stunden, waren sie beglückt; ließ er sich zu einer Partie Tarock mit ihnen herbei, war es für sie der Gipfel der Ehren. Er spielte nachlässig, zerstreut, als Grand Seigneur, der die guldengierigen Partner gewinnen läßt. Oft geschah's, daß man erfuhr: er ist eben angelangt, hat das Essen auf sein Zimmer

befohlen und den Hofrichter rufen lassen. Da herrschte Bestürzung, da wußte man, irgend eine Unregelmäßigkeit ist entdeckt worden, und jetzt wird ins Gericht gegangen. Drakonische Strafen werden diktiert, Familien werden brotlos, vielleicht wegen eines unbedeutenden Versehens, vielleicht sogar wegen eines unbegründeten Verdachts.

Was die Beschlüsse, die der Graf in solchen Augenblicken faßte, furchtbar machte, war ihre Unwiderruflichkeit. Wenn sich die Unschuld eines Verurteilten auch sonnenklar herausstellte, zurückgenommen wurde das Urteil nicht. Der so ungeschickt war, eine schlechte Meinung zu erwecken, mochte sich mit dem Bewußtsein seiner Makellosigkeit trösten, wenn er jetzt betteln ging.

Einen Widerruf wird er aber dennoch leisten, hatte die Familie lange gemeint. Heiraten wird er doch, und daß er eine andere als eine hochgeborene Dame wählen könne, war ausgeschlossen. Wenn er stürbe, ohne Erben zu hinterlassen, ginge das Majorat auf die Angehörigen einer Linie über, mit der die seine von jeher auf dem Kriegsfuß gestanden hat. Denen wird er es doch nicht zuwenden wollen.

Trafen ihn seine Bekannten einmal ausnahmsweise gut gelaunt, dann wagten sie von der oder jener schönen Magnatentochter zu sprechen, die zur Herrin von Ováros wie geschaffen sei. Diese Andeutungen nahm er mit der Gleichgültigkeit hin, die man Angriffen auf unwiderrufliche Entschlüsse entgegensetzt.

„Hat sie selbst euch hergeschickt? Was kriegt ihr für eure Freiwerberei?" Sein letztes Wort war immer: „Gebt mir Ruh mit den Weibern!"

Die „Weiber" spielten keine Rolle in seinem Leben, er verschwendete wenig Gedanken und wenig Zeit an sie. Für die Schönheit behielt er aber auch in vorgerückten Jahren scharfe Augen, und wenn der Anblick eines jungen Mädchens oder einer jungen Frau besonderen Eindruck auf ihn gemacht hatte, ließ er sie zu sich laden. Und weil die Zeugin seiner schwachen Stunden

immer reich beschenkt entlassen wurde, und weil die Moralbegriffe auf den Höfen von Ováros nicht strenger waren als die an den Höfen des vierzehnten und des fünfzehnten Ludwig, herrschte allgemeines Bedauern, daß der Herr und Gebieter nicht mehr schwache Stunden hatte.

Ilona war schon seit einigen Wochen im Hause, als Gräfin Elisabeth zum erstenmal auf sie aufmerksam wurde.

Das Schloß, von dessen Turme vor dreihundert Jahren der Halbmond auf das verwüstete Land herab geglänzt hatte, sah heute mit seiner Front auf einen grünen, baumreichen Park. Nördlich begrenzte ihn der Weg, der zum Dorfe führte, gegen die andern Himmelsgegenden hin die Umzäunung des liebevoll gepflegten Obstgartens. Der rückwärtige Trakt des Schlosses umgab einen großen, viereckigen Hof, auf den die Fenster der verschiedenen Küchen und Dienerzimmer gingen. Die Räume, die der Graf und seine Schwester im ersten Geschosse bewohnten, waren durch den Ahnensaal und die Prunkgemächer getrennt. Das zweite Geschoß wurde von zahllosen, uralten Geschlechtern entstammten Mäusefamilien als erbgesessene Domäne betrachtet. Doch ehrten sie den Brauch des Hauses und zogen sich während der Anwesenheit seiner Gäste hinter die Tapeten zurück. Den Zugang zum Hof bewachten von hohen, steinernen Pfeilern aus zwei unförmige, graue Gebilde, die dereinst aufwartende Wappenlöwen gewesen sein mochten. Außerhalb des Hofes lief zwischen windbrüchigen, überständigen Eichen ein breiter Weg bis zu den Wirtschaftsgebäuden und Stallungen. Der Wiesengrund neben ihm war von Kieswegen durchschlängelt und mit Flieder- und Jasminsträuchern bepflanzt.

Dort befand sich Gräfin Elisabeth an einem sonnigen Frühlingsmorgen. Sie ging von Gebüsch zu Gebüsch und schnitt die am reichsten blühenden Zweige ab, sie zu Sträußen zu binden, mit denen sie ihre Zimmer schmückte. Die schmale Dame im

schwarzen Witwenkleide hatte immer etwas ängstlich Hastendes in ihren Bewegungen und wandte sich auch jetzt mit ganz unbegründeter Eile dem Schlosse zu. Aber plötzlich bannte ein gar lieblicher Anblick sie auf ihren Platz.

Aus dem Hofe kam, einen Korb am Arme, ein junges Mädchen in Bauerntracht, zierlich und schlank und fein gegliedert. Sie hatte die schweren braunen Haarzöpfe um den wundervoll geformten Kopf geschlungen; auf ihrem zarten, rosig angehauchten Gesichte lag ein sanfter, still in sich beglückter Friede, wie er aus den Augen ganz junger, ahnungslos in die Welt blickender Kinder spricht. Sie schritt dahin, sanft und sicher, im unbewußten Genuß ihrer blühenden Jugend, daheim auf dieser schönen Erde, in wonniger Übereinstimmung mit dem Frühlingsleben, in dem ihr eigenes knospete und prangte.

‚O du Glückskind!‘ dachte die arme, in steter Bangnis schwebende Gräfin beim Anblick des holden Geschöpfes, das ihr erschien wie die verkörperte Anmut und Seelenruhe. Sie war im Begriffe, aus dem Gebüsch hervor zu treten, als sie den Reitknecht Stephan vom Stalle herüber dem jungen Mädchen entgegenkommen sah und unwillkürlich dachte: ‚Ich möchte doch sehen, ob er an der Schönheit gleichgültig vorbeigeht‘. Stephan führte an jeder Hand ein gesatteltes Pferd am Zügel und ging zwischen den zwei edlen Tieren gemächlich dem Schlosse zu. Er hatte offenbar noch Zeit. Ein paar Schritte vor dem jungen Mädchen blieb er stehen und betrachtete sie wohlgefällig und sie nicht weniger wohlgefällig ihn oder vielmehr — seinen Anzug. Der gefiel ihr über die Maßen. Die seltsame Mütze, der dunkelgrüne Leibrock aus feinstem Tuch mit den goldenen Knöpfen, die weißen Lederhosen, die blinkenden Stulpstiefel, das war alles so kostbar und so eigentümlich, daß sie vor Staunen über die Adjustierung kaum beachtete, wie hübsch der braune Bursche war, der in ihr steckte.

„Du!“ rief er sie an, „du bist gewiß die Ilona aus der

Czárda, die der Herr von Sáskay unlängst aufgenommen hat. Bist du's nicht?"

„Warum soll ich's nicht sein?" erwiderte sie; „freilich bin ich's. Und Sie, wer sind Sie?"

„Sag nur ‚du'. Ich dien im Stall und bin ein Reitknecht."

„Nur ein Reitknecht und hast so schöne Kleider? Ist dir nicht leid um die schönen Kleider drin im Stall?"

„Im Stall trag ich sie nicht. Nur zum Ausreiten mit dem Herrn Grafen."

„So — du reitest aus mit dem Grafen?" fragte sie und entsann sich der Warnungen des Predigers und Sáskays vor jedem Zusammentreffen mit dem Herrn. „Fürchtest du dich nicht vor ihm? Er soll so bös sein."

„Hej, ja! Bös ist er schon. Mir hat er aber noch nichts getan." Während er sprach, hatte eines der Pferde nach dem anderen die weiche Nase seinem Gesicht genähert und ihn sanft und freundschaftlich angetupft.

„Mir scheint," meinte Ilona, „deine Pferde haben dich gern."

„Ja, ja, die dummen Tiere — ich sie auch."

„Das glaub ich, sie sind so schön."

„Schön sind sie schon. Pferde sind das Schönste auf der Welt, außer, ja — was denn?" Er blinzelte sie pfiffig an: „außer vielleicht die schönen, jungen Mädchen. Hej! da müßte aber eines ganz schön, ganz jung sein, es müßte sein ..." wie ‚du' schwebte es ihm auf den Lippen, leuchtete es ihm aus den Augen.

Sie hob drohend den Finger: „Sprich keinen Unsinn! sonst verklag ich dich beim Prediger."

„Der dich hergebracht hat?"

„Der mich hergebracht hat. Vergelt's ihm Gott! Ich bin so froh! so froh!"

„Ich bin auch froh, weiß Gott warum," sagte er lachend und setzte seinen Weg fort.

Die Gräfin hatte von dem Gespräch nur die letzten Worte

deutlich verstanden. Sie klangen wie ein leises Jauchzen und erquickten das Herz der armen Frau, die fast nie allein und doch schrecklich einsam, fast immer von lärmender Lustigkeit umgeben und selbst doch so traurig war. Sie hatte viele Kinder und entbehrte die Nähe aller. Wie der Stephan hergekommen war mit den Pferden, hatte sein längliches Gesicht, hatten die feine, etwas aufgestülpte Nase, der frische Mund und besonders der gutmütige Ausdruck der dunkelblauen Augen sie an ihren Ältesten, ihren Ludwig, gemahnt. Ihr, die an Wahrzeichen glaubte, hatte Stephans: „Auch ich bin froh!" wohlgetan. Vielleicht war das eine gute Vorbedeutung. Vielleicht erwarb sich ihr Ludwig eben neue Ehren zu den vielen, die er als Zögling der Theresianischen Ritterakademie in Wien schon errungen hatte.

Am selben Tage noch ließ sie Sáskay rufen, erkundigte sich bei ihm nach der jungen Schönheit, die in seiner Küche aufgetaucht war, und sagte ungefähr das selbe, was der Prediger gesagt hatte. Sáskay wußte auch ihr nichts anderes zu erwidern, als er seinem Verwandten erwidert hatte.

Bald aber konnten alle, die an Ilonas Geschicken teilnahmen, sie für geborgen halten.

Stephan hatte dem Herrn Chef gehorsamst angezeigt, daß er sich mit ihr verlobt habe und auf sie achtgeben und jedem die Zähne einschlagen werde, der sich erfrechen sollte, einen „unrechten" Blick nach ihr zu werfen. „Denn," schloß er seine Anrede, „gnädiger Herr von Sáskay, eifersüchtig bin ich schon wie der Teufel."

„Sei nur auch eifersüchtig auf dich selbst," sprach der Chef; „halte deine zukünftige Frau in Ehren."

Mit einem schönen Aufleuchten in seinen Augen versicherte der Bursche, darauf könne der Herr von Sáskay sich verlassen, und die gleiche Versicherung gab er auch dem Prediger.

Vom Heiraten war freilich noch keine Rede; die Brautleute mußten noch so manches Jahr dienen und sparen, bevor sie daran denken durften, einen Haushalt zu gründen. Aber die

Gegenwart wurde ihnen durch die Aussicht in die Zukunft vergoldet, und auch diese Gegenwart war ja so übel nicht. Selten verging ein Tag, an dem sie einander nicht sahen und nicht wenigstens ein paar Worte wechseln konnten. Am Sonntag nachmittag aber, wenn alles, was „frei" hatte und junge Beine, ins Wirtshaus tanzen ging, trafen die Verlobten beim Prediger zusammen, der ihre kleinen Ersparnisse verwaltete. Sie überzählten ihre Gulden und Kreuzer und bauten in Gedanken an einer zukünftigen Wohnstätte, einem kleinen, allerkleinsten Hause. Sie richteten es in Gedanken auch ein, und in einen Grund, den sie sich dazu träumten, säten sie Mais und legten Gemüsebeete an.

Rasch wie noch nie floß ihnen der Sommer dahin. Der Herbst kam heran und mit ihm die Jagdzeit, die Scharen von Gästen nach Ováros brachte. In den Küchen und in den Stallungen gab es so viel zu tun, daß manche Woche verging, in der Stephan seine Ilona nicht einmal von weitem erblickte, und mancher Sonntag schwand dahin, an dem von einem Besuch beim Prediger nicht die Rede sein konnte.

Im Leben des Herrn Chefs bildeten die Jagdzeiten die Glanzperioden; da zeigte er sich in seiner Gloria, da betätigte sich die Unerschöpflichkeit seiner Phantasie bei der Zusammenstellung von Mahlzeiten ebenso glänzend wie seine Kunst bei der Ausführung jedes einzelnen Gerichtes. Die schmeichelhaftesten Botschaften wurden ihm schon von der Tafel aus zugeschickt, und nachmittags erschienen die leutseligen unter den Herrschaften persönlich in seiner Küche und spendeten ihm die überschwenglichsten Lobeserhebungen. Er nahm sie würdevoll, beinahe mit Herablassung entgegen; niemand hätte ahnen können, wie sehnsüchtig er nach dieser Anerkennung gelechzt hatte, wie entsetzlich ihm ihr Ausbleiben gewesen wäre.

Nun geschah's, daß eines Vormittags, kaum eine Stunde, ehe das Diner aufgetragen werden sollte, und als der Koch vor

seinen der Vollendung entgegenreifenden Werken am Herde stand, ein Küchenjunge hereinstürzte. Er war purpurrot vor Entzücken, der Überbringer einer schlimmen Botschaft zu sein, und rief: „Herr von Sáskay! Herr von Sáskay! Der Herr Haushofmeister läßt Ihnen sagen, daß Gäste gekommen sind, zwei Wagen voll! Acht Personen! Bleiben alle beim Diner, Herr von Sáskay!"

Das war nun doch auch seinem an Auskunftsmitteln so reichen Geiste zuviel. Der Chef murmelte etwas von Schlagtreffen, ließ sich seine zwei Stühle in die Mitte der Küche rücken, stemmte beide Arme in die Seite, so daß er den ganz ungewöhnlichen Anblick eines Mehlsackes mit Henkeln bot, und dachte nach. Das Küchenpersonal sah ihm zu. Niemand gab einen Laut von sich. Plötzlich rief Sáskay die Namen der beiden Mehlspeiseköchinnen.

„Marina! Susi! Hierher! Und du, Ilona, du hast die schnellsten Beine, du läufst, was du kannst, zum Fischmeister, verstehst? Er soll gleich — gleich! verstehst? — das Beste schicken, was er hat. Nimm den kürzesten Weg durch den Park in den Obstgarten und gradaus zum Bach; dann sind's nur noch ein paar Schritte bis zur Fischerei. Lauf! lauf! Solltest schon wieder da sein."

Und Ilona lief — ach, so gern, so freudig. Lange war sie nicht mehr gerannt wie früher als Kind und als ganz junges Mädchen, daß die Zöpfe flogen, gerannt ohne Ziel und Zweck, aus purer Lust am tollen Laufe.

Wie der Blitz geht's über die Wiesen dem Tore des Obstgartens zu ... Es ist verschlossen; nachzusehen, ob versperrt oder nur eingeklinkt, hat sie keine Zeit. Der Zaun ist nicht allzu hoch — mit einem tüchtigen Anlauf nimmt sie das Hindernis. Vorwärts! Hurra! Sie springt, ist darüber und liegt — an der Brust eines Mannes, der quer durchs Wäldchen gekommen und eben hinter den Bäumen hervorgetreten ist.

Sie schnellt zurück, von Entsetzen erfaßt. Der Graf! Es ist der Graf, an den sie angepralllt. Sie hat ihn schon mehrmals gesehen zu Pferde, und das mächtigste war ihr unter ihm klein vorgekommen und Stephan wie ein Knabe, wenn er hinter ihm herritt. Aber so groß, so furchtbar wie jetzt ist der Gebieter ihr noch nie erschienen.

„Herr Jesus! Herr Jesus!" stammelt sie und starrt in Todesangst zu ihm hinauf. In seinen tiefliegenden, stechenden Augen blinkt es so merkwürdig, so unheimlich. Eines Herzschlags Dauer hat Schrecken sie gelähmt, dann ist sie auf der Flucht. Leichtfüßig, angstgepeitscht rennt sie über den Fußsteig im Gehölz.

Der Graf war stehen geblieben; er sah ihr nach, bis ihre schlanke, elastische Gestalt im Grün verschwand.

Am Abend, als Ilona und ihre zwei Kameradinnen sich nach dem Zimmer in der Nähe der Küche, das sie miteinander teilten, begeben wollten, kam ihnen im noch hell erleuchteten Gang der Sekretär entgegen. Auf seinem olivenfarbigen Gesichte lag der Ausdruck höhnischer Freundlichkeit. Er verlor ihn nie, selbst nicht nach einem Auftritt mit dem Herrn, der — was oft vorkam — in tätlicher Mißhandlung des treuen Dieners geendet hatte. Auch jetzt trat er bissig lächelnd auf Ilona zu, drehte die nadelfeinen Spitzen seines Schnurrbarts und sprach nachlässig:

„Gut, daß ich dich treffe. Du sollst zur Frau Gräfin. Komm gleich mit. Und ihr," wandte er sich an die andern Mädchen, „geht schlafen."

Zur Gebieterin, die ihr die Pflege ihrer Blumen anvertraut hatte, gerufen zu werden, war für Ilona nichts Ungewöhnliches; nur war es bisher zu so später Stunde nie geschehen.

„Was befiehlt die Frau Gräfin?" fragte sie.

„Weiß nicht," antwortete er. „Solltest du es nicht besser wissen als ich?"

Als sie die große Treppe betreten wollte, zog er sie lachend zurück: „Nicht dorthin; dort wartet die Frau Gräfin nicht."

Er führte sie durch einen Eingang, der sonst immer geschlossen blieb, über eine teppichbelegte, bildergeschmückte Seitentreppe. Sie standen vor einer in dunkelm Getäfel angebrachten Tür. Der Sekretär stieß sie auf:

„Da hinein und verstell dich nicht! Du weißt, wer dich rufen läßt."

Sie schauderte; ihr war, als grinse der leibhaftige Böse sie aus seinen gelben Zügen an. „Ich ... ich ..." stöhnte sie verwirrt, außer sich ... „ich habe gedacht ..."

„Denk nicht, gehorche!" war das letzte, was sie vernahm, als die Tür des halb dunkeln, hoch gewölbten Raumes, in den der Sekretär sie gestoßen hatte, hinter ihr ins Schloß fiel.

Das war eine andere Ilona, die von gestern und die von heute und die von all den Tagen, die dem Heute folgten. Eine, der aus der Seele gerissen worden ist mit Stumpf und Stiel und bis aufs letzte Würzelchen, was in ihr geblüht hatte an stiller Heiterkeit, an Lebensfreude und an schöner Zuversicht. Eine, die statt Sehnsucht nach ihrem Stephan unsagbare Scheu vor ihm empfand. — Nur ihm, Herrgott im Himmel, nur ihm nicht unter die Augen kommen! In weitem Bogen wich sie ihm aus, wenn sie ihn in der Ferne erspähte. Lieber totgeschlagen werden, lieber verbrennen bei lebendigem Leibe, als ihm in die Augen sehen müssen.

Er war ratlos, wußte nicht, was er denken sollte; er glaubte anfangs an einen Scherz, eine Überraschung, die sie vorbereitete. Er schickte ihr Botschaft auf Botschaft, und da keine Antwort kam, fing er endlich an zu schmollen und wartete, daß sie einlenken werde ... wartete umsonst, Ilona ließ sich nicht mehr blicken, weder bei den Versammlungen in der Schloßküche noch außerhalb des Hauses.

Durch den Prediger, dem Stephan sein Leid klagen ging,

erfuhr er eines Tages die ganze, furchtbare Wahrheit und mußte sie, aus diesem Munde kommend, gelten lassen. Die Andeutungen seiner Mitdiener hatte er mit Faustschlägen beantwortet.

Im Schlosse konnte, was geschehen war, kein Geheimnis bleiben; Ilona selbst verriet es durch ihre Verzweiflung. Einige der Hausleute bemitleideten sie; von den meisten wurde sie verspottet.

„Was die für Geschichten macht!" sagte die hübsche Köchin Marina. „Als ob sie eine Prinzessin wäre, die keiner anrühren darf, der sie nicht gleich zum Traualtar führt."

Ein kecker Küchenjunge setzte den Zeigefinger an die Stirn, tat, als ob er nachsänne, und schlug dann ein Schnippchen: „Wer weiß? Vielleicht ist sie eine Prinzessin und wäscht nur zum Vergnügen Geschirr ab."

Die Schlafkameradin Ilonas, die sich zuerst und am meisten über sie lustig gemacht hatte, war auch die erste, die Erbarmen mit ihr fühlte. Das Mädchen erwachte einmal des Nachts, vom Mondenschein geweckt, der ihr durch das halb geöffnete Gitterfenster hell ins Gesicht fiel, und sah Ilona noch angekleidet am andern Ende des Zimmers vor ihrem Bette knien. Sie vergrub den Kopf in das Kissen und suchte ihr herzbrechendes Schluchzen zu unterdrücken.

Ein Weilchen zögerte die Gefährtin; bald aber stand sie auf, trat leise zu der Weinenden heran, legte ihr liebkosend die Hand auf den Nacken, beugte sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Du bist dumm, Ilona, kränkst dich. Eine andere wäre froh ... Hätte doch der Sekretär sich geirrt und statt deiner mich zum Grafen gerufen!"

Ilona fuhr empor: „Sprich nicht so, sprich nicht so! — So etwas zu denken ist schon Sünde."

„Glaub das nicht," erwiderte die kleine Erzsi; „gar keine Sünde wär's! Etwas Gutes käme dabei heraus."

„Etwas Gutes?"

„Ja. Mir würde jetzt der Beutel mit dem vielen Geld gehören, den der Sekretär in deine Truhe gelegt hat, und ich würde meinen János vom Militär loskaufen, und wir könnten heiraten und glücklich sein."

Ilona blickte sie lange schweigend mit maßlosem Staunen an: „Heiraten? ... Würde er dich denn noch nehmen?"

„Noch nehmen?" wiederholte Erzsi, „o wie gern — er hat mich ja lieb; er wäre froh, daß er mich früher bekommt, als wir je gehofft haben."

Wieder blickte Ilona nachdenklich zu ihr hinauf und sagte unendlich traurig: „Mein Stephan ist anders."

„Ach was! Das bildest du dir ein."

„Das weiß ich. Zwischen ihm und mir ist alles aus, und ich will und brauche in der Welt nichts mehr. So geh du nur zu meiner Truhe, nimm das Geld heraus und kaufe deinen János los."

Der Freudenschrei, den Erzsi ausstieß, weckte die dritte der Kameradinnen. Sie richtete sich zürnend auf in ihrem Bette und befahl Ruhe.

Dem bewegten Herbst folgte ein stiller Winter. Wie alljährlich, verlebte ihn der Graf auf einem seiner Güter in Slawonien. Einige Diener und Stephan mit den Lieblingspferden waren dahin vorausgeschickt worden.

In Ovároš führte während der Abwesenheit ihres Bruders die Gräfin eine sogenannte Regierung. Wem es gefiel, der beugte sich ihrem milden Zepter. Die Weihnachtszeit, die freudig erwartete goldene Zeit, brachte ihr das Wiedersehen mit ihren Söhnen. Da hatte sie alle um sich, da schwelgte sie in Mutterstolz und Mutterglück. Ein wonniges Beisammensein, ein schweres Scheiden. Nach Neujahr waren die Kinder wieder fortgezogen, und Elisabeth wanderte blaß und verweint durch das Haus, durch die Gärten, saß mittags und abends bei ihrem traurigen Mahle, empfand mit bitterem Wehgefühl ihre tiefe Einsamkeit

und fürchtete doch die Stunde, die den Grafen und mit ihm eine lästige, ihr widerstrebende Geselligkeit zurück bringen werde.

Woche um Woche verging. Eines Tages klopfte es sachte an ihrer Tür. Aus den Gewächshäusern waren frische Blumenstöcke gebracht worden. Ilona kam, um sie mit den welkenden zu vertauschen, ging ein und aus und ordnete die Pflanzen in den Körben und auf den Tischen.

Die Gräfin sah ihr zu. Sie waltete mit Ernst, mit großer Sorgfalt ihres Amtes. Und doch, was konnte ihr daran liegen, ob es etwas besser oder etwas schlechter versehen wurde? Ihr, mit ihrem schweren Herzen, ihr, der Trostlosigkeit mit steinernen Zügen auf der Stirn geschrieben stand?

Wohin war der selige Frieden gekommen, um den Elisabeth das arme Kind beneidet hatte?

Gewiß, später als jedem andern im Schlosse war ihr zur Kenntnis gelangt, wie es um Ilona stand, und auch dann noch wollte sie den Schein des Nichtwissens wahren, wollte nicht hören noch sehen. Das ihr selbst unerklärliche Gefühl einer Art Abneigung gegen die Unglückliche hatte sich mit der Erkenntnis der Schuld, die an ihr begangen worden, ins Herz der Gräfin gestohlen. Heute schmolz die ihrem eigensten Wesen völlig fremde Härte. Sie erhob sich, ging auf Ilona zu und klopfte ihr sanft auf die Schulter!

„Kränke dich nicht so herunter, liebes Kind," sprach sie; „es kann noch alles gut werden."

Wie aus dem Schlummer aufgeschreckt, fuhr das Mädchen zusammen; brennende Röte flammte auf ihren Wangen, ihre Augen blieben gesenkt: „Nichts kann mehr gut werden," stammelte sie, „nichts mehr, hochgeborne Frau Gräfin."

Elisabeth suchte ihr Trost zuzusprechen, fühlte aber bald, daß ihr Bemühen eitel war, und hielt auf einmal inne. Alles, was sie sagte, erschien ihr selbst als hohles Gerede, diesem bedauerns-

werten Geschöpfe gegenüber, das sich seines Elends so klar bewußt war.

Ilona schlich die Treppe hinab und langsam, durch den Gang, am Morgen schon müde, erschöpft vor Beginn des Tagewerks. Draußen lag dichter, frisch gefallener Schnee, Märzschnee. Traumhaft schön war das Licht, das durch die hohen Fenster mit den steilen Spitzbogen drang, auf dem ziegelgepflasterten Boden ruhte, einen zarten Schmelz auf die altersgrauen Steinmauern zauberte und sie stellenweise wie angehauchte Spiegel erscheinen ließ.

O heiliges Licht! silbern glänzender Himmel, lilienhaft schimmernde Erde! Dumpf und leidvoll empfand ein entwürdigtes Menschenkind euern Anblick als Symbol der Reinheit und weinte über sich.

„Du!" rief plötzlich eine wuterstickte Stimme hinter ihr, und sie wandte den Kopf. Nun ja! all die Tage hatte sie davor gezittert. Man wußte schon im Schlosse: der Stephan wird nächstens da sein mit den Pferden.

Und da war er, hatte ihr in einer Fenstervertiefung im Gang aufgelauert, sie vorübergehen lassen, schrie ihr jetzt zu und näherte sich dräuend. Ihre Knie wollten versagen; sie lehnte sich, um nicht umzusinken, mit dem Rücken gegen die Wand, an die sie auch krampfhaft die herabhängenden Arme, die flachen Hände preßte.

Stephan trat dicht vor sie hin, bleich vor Zorn; unbarmherzig maß sie sein Blick vom Wirbel bis zur Sohle; zwischen den knirschenden Zähnen stieß er sinnlose, unzusammenhängende Reden und Schimpfwörter hervor. Sie zuckte unter jedem wie gepeitscht, aber ihre Qual blieb stumm und ohne Laut, bis endlich seine Maßlosigkeit ihren Widerstand weckte. Als er keuchend, mit versagendem Atem nach Worten rang, sagte sie:

„Ich habe gewußt, was ich von dir zu erwarten habe, wie arg du sein kannst und schrecklich."

„Gewußt hast du's, gefürchtet hast dich nicht!" Er hielt ihr die geballte Faust vor die Augen: „Ich müßt noch viel ärger sein, du Schlechte!"

„Ich bin nicht schlecht," brachte sie mühsam hervor. „Ich kann nicht für mein Unglück ... Wie soll ich dafür können? ... Wer ist stärker, der Herr oder ich?"

„Du hast Zähne, du hast Nägel, hast eine Stimme, kannst schreien."

„Und wer kommt auf mein Geschrei? Wer getraut sich? Wer hat dem Herrn etwas zu befehlen, Stephan, Stephan — du Narr!"

Er stutzte; ein wilder Fluch starb auf seinen Lippen.

„Wenn ich das ganze Schloß zu Hilfe rufe, wer hilft mir; sag mir, wer mir hilft!"

Auch darauf wußte er nichts zu erwidern; das war aber keine Milderung seiner Pein — gefoltert wand er sich in ihren Krallen.

Die ihn liebte, wurde von einem großen Erbarmen mit ihm erfaßt.

„Beschimpf mich nicht, Stephan," bat sie gepreßt und leise; „wenn du wieder zu dir kommst, wird dir's leid sein ... Schau dich nicht mehr um nach mir, schau mich nicht an! ... Ich vergeh vor Scham, und ich kann ja nichts dafür — und ich bitte dich, spare nicht mehr, geh tanzen am Sonntag. Suche dir eine andere aus — du brauchst nur auszusuchen ... wie viele haben mich beneidet ..."

Ein der Rührung verwandtes Gefühl wollte ihn erfassen; er rang dagegen, er trieb sich selbst in einen neuen Zornesausbruch hinein. Diesem aber blieb Ilona nicht mehr schutzlos ausgesetzt.

Stephans Toben hatte Zeugen herbeigelockt. Die einen, die ihn auf den veränderten Stand der Dinge aufmerksam gemacht und dafür Faustschläge geerntet hatten, triumphierten; die Neugier der andern, die voll Spannung das Wiedersehen der Braut-

leute kaum mehr erwarten konnten, war befriedigt. In schönster Einmütigkeit legten alle sich ins Mittel, Ilona wurde von allen verteidigt. Die kleine Erzsi schlang die Arme um ihre Freundin und rief empört dem schonungslosen Ankläger zu:

„Fort! Schäm dich! Versteck dich! ... Etwas Besseres, heißt es immer, bist du ... Du etwas Besseres! ... Ein Finger meines János, ein Haar ist mehr wert als du!" Sie glühte, sie schrie: „Was würde er tun, wenn ich etwas Schlechtes getan hätte, wenn ich's gern getan hätte? — Durchprügeln würde er mich, und dann wäre alles wieder gut. So macht's einer, der einen lieb hat. Du hast nur dich selbst lieb, denkst nicht an sie, fragst nicht einmal: ‚Hat sie's gern getan? Kann sie dafür? Kränkt sie sich nicht ab Tag und Nacht, weint sie sich nicht zu Tod!" Die kleine Erzsi war in ihrer flammenden Entrüstung ein wenig lächerlich und sehr bewunderungswürdig, und ihre Beschuldigungen übten auf Stephan, statt ihn zu reizen, einen beschwichtigenden Einfluß aus.

Am nächsten Tage kam der Graf zurück, und schon wenige Stunden nach seiner Heimkehr wurde Stephan mit den Pferden zum Ritte nach dem entlegensten Fohlenhof befohlen.

Nun ging's im bequemen, gleichmäßigen Galopp über die Heide. Sie schien sich ins Unendliche zu dehnen in ihrer melancholischen Einförmigkeit, trübselig, wie der Gedanke an ein freudenbares ewiges Leben. Der fast verwehte, fast geschmolzene Schnee breitete nur noch in den seichten Mulden des Bodens mißfarbige Laken aus. Ein weißlich schimmernder Fleck am trüben Himmel bezeichnete die Stelle, an der die Sonne schon ziemlich niedrig stand. So eisig scharf strich der Wind, als ob jede Hoffnung auf den nahenden Frühling in den Herzen der Menschen abgeschnitten werden sollte. Den Stempel der Trostlosigkeit trug diese große Ebene, auf der ein junger Reiter hinter einem alten einherjagte. Der alte hatte den breiten Rücken gebeugt, den Kopf gesenkt, wie wenn er Sturm laufen wollte gegen den Sturm.

„Du Mörder! o Mörder du, vermaledeiter!“ fluchte der junge lautlos vor sich hin. „Mörder der Ehre, der Unschuld, Mörder meines Glückes. Da reitet der Verdammte und ist voll Galle und denkt: Die Kerle dort im Fohlenhof erwarten mich nicht, die will ich überraschen ... gewiß bei einer Fahrlässigkeit, und dann — weh ihnen! ... Immer ein Richter über andere, du Mörder, du Henker ... Und du sollst nie gerichtet werden? Du sollst nie erfahren, wie es denen tut, die immer unter deiner Fuchtel stehen? Sollst die Fuchtel nie sausen hören über deinem verruchten Haupte?

‚Einmal doch!‘ erfaßte es ihn mit tollkühnem, mit unwiderstehlichem Entschluß — ‚und henken sie mich dafür, mir ist's recht!‘

Er gab seinem Braunen die Sporen, überholte den Grafen, wendete plötzlich und sprengte mit geschwungener Peitsche dicht an den Herrn heran, Schaum auf den Lippen, Wahnsinn in den Augen. Aber schon sank der zum Hieb ins Gesicht des Grafen erhobene Arm. Mit einem Griff am Kragen gepackt, aus dem Sattel gerissen, lag Stephan auf den Boden hingeschmettert wie tot.

Hatte er den Hals gebrochen? Sein Gebieter sah zu ihm hinab. Nein, er war nur betäubt, regte sich jetzt und machte Versuche, sich aufzurichten. ‚Betrunken ist der Kerl,‘ dachte der Graf. ‚Es gab gestern tolles Spektakel im Orte. Drei Hochzeiten wurden zugleich gefeiert. Da betrinkt sich auch ein so nüchterner Bursche, wie der Stephan sonst ist, und auch gleich gehörig.‘

„Verflucht seien Sie! Verflucht!“ schrie der ihn an. „Sie haben mir meine Ilona gestohlen ... unglücklich gemacht meine Ilona, meine Braut ...“

Braut ... Ilona? — Der Graf besann sich. — War das nicht die Hübsche, die Widerspenstige, die ihn so inbrünstig angefleht hatte, auf den Knien vor ihm herumgerutscht war? ... Ja, fast hätte sie ihn dahin gebracht, sie unberührt zu entlassen.

Aber sie gefiel ihm ... hol der Teufel den Bräutigam, dem's nicht recht ist, und der es jetzt im Rausche verrät!

Stephan war aufgesprungen, stierte den Herrn an, die Verrücktheit der Wut im blutroten Gesicht, und schrie:

„Ich hab nichts mehr auf der Welt, Sie haben mir alles genommen; lassen Sie mir das elende Leben nicht! Ich hab Sie hauen wollen, hauen! Ein Magnat wird keinem am Leben lassen, der ihn hauen wollt!"

„Schlaf deinen Rausch aus, dann kriegst du dein Teil," sprach der Graf zwischen den Zähnen. Eine flüchtige Regung des Mitleids milderte einen Augenblick seinen Widerwillen gegen den Betrunkenen: „Geh aus dem Wege!"

In einer Raserei der Verzweiflung warf sich Stephan vor die Hufe des Rosses. „Ich nicht. Sie sollen auch mich auf dem Gewissen haben. Reiten Sie mich nieder, — ich will sterben!"

Der Graf war am Ende seiner Geduld. „So probier, wie's schmeckt!" knirschte er und trieb sein Pferd gegen ihn an.

Das edle Tier bäumte sich, wich zurück, voll Scheu, seinen Pfleger zu verletzen. Stutzig gemacht durch die grausamen Hilfen, die der Reiter ihm gab, versagte es den Gehorsam, blies die Nüstern auf, schüttelte den Kopf und stob in wilder Flucht über die Heide, taub für den Zuruf, unempfindlich für den Zügel.

Stephans Brauner war ledig in den Stall gekommen; ihn selbst erwartete man vergeblich und suchte ihn dann auch vergeblich zwei Tage lang. Endlich fand ihn ein Stallpage schwer betrunken in einer Räuberschenke. Dort wurde er abgeholt und mit Gewalt nach Hause gebracht.

Wenige Stunden später ereignete sich etwas Unerhörtes.

Der Reitknecht war auf Befehl des Herrn sogleich hinter Schloß und Riegel gesetzt worden und hatte in seiner Armensünderzelle den Besuch des Predigers empfangen. Von ihm weg begab sich Déry stehenden Fußes ins Kastell und ließ sich bei der Frau Gräfin melden. Nach einer langen Unterredung, die er

mit ihr gehabt hatte, geschah dann das Wunder. Die Gräfin ließ fragen, ob ihr Bruder zu sprechen sei, und nachdem sie eine bejahende Antwort erhalten hatte, begab sie sich zu ihm. „Von selbst!" raunten die Leute einander zu. Sie begibt sich „von selbst" zu ihm, sie, die seine Gemächer noch nie unaufgefordert betreten hat und, wenn es geschah, nur mit Zittern und Zagen.

Was geht vor? Wessen hat man sich zu versehen?

Kürzlich, nachdem der Graf auf schweißtriefendem Pferde — vermutlich war es mit ihm durchgegangen — in den Fohlenhof kam, hatte es dort ein fürchterliches Gericht gegeben. Vielleicht erbarmt sich die Gräfin und geht bitten für die Unglücklichen; unter den zum Bettelstab Verurteilten befinden sich viele Unschuldige ... Aber nein, die Hoffnung ist ausgeschlossen, die Gräfin ist zu ängstlich, — eine Fürbitte einzulegen wagt sie nicht.

Ihr Besuch hat eine andere Veranlassung, — aber welche?

Der Sekretär, vor Neugier unwohl, würde ums Leben gern gehorcht haben; er wagte es nur nicht, aus Furcht vor dem alten Husaren, der im Vorzimmer saß. ‚Verfluchte alte Kanaille!' dachte er, nachdem er die Tür ein wenig geöffnet und das Befremden gesehen hatte, mit dem der Husar seine treuherzigen Jagdhundaugen sofort auf ihn richtete. ‚Die alte Kanaille hört, — gewiß hört sie jedes Wort!' Es erfüllte ihn mit grimmigem Neide. Jeder Zweifel schwand, als er nach einer Weile den Kopf wieder durch den Türspalt steckte und gewahrte, daß der Husar aufgestanden war, die Hände der Gräfin, die eben aus dem Zimmer ihres Bruders trat, ergriff und mit unaussprechlicher Ehrfurcht küßte. Dabei flüsterte er etwas von untertänigster Bewunderung und glühendsten Segenswünschen.

Ganz zufällig traf dann Elisabeth den Sekretär auf dem Korridor. Äußerst dienstfertig näherte er sich mit der Frage, ob sie keine Befehle für ihn habe. Sie hatte nur eine Bitte: den Reitknecht Stephan rufen zu lassen und zu ihr zu schicken.

Den Reitknecht Stephan? Wollte die gnädigste Frau Gräfin

nicht gleich den Sekretär zu ihrem Boten machen? Durfte er nicht ihren Auftrag bestellen an den — hochgräfliche Gnaden werden sich besinnen — zurzeit im Gefängnis befindlichen Reitknecht? — Dort sollte man ihn abholen, erwiderte die Gräfin sehr freundlich, aber mit ungewohnter Entschiedenheit. In ihren Augen war ein feuchter Glanz, und sie sah so glücklich aus wie sonst nur während der Anwesenheit ihrer Söhne in Óváros.

„Lieber Stephan," sagte sie, als der Bursche vor ihr erschien, verstört, verwildert, mit einer Miene stumpfsinnigen Trotzes, aus der es sprach: ‚Tut mit mir, was ihr wollt, — ich bin auf alles gefaßt; was liegt an mir?' „lieber Stephan, der Graf hat dich aus seinem Dienst entlassen, mir aber erlaubt, dich in den meinen zu nehmen. Hörst du?"

„Ja," antwortete er gedankenlos und gab sich keine Rechenschaft von dem, was er bestätigte.

„Als Kutscher," setzte sie hinzu, „du kannst ja doch kutschieren?"

„Zweispännig, vierspännig ist mir gleich."

„Also, du wirst die Schecken führen."

Er wiederholte: „Die Schecken führen," und dachte: Das muß heute sein, denn morgen stehe ich gewiß vor Gericht.

„Die Schecken, lieber Stephan. Aber keinen Rausch mehr!" — sie erhob warnend den Zeigefinger — „das bitte ich mir aus. Du würdest dich zu Tode schämen, wenn man dir erzählte, was du neulich im Rausche getan hast. Ich will dir auch nur sagen: du hast meine Ilona beschimpft. O wie häßlich! wie grausam! ... Du bist auch im Rausche vom Pferde gefallen, lieber Stephan, man hat dich drei Tage später, immer noch oder vermutlich frisch betrunken, weiß Gott in welcher Schenke aufgelesen. An alles das erinnerst du dich nicht mehr, lieber Stephan."

Während sie redete, hatten seine Augen, die anfangs halb zugedrückt aus ihren geschwollenen Lidern mißtrauisch und scheu hervorgeblinzelt, sich immer weiter geöffnet. Nun sah er die

Gräfin mit dem Blick eines Menschen an, der etwas Rätselhaftes zu erraten beginnt.

„Versprich mir, lieber Stephan," schloß sie, „daß es bei diesem ersten Rausche — er hat lang genug gedauert — bleiben wird. Versprich es mir, und ich werde dir glauben. Ich weiß ja, daß du im Grund ein braver Mensch bist."

„Ich verspreche es der hochgeborenen Frau Gräfin," sagte Stephan und brach in ein leidenschaftliches, unaufhaltsames Schluchzen aus. —

Im Mai genas Ilona eines Knäbleins. Die Natur hatte ihr Werk getan, unbekümmert darum, ob es in Leid oder in Lust entstanden war. Kräftig und gesund kam das Kind zur Welt; lieblich und schön blühte es heran. Als man es seiner Mutter zum ersten Male an die Brust gelegt, hatte ein Schauer ihren ganzen Körper durchlaufen, hatte sie die Augen zugedrückt, und unter ihren geschlossenen Lidern waren große Tränen hervorgequollen.

„Du liebst dein Kind nicht," sagte die Gräfin vorwurfsvoll zu ihr, und sie antwortete:

„Gerechter Gott, wie soll ich's lieben!"

Sie war mit ihrem kleinen Akos bei zwei alten Jungfrauen, den Schwestern Maria und Etelka von Zátonyi, den obersten Beherrscherinnen des Hühnerhofs, untergebracht. Diese bewohnten, knapp am Eingang zu ihrem Bereich, ein nettes Häuschen. Vier steinerne Stufen führten zu seiner bunt bemalten, doppelflügeligen Tür hinauf. Mit seinen alljährlich frisch getünchten Mauern, mit seinen blanken Fenstern, die alle voll von Blumentöpfen standen, mit seinem roten Ziegeldache lachte es jedem Vorübergehenden farbenhell entgegen. Zu beiden Seiten schmückten große Holunderbüsche seine Wände und durchdufteten die ganze Umgebung, wenn sie sich über und über mit Blüten bedeckten. Die äußere Freundlichkeit des Häuschens war

das passendste Futteral für die Freundlichkeit, die es in seinem Innern barg. Welcher von den Schwestern die Palme der Liebenswürdigkeit gebührte, wäre zu sagen unmöglich gewesen. Immer verbindlich, zutraulich, hilfbereit, von einer Nächstenliebe beseelt, die nur danach verlangte, ihre Unerschöpflichkeit betätigen zu dürfen, waren sie das Stichblatt des Spottes der Übermütigen und die Zuflucht der Betrübten.

Die Gräfin wußte, daß sie ihren Schützling in bessere Hut als in die der Jungfrauen Zátonyi nicht hätte geben können, und ihr Vertrauen wurde glänzend gerechtfertigt. Wenn sie fragte: „Sind sie gut mit dir, Ilona? Pflegen sie dich? Geben sie acht auf dich?" erhielt sie zur Antwort:

„Viel zuviel, hochgeborene Frau Gräfin. Sie plagen sich, und ich darf keine Hand rühren, muß immer dasitzen und"... ‚denken', hätte sie hinzufügen können, wollte es aber nicht aussprechen; die Gräfin gab ihr oft zu hören: „Denk nicht zuviel, vertraue auf Gott. Er wird alles gutmachen. Wie würde es aussehen in der Welt, wenn er nicht gutmachen würde, was die Menschen Böses tun!"

Einmal antwortete Ilona: „O, gnädigste Frau Gräfin, Gott selbst kann Geschehenes nicht ungeschehen machen." Da seufzte Elisabeth, legte ihr die Hand auf den Kopf und ermahnte:

„Liebe! Liebe! verliere nur deinen Glauben nicht."

Sie empfahl an dem Tage ihren Schützling ganz besonders der Pflege der beiden Schwestern, und die Schwestern knickten so tief, als ob sie sich niedersetzen wollten, und durften versichern, daß sie nicht einmal an die Goldfasanin und ihre Brut mehr Sorgfalt gewendet hatten als an die junge Wöchnerin.

Wenn sie Ilona traurig und in sich versunken im Zimmer oder vor dem Hause antrafen, liefen sie zur Wiege, holten das Kind heraus und legten es ihr in den Arm. Und sie wartete nur, bis sie ihr aus den Augen kamen, um es wieder zurückzutragen und sich von ihm fortzuschleichen. Seine unausgebil-

deten Züge waren doch unverkennbar, wie durch einen Schleier und in verkleinertem Maßstab gesehen, die des Urhebers seines Lebens. Sie riefen eine stete Erinnerung hervor an eine Stunde voll Grauen, in der ein junges, stolzes Geschöpf um Glück und Würde, um die Lauterkeit seiner Gedanken, um den Frieden seiner Seele gebracht worden war.

Sobald der Säugling entwöhnt werden konnte, trat Ilona ihren Dienst wieder an. Ihr Söhnchen blieb bei den alten Jungfrauen zurück, die Abgötterei mit ihm trieben. Sie wurden in dieser erzieherischen Tätigkeit sanft und still, aber sehr nachdrücklich von der Gräfin mit dem ewig dürstenden Mutterherzen unterstützt. Der Reichtum an zärtlicher und ängstlicher Liebe, mit dem sie ihre eigenen Kinder nicht überschütten konnte, ergoß sich über den kleinen, illegitimen Neffen. Sie besuchte ihn täglich und fand immer Gründe zu neuen Sorgen und zu neuen Entzückungen.

„Maria, meine Liebe," hieß es, „finden Sie ihn heute nicht recht blaß? Seine Händchen kommen mir kalt vor, Maria. — Etelka, meine Gute, sehen Sie ihn doch an! Die Augen, nicht wahr?"

„Schön! Schön!" hauchte Etelka, so überwältigt von der Pracht des Anblicks, daß sie nicht Atem genug hatte, um ihre Bewunderung laut auszusprechen.

Sie genoß das besondere Vertrauen der Gräfin, die ohne eigentlichen Grund noch größere Stücke auf sie hielt als auf Maria. Nur mit Etelka tauschte sie manchmal eine Bemerkung aus über die außerordentliche Ähnlichkeit des Knäbleins Akos mit einer gewissen hohen Person. In ihrer Zerstreutheit verwechselte sie gar oft die beiden Schwestern, die einander sehr ähnlich sahen, und flüsterte der Maria geheimnisvoll ins Ohr: „Er, nicht wahr? Wie er leibt und lebt, in jedem Zug, sogar schon in jeder Bewegung, nicht wahr? ... Aber nicht reden! kein Wort, Etelka!"

Maria gab keinen Laut von sich und ignorierte, zartfühlend, wie sie war, die wider Willen erlauschten Worte. Sie wisperte mit zu einem O zusammengezogenen Munde: „Hochgräfliche Gnaden, ich bin die Maria," schob sich in sich zusammen und verschwand der Gräfin gleichsam unter der Hand.

Auch Déry erschien oft in der Hühnerhofvilla, seitdem das Knäblein dort eingenistet war, und bemühte sich, dem Einfluß der verwöhnenden Liebe der drei Anbeterinnen entgegenzuwirken. Der Prediger sagte ihnen sehr ernsthaft, daß ein Kind durch Zärtlichkeiten belästigt und durch die fortwährende Bezeichnung mit Kosenamen lächerlich gemacht wird. Um etwas Gleichgewicht herbeizuführen, sprach er von ihm nie anders als von dem Jungen und rief ihn rauh mit „Akos!" an. Er stellte ihn zwischen seine Beine wie zwischen zwei Schragen und teilte ihm mit, daß er weder ein Schatz noch ein Seelchen, noch ein Engel sei, sondern vorläufig noch ganz einfach der Niemand.

Und Akos lachte und wiederholte: „Der Niemand." Ihm gefiel die männliche Art des Alten; er warb um die Gunst dessen, dem an seiner Gunst nichts zu liegen schien, der ihn nie küßte, ihm nie schmeichelte, auch nicht unhörbar herumschwirrte wie die Fräulein, sondern wuchtig einherschritt mit seinen großen Stiefeln, die so stolz knarrten und die Bewunderung des Bübchens ausmachten.

Er wuchs auf zwischen Gockeln und Hühnern, Tauben und Pfauen, Gänsen und Enten und befreundet mit allem, was in der Nähe nistete, zwitscherte und flog. Er jauchzte und schlug beglückt in die Händchen, wenn Singvögel und Spatzen sich heranwagten und den rechtmäßigen Besitzern des ausgestreuten Futters einige Körnlein vor den Schnäbeln wegstahlen. Stundenlang konnte er auf den Stufen des Hauses sitzen und dem Tun und Treiben des gackernden, gefräßigen, streitsüchtigen Getiers zusehen. Akos maßte sich eine Herrschaft über das Völkchen an; er machte sich zum Beschützer der Schwachen und Ängstlichen

gegen die Starken und Kecken. „Du Hahn fort!“ rief er dem gierigen und geizigen Familienvater zu, der vor allem sich dem Wohle der Gesamtheit erhalten wollte. „Du Hahn fort!“ und er suchte den Ton des Herrn Déry nachzumachen und hieb mit seiner kleinen Peitsche nach dem bunt befiederten Sultan. Maria und Etelka blickten einander an und flüsterten: „Ja, das Befehlen liegt ihm im Blute.“ Immer flüsterten sie, taten immer geheimnisvoll, und doch wußte das ganze Schloß, wußte das ganze Dorf, daß bei ihnen ein falsches Gräflein hauste und gehalten wurde wie ein echtes. Die Bemühungen seiner Erzieherinnen, ihn vor jeder Berührung mit der Außenwelt zu bewahren, blieben fruchtlos. Beständig konnten sie ihm doch nicht auf den Fersen sein, und sobald er die Gittertür des Hausgärtchens offen fand, lief er auf die Straße und hob von jedem Vorübergehenden den Zoll eines Grußes, eines freundlichen Wortes ein. Für den Spott, der beides oft begleitete, hatte er kein Verständnis. Sein liebevolles Herzchen nahm alles, was ihm mit dem Scheine der Liebe gespendet wurde, als echte, bare Münze an. Sie einzuheimsen war ihm Bedürfnis; er geizte nach ihr, und niemand versagte sie ihm. Nur der stillen Frau, die ihn von Zeit zu Zeit auf Befehl der Gräfin besuchte, hatte er noch nie eine Äußerung der Zärtlichkeit abgewonnen, und gerade deshalb warb er um ihre Zuneigung in unbewußtem kindischem Eigensinn, wie er um die Herrn Dérys warb.

Er empfing Ilona stets mit jubelndem Aufschrei, lief ihr mit offenen Armen entgegen, trug seine Spielereien herbei, wollte sie ihr schenken und fragte bei jeder: „Willst du die? Willst du diese da?“ Er setzte ihr sein Kaninchen auf den Schoß und erlaubte ihr, es zu streicheln, was nicht einmal die Gräfin, nicht einmal Déry durfte. Sie hatte an alledem keine Freude, war nicht zu zerstreuen, nicht zu gewinnen. Allmählich ging ihre Beklommenheit auf den Kleinen über, und er wurde schweigsam und traurig in ihrer Nähe. Aber seine junge Energie bäumte

sich bald auf gegen den Druck eines peinlich lastenden Gefühls und reizte ihn zum Kampfe gegen den stummen Widerstand der jungen Frau. Eines Tages, da sie nach kurzem Verweilen Abschied nehmen wollte, sprang er auf sie zu, hielt sie am Kleide fest, stampfte mit den Füßchen, schrie und befahl: „Dableiben! Ilona dableiben! Mich liebhaben, Ilona!"

Es überrieselte sie. Dieses Fordern, dieses Heischen, der jäh erwachte Zorn in den Augen des Kindes mahnten mit unheimlicher Deutlichkeit an andere zornige Augen, an ein in Drohung verwandeltes Werben um Willfährigkeit, an eine unsagbar häßliche Stunde. Gequält wandte sie den Kopf und streckte die Hand abwehrend aus.

Die gute Gräfin, die das Unglück hatte, Unausgesprochenes meistens mißzuverstehen, gab der Gebärde Ilonas eine ihren eigenen Empfindungen entsprechende Deutung. Sie zog Akos an sich und belehrte ihn: „Du darfst nicht so zu ihr reden, du mußt schön bitten, und du sollst nicht Ilona sagen, du sollst sagen: Mutter!"

Ein kaum unterdrückter Ausruf antwortete ihr: „O nein, Frau Gräfin, ich bitte, nein!" und Ilona eilte hinweg, wie von einem Schrecknis verfolgt, und wich seitdem scheuer denn je den Aufforderungen Elisabeths aus, sie zu dem Kinde zu begleiten.

Die Gräfin wußte keinen Rat, marterte sich ab für andere in Gewissensqualen. Es war eine stete Verletzung ihres religiösen, ihres sittlichen Gefühls, ein Kind in der Nähe seiner Eltern aufwachsen zu sehen — als Waise. Und doch vermochte sie nur unter dem Mißverhältnis zu leiden, nicht aber es umzugestalten. Daß ihr Bruder von der Existenz des Knäbleins wußte, konnte sie kaum bezweifeln, und ebensowenig, daß er von ihr nichts wissen wollte. Er wies alles, was auch nur dem Schatten einer Anspielung glich, barsch zurück; er wurde seiner Schwester gegenüber schroff und unzugänglich bis zur Unerträglichkeit.

Da begab es sich, daß sie einmal, nach Hause zurückkehrend,

den Grafen in ihrem Zimmer fand. Er wartete schon seit einigen Minuten und war voll Ungeduld: „Wo steckst du den ganzen Tag?" fragte er, und sie erwiderte bestürzt:

„Ich war bei den Zátonyi."

„Ja so" — ein wegwerfendes Wort trat ihm auf die Lippen, die Gräfin kam dem zuvor. Ihr selbst unbegreiflich blitzte in der ängstlichen Frau eine Regung der Tollkühnheit auf.

„Ich bin oft bei ihnen. Sie haben ein Pflegekind," brachte sie stoßweise hervor.

„Was geht's dich an?"

„Was es mich" ... Vorwärts! ermutigte sie sich selbst. Wenn sie heute schweigt, schweigt sie immer; so verwegen wie heute würde sie nie mehr sein. „Es geht mich an," fuhr sie fort mit verzweifelter Entschlossenheit; „es ist das Kind der Ilona und deines, und du hast heilige Pflichten gegen sie und gegen das Kind."

Er blieb unbeweglich. Fast hatte er die Äußerung erwartet. Das milderte aber nicht im geringsten ihren schlimmen Eindruck. Seine Schwester sollte wissen, daß es sein unantastbares Herrenrecht war, zu bestimmen, worüber gesprochen und worüber nicht gesprochen werden durfte. Ihr unbegreiflich kühner Ausfall rief ihm überdies die Warnungen ins Gedächtnis, die seine nächsten Verwandten und ihr Anhang von Zeit zu Zeit verdeckt oder offen ins Gespräch einflochten: „Man erzieht dir in aller Stille einen Sohn. Was man nur will? Sich vielleicht die Zukunft sichern. Man spinnt da ein Lügennetz" ...

Er erriet, wer unter dem „man" verstanden werden sollte, und rief: „Meine Schwester spinnt kein Lügennetz!"

„Sie nicht! Da sei Gott vor, daß so etwas behauptet würde; aber ihre Arglosigkeit wird mißbraucht."

„Arglosigkeit, soll heißen Dummheit," spöttelte der Graf und ließ die Ohrenbläser in Unkenntnis über die Wirkung ihrer Einflüsterungen. Die Sorge dieser Leute um die Schmälerung ihres

Erbes machte ihm Vergnügen; es fiel ihm nicht ein, sie zu verringern. Seine Schwester jedoch sollte geweckt werden aus dem Dusel ihrer „Arglosigkeit".

„Lasse dich nicht narren von dem Gesindel," sprach er, und als sie einzuwenden wagte: „O Lieber, du begehst ein schweres Unrecht!" sah er sie mit verächtlichem Mitleid an.

„Meine Sache. Kein Wort mehr, — du verstehst mich, du kennst mich."

Ja, sie kannte ihn, — und sie schwieg.

Sehr bald darauf kam er eines Mittags bei glühender Sonnenhitze von der Jagd zurück. Seine Stimmung war schlecht, denn er fühlte sich müde, — müde nach ein paar elenden Stunden auf der Hühnerjagd in einem nahen Reviere. Verflucht! Traten Zeichen des Alters ihn an? Waren denn die Jahre danach? — Er zählte: — sechzig und fünf. Ja, eine Nummer, die ausgibt, aber was sind Nummern? Und was hat eine mehr oder weniger zu bedeuten? Wie seltsam, daß er im vorigen Jahre noch jeden einen Weichling schalt, der Empfindlichkeit gegen Hitze oder Kälte verriet, und daß er jetzt selbst ein Weichling war, der die drückende Schwüle des Hochsommertags bleischwer in allen seinen Gliedern fühlte. In Gedanken hinschreitend, hatte er versäumt, den Fußsteig einzuschlagen, der über die Wiese zum Tiergarten führte, verfolgte die gerade Straße und sank bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den Staub. Ihm auf den Fersen folgte sein Hund mit gesenktem Kopfe, melancholisch herabhängenden Ohren und triefender Zunge. Sie kamen nun an der Mauer vorbei, die den Hühnerhof begrenzte, und Herr und Hund blinzelten, geblendet bis zum Schmerze durch den Lichtstrom, der sich über die helle Mauer, den hellen Straßenstaub ergoß. Nun plötzlich bewegte sich vor ihnen etwas Kleines, Rundes und sprang in Bogenlinien über den Weg. Im selben Augenblick der Hund darauflos und zugleich das Erklingen des grellen Aufschreis einer Kinderstimme und des Grafen zorniger Ausruf: „Pfui Has! Pfui

Has! Herein! Wirst kuschen!" Der Hund gehorchte, doch hatte ein rascher Kampf zwischen ihm und dem Kinde, das eiligst herbeigestürzt war, schon stattgefunden, und seine Spuren machten sich an dem Knäblein sichtbar. Es stand da verwundet, aber keck und herausfordernd, schrie seinerseits den Hund an: „Wirst kuschen!" und drückte voll Zärtlichkeit sein gerettetes Kaninchen an sich, mit nackten sonnenverbrannten Armen, und von einem der Arme floß Blut und rötete das Fell des Tierchens.

‚Ein couragierter kleiner Schlingel,' dachte der Graf und wußte gar gut, daß er den vor sich hatte, den er bisher so sorgfältig gemieden. Als das Kind sich jetzt abermals abwandte und dem Eingang zum Hofe entgegenging, rief er ihm zu: „Bleib da!" und forschend betrachtete er ihn. Ammenmärchen, was sie schwatzen von der Stimme des Blutes; er wartete vergeblich, daß sie sich rege. Eine große Gleichgültigkeit war in ihm, während er doch zugab: „'s ist so, 's ist schon so, es ist mein Kind." Er sah sich selbst, wie er als dreijähriges Knäblein auf dem schönen Bilde dargestellt war, das im Zimmer Elisabeths hing. Es war einst das Zimmer seiner Mutter gewesen, und wie oft hatte sie ihn, als er übermäßig in die Höhe schoß, eckig und ungeschlacht wurde, vor das Bild hingeführt und halb lachend, halb gekränkt gesagt: „So bist du gewesen, so gertenschlank und anmutig, so haben deine rabenschwarzen Haare sich gelockt und dein braunes Gesichtchen umkost mit wilder Zärtlichkeit. Ja, lache du nur, — wie ich's sage, so war's. Und in deinen Augen mit den langen, gebogenen Wimpern lag ein süßer Kinderernst, der jeden rührte und ergriff. Und die Nase, die jetzt schon anfängt, sich — pfui, wie häßlich! — zur Adlernase zu krümmen, wie fein war sie, und dein Mund, der jetzt in die Breite geht, war der Mund eines Eros. O wie wurde ich beneidet um mein schönes Kind!" — Arme Mutter, der Gegenstand dieses Neides — da war er in dem weißgekleideten Schlingel wieder lebendig geworden! Sie hätte sich seiner gefreut, — vorausgesetzt, daß er in der Ehe und von einer

Ebenbürtigen geboren worden wäre. Herzig war der Junge, der furchtlos zu dem Grafen hinaufsah, und dessen Blick fragte: „Was willst du von mir?" Als Erwiderung kam eine Gegenfrage: „Wie heißest du? Wer bist du?"

Akos überlegte. Déry ist ein Herr, ist alt, ist groß, und dem muß man antworten: „Ganz einfach der Niemand." Da ist wieder einer, der ein Herr ist und groß und alt, dem muß man dieselbe Antwort geben. So gab er sie, und sie erweckte ein unangenehmes Staunen — „Ganz einfach der Niemand." Was das heißen sollte! Dummes, eingelerntes Zeug. Wenn sie glauben, ihn damit zu gewinnen, zu rühren, verrechnen sie sich.

Akos, des langen Betrachtetwerdens müde, freute sich, als seine Beschützerinnen am Eingang des Hofes sichtbar wurden; bevor er ihnen entgegenlief, ballte er aber die Faust gegen den Hund, weil der das Kaninchen nicht aus den Augen ließ, und schrie ihn noch zum Abschied aus allen Kräften an: „Kuschen du!"

Der Anblick des Grafen, der finster dreinsah — „stockfinster" berichteten die Fräulein später seiner Schwester —, hatte sie mitten in einem auf ungewöhnliche Tiefe berechneten Knickse erstarren gemacht. Er mußte lächeln, als er sie gewahrte in ihrer einem Versinken in den Boden so nahen Situation. „Sie sind eingeschnappt; schnappen Sie wieder auf," sprach er, „und verbinden Sie Ihren Niemand; mein Hund hat ihn gebissen."

Damit setzte er seinen Weg fort, ohne sich umzusehen.

Von nun an war es nichts Seltenes mehr, daß der Graf am Zátonyihaus vorüberkam und dabei flüchtig durchs Gittertor hineinsah. Wenn er eine der Schwestern erblickte, drehte er den Kopf zur Seite und beschleunigte seine Schritte. Ein Ereignis von hoher Bedeutung war es, als die Fräulein der Gräfin mitteilen konnten, Akos habe ihnen erzählt, daß der Hund heute bei ihm im Hofe gewesen sei. „Er hat mir aber nichts getan," sagte das Kind. „Und der Herr," hatten die Schwestern gefragt, „war er auch da?" — „Ja, der Herr auch." — „Und was hat er getan?"

— „Auch nichts getan." — „Und nichts gesagt?" Akos besann sich: „Etwas schon." — „Und was?" — „Er hat gesagt: ‚Wie geht's?'"

Die Gräfin sah ihre höchsten Erwartungen übertroffen; dringend schärfte sie den Schwestern Verhaltungsmaßregeln ein. „Nur nicht dergleichen tun! Euch vor dem Grafen verstecken, ihn immer allein lassen mit dem Kinde!"

Maria und Etelka entflohen, sobald sie den Herrn von weitem erspähten, verschwanden hinter der ersten besten Hühnersteige; sie wären bereitwillig hineingekrochen, um eine Unterredung zwischen Vater und Sohn nicht zu stören.

Eines Tages stand Akos am offenen Tor des Geflügelparks als Hüter und sah den großen alten Herrn auf der Straße einherschreiten. Der Hund lief voraus, an dem Kinde vorbei, blieb stehen und wandte einer Perlhühnerfamilie, die in der Nähe spazierte, seine ganze, offenbar übelwollende Aufmerksamkeit zu. Dem Knäblein wurde bang um seine Schützlinge:

„Halten den Hund! Halten den Hund!" rief er dem herannahenden Grafen zu.

„Halt ihn doch selbst!" klang es ihm zurück, und rasch entschlossen hing sich Akos mit beiden Händen an das Halsband des Tieres. Voll Mißtrauen schielte es zum Gebieter hin: „Geschieht das mit deiner Erlaubnis?" Ein Wink, und Czigány ließ sich geduldig halten und zerren und hörte den Ermahnungen, die eine Kinderstimme ihm halb drohend, halb zärtlich erteilte, mit nachdenklichem Ernste zu. Plötzlich streckte er die Vorderbeine aus, zog das Kreuz ein, — der ganze Hund war gespannt wie eine Sehne. Er hob den Hals, sah mit seinen glänzenden Topasaugen unverwandt in die Augen des Knäbleins und brachte das lang gedehnte pfeifende Gähnen hervor, das in der Hundesprache unter anderm auch bedeutet: Ich kenne dich. Sei gegrüßt!

Das war die Geburtsstunde einer Freundschaft, wie sie nie treuer bestanden hat zwischen einem kleinen Kinde und einem

großen Hunde. Czigány besuchte von nun an das Knäblein täglich und brachte immer den alten Herrn mit. Wenn die beiden ihre Wanderung fortsetzten, gab ihnen Akos ein Stück Weges das Geleite. Anfangs eine kurze Strecke, allmählich eine längere. Der Graf nahm zwar keine Notiz von dem Spielgefährten seines Hundes, duldete aber, daß Akos hinter ihm herlief, bis zum Garten und endlich bis zum Schlosse. Er machte auch keine Einwendung, als die Gräfin sich ein Herz faßte und den Kleinen mitnahm auf ihr Zimmer. Sie durfte sogar wagen, ihn tagelang bei sich zu behalten, und nach einiger Zeit wurde das Schloß sein ständiger Aufenthalt.

Die Gäste, die Verwandten waren ratlos, wie sie sich gegen ihn stellen sollten. Einige schmeichelten ihm; andere, hauptsächlich die Frauen, begegneten ihm mit der liebreichen Nachsicht, die man dem sichtbaren Beweis der Verirrung einer verehrten Persönlichkeit zu gönnen hat. Es flog ein entschuldigendes Lächeln über ihre Gesichter, wenn sie dem Kinde im Hause begegneten, oder es im Garten mit Czigány umhertollen oder den Ball, den Reif schlagen sahen. Nie richtete der Graf in Gegenwart eines Dritten, und wenn es der geringste Diener war, das Wort an Akos, außer um ihn hart anzulassen:

„Marsch fort! Laß den Hund in Ruh!" — etwas anderes hatte man ihn noch nie zu dem Kinde sagen gehört. Es erschien aber jedem seltsam, daß der Gebieter dem Kleinen so gar keine Furcht einflößte. Nicht im geringsten erschrocken zog er still davon, wenn er fortgeschickt, behielt seinen heiteren Gleichmut, wenn er angefahren wurde.

Das Geheimnis dieser Furchtlosigkeit wurde der Gräfin durch einen Zufall gelöst.

Sie hatte scheidende Gäste zum Wagen geleitet und kam, einmal wieder voll Sorge und Bangigkeit, die Treppe heraufgehastet. Ihre Phantasie spielte grausam mit ihr. Als sie über den Hof gegangen war, hatte man das Pferd ihres Bruders

eben in den Stall geführt, schaumbedeckt, mit Striemen auf dem feinen Fell. Wenn seine Pferde so aussahen, war er in bedrohlicher Stimmung heimgekehrt. Elisabeth zitterte. Vielleicht hatte er einen Auftrag für sie, ist auf ihr Zimmer gegangen und findet dort das Kind. Es ist keck und plaudert in den Tag hinein, ärgert ihn, und er läßt seine böse Laune an ihm aus ...

„Ist der Graf da?" fragte sie, ins Vorzimmer tretend, den Diener.

„Ist da, will die Frau Gräfin sprechen."

Sie eilte durch den kleinen Salon, der von dem großen durch einen schweren Vorhang getrennt war. Auf den ging sie zu, schob ihn zur Seite und sah — und traute ihren Augen nicht. Einen Augenblick stand sie wie gebannt, im nächsten ließ sie den Vorhang sachte zurückgleiten. Unhörbar, mit Feenschritten, durchglitt sie wieder ihren kleinen Salon und flüchtete ins Schlafzimmer. Dort trat sie an das Fenster, öffnete es weit und sang mit bebender leiser Stimme in den Abendhimmel den schönen Psalm hinaus: „Laudate Dominum omnes gentes".

Durch einige Tage war ihr schmales, weißes Gesicht wie durchleuchtet vom Ausdruck tiefinnerlicher Freudigkeit, und sogar ihr Bruder bemerkte, daß sie in dieser Zeit kein einziges Mal erschrak. Sie machte aber nur den Prediger zum Vertrauten ihres Glückes.

„Ich will ins Zimmer treten," erzählte sie ihm, „ich bin von bangen Ahnungen erfüllt — wie gar oft, leider, Sie kennen mich ja. — Er hat das Kind bei mir gefunden, ist vielleicht aufgeregt; worüber — weiß man's denn? ... Statt dessen — o Herr Pastor! was sehe ich auf den ersten Blick? — Ich habe nur einen getan, aber man kann viel sehen auf einen Blick! — Er hält das Kind in seinen Armen, liebreich, zärtlich, wie ich ihm nie zugetraut hätte mit einem Wesen auf Erden sein zu können: ‚Mein Bub, mein Bub,' sagt er zu ihm, und der Kleine umschlingt den Hals

des Vaters mit beiden Armchen und drückt den Kopf an sein Gesicht" ...

Sie konnte nicht weitersprechen, und Déry war ergriffen von ihrer großen Gemütsbewegung, dachte aber: Weiß Gott, was die gute Gräfin, exaltiert wie sie schon ist, sich einbildet, gesehen zu haben.

„Das ist recht schön," sagte er nach einer Pause, „wenn der Herr Graf den Akos lieb gewinnt. Er wird dann nichts dagegen haben, daß man dem Jungen eine gute Erziehung angedeihen lasse, auch dankbar sein, daß Euer gräfliche Gnaden sich seiner von jeher christlich angenommen haben. Es ist das etwas sehr Seltenes; die meisten hohen Damen hätten sich von dem Kind der Sünde verschämt und sogar mit Widerwillen abgewendet."

„Nur die kalten!" rief Elisabeth, „nur die, denen die Liebeslehre unseres Heilands ein totes Wort geblieben ist. Ich sehe in diesem Kinde das Werkzeug, dessen der Herr sich bedient, um ein steinernes Herz zu erweichen, um einen, dem es nie einfiel, ein Unrecht gutzumachen, endlich, endlich einmal zur Sühne zu bewegen. O Herr Pastor! jetzt wage ich zu hoffen, daß Akos den Namen tragen wird, der ihm gebührt. Ich bin ohnmächtig, ich kann nichts dazu tun; nur wünschen und beten kann ich. Und auch das geschähe nicht so innig und heiß, wenn nicht mein Herzenskind Ilona die Mutter des kleinen Akos wäre ... Ich glaube an eine Gerechtigkeit schon hier auf Erden, an einen Ausgleich, glaube, daß sie auf ihren Sohn einst so stolz werden wird, als sie sich jetzt seiner schämt."

Déry sah zu Boden und schwieg. Er wollte der edlen und vortrefflichen Frau nicht widersprechen, die, seiner Meinung nach, in ihren Phantasien lebte und nicht einmal ihre nächsten Menschen kannte.

Noch eifriger als bisher bemühte sich die Gräfin, Ilona an sich zu ziehen, an ihren Umgang zu gewöhnen, ließ sie unter

allerlei Vorwänden rufen, suchte sie in ihren Zimmern festzuhalten. Sie legte ihr eine Stickerei, eine feine Näharbeit in die Hand oder machte sie auf die Eigentümlichkeiten und Lebensbedingungen der Blumen aufmerksam, die sie gern und so gewissenhaft pflegte. An irgend etwas würde sie doch Interesse nehmen, irgend etwas würde sie doch freuen und sie veranlassen, von selbst wiederzukommen und ihre Scheu und ihr Fremdtun aufzugeben.

Dieses von der Gräfin innig erwünschte Ziel blieb unerreicht. Sie mußte zuletzt einsehen, daß Ilonas sehnsüchtige Aufmerksamkeit bei jeder Beschäftigung, die ihr auferlegt wurde, nach dem Augenblicke gerichtet war, in dem sie erhoffte, entlassen zu werden. Sie fühlte sich unselig dort oben in den Prunkgemächern, und auch schlecht und herzlos fühlte sie sich. Das Kind war immer da, lief aber nicht mehr auf sie zu, sprach sie, außer auf Befehl der Gräfin, nicht mehr an. Es saß an seinem Tischchen oder drückte sich in eine Ecke und verfolgte mit ernsten Augen jede ihrer Bewegungen, und sie bildete sich ein, einen Vorwurf in diesen ernsten Augen zu lesen, und führte einen lautlosen Kampf mit dem Kleinen.

Mache mir keinen Vorwurf! Die gut sein soll mit einem Kinde, darf nicht seinen Vater verabscheuen und einen anderen liebhaben.

Zwischen ihr und dem „andern" war ein wehmutsvoller Frieden geschlossen worden. Stephan hatte den Rat befolgt, den sie ihm vorzeiten gegeben, er hatte sein Geld im Wirtshaus vertan, hatte getrunken, getanzt, geküßt, der erratenden Liebe Ilonas aber nicht verbergen können, daß er dabei innerlich immer elender wurde. Und einmal wandte sie sich nicht ab, als sie ihm begegnete, eilte nicht an ihm vorüber; sie blieb stehen und sprach leise und zagend seinen Namen. Es war wieder unter den alten, windbrüchigen Eichen, und es war wieder Frühling, und der Tag war ebenso schön, wie er damals gewesen bei der ersten

Begegnung eines wie von Ewigkeit her für einander bestimmten Menschenpaares.

„Du!" rief er, und eine feurige Glut schoß ihm ins Gesicht, „du kennst mich noch?"

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, preßte die gekreuzten Arme fest ans ungestüm pochende Herz und sprach: „Der Herr Pastor hat mit mir geredet; der Herr Pastor" — wie dankte sie ihm, daß sie sich auf ihn berufen durfte — „meint, wir sollen Frieden machen."

Ein grausamer Zug verzerrte seinen Mund: „Frieden? Ich wüßt nicht, daß wir streiten." Er wollte noch etwas hinzusetzen, aber die Kehle schnürte sich ihm zu, eine trostlose Ratlosigkeit malte sich plötzlich in seinem Gesichte, und Tränen schossen ihm in die Augen. „Glaube du nur nicht," preßte er hervor, „daß ich dir etwas nachtrage. Ich weiß ja, du kränkst dich ohnehin." Heftig strich er mit der Hand über die Wange, von der eine Träne herabrinnen wollte, warf den Kopf ins Genick und eilte hinweg.

Dann kamen neue Kämpfe. Wieder lauerte er ihr auf im Wirtschaftshofe oder in einem der langen, einsamen Gänge des Schlosses. Einmal suchte er sie an sich zu reißen und beschwor sie, ihn zu erlösen von seiner Liebesqual. Sie hatte Mühe, sich seiner zu erwehren.

„So war's nicht gemeint, Stephan, — das ist aus."

Und er schrie und stöhnte: „Werde mein Weib! Alles soll wieder sein wie früher, und das andere werden wir vergessen und glücklich sein."

„Nein," erwiderte sie, „danach bist du nicht, und ich bin auch nicht danach. Wenn du bös würdest, wie du manchmal wirst, und dann im Zorn sagst und tust, was einen aufs Blut kränken muß, und ich bekäme zu hören, daß ich ... daß ... Ich kann es nicht aussprechen, und du weißt ohnehin, was ich meine. — Also, Stephan, so käme es gewiß, und gewiß! das könnte ich nicht ertragen, und darauf will ich es nicht ankommen lassen."

Sie blieb unerschütterlich, aber sie war bemüht, sich ihren Widerstand verzeihen zu machen. Sie hatte, wenn sie den Geliebten traf, immer einen demütig-freundlichen Blick für ihn, eine schüchterne Erkundigung, einen leisen Gruß. Und er rang seinen Groll und seinen Schmerz mannhaft nieder. Doch ging eine Wandlung mit ihm vor. Aus dem übermütigen Stephan, dem Lebensfreudigkeit in allen Adern gepocht hatte, wurde ein stiller, in sich gekehrter Mensch. Die jungen Mädchen, mit denen er gekost und geliebelt, und von denen jede sich Hoffnung auf die Dauer seiner Zuneigung gemacht hatte, waren überzeugt: Der lebt nicht mehr lang.

Déry aber sah mit Befriedigung die Zeit und die Gelegenheit kommen, eine Seele zu retten. Wie die Gräfin sich Ilonas annahm, nahm er sich Stephans an; und er hatte mehr Glück als sie. Sein Einfluß wurde dankbar erfahren und wirkte segensreich, und der allem schmeichlerischen Selbstbetrug abgeneigte Pastor träumte nun doch auch von einer freundlichen Zukunft für Ilona, die freilich eine ganz andere war als die, die ihr die Gräfin zu bereiten wünschte.

Im Schlosse gingen indessen wieder sehr merkwürdige Dinge vor. Alle Söhne Elisabeths waren in Ováros versammelt. Der Graf selbst hatte für die beiden älteren, die schon im Staatsdienste standen, einen Urlaub erwirkt, und sie durften ihn während der Ferien ihrer jüngeren Brüder zugleich mit diesen bei ihm verleben.

Seine Schwester hatte an einen grausamen Scherz geglaubt, als er sagte: „Deine fünf kommen, — lasse Vorbereitungen zu ihrem Empfang treffen."

„Alle? — während du selbst zu Hause bist — alle fünf?" Das war ja unerhört, undenkbar ... Ein solches Glück konnte ihr nicht beschieden sein.

Ihre Zweifel, ihre Überschwenglichkeit machten ihn ungeduldig, und er sprach in seiner herbsten Art: „Nur nicht immer senti-

mental! und merke dir: Keine Verhaltungsmaßregeln wegen des Buben. Die Deinen haben keine Rücksicht auf ihn zu nehmen. Komödienspielerei ist mir verhaßt."

Die jüngeren Söhne Elisabeths fragten sogleich: „Wer ist der? woher kommt der?" stellten sich aber zufrieden mit der Antwort, daß er Akos heiße, ein herziger Junge und der besondere Schützling ihrer Mutter sei. Sie befreundeten sich bald mit ihm; er war abwechselnd ihr Tyrann und ihr Sklave und immer ihr sehr lieber Spielgefährte.

Die beiden älteren Söhne staunten das Knäblein an, schwiegen, verstanden. In ihrer stolzen Jugendherrlichkeit belächelten sie die leidenschaftliche Wallung des alten Mannes, — in ihren Augen war er ein Greis, — deren lebendiger Zeuge vor ihnen wandelte. Sie glaubten ihn zu durchschauen: das Bastardchen, um das er sich scheinbar nicht kümmerte, war ihm lieber als das Licht seiner Augen. Seinetwegen hatte er die Neffen berufen. Vermutlich sollten sie in Zukunft so viel bei dem Wohltätter gelten, als das Bastardchen sie schätzen werde. Wie bäumte da ihr Stolz sich empor! Wie rasch und fest war es bei ihnen ausgemacht: Für sie ist der Fratz, vor dem die erbschleichende Sippschaft kriecht, nicht vorhanden. Der Fratz wird aufs Fahnden nach Bücklingen dressiert, — auf die ihren kann er warten.

Es kam aber ganz anders, als sie sich's eingebildet hatten. Der „Fratz" wartete durchaus nicht auf Bücklinge, er machte sie selbst. Nicht aus Wohldienerei, nicht im Auszug auf Eroberungen, sondern mit dem sehnlichen Wunsche, sich die geneigt zu machen, denen sein Herz entgegenflog. Ein wunderbar richtiges Empfinden leitete ihn und entwaffnete sogar die jungen Leute, die es als Ehrensache ansahen, ihm Übelwollen zu bezeigen. Das Benehmen des Grafen hatte ihn zu der Meinung erzogen: Erwachsene beschäftigen sich wohl mit einem Kinde, aber nur, wenn nicht andere Erwachsene dabei sind. Vor anderen Erwachsenen sehen sie das Kind nicht an, und wenn es etwas fragt,

antworten sie: „Sei nicht so keck.“ Es verstand sich ihm von selbst, daß er fern von ihnen zu bleiben habe bei ihren Zusammenkünften.

Auf die Dauer widerstand keiner der Voreingenommenen der Anziehungskraft, die der kleine Sieger unbewußt auf sie ausübte. Die angehenden Staatsmänner hüteten sich wohl, ihre Spartanermasken vor einander zu lüften, aber jeder von ihnen freute sich, wenn er den „Fratzen“ allein oder in Gesellschaft der jüngeren Brüder antraf, die ja völlig unbefangen waren. Da wurde Akos in die Luft geschwungen, da half man ihm einen Drachen steigen lassen, einen verschossenen Pfeil suchen, und etwas von der Glückseligkeit, die dabei aus den schönen Zügen des Kindes leuchtete, weckte einen Reflex in dem, der sich zu ihm herabließ.

Einer war, der, ohne es sich im geringsten merken zu lassen, alles sah, wußte, erriet. Er belächelte die Bestürzung Elisabeths über die zur Schau getragene verächtliche Gleichgültigkeit ihrer großen Söhne gegen Akos. Niemals hatten die Neffen ihren Onkel Wohltäter so „umgänglich“ gefunden wie eben jetzt, und wenn er etwas Böses gegen sie im Schilde führte, verstand er sich zu verstellen. Daß irgend eine große Aktion im Werke war, konnte man nicht bezweifeln. Rechtsfreunde aus der Hauptstadt kamen angefahren und hatten lange Unterredungen mit dem Grafen, zu denen niemand außer Déry zugelassen wurde. Er versah auch bei der eifrigen Korrespondenz, die der Herr mit hohen Stellen führte, den Dienst des Sekretärs, gegen dessen Verschwiegenheit einige Verdachtsgründe vorlagen. Ob sie berechtigt waren, darüber hätten die nächsten Agnaten Auskunft geben können. Was den alten bocksteifen Déry betraf, so würde man leichter ein verrostetes Kunstschloß durch Zureden geöffnet als ihm ein indiskretes Wort abgeschmeichelt haben.

Im Spätherbst, kurz vor seiner wie alljährlich um diese Zeit bevorstehenden Abreise von Ováros, erkrankte der Graf. Mit bedrohlicher Heftigkeit trat das Leiden auf und machte alle ärztliche Kunst zuschanden. Die großen, aus der Ferne herbeigerufenen Doktoren wußten ebensowenig Rat wie der Bezirksphysikus Semen Isaak, der bald nach dem Ausbruch des Übels zu Déry gesagt hatte:

„Ein Wunder kann ihn retten; beten Sie, daß es geschehe, wenn Ihnen darum zu tun ist."

Ihm selbst, dem runden Männchen, dem Selbstschätzung aus allen Poren schwitzte, war nicht darum zu tun. Zu oft hatte ihn der Graf zum Kurschmied erniedrigt, ihm zu viele „Esel" an den Kopf geworfen. Dennoch erfüllte er an dem Patienten seine ärztliche Pflicht mit unübertrefflicher Gewissenhaftigkeit. „Bitte, ruhig zu sein," antwortete er der Gräfin, die ihn beschwor, den Kranken nicht aufzugeben, zu seiner Rettung das Menschenmögliche zu tun. „Bitte, darüber ruhig zu sein. Ein schlechter Soldat, der den Kampf aufgibt, weil er die Schlacht verloren sieht."

Der Graf selbst war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes vollkommen bewußt. Er litt mit heldenhaftem Gleichmut und sah dem Tode grollend und finster, aber ohne Bangigkeit entgegen. Aus seiner großartigen Fassung kam er nur, wenn jemand versuchte, ihm Hoffnung auf Genesung einzuflößen. „Bildet euch nicht ein, mir etwas weismachen zu können, weil ich sterbend bin," keuchte er dann, und furchtbar funkelten seine fieberroten Augen.

Elisabeth, sein ältester Neffe Ludwig, den er hatte bescheiden lassen, und der Pastor durften oft um ihn sein. Akos und Czigány, der Lieblingshund, mußten ferngehalten werden.

„Er fürchtet, daß ihn ihr Anblick weich machen würde; sie sind ihm ja das Liebste auf der Welt," meinte Ludwig.

Trotz aller Vorsicht entwischte aber Akos eines Tages seiner

Wärterin und schlich, gefolgt von Czigány, in das ans Schlafzimmer des Herrn stoßende Gemach. Die Gräfin und Déry waren da und waren beide eingenickt, Elisabeth auf dem Sofa, der Pastor auf einem Sessel neben der zur Hälfte geöffneten Tür der Krankenstube. An ihm vorbei stahlen sich leise das Kind und der Hund und traten ein.

Der Doktor saß an einem der Fenster. Er hatte soeben die dichten Rollvorhänge herab gelassen, weil die untergehende Sonne ihre grellen Strahlen auf das Bett warf. Nun herrschte so tiefe Dämmerung, daß er nicht unterschied, wer sich dem Bette näherte. Dieses stand, dem Eingang gegenüber, von drei Seiten frei, mit dem Kopfende an der Wand. Es war von einem reich dekorierten Himmel überwölbt und ruhte auf zwei niedrigen, mit Tuch überzogenen Stufen.

Die Augen des Arztes waren — obwohl er das um keinen Preis zugab — nicht mehr sehr scharf, sein Gehör war nicht mehr sehr fein. Er sah anfangs nur undeutliche Umrisse, vernahm nur ein, wie ihm schien, zärtliches Geflüster. Zwischendurch ein klagendes, demütiges Winseln, das nicht von einer menschlichen Stimme herrührte.

„Zum Teufel, der Hund! Jetzt haben sie den Hund herein gelassen ... Und wen noch? Ich glaube gar ...“ Obwohl der Doktor sich unbeachtet wußte, zog er ganz verstohlen seine Brille hervor und steckte sie, nachdem er sich ihrer bedient hatte, wieder ein ... Ja, er durfte seinen Augen trauen, sie hatten ihm nichts vorgespiegelt.

Der Kopf des kleinen Akos lag auf dem Kissen neben dem des Kranken, und der Arm des Kindes umschmiegte ihn zärtlich. Semen wagte sich näher; er erlauschte nun einzelne Sätze.

„Nicht wahr, Herr Graf, ich darf zu Ihnen kommen? ... Ich darf und der Czigány auch ... Sehen Sie, Czigány, der arme! er küßt Ihnen die Hand, er weint.“

Ein schweres Schluchzen — der Verräter mannhaft bis an

die Grenzen der Möglichkeit niedergepreßter Rührung — unterbrach erschütternd die Reden des Kindes. Dem Doktor wurde eiskalt. Nein! das hatte er nicht zu erleben gedacht. Der Graf, der große Graf schluchzte!...

Jetzt aber fort! Weh dem, der als Zeuge dieser Erniedrigung ertappt worden wäre! Der Sterbende noch hätte ihn zu bestrafen gewußt ... Semen entschwand, glitt wie ein Schatten ins Nebenzimmer und berichtete der Gräfin, was sich begeben hatte. Elisabeth faltete die Hände und betete.

Nach einer Weile erschienen das Kind und der Hund auf der Schwelle. Akos hielt den Finger an die Lippen gedrückt: „Still! man muß ganz still sein, der Herr Graf ist eingeschlafen."

Wirklich schlief er durch einige Stunden.

Als er kurz vor Mitternacht erwachte, kniete Semen neben ihm und fühlte seinen aussetzenden, rieselnden Puls. Der Kranke öffnete die Augen und sah ihn fest an: „Haben Sie ein Gewissen?"

„Ein gutes," erwiderte der Doktor mit seinem hochmütigsten Lächeln.

„Auf Ihr gutes Gewissen also: wie lange kann ich noch leben?"

„So lang es Gott beliebt."

Der Graf stieß die Hand des Arztes hinweg: „Hüten Sie sich! Keine Scherze!... kann ich den Morgen erleben?"

„Den Morgen kaum."

„Dann also ist es Zeit: Rufen Sie die Frau Gräfin und den Pastor. Hierher. Sogleich." Eiserne Entschlossenheit klang aus dem Befehle, die alte, unbeugsame Willenskraft.

An diesem Abende fehlte nicht einer vom ganzen dienstfreien Personal in der Korona, die sich um Herrn von Sáskay versammelt hatte. Sie wußten es schon, durch das ganze Haus war die Kunde geflogen, daß der Graf die Nacht nicht überleben werde.

Er wird die Nacht nicht überleben, er wird den Morgen nicht mehr sehen.

Es kam keinem unerwartet — es bewegte mehr oder weniger alle. Der Graf, vor dem seine Untergebenen gezittert hatten, der große Graf, von dem ihr Wohl und Wehe abhing, stirbt. Nie hatten sie sich vorgestellt, anders als unter dem Drucke seiner Faust leben zu können, und nun lag der Riese, der für die Ewigkeit gebaut schien, gefällt. In den Kleinen und Schwachen regte sich instinktmäßig ein Gefühl des Triumphes über den Sturz eines Starken und ebenso instinktmäßig ein Bangen vor dem Unbekannten, das die Zukunft ihnen bringen würde.

Die Küche war heute schlecht beleuchtet; die Lampe, die vom hohen Gewölbe herabhing, rußte und mußte ausgelöscht werden. Sáskay ließ einige Kerzen auf dem längst schon kalten Herde und auf den Geschirrbrettern aufstellen. Sie flackerten, sie warfen einen unsteten Schein auf die Gesichter der vielen Leute, die sich zusammengefunden hatten, von dem selben Gedanken und von den verschiedensten Empfindungen erfüllt.

Der steife alte Tafeldecker, der hinter Maria Zátonyi stand, beugte sich zu ihr herab und sprach: „Wissen Sie schon? Der Neujahrstag fällt dieses Mal auf einen Freitag."

Maria seufzte: „Das stimmt. O, wie das stimmt!"

„Kann ich nicht finden," versetzte der Kammerdiener und glättete mit den beiden wohlgepflegten Händen die rabenschwarzen, flügelartigen Scheitel an seinen Schläfen. „Auf einen Feiertag sollt er fallen. Lauter Feiertage eröffnen."

„Einen Ball von Feiertagen, ja, wartet nur!" fiel Sáskay ein. „Freut euch nur auf das, was euch erwartet. Der nächste Agnat — je nun, Herr ist Herr. Aber Frau ist nicht Frau, und ich gratulier euch zu der, die dann kommt."

„Wahr ist's, Frau ist nicht Frau," wiederholte ein junger, schneeweiß gekleideter Koch, lächelte und kokettierte mit drei

hübschen Mädchen zugleich. Sie saßen auf einem Bänkchen ihm gegenüber; eine stieß die andere an, und sie kicherten.

„Ja," schallte es plötzlich laut und lang gedehnt mit düsterer Stimme aus der Fenstervertiefung, in die Etelka Zátonyi sich zurückgezogen hatte, „ja, der große, große Graf!"

Ein unwillkürliches, sogleich unterdrücktes Lachen beantwortete den Ausruf.

Ganz still lehnte Stephan in einer Ecke, halb versteckt durch die stattliche Figur des Leibkutschers, einer seltenen Erscheinung in diesem Raume und in diesem Kreise. Er sah sich von Zeit zu Zeit nach Stephan um, der dann die Augen niederschlug, um sie gleich wieder auf Ilona zu richten. Wie war ihr zumute, was ging in ihr vor? Wenn er sie hätte fragen können, sie würde keine Antwort gewußt haben. Unklar regte sich in ihr das Gefühl einer großen Befreiung. Nicht mehr zittern vor dem Anblick des Entsetzlichen, nie mehr der Gefahr einer zufälligen Begegnung ausgesetzt sein — wie gut! Sie gab sich nicht dem Wahne hin, daß er sich ihrer noch entsann, oder je entsinnen werde, und war doch nicht imstande, sich von der Angst vor ihm zu befreien ... Aber er. Für ihn begannen bald die Schrecknisse der Hölle, er wird bald vor seinem Richter stehen und verdammt werden. Ihr schauderte. Er lag im Sterben ... Was für ein Versöhner ist der Tod! Wenn ihre Verzeihung ihn retten könnte — sie würde ihm verzeihen.

Im Gegensatz zu ihrer tiefen Ergriffenheit äußerte die gute Laune ihrer Nachbarinnen sich immer unbefangener und lauter. Herr von Sáskay verlor die Geduld und befahl den Übermütigen, sich ruhig zu verhalten. Aber ein Geist der Unbotmäßigkeit war in das junge Volk gefahren, der Ausbruch des Unwillens erweckte einen Ausbruch der Heiterkeit.

In diesem Augenblick wurde die Tür, die auf den Gang führte, geöffnet; ein Lichtstrahl fiel herein, und wie von goldenem

Grunde hob sich von ihm die schmale, schwarze Silhouette des Pastors ab.

„Ilona!“ rief er in die plötzlich eingetretene Stille, und Ilona erhob sich und ging auf ihn zu. Beinahe fremd hatte seine Stimme ihr geklungen, beinahe fremd erschien er ihr in seinem feierlichen Ernst.

„Was befehlen Euer Ehrwürden?“ fragte sie scheu und beklommen.

Schweigend faßte er ihre Hand, gehorsam und schweigend folgte ihm seine Schutzbefohlene. —

Am frühen Morgen wurden die Beamten und die Dienerschaft in den Salon beschieden, der neben dem Krankenzimmer lag. Durch die geöffnete Flügeltür sah man den Grafen leblos auf seinem Lager ausgestreckt. Den Zügen der Leiche waren die Spuren eines schweren Todeskampfes eingeprägt.

Neben dem Bette knieten die Gräfin und Ilona, und ihnen gegenüber standen der Pastor, der Doktor, Ludwig und zwei Anwälte. Die Gräfin erhob sich, legte sachte die Hand auf die Schulter Ilonas, zog sie empor und schloß sie in die Arme. Beide Frauen verließen das Sterbezimmer, von dem Doktor und von Ludwig begleitet. Die Gräfin hatte rotgeweinte Augen, aber der Ausdruck eines edlen Triumphes verklärte ihr Gesicht. Zu ihrer Rechten, wachsbleich, schritt Ilona. Ihr Blick war starr und geradeaus gerichtet, in ihrer Miene malte sich weder Stolz noch Demut, als die Gräfin, auf sie deutend, zu den Versammelten sprach:

„Meine Lieben, die Frau, die Witwe unseres Grafen.“

Beim Begräbnis schritt Ilona an der Seite der Gräfin. Dann, noch am selben Tage reiste Elisabeth mit Akos fort. Als es Abschied nehmen hieß, kam Ilona erst zum Bewußtsein

dessen, was von ihr gefordert worden war, und worein sie gewilligt hatte — in die vollkommene Lossagung von ihrem Kinde.

Wie in einem Traume, in dem das Wunderbare geschieht, und nicht überrascht, war ihr ja zumute gewesen, als man sie dem sterbenden Grafen angetraut hatte. Sie erinnerte sich, allerlei versprochen und gelobt zu haben, was der Pastor ihr vorgesagt, etwas unterschrieben zu haben, das die Anwälte ihr vorgelegt. Die Verzichtleistung auf ihr Kind und auf ein Recht befand sich darunter. Worin das Recht bestand, wurde ihr nicht klar, obwohl man es ihr auseinandersetzte; deutlich aber erwachte und wurde mit der Zeit immer lebendiger die Erinnerung an die Verzichtleistung. Sie lautete:

„Du siehst deinen Sohn nie mehr. Er wird fern von dir, von solchen erzogen, die seinen Vater liebten und ehrten. Du wirst die Gegend meiden, in der er wohnt. Du wirst das Haus, in dem er lebt, nie betreten. Er wird das Haus, in dem du lebst, nie betreten. Es wird zwischen euch kein Verkehr, nicht schriftlich, nicht durch eine dritte Person, stattfinden."

Der Wagen war gemeldet worden, alles war zur Abfahrt bereit. Ilona hielt immer noch die Hand der Gräfin fest, zog sie immer von neuem an die Lippen und sah durch einen Tränenschleier zu Akos hin. Er kümmerte sich heute zum erstenmal nicht um sie; sein ganzes Interesse war in Anspruch genommen von einer kleinen Reisetasche, die man ihm umgehängt hatte.

Die Gräfin, kaum Herrin ihrer Rührung, umarmte Ilona, und flüsterte ihr zu: „Gott segne dich. Er lasse dich glücklich werden mit deinem Stephan, den du jetzt in Ehren heiraten kannst."

Ilona ließ sich auf die Knie nieder, streckte die Hand nach dem Kleinen aus und fragte mit unterdrücktem Schluchzen: „Willst du mir nicht auch Lebewohl sagen, Akos?" Er stutzte, er kam ganz verwundert auf sie zu.

„O ja, o ja, ich sag dir Lebewohl."

„Leb wohl," wiederholte sie und küßte ihn zärtlich, mütterlich, zum erstenmal — zum letztenmal.

Er hatte namenlos beglückt ausgesehen, und sie blieb am Fenster und schaute dem Wagen nach, aus dem, solange das Schloß in Sicht blieb, ein Kinderköpfchen sich herausbog, ein Kinderhändchen winkte.

Vor zwölf Jahren war's, und an dem Tage hatte ihr stiller Kampf begonnen und den Schatten gebildet, tief im Hintergrunde ihres sonnigen Glückes.

„Nicht denken! nicht denken!" Die meinten es gut mit ihr, die ihr den Befehl erteilten. Sie hätten ihm nur auch die Fähigkeit mitgeben sollen, ihn zu befolgen. Aber nach dieser rang Ilona umsonst. Eine unbestimmte Sehnsucht, von der es keine Erlösung gab, begleitete sie durch alle Stunden ihres Lebens. Meist dumpf und leise, bei der geringsten Veranlassung auflodernd wie eine verdeckte Flamme, zu der ein Luftzug dringt.

Der Mann, dem sie das Liebste auf Erden war, ahnte nichts von ihrem unausgesprochenen Leiden; dem elenden Weibe, das heute nachts an ihr Fenster gepocht, hatte giftiger Haß die Augen geöffnet. Vilma Reßa wußte, was sie tat, als sie das Bild des Jünglings in Ováros vor sie hinzauberte und jäh verschwinden ließ, eine fieberhafte Spannung in ihr erweckte, die unbefriedigt bleiben sollte.

Die Nacht war vorgeschritten und Ilona noch schlaflos. Das jüngere der Knäblein schrie aus dem Traume und erwachte weinend. Sie ging zu ihm; er klammerte sich an sie und lallte mit schwerer Zunge: „Mutterchen, mein Mutterchen, du bist ganz allein mein Mutterchen!"

Ilona beschwichtigte ihn, streichelte ihn, ließ sich das Versprechen abschmeicheln, bei ihm zu bleiben. Da zu bleiben, auf seinem Bette sitzend, da bei ihm, bis es Morgen wurde. Sie hielt

Wort, auf ihrem Lager hätte sie ebensowenig Ruhe gefunden wie auf der Wacht bei ihrem kleinen Buben.

Ein Rad drehte sich in ihrem Kopfe, und jetzt stieg ein Gedanke empor und jetzt der andere. Der eine: ‚Er wächst auf in Glanz und Reichtum und ist doch arm. Hat nie gehabt, was die beiden ... ach Gott! was die Kinder der Zigeunerfrau haben — der Bettlerin.' Gleich darauf der andere Gedanke: ‚Gut, daß er's nicht hatte, daß ich ihm eine schlechte Mutter war. Eine liebevolle Mutter zu verleugnen, fiele ihm doch schwer.'

Sie hatte die Augen geschlossen, lehnte sich an die Bettwand, fiel allmählich in leisen Schlummer, aus dem sie plötzlich erschrocken auffuhr. Deutlich hatte sie eine andere Stimme als die ihres Letztgeborenen zu hören geglaubt, eine junge, junge Stimme, die zornig und voll Schmerz zu ihr schrie: „Bei mir bleiben, mich liebhaben, Ilona!"

Stephan kam zurück, und als er aus dem Wagen sprang, die Kinder umarmte, die Frau ans Herz drückte, da fühlte sie sich wie eine von schwerer Krankheit Genesene.

„Nun, wie war's daheim?" fragte sie, und er sah mit einem langen, freudigen Blick sie an, seine Kinder, sein Haus und antwortete:

„Hier ist mein Daheim."

Einige Nachrichten aus Ováros brachte er mit. Sie waren zufällig nach Hajau Boros gelangt und von dort nach dem Geburtsort Stephans. Aber sie hatten wenig Interesse für die Leute, waren überdies schon ein paar Jahre alt; er mußte sie mühsam zusammenlesen. Die gute Frau Gräfin — zögernd brachte er es vor —, von der es hieß, daß sie gestorben war — vor Jahren schon, und vom Herrn Pastor, daß er vielleicht gestorben oder vielleicht fortgereist sei. Jedenfalls, das wußte man sicher, befand er sich nicht mehr in Ováros. Und Herr von Sáskay

auch nicht mehr. Der hatte ein Bauerngut gekauft irgendwo im Torontáler Komitat und lebte dort mit seiner Familie.

„Die gute Gräfin tot — schon lange." Ilona brach in heiße Tränen aus. „Und der Herr Pastor fort ... wahrscheinlich weit in die Fremde ... Er hat sich ja immer gesehnt ... Und — Stephan," fragte sie nach einer Weile zögernd mit gesenktem Blicke, „von niemandem sonst hast du gehört ... von niemandem sonst?"

Er verstand sie und erwiderte kurz abweisend: „Von niemandem sonst. Man muß den Leuten ohnehin alles langsam abfragen, und — du weißt, was du versprochen hast," setzte er streng, fast hart hinzu.

Sie sah wohl, sie durfte ihm nicht von Vilmas Besuch erzählen, wie sie so gern getan hätte, sie durfte ihm nicht sagen, wie bang ihr seitdem ums Herz war. Tot für sie mußte die Vergangenheit scheinen. So schwieg sie, und Stephan schrieb die gedrückte Stimmung, in die sie oft verfiel, der Trauer um die Gräfin zu und ließ gelten, daß sie gerechtfertigt war. Ilona wäre nicht sein gutes, braves Weib gewesen, wenn die Nachricht vom Tode ihrer Wohltäterin und der seinen sie gleichgültig gefunden hätte.

Mit aller Kraft nahm sie sich zusammen, um den Seelenfrieden, den sie erheuchelte, zu erringen, sie suchte Rettung in einer unermüdlichen Tätigkeit. Von so tüchtigen Leuten sie auch umgeben war, die beste Arbeiterin auf dem ganzen Bauernhofe blieb doch die Frau. Wenn die Fleißigsten erschöpft ruhten, gab es für sie immer noch etwas zu tun. So half sie sich durch und kam nicht mehr in Versuchung, ihrem Stephan anzuvertrauen, womit sie sich quälte. Es war etwas ganz Eigenes, das nur sie allein anging, das sie so mitschleppte und schleppen würde, stumm durchs ganze Leben. Es war der Preis, um den sie ihr Glück erkaufte: eine Sehnsucht, eine Reue, ein zu spätes Mitleid mit ihrem Erstgeborenen. „Er wächst auf in Glanz und

Reichtum und ist doch arm," das wiederholte sie sich immer. Wenn sie nur wüßte, o Herr Jesus! nur wüßte, ob er's fühlt, ob es ihn bekümmert!

Der Frühling dieses Jahres hatte besonders fruchtbares Wetter gebracht, der Sommer versprach reichen Ernteſegen. Stephan fand es geraten, Fürsorge zu treffen, und begann den Bau einer neuen Scheuer, neben der, zum Entzücken der Kinder, ein Geflügelhof eingerichtet wurde. Da spazierten die Buben, genau so wie einst ein anderer getan hatte, mit Zweigen in den Händen herum und trieben die großen Gefräßigen, die sich am Futter der Kleinen vergriffen, hinweg und machten sich wichtig und jagten die Enten in den Teich. Sobald Ilona sich blicken ließ, stürzten sie ihr entgegen und hatten eine Fülle von Hühnerhof-Neuigkeiten zu berichten.

„Schau, Mutter." „Komm, Mutter." „Mit mir." „Mit mir auch." „Mutter! Mutter!"

In allen Tönen der Zärtlichkeit wiederholten sie das Wort; es klang wie eine gesprochene Liebkosung. Von ihnen genannt, war der Name ihr Ruhmestitel, von dem anderen ausgesprochen ihre Schande ... Er durfte ihn ihr nicht geben, sie hatte ihn aus seinem Munde nicht hören können.

Vilma Rezsa war wieder da. Ohne erst um Erlaubnis zu fragen, hatte sie ihren Warenkasten in Stephans noch leerer Scheune aufgestellt. Er wollte sie daraus vertreiben, aber Ilona legte Fürbitte ein, und sie blieb, und am Abend, als die Leute von der Arbeit kamen, machten sie Halt vor der improvisierten Bude, guckten und bewunderten. Was für Sachen hatte die alte Hexe mitgebracht! Der bloße Anblick war ein Genuß, sogar für die, die nicht kaufen konnten. Aber ihrer waren wenige. Die Alte ging auf Ratenzahlungen ein, verstand es, mit unnachahmlicher Kunst ein ganzes Lockvögelkonzert aufzuführen, und zog

mit Meisterschaft den Leuten das Geld aus der Tasche. Allerdings gab sie auch etwas dafür, jedermann konnte Freude haben an dem, was er erstanden hatte.

Die Rezsa mußte zu erstaunlichem Reichtum oder zu erstaunlichem Kredit gekommen sein; ihr Warenlager war reich ausgestattet. Kinderspielereien gab es da, an denen jeder Erwachsene Vergnügen haben konnte, und Seidenbänder von blendender Farbenpracht und blinkende Ketten, Nadeln und Ringe für die Mädchen und Frauen, famose Pfeifen und Messer, Brieftaschen und Geldbeutel für die Männer. Die Neugier des Publikums war nicht zu stillen, besonders die des jugendlichen. Es bahnte sich, gleichgültig gegen Stöße und Püffe, einen Weg durchs Gedränge der Käufer, gaffte, machte sich lästig. Zu einem Tor hinausgejagt, erschien die ganze Bande alsbald beim anderen, die Buben Stephans beständig an der Spitze des beweglichen Völkchens.

O, der Kasten der Vilma mit den vielen Laden! O, die Schachteln, ganz voll mit Soldaten, und die Trompeten und die Kühe mit wirklichen Glöckchen am Halse! O, wer das alles hätte, wer nur etwas von dem allen hätte!

„Kaufe ihnen doch ein paar Sachen," sagte Stephan zu seiner Frau, und nun war der Sturm entfesselt. Mit hartnäckigem Ungestüm liefen die Kleinen hinter der Mutter her:

„Mutter, ein paar Sachen kaufen! Der Vater hat's erlaubt! Der Vater will's!"

Und Ilona kämpfte, kämpfte!

Bis jetzt hatte die Unholdin, wenn sie an ihr vorüberkam, ein: „Gehorsame Dienerin, schöne Grofka!" ausgerufen und ihr den Rücken gekehrt. ‚Mit Euch bin ich fertig!' ließ sich nicht deutlicher ausdrücken. Und Ilona war weiter gegangen, ohne eine Miene zu verziehen. Doch gab es seit dem Tage von Vilmas Ankunft keinen Augenblick, in dem das Gefühl einer feindlichen Nähe nicht schwer und beklemmend auf ihr gelastet hätte. Des

Nachts lag sie schlaflos und horchte und bildete sich ein, sie habe ans Fenster klopfen und rufen gehört wie damals ...

So ging es fort, bis einmal ihre Söhnchen weinend und schreiend auf sie zugestürzt kamen.

„Mutter, Mutter, die Vilma geht weg! Sie hat schon alles eingepackt, und der Illés hat die Soldaten, und der Gyula hat eine Peitsche, die pfeift, und wir haben nichts!"

Nun entschloß sich Ilona, nahm an jede Hand einen ihrer Buben und ging mit ihnen zur Scheuer. Sie hasteten, sie glühten, sie riefen schon von weitem: „Vilma, nicht fortgehen mit den schönen Sachen! Die Mutter kommt, die Mutter wird kaufen!"

Die Händlerin empfing die verspäteten Kunden schlecht. Sahen sie nicht, daß der Kasten schon geschlossen auf dem Schragen stand? Ihretwegen wird sie ihn nicht aufsperren, die schönen Sachen herausreißen und in Unordnung bringen.

„Das ist auch gar nicht nötig," sagte Ilona, „Ihr wißt, wo Ihr das Spielzeug habt. Nehmt es heraus, ich handle nicht."

Brummend zog die Alte eine Arche Noah und andere Gegenstände, für die sich ihrer Kostbarkeit wegen kein Käufer gefunden hatte, aus einer Lade, und sämtlich gingen sie ins Eigentum der Kinder über. Glückselig liefen die Knaben heim, ihre Schätze den Knechten und Mägden zu zeigen.

Die Bäuerin blieb zurück und kaufte allerlei Geschenke für das Gesinde. Vilmas Laune besserte sich nicht, trotz des Gewinns, der ihr noch kurz vor dem Aufbruch zufiel. Sie machte sich an die Versorgung ihres Kastens, zog langsam die Riemen durch die Schnallen und sah manchmal mit gespieltem Staunen seitwärts nach Ilona hin. ‚Was wollt Ihr noch?' fragten ihre tückischen Augen. Plötzlich wandte sie sich, stemmte den Arm in die Seite und sprach:

„Ihr seid noch da? wollt Zins einfordern, ich weiß schon. Ich bin ja hier nur geduldet, hinausgeworfen, ich Arme, von

euch reichen Leuten. Hunzen lasse ich mich aber deshalb nicht, — ich zahle!"

Sie zog ein Päckchen aus der Tasche, wickelte den Inhalt aus seinen papierenen Hüllen und bot ihn der Bäuerin auf der Hand dar, deren innere Fläche wie bei einer Meerkatzenhand gegen die dunkle äußere hell abstach.

„Was Euch einfällt," sagte Ilona; „ich werde doch kein Geschenk von Euch annehmen."

„Ihr werdet, Ihr werdet, seht es nur an! Ein Messerchen, wie Ihr in ganz Ungarn keines mehr findet, seitdem ich das ganz gleiche verkauft habe ... Ein Messerchen, — seht doch die Schale aus Perlmutter und die vier feinen Klingen." Sie klappte eine nach der anderen auf und zu, „gehen wie Butter und sind scharf wie Gift. Und seht, so wie jetzt ich, hat er damit gespielt und sich nicht entschließen können, nimmt er das oder das ... nicht entschließen können — recht wie ein Kind ... So herrlich und groß und doch noch recht wie ein Kind."

„Wie ein Kind?" wiederholte Ilona gepreßt und unwillkürlich in fragendem Tone.

„Was liegt Euch dran?" höhnte Vilma. „Ihr wißt ja nicht, von wem ich rede, und wer so lang gespielt hat mit den Messern, und zu wem ich gesagt habe: ‚Suchen Sie sich nur eines aus, hochgeborener Herr Graf, mir ist's gleich, welches Sie nehmen. Die Messer sind einander ähnlich wie zwei Wassertropfen.' — ‚Das ist wahr, wirklich wie zwei Wassertropfen,' hat er gesagt und dabei so süß ausgesehen! Grofka, er ist nicht bloß so schön wie die Sonne im Aufgang, auch so sanft und lieblich wie der junge Mond!"

Mit triumphierender Schadenfreude blickte die Alte in Ilonas Gesicht, das sich verfärbte, in dem es zuckte. — Plötzlich, ein wohlvorbereiteter Angriff, ein sicherer Stoß ins Herz, warf sie ihr die Worte zu: „Grofka, ein Kind haben wie dieses und sich vor ihm verkriechen müssen, schmeckt bitter, Grofka, was? Da

lob ich mir am Ende noch mein Los; nach meinen elenden Rangen werd ich mich niemals sehnen ... Nehmt das Messer, nehmt die Bezahlung Eurer Gastfreundschaft: da! — und lebt so wohl, als ich es Euch wünsche." Sie steckte die Arme in die Gurtenschlingen ihres Kastens, bog sich zurück, ein Schub, und er saß ihr auf dem Rücken.

„Geht, Vilma, in Gottes Namen geht," sprach Ilona leise und wie verloren. „Ich weiß nicht, warum ich Euch anhöre, — ich hätte Euch nicht anhören sollen."

„Heuchlerin!" Die Alte trat dicht an sie heran, legte die Finger der Rechten auf ihren Arm und sah ihr mit einem bohrenden Blick in die Augen. „Ein paar Jährlein Seligkeit gäbt Ihr darum, so viel von ihm zu wissen, wie ich von ihm weiß. Durch mich aber, mein Seelchen, erfahrt Ihr nichts. Und wenn Ihr mich auf die Folter spannen ließet, Ihr brächtet nichts aus mir heraus. Die Freude an der Pein, die Ihr leidet, ich seh's!... Gott sei Dank, ich seh's! ließe mich meine eigene Pein nicht spüren."

Sie trat aus der Scheuer und ging der Straße zu, und Ilona machte keinen Versuch, sie aufzuhalten; sie hielt das Messer in ihren hohlen Händen, hob es zu ihren Lippen empor und küßte es.

Im stillen Schlosse von Vicim herrschte seit einiger Zeit eine rastlose und lärmende Tätigkeit. Eine Schar Handwerker war aus Budapest angelangt, um das Haus glanzvoll herzurichten zum Empfang der Gebieterin. Nach vielen Jahren kam sie einmal wieder von ihren Besitzungen an der unteren Donau, ihr Gut an der Waag zu besuchen. Nicht für lange, nur um ihren jung verheirateten Neffen in Vicim, das sie ihm als Eigentum überließ, unter großen Feierlichkeiten zu installieren.

Triumphpforten, Böllerschüsse, Beleuchtung, Feuerwerk. Ganze Ochsen am Spieß gebraten, Stückfässer voll feurigen

Villányers zu beliebiger Anzapfung aufgestellt ... Wem von alledem nicht im voraus schon ein Räuschlein zu Kopfe steigt, der lasse sich in den Backofen stecken, der ist Teig.

Hunderte von Gästen, erzählten die Leute, waren zu den Konzerten, Theateraufführungen, Bällen, Jagden geladen, die nach der Ankunft der Herrschaften stattfinden sollten. Vorerst erschienen sie aber allein, die Frau Baronin und das junge Ehepaar. Die beiden Damen zeichneten sich durch große Liebenswürdigkeit aus und waren von der ersten Stunde an populär. Der Herr Baron hingegen mißfiel allgemein. Schon seine äußere Erscheinung hatte nichts Gewinnendes. Er war klein und vierschrötig und sah gar nicht nobel aus; und nobel auszusehen ist doch das Geringste, was man von einem hochgestellten Herrn verlangen kann, in einem Lande, in dem jeder Hajduck und jeder Csikós einen vornehmen Anstrich hat.

Bald nach dem feierlichen Einzuge der Herrschaften, an einem Sonntagnachmittag, saßen Stephan und Ilona im Garten auf der Bank unter dem schönen Nußbaum, der ihr Stolz war. Wer weiß, ob sie das Haus des ehemaligen Richters überzahlt hätten, wie sie es getan, wäre nicht so ein prachtvolles Exemplar des Lieblingsbaumes der Magyaren dessen nächster Nachbar gewesen. Sein Anblick bestach sogleich ihre Augen und gewann ihre Herzen. Mit jedem Jahre gedieh er herrlicher. Hoch über das Dach hob er seine Wipfel, breitete kraftstrotzende Zweige über den Gartenweg; den Buchenzaun, die Straße noch beschatteten seine Äste. Wer in der Richtung vom Kastell, wo der Boden sich etwas senkte, kam und zwischen dem Blättergrün des Baumes und dem unter der Schere gehaltenen Zaune auf Ilonas Blumenbeete hinsah, glaubte einen herrschaftlichen Ziergarten zu erblicken.

Die Bemerkung war oft und nun auch, mit etwas kreischender Stimme, von einer Dame gemacht worden, die sich im Gespräche mit anderen Personen dem Hause näherte. Es war die

Frau Baronin, von ihren jungen Verwandten und von der Oberlehrerin begleitet. Stephan und Ilona erhoben sich, als die Gesellschaft draußen vor dem Zaune stehen blieb, und die Domina führte eine kleine Komödie auf. Sie sah bloß den Garten und erging sich in Lobeserhebungen:

„Seht doch, Kinder, seht, wie hübsch, wie gepflegt! O, o! welcher Fleiß, welcher Schönheitssinn! Wer nur hier wohnen mag? Feine Leute, feine Leute, wenn ich von ihrem Werke auf sie schließe."

Die stattliche Baronin war in Witwentrauer, machte jedoch einen äußerst freundlichen Eindruck. Ihre großen, runden Augen prangten in feurigem Himmelblau, und ihr sehr reiner Teint hatte einen angenehmen Anflug von vieux rose. In den vielen Löckchen, die ihre Stirn umkräuselten, schimmerten Silberfäden, aber noch überwog der Goldglanz ihres ursprünglichen Kastanienbraun.

„Ah!" rief sie aus und schien jetzt erst die Eigentümer des hübschen Anwesens gewahr zu werden: „Ah, da sind sie ja selbst, die lieben Leute! Entschuldigung! Entschuldigung! Vor lauter Bewundern bemerke ich nicht, daß Ihr selbst da seid! ... Euer Garten, sag ich Euch, — das nenn ich einen Garten! Meine Gärtner — das heißt von nun an die seinen," sie wies mit einer netten, huldigenden Handbewegung auf ihren Neffen, „könnten sich ein Beispiel nehmen."

Stephan würgte noch an einer höflichen Erwiderung, als die Baronin und ihr Gefolge sich schon weiter bewegten, beide Damen herzlich grüßend, der Baron mit einer schiefen Herablassung und mit der Karikatur eines Lächelns in einem seiner Mundwinkel.

Die Oberlehrerin hatte sich bei den Herrschaften empfohlen, sie eilte sehr erhitzt der Bank unter dem Nußbaum zu, ließ sich auf sie niedersinken und ächzte: „Seelchen, laßt mich bei Euch ausschnaufen. Ich bin hin. Seit Mittags im Kastell und muß

Rechenschaft geben über jedes Kind, und was drum und dran ist. Und jetzt geht die gute gnädige Dame herum, Wohltaten spenden und Leutseligkeit ausstreuen wie aus der Zuckerbüchse."

„Sie ist lieb, man muß sie gern haben," sagte Ilona.

„Sie, ja," die Oberlehrerin lehnte ihren mit einer Krausenhaube bedeckten Hinterkopf an den Baum, kreuzte die Arme und streckte die Beine aus: „Sie kann gern haben, wen's freut. Die Liebe zu ihrem Neffen, die sie in uns entzünden möchte, kann man sich schenken. Habt Ihr bemerkt, wie der grüßt, — der Hochmut! und wenn man denkt ... seine Mutter war eine Häuslerstochter."

„Eine Häuslerstochter?" wiederholte Ilona gedehnt.

„Wie ich Euch sage. Aus Tolvadia, woher auch ich bin. Wir haben beide von dort weg geheiratet, ich meinen Alten, der damals noch gar nichts gewesen ist, sie einen Magnatensohn. War der verliebt! Nein, was der verliebt war in ihre rabenschwarzen Augen, die voll Übermut blitzten, in ihren kirschroten Mund, der immer lachte. Er soll sie lieb gehabt haben bis an sein Ende und hat sich bis an sein Ende ihrer geschämt, ist nie mit ihr unter Seinesgleichen erschienen. Und der Sohn, der schon gar. Der wird Euch wie ein Paradiesapfel, wenn jemand von seiner Mutter spricht. Er verachtet sie ganz einfach."

„Und geht ihr aus dem Wege?"

„Ach, auf zehn Meilen!"

„Und sie? Und sie?"

„Was sie? Sie ist eine reiche Witwe und macht sich lustig über seinen Fumo."

„Sie hat recht. Wohl ihr, daß sie es kann," sprach Ilona hastig. Ihre Lippen zitterten, sie fühlte, daß etwas wie Reif ihre Wangen überzog; sie fühlte auch, daß der Blick ihres Mannes, dem sie auswich, hartnäckig auf ihr ruhte.

Es war seltsam und grausam und wie eine Fügung, daß sie zu keinem Augenblick Ruhe mehr kommen durfte in dieser letzten

Zeit. Immer begab sich etwas, wurde etwas gesprochen, etwas erzählt, das eine Erinnerung weckte, eine peinliche Beziehung auf sie selbst hatte, an ihr rüttelte, sie verfolgte, sie zwang, zu denken, — sie, die nicht denken wollte.

Im Schlosse strömten schon die Gäste zusammen. Die nicht Platz fanden in seinen Räumen, trotz deren Weitläufigkeit und großen Anzahl, wurden in den Nebengebäuden untergebracht, in den Prunkstuben der Beamten oder in den benachbarten Kastellen. Aus allen Teilen Ungarns waren sie gekommen, gar viele auch aus der Tiefebene, wo die größte Besitzung der Baronin lag. Ob denn nicht auch jemand aus Ováros? Einer der Söhne der verstorbenen Frau Gräfin vielleicht ... Nein! — die Einbildung von sich zu weisen ist sie doch noch stark genug ...

‚Warum Einbildung?‘ fragte sie sich bald darauf; ‚er ist ja kein Kind mehr.‘ Es reiten da und fahren und tummeln sich im Parke so manche Herrchen, die jünger sind als er.

Dennoch wiederholte sie sich: ‚Einbildung! gib dich solchen Einbildungen nicht hin.‘ Sie ahnte nicht, wie fest sich schon in ihr die Hoffnung eingewurzelt hatte: ‚Er kommt, du wirst ihn sehen.‘

Und davon lebte sie und war nur noch in äußerer Gestalt bei den Ihren und übte nur noch mechanisch ihre lang gewohnte Tätigkeit aus.

Eine Woche schon dauerten die Festlichkeiten, bei denen auch für die Dorfbewohner reichlich gesorgt war. Nicht nur Brot und Spiele — man bot Fleisch, Wein und Spiele. Stephan und Ilona nahmen teil an allem, machten alles mit. Ihn freute der Freudentaumel der anderen, auf ihn übte die Zigeunermusik ihre unwiderstehliche Anziehungskraft; das Feuerwerk, das Nacht für Nacht abgebrannt wurde und jedesmal Überraschungen brachte, erregte seine Bewunderung. Ilona ging neben ihm hin ohne Sinn und Blick für die Vorgänge, die das leidenschaftliche Interesse von alt und jung erregten. Eine brennende Frage lag

ihr am Herzen, die auszusprechen sie nicht wagte, auch nicht vermochte. Das Wort quoll ihr im Munde, sie zwang es nicht über die Lippen, das einfache, an einen Diener, an einen Beamten gerichtete Wort:

„Ist jemand aus Ováros da?"

Den Abschluß der Festtage in Vicim bildeten die Jagden. Viel Jugend, viel Schönheit zog an Ilona vorbei, wenn sie, hinter einem Baume, einem Pfeiler des Parkgitters verborgen, den Aufbruch oder die Rückkehr der Jäger beobachtete. Manchmal auch pochte ihr Herz höher beim Anblick eines frischen Gesichtes, einer schlanken Jünglingsgestalt, und sie sagte sich: ‚Der könnte es sein!' Niemals aber sagte sie sich: ‚Der ist's!'

Die Fasanenjagd war für den letzten Nachmittag aufgespart worden. Wenn der zu Ende ging, ohne die Erfüllung ihres Traumes zu bringen, dann war er ausgeträumt, und — sei es wie es sei! — dann wird es besser sein. Sie wird sich nicht mehr an eine Hoffnung klammern, die ihr ja selbst töricht erscheint, und der sie dennoch nachhängt, in der sie aufgeht, völlig, zu ihrem eigenen Entsetzen ... Was tut sie? Versündigt sich, bestiehlt ihren Mann, ihre Kinder um Sorgfalt, um Liebe sogar, — ja, sogar um Liebe! und zieht wie verrückt einem Hirngespinste nach. Einem Hirngespinst, — sie sieht es ein und kann mit ihm doch nicht fertig werden. Der Schatten einer Möglichkeit, daß es sich verwirkliche, ist noch da, und Wunder — geschehen.

Sie bestellte ihr Haus, sie begleitete Stephan, der auf dem Steueramte zu tun hatte, ein Stück Weges, überwachte die Mägde bei der Gartenarbeit und blieb immer im Banne von etwas Dumpfem, Lastendem, mehr ein Gefühl als ein Gedanke: ‚Wenn ich ihn heute nicht sehe, sehe ich ihn nie.'

Am frühen Nachmittag bewegte sich ein langer Wagenzug auf der Straße den Fasanerien zu. Ilona stand schon eine Weile wartend mit ihren Kindern und ihren Mägden an der Gartentür, als er vorüber kam. Gefährt reihte sich an Gefährt; im

raschen Trabe sausten sie dahin, von dichten Staubwolken umwirbelt. Man hörte Pferde schnauben und Peitschen knallen, sah die weißen, weiten Ärmel der rosselenkenden Csikóse flattern, sah die Läufe von Gewehren blitzen, konnte auch wahrnehmen, daß die Equipagen dicht besetzt waren. Ihre Insassen zu unterscheiden bemühte sich Ilona umsonst. Jetzt aber schien ihr, — und sie täuschte sich nicht, — daß in einem der Wagen eine lange, schmale Gestalt emporschnellte und zurückgewendet stehen blieb.

„Da ist einer, dem gefällt Euer Haus," sprach eine alte Magd zur Bäuerin und sah sie an und schrie auf:

„Ein Licht! Ein Licht! In Eurem Gesichte ist ein Licht aufgegangen." Die langjährige Dienerin durfte sich einen Scherz erlauben: „Wie Ihr dem nachschaut, so schaut man nur einem Liebhaber nach. Ich habe nicht gewußt, daß Ihr einen Liebhaber habt."

„Niemand lernt aus," erwiderte Ilona, „nicht einmal du."

Der Alten fiel auf, wie sich die Züge der Frau verändert und förmlich verklärt hatten, und wie ihr Atem flog, als sie nach einer Weile sprach:

„Ich gehe zur Hegerin, zur Lepták. Sie ist krank. Wenn mein Mann früher nach Hause kommt als ich, sag ihm, daß ich zur Lepták gegangen bin."

„Schon gut," erwiderte die Magd und warf einen wohlgefälligen Blick auf ihre Gebieterin. Wahrhaftig, sie hätte noch für ein junges Mädchen gelten können, trotz der kleinen, steifen Haube, die ihre aufgesteckten Zöpfe bedeckte. Wie jugendlich leuchteten ihre Augen, wie rein und fein war noch das Oval ihrer Wangen, wie hold der Mund mit den rosigen Lippen! Wie zart waren noch die schönen Formen der geschmeidigen Gestalt! Wirklich, liebreizend mußte sie jedem erscheinen, in ihrem schneeweißen, reich gefalteten Ärmelhemd, in dem eng anliegenden, gestickten Leibchen, das auf der Brust mit silbernen Schnallen geschlossen war.

Ilona hatte einen weiten Weg bis zum Hause der Hegerin. Es lag inmitten alter Linden und Buchen am Saume der Fasanerie. Die Sonne war schon hinter der fernen Bergkette versunken, die den Horizont in sanft hingleitenden Linien begrenzte, als die Bäuerin nach kurzem Besuche Abschied von der Kranken genommen hatte. Nun hastete sie vom Hegerhause fort, über einen schmalen Fußsteig, dem Fahrwege zu. Dieser zog gradaus durch eine mit hohem Grase bewachsene Wiese. Drüben im Feldgehölze, wo die letzten Triebe abgehalten wurden, fiel Schuß auf Schuß, und in der Nähe ringsum herrschte die Stille der Todesangst. Was da atmete an kleinem Getier in Federn und in Pelzen, ahnte wohl, daß es in naher Nachbarschaft ein großes Morden gab. Nichts regte sich — manchmal nur ließ kaum vernehmbar ein scheues Huschen von Baum zu Baum, ein scheues Schwirren von Zweig zu Zweig sich hören, aus einem Vogelkehlchen stieg ein furchtsames Gezwitscher.

Ilona schritt unter weißstämmigen Buchen am Wiesenrande dahin. Die Jagd bewegte sich in entgegengesetzter Richtung; schwächer tönte schon das Knallen der Schüsse. Sie blieb stehen, ratlos, wohin sie sich wenden sollte, um den Zug der Heimkehrenden noch zu erblicken. Aber da kam jemand quer über die Wiese, ein Jägerbursche, der ihr gewiß Auskunft geben könnte. Trotz der Entfernung glaubte sie ihn zu erkennen, an einem leichten Gang, an seiner Art den Kopf zu tragen, stolz und keck, und den Hals zu wenden wie ein Hirschlein. Es war der Sérer, der hübsche Béressohn ... Ja — und — nein, nein! ... Es war ein anderer, es war der, den sie suchte, den zu erblicken, nur einmal, nur von weitem, ihr Mutterauge verlangte, ihr Mutterherz dürstete.

Jetzt durfte sie sich an seinem Anblick erlaben, konnte jedem Zug in seinem Gesichte sehen, jeden Finger zählen an seiner Hand, die nachlässig auf dem Riemen des Gewehres ruhte. Er trug einen braunen Jägeranzug mit grünen Aufschlägen, der schmal-

krempige Hut war tief ins Genick zurückgeschoben, und er hatte noch seine fragenden, werbenden Augen und war ja auch fast noch ein Knabe und glich noch immer dem schönen Bilde im Zimmer der Gräfin.

Unwillkürlich war Ilona weiter zurück unter die Bäume getreten, aber er hatte sie schon bemerkt, näherte sich ihr bis auf wenige Schritte, grüßte und sprach:

„Bin ich recht auf dem Weg ins" — er hielt inne und verbesserte sich: „auf dem Wege zum Kastell?"

„Er ist leicht zu finden," sagte sie und nahm alle ihre Willenskraft zusammen, um nicht durch eine Miene, nicht durch ein Beben der Stimme ihre Gemütsbewegung zu verraten. Dennoch mußte etwas an ihr ihm aufgefallen sein. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete er sie und mit einer gar liebenswürdigen, unbefangenen Bewunderung.

„Leicht zu finden? Mir nicht. Ich möchte aus dem Wald hinaus und irre seit einer halben Stunde herum ... freilich bin ich hier fremd."

„Ihr seid ganz recht gegangen, junger Herr, und könnt nicht mehr fehlen." Ilona stand gerade aufgerichtet mit ineinander gefalteten Händen, regungslos, aber ihre Augen hingen an ihm mit innigstem Entzücken; die konnte sie von ihm nicht wenden. „Ihr braucht nur den Fußsteig zu verfolgen, der den Weg kreuzt, ganz nahe bei der großen Buche. Man sieht sie von hier ..."

„Die große Buche, ja — die dort ..." Er sah nicht zu der Buche hin; er sah die schöne Bäuerin mit forschendem Staunen an — mit scheuer Ehrfurcht — mit brennendem Zweifel. Und plötzlich schüttelte er den Kopf wie einer, der sich sagt: „Nein, es ist unmöglich."

„Der Fußsteig führt zum Hegerhause," begann sie wieder. „Es steht am Ausgang des Waldes und ..."

„Danke, danke vielmals," unterbrach er sie, mit leise aufflammender Ungeduld, als wäre ihm um nähere Auskunft nicht

mehr zu tun, und sie meinte ihre Entlassung aus diesen Worten herauszuhören.

Und wenn sie darin irrte, — gleichviel! Ihre Seelenstärke hätte nicht mehr vorgehalten, es war Zeit, zu scheiden. Was wollte sie noch, und was durfte sie noch wollen? Hatte sie nicht geschworen, und war nicht ihr höchster Wunsch erfüllt?

„Lebt wohl, junger Herr," sprach sie, und ihr gewaltsames Ringen nach Festigkeit gab ihrem Abschiedsgruß einen herben Klang.

„Lebt wohl," sprach auch er, jetzt aber zögernd und unentschlossen. Wieder richtete er einen langen Blick auf sie, und eine Bitte lag in dem Ton, in dem er fragte: „Ihr habt nicht denselben Weg wie ich?"

Sie antwortete mit einer frommen Lüge: „Den entgegengesetzten."

Stephan war früher zurückgekehrt als seine Frau und hatte sie mit Ungeduld erwartet. Nach dem Abendessen ging er, seine Pfeife im Freien zu rauchen. Ilona brachte die Kinder zu Bette und folgte ihm. Sie besprachen allerlei wirtschaftliche Angelegenheiten und Anordnungen für den morgigen Tag. Es war hohe Zeit, die Leute wieder zur Arbeit anzuhalten, die sie fast verlernt hatten bei den ewigen Festlichkeiten. Zum Glück gingen diese heute mit einem Schmaus im Wirtshause zu Ende, bei dem auf Kosten des neuen Gutsherrn gegessen und getrunken wurde. Den Schluß sollte ein Tanz auf dem beleuchteten Dorfplatze machen, und die Herrschaften hatten versprochen, sich dort einzufinden. Bei ihrem Empfange mußte Stephan mit den Häuptern der Gemeinde anwesend sein. „Komm mit," sagte er zu Ilona, gab aber ihren Bitten, sie daheim zu lassen, nach — ungern genug. Beim Fortgehen trug er ihr etwas verdrießlich auf: „Geh schlafen, warte nicht auf mich, — ich komme spät."

* * *

Die Frau und die Kinder, ein alter Knecht und sein Weib, die sich längst zur Ruhe begeben hatten in ihrer Kammer neben dem Kuhstalle, niemand sonst befand sich im Hause oder in seiner Umgebung.

Ilona saß am Tische, ihre Arbeit auf dem Schoße: Bauernstickerei, ein reiches Muster, in rotem Garn auf ungebleichter Leinwand auszuführen. Sie zog den Faden langsam auf und ab, und ihr Herz und ihre Gedanken waren bei dem Sohne, den sie mit Stolz und Wonne wiedergesehen. ‚Wunder geschehen,' hatte sie sich gesagt, und ein Wunder erschien ihr die Erfüllung der Sehnsucht ihres Lebens. Voll Gnade und Herrlichkeit war sie gekommen und hatte ihr das ungeliebte, verwaiste Kind als Jüngling, schön, gesund, glücklich vor Augen geführt. Nun wollte sie zufrieden sein und nur noch Gott danken ... Aber das eine — das tat ihr leid: daß sie sich überhastig von ihm losgerissen, ihrer Selbstbeherrschung doch zu wenig zugetraut hatte. Warum war sie nicht bei ihm geblieben? Warum nicht ein Stück Weges mit ihm gegangen? — Peinigende Reue ergriff sie. So war es auch dieses Mal gekommen, wie es einst immer kam. Eine traurig getäuschte Erwartung hatte aus seinen Zügen gesprochen, als sie ihm auf die Frage: „Ihr habt nicht den selben Weg wie ich?" eine verneinende Antwort gab.

Die Luft in der Stube schien ihr dumpf und schwer geworden und lastete auf ihrer Brust. Sie trat an eines der Fenster, öffnete den Laden und die Flügel. Die Zigeunermusik klang herüber, wild und süß, einschmeichelnd und ergreifend. Hoch am Himmel schwamm der volle Mond und leuchtete inmitten eines tiefblauen, kreisrunden Grundes, von einem schimmernden Wolkenkranze umgeben. Sein Licht lag glanzvoll auf der weißen Straße, und dort draußen ... Allgütiger, dem sie soeben gedankt hatte! — dort draußen sah Ilona ihren Erstgeborenen stehen. Ein wenig versteckt durch die Zweige des Nußbaumes, die ein Lufthauch über seinem Haupte wiegte, stand er ganz versunken

und betrachtete, ein Fremdling, das Haus, in dem seine Mutter wohnte, mit dem Manne, den sie liebte, und den Kindern, die sie ihm geboren hatte.

„Du Armer! Du Lieber! Du Meiner!" Sie schlug die Hände vors Gesicht; sie konnte ihn so nicht sehen, es tat ihr zu weh ... Aber zu ihm konnte sie! Alle Fesseln fielen von ihr ab. Da war kein Versprechen mehr und kein Schwur, da war nur eine große, allmächtige Liebe, und wie auf Flügeln trug diese Liebe sie zu ihm.

Mit einem halberstickten Jauchzen begrüßte er ihr Erscheinen.

„So bist du's? ... Bist es wirklich? ... Wirklich du?" Akos riß den Hut vom Kopfe, machte eine flehende Gebärde, bog das Knie und stieß leise hervor: „Verzeih! Verzeih!"

‚Was verzeihen, — daß du lebst?' dachte Ilona und hätte ihn vom Boden aufheben, in ihre Arme nehmen und herzen mögen wie ein Kind.

Aber sie erfaßte nur seine Hand mit ihrer bebenden Rechten, sagte nur sanft und beklommen: „Komm," und führte ihn in den Garten.

Und nun saß sie auf dem Bänkchen unter dem Nußbaume, und ihr Sohn kniete vor ihr, umfing sie und sprach: „Mutter!" Und wie ihre kleinen Buben konnte auch er sich nicht satt sprechen an dem Worte. Er preßte den Kopf an ihre Brust und bog sich zurück, um sie anzusehen und sie strich ihm über die welligen Haare und küßte seine Stirn und seine Augen.

„Sprich! sprich!" bestürmte er sie; „warum sprichst du denn nicht zu mir?"

Sie sah ihn an mit unsagbarer Zärtlichkeit, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und beugte sich so tief über ihn, daß er die Bewegung ihrer Lippen auf seinem Gesichte fühlte, als sie sagte: „Ich habe zuviel zu fragen, weiß nicht wo anfangen ... Wie kommst du daher, mein Kind? Mein Kind," wiederholte sie.

„Du solltest ja von mir nicht wissen ... Wer hat dir gesagt? ... und hast du dich denn nach mir gesehnt?"

„Ich habe mich immer nach dir gesehnt ... Ich habe immer an dich gedacht, immer, immer! Schon deshalb, weil sie mir sagten: ‚Denk nicht immer an deine Mutter'" — er erschrak, warf sich über ihre Hände und küßte sie heiß und inbrünstig. „O nein, nicht bloß deshalb — du verstehst, nicht wahr? Nur ein bißchen auch deshalb ... Sie denkt nicht an dich, was hast du immer an sie zu denken? ... Ich habe ihnen das nicht geglaubt, daß du nicht an mich denkst, ich habe mich immer an den Tag erinnert in Óváros, wie du mich gefragt hast: ‚Willst du mir nicht auch Lebewohl sagen, Ákos?' — und wie du mich ans Herz genommen und umarmt hast."

„Nur daran hast du dich erinnert, nur daran? O Dank!" sagte sie.

„Ich sollte nicht von dir wissen," begann er wieder, „ich sollte nicht zu dir kommen, aber ich wollte!" Kindischer Trotz und männliche Kraft mischten sich in seinem Tone. „Und ich habe mich erkundigt und gefragt und nichts erfahren können, nichts und nichts ... bis endlich die Vilma Reszа aus der oberen Gegend gekommen ist. Die liebe Vilma Reszа," brach er aus und lachte, „die göttliche! Mein ganzes Geld habe ich ihr in ihren Kasten geschüttet, und dafür habe ich durch sie alles erfahren: wo du wohnst, und wie dein Haus aussieht und wie du aussiehst ... Nein, Mutter, nein! das hat sie mir nicht sagen können ... und ich habe es mir nicht vorstellen können, Mutter, daß du noch so jung bist, und habe dich deshalb auch so fremd angesprochen und habe ins Dorf gehen wollen, dich zu suchen."

„Wie verdien ich's nur, Ákos, daß du mich aufsuchst? Ich verdien es nicht!"

Eine Flut von Liebkosungen unterbrach sie: „Das sage nicht! Um Gottes willen das nicht! ... Du mußt wissen, liebe, liebe Mutter: Ich bin hinter alles gekommen, was sie so sorgsam vor

mir verbergen ... ich verstehe, ich begreife dich, Mutter. Alles, was du getan hast, war recht, und wie du's getan hast, so war's recht."

„Gar nichts, gar nichts war recht," unterbrach sie ihn aufflammend in Verwirrung, „und auch jetzt ist nicht recht, was ich tue. Ich sollte dich fern von mir halten, und sieh, ich schließe dich an mein Herz fest mit beiden Armen. Ich habe versprochen, daß du mein Haus niemals betreten sollst, und sieh, ich führe dich selbst hinein."

„Ist denn das dein Haus?" fragte er. „Das ist ja nur dein Garten." Ein Frohlocken war in seiner Stimme. „Du hast dein Wort gehalten. Ich aber," nun erhob er den Kopf stolz und herausfordernd, „ich habe gelogen, betrogen, um dich nur einmal sehen, um nur einmal zu dir kommen zu können. Sie wissen nicht daheim, daß ich bei dir bin; sie glauben, daß ich noch in Dulana bin bei meinem Vetter. Ich habe mir eine Einladung verschafft für heute zur Jagd und bin die ganze Nacht wie der Teufel gefahren und geritten ... Ich habe kommen müssen, Mutter. Ich habe nicht mehr schlafen, nicht essen und trinken können aus Sehnsucht. Immer nur habe ich gedacht: ‚Ich will meine Mutter sehen, ich will sie fragen: hast du mich lieb und willst du mich nicht segnen?' In einem Monat gehe ich zur Konfirmation, und meine Mutter lebt, und ich soll ohne ihren Segen zur Konfirmation gehen?" Er ließ sich tiefer in die Knie sinken, breitete beide Arme aus und rief ungestüm und voll heißer Inbrunst: „Mutter, segne mich!"

Sie legte beide Hände auf seinen Scheitel, sie schluchzte.

„Warum weinst du?" fragte er bestürzt; „ich bin glücklich und werde jetzt immer glücklich sein. Mir ist mein höchster Wunsch erfüllt."

„Und mir der meine," sagte sie.

„Dann also weint man nicht, man jubelt!" Er stand auf, stellte sich neben sie und war auf einmal der Überlegene und

redete ihr zu, die köstliche Stunde, die ihnen geschenkt war, voll und rein zu genießen. Dann verlangte er, daß sie ihm von ihrem Leben erzähle, von ihrem Manne, ihrem Anwesen, ihrer Tätigkeit. Mit heiterer Spannung hörte er ihr zu, nur als sie von ihren Kindern sprach, flog ein Schatten über seine Stirn. Sie bemerkte es, sie schloß:

„Ich habe alles Gute gehabt, aber eine ganze Freude, selbst an den Kindern nicht. Der Gedanke, daß ich dir eine schlechte Mutter war, ist mir nachgegangen, hat mich gequält wie das böse Gewissen."

„Wirf ihn weg, den Gedanken! wirf ihn weg! Besinne dich nur, daß wir einander übermenschlich lieb haben bis ans Ende unseres Lebens, Mutter! Auch das meine ist schön und gut, und auch das meine wird von nun an ganz ungetrübt sein."

Ihm quollen die Lippen über, wie sein Herz überquoll. Er wußte alles von seiner Mutter, sie mußte alles von ihm wissen. Wie viel es schon zu tun gab für ihn in Ováros, unter der Leitung des zweitältesten seiner Vettern, der die Güter verwaltete. Er hatte geheiratet, dieser Vetter, eine nette Frau, und hatte auch ganz nette Kinder. Aber wenn Akos nicht zum Rechten sähe, sie würden sehr verzogen.

Seine Mutter sah ihn mit strahlendem Blicke an: „Du Lieber! ... und, sage mir, wer bereitet dich vor zur Konfirmation?"

„Nun, doch Déry ..." Er verbesserte sich: „Der Herr Pastor."

„Ist er wieder gekommen? Ich habe gehört, er sei nicht mehr in Ováros."

„Ist wiedergekommen, und, Mutter, weißt du, was er mir gesagt hat?"

„Wie soll ich das wissen, Kind?"

„Er hat gesagt: ‚Ich habe nach einem größeren Wirkungskreise gestrebt und dabei eine Erfahrung gemacht. Will's Gott, auch zu deinem Besten, Akos. Merke dir! Nicht wie weit,

sondern wie tief du wirkst, darauf kommt's an.' Verstehst du das, Mutter? Ich glaube, ich versteh's."

Ilona legte den Arm um seinen Hals und zog ihn an sich: „Du wirst dem Pastor sagen, daß du bei mir gewesen bist."

„O nein, gewiß nicht, Mutter."

„Ich bitte dich darum."

„Und ich bitte und flehe dich an, Mutter, lasse das unser Geheimnis bleiben — unser Kleinod, unser vor allen anderen verborgenes Kleinod. Etwas will ich haben, muß ich haben, Mutter, das ganz allein dir und mir gehört!"

„Und wenn mein Mann fragt: ‚Wer war bei dir?' Soll ich lügen?"

„Zu lügen brauchst du nicht. Aber wie lieb du mich hast, darf nur ich allein wissen, das sagst du nicht ihm und keinem. Versprichst du's?"

„Ich verspreche es. Und wie lieb du mich hast, das bleibt mein Geheimnis und mein Kleinod, und ich werde dir dafür danken alle Stunden meines Lebens."

Daß aber die gegenwärtige Stunde, die einzige und gesegnete, die sich nie wiederholen sollte, die höchste ihres ganzen Lebens bleiben würde, fühlte sie. Und das selbe Bewußtsein blühte in ihrem Kinde auf. Das Beste, das zwei Menschen einander verdanken können, verdanken einander diese Mutter und dieser Sohn.

So war ihr Scheiden kein schmerzliches Losreißen, es fand sie beide bereichert um ein unschätzbares Gut. Er trug das Haupt hoch, auf dem der Segen seiner Mutter ruhte, sie hatte ihren Frieden gefunden.

* * *

Ilona schickte sich an ins Haus zu treten, als Stephan zurückkehrte und sie rauh anließ mit der Frage, die sie erwartet hatte: „Noch im Garten? War jemand bei dir?" Er sah so dräuend

aus wie damals, als er ihr im Gang aufgelauert, sie beschimpft hatte. Sie aber fürchtete ihn nicht mehr. Ruhig, mit gelassenem Stolze erwiderte sie:

„Mein Sohn Akos."

„Was will er? Dich uns nehmen? ... Hat er's nicht schon getan?"

„Mann," sprach Ilona mit einem herrlichen Lächeln, „er hat mich Euch zurückgegeben."

Ihr Beruf

Fünf Töchter hatte die verstorbene Gattin des Präsidenten Staudenheim ihm geboren. Alle im Laufe eines Lustrums.

Ein Zwillingspaar befand sich nicht unter ihnen, dafür gehalten wurden aber die zwei ältesten und die zwei jüngsten sehr oft. Nicht nur im Äußern, auch im Naturell hatten die beiden Schwarz- und die beiden Blondgelockten große Ähnlichkeit. Sprühend von Lebenslust, leicht gereizt, leicht versöhnt die einen, sanft und still, schwer aus ihrem holden Gleichmut zu bringen die andern. Sie waren samt und sonders talentvoll und mit gutem natürlichen Verstande begabt und auch samt und sonders von dem selben Abscheu vor jeder ernsten Beschäftigung erfüllt. Wer nicht wußte, was ihnen schon als solche erschien, hätte es nicht geglaubt. So verstand sich's ihnen von selbst, daß sie Menschen, von denen sie angehalten wurden, zu tun, was ihnen ein Greuel war, wie Feinde ansahen und sich ihrer zu entledigen versuchten. Es gab kürzere, es gab längere Kämpfe, siegreich aber blieben die reisigen Fräulein immer, denn sie hatten einen wenn auch geheimen, doch mächtigen Verbündeten — den Papa.

Der Präsident verriet sein Einverständnis mit der Geschmacksrichtung seiner Töchter nie durch ein zustimmendes Wort. Nur die Regelmäßigkeit war auffallend, mit der jedes Mitglied des Unterrichtspersonals, das sich zu einer Klage über die Fräulein hatte hinreißen lassen, bald darauf abgedankt wurde. Es geschah in so verbindlicher und großmütiger Weise, daß der Scheidende sich immer mit Bedauern empfahl.

O, man hätte schweigen, es nicht als Gewissenssache betrachten sollen, sein hartes Lehrmeisterbrot in Ehren zu verdienen. Man hätte von dem meteorgleichen Erscheinen der jungen Damen auf den Bällen, von ihren Triumphen auf dem Eislauf- und dem Tennisplatze und nicht von den Fixsternen und von den Siegen Alexanders und Cäsars mit ihnen sprechen sollen. Was hatte es einem leid zu tun um die hellen Köpfe, die nicht denken lernen wollten, um die hübschen Talente, die unausgebildet blieben?

„Sie sind wunderbar musikalisch veranlagt," sagte der Professor aus dem Konservatorium bei seinem Abgang zu den zwei Ältesten, Addi und Berta, „und dabei wird es bleiben. Über diesen Standpunkt hinaus werden Sie sich nie schwingen."

„Wir wollen uns über gar nichts hinausschwingen!" erwiderten sie lachend, „es fällt uns nicht ein!"

Eine ähnliche Antwort gab Clemi dem Zeichenmeister, als er ihr nach der letzten „Stunde" eine Feindschaftserklärung machte, weil die Verhältnisse eine Liebeserklärung durchaus nicht zuließen.

„Eine große Künstlerin, eine Rosa Bonheur schläft in Ihnen," hatte er, zwischen Tür und Angel stehend, noch gesagt. „Wird immer weiter schlafen. Nicht einmal eine Klaue werden Sie je richtig zeichnen!"

Mit erhabener Ruhe nahm der alte, vielgefeierte Herr Bindemann, Professor der Literatur, Abschied: „Adieu!" Er schwenkte den weichen, breitkrempigen Hut, den ihm Daisy sehr vergnügt mit einem kurzen Knickse überreichte, leichthin vor den Fräulein. „Ich hätte Ihre Köpfe gern zu Museen gemacht, in denen edle Kunstwerke prangen. Sie ziehen es vor, diese hübschen Räumlichkeiten mit Gerümpel vom Trödelmarkt zu möblieren. Nach Belieben. Ich kann es nicht ändern, nur bedauern, besonders in Ihrem Interesse, Fräulein Daisy. Sie hätten wahrhaftig das Zeug zu einer Schriftstellerin. Wenn Sie es aber je auch nur dahin bringen, einen korrekten Brief zu schreiben, dann will ich . . . dann will ich . . ." Er unterbrach sich, um etwas durchaus

Unmögliches auszudenken: „Dann will ich den Geburtstag Goethes vergessen haben."

Die Ungebundenheit, in der Staudenheim seine Töchter aufwachsen ließ, erregte das Staunen der alten Leute, die Begeisterung der jungen und die kummervolle Entrüstung der Exzellenz Brede. Die Schwägerin des Präsidenten, die Schwester seiner verstorbenen Frau, fand sich berechtigt und verpflichtet, Einfluß auf die Erziehung ihrer Nichten zu nehmen, und nun wurden diese Nichten, sozusagen, nicht erzogen. Wirklich, wie ihr zum Trotze, ihr, die nichts lieber tat als drillen.

Ein diskretes Räuspern ging der Kampagne voraus, die Exzellenz Brede von Zeit zu Zeit gegen ihren Schwager eröffnete. Dann krochen Stichelreden in Schlangenwindungen herbei, und plötzlich wurde ein Hieb geführt, der den Präsidenten aufs Blut verwundet hätte, wenn er nicht unverletzlich gewesen wäre in seinem väterlichen Stolze. Glorreich half ihm der, die Angriffe der Frau Schwägerin mit einem langmütigen Lächeln hinzunehmen, das seinem feinen, gelblichen Beamtengesichte vortrefflich stand. Wie sollte er aber auch anders als langmütig fühlen, dieser armen Exzellenz gegenüber? Er bedauerte sie ja so sehr, weil sie im Besitze zweier Töchter war, beide unschön, beide unbegabt und dabei — ein wahres Unglück, — strebsam! Ihren Onkel überlief's, so oft er die blassen Mädchen, das dicke und das dünne, sich abmühen sah im Dienste von Talenten, die ihnen nicht gegeben waren. Er segnete die sorglose Lässigkeit seiner Töchter, die, im Besitze reicher Pfunde, sie wuchern zu lassen, verschmähten. Den Müden, vorzeitig Gealterten, dem seine frühere Energie nur noch in der Ausübung seiner Amtspflichten treu geblieben war, verlangte nach Heiterkeit und Frieden in seinem Hause. Er dachte mit Schaudern daran, wie das wohl wäre, wenn er erschöpft und oft angewidert aus dem Gerichtshofe heimkäme und seine zwei Ältesten trommelnd und brausend am Klavier fände, und wenn er den kleinen Salon,

den noch so viele Erinnerungen an seine geliebte Tote schmückten, durch Clemi in ein Atelier verwandelt fände, und wenn Daisy ihm weinend in die Arme fiele, weil ein ungalanter Redakteur sich ablehnend gegen ihre letzte Dichtung verhalten hätte. Im tiefsten Herzen dankte er seinen Töchtern dafür, daß sie sich frei hielten von der herrschenden Sucht nach Leistungen und Anerkennungen und vorläufig nichts wünschten, als das Leben, das ihnen die Verhältnisse so schön gestalteten, in aller Unbefangenheit zu genießen. Der Ernst bleibt auch für sie nicht aus, er kommt in der Ehe, auch in der besten und friedlichsten. Und wie bald wird er kommen! Kaum erwachsen, werden sie schon nur allzu eifrig umworben. Sie sind ja schön, liebenswürdig, reich. Man weiß, wie klug und gewissenhaft der Präsident das große Vermögen verwaltet, das ihre Mutter hinterlassen hat.

Ja, ja, der Tag ist nicht mehr fern, an dem er sie alle verlieren wird, auch Johanna, die Weltfremde, die Entsagende. Und die Trennung von ihr wird eine noch ganz anders schwere sein, als die von seinen übrigen Kindern. Der Beruf, den sie erwählt hat, entzieht sich seinem Einfluß; er wird über ihre Zukunft nicht wachen können, wie über die ihrer Schwestern!

Man hat seine Kinder, um sie herzugeben, dachte Staudenheim mit einem Anfluge von Bitterkeit. Eine Zeitlang darf man sich einbilden, daß sie unser Glück ausmachen, in Wirklichkeit bilden sie nur unsere Sorge, sie heranreifen zu lassen zu ihrem eigenen Glücke. Dieses noch auf Grundlagen aufgebaut, die unserer menschlichen Voraussicht für sichere gelten, und unsere Aufgabe ist erfüllt.

Der Präsident wollte die seine lösen, wie er alle Aufgaben gelöst, die das Leben ihm gestellt hatte: völlig und treu. Er galt für einen schwachen Vater und war es ja; das aber stand ihm unerschütterlich fest: ich vertraue meine Töchter nur sicheren Händen an. Lieber sehe ich ein Kind an gebrochenem Herzen sterben, als leben an der Seite eines unwürdigen Mannes.

Einmal — vor einiger Zeit — hatte der Papa in diesem Sinne zu Addi und Berta gesprochen, und ein rascher, fragender Blick war zwischen ihnen hin und her geflogen: Weiß er? ... Warnt er? ... Nun — vielleicht. Aber wenn auch! Sie beruhigten sich schnell, die Leichtblütigen. Gesagt ist eben gesagt. In seiner grenzenlosen Güte würde er nie einem seiner Kinder einen Schmerz bereiten können, unmöglich wäre es ihm. Schlimmeres als ein mißbilligendes Wort brauchte man von dem Engelhaften nicht zu befürchten. Die Rüge, die er seiner Addi erteilte, weil sie den Kotillon auf drei einander folgenden Bällen mit einem gewissen Leutnant getanzt hatte, beunruhigte sie nicht. Berta blickte ohne Scheu in die Augen ihres Vaters, die sich vorwurfsvoll auf sie gerichtet hatten, als sie, versunken im Gespräch mit einem gewissen Attaché, den Zuruf des Vortänzers überhörte.

Es war Nachmittag. Die vier Schwestern befanden sich, schon zum Diner angekleidet, in ihrem ehemaligen Studierzimmer, einem großen, hellen Raum, den sie zum Wohnzimmer umgestaltet und mit allerlei hübschem Kram angefüllt hatten. An einem der Fenster, zwischen Blattpflanzen und Kamelienstöcken, wohnte sehr elegant in ihrem Pavillon aus versilbertem Draht eine zahlreiche Kanarienvögelfamilie. Clemi stritt oder koste mit jedem einzelnen ihrer Angehörigen und ahmte täuschend sein Zwitschern nach. Manchmal wandte sie den Kopf und sah über die Achsel zu Daisy hin, die im Zimmer auf und ab ging, ihre lange Schleppe hinter sich herzog und eine nachdenkliche Miene machte. Sie hielt ein Notizbüchlein in der Hand, in dem sie herumkritzelte.

„Ich glaube gar, du dichtest," sagte Clemi, und Addi und Berta sagten:

„Oho?"

„Merkt ihr's endlich, ihr Stumpfsinnigen?" fragte Daisy pathetisch. „O Bindemann, dir singe ich's!" Sie warf ihr Büchlein in die Höhe und fing es geschickt wieder auf. „Mit solchem

Schwung besinge ich mein weißes Tuchkleid mit den rosa Schleifen, in dem ich stecke. O Kleid, mein Kleid, ich vergleiche dich mit einer winterlichen Schneewolke, von sommerlichen Sonnenuntergangslichtern umsäumt ... umsäumt! schmeckt ihr den Wohllaut, Schwestern? umsäumt! — das ist ein Wort! ... Es schmilzt auf der Zunge wie Sammet ..."

„Wie Sammet?" fiel Berta ein, mit ihrer sanften Stimme. „Zu dumm, du Arme! Wer hat je gehört, daß Sammet schmilzt?"

„Das ist es ja! Ich dichte nur Unerhörtes. Ich mache auch nie einen Vergleich, der schon einmal gemacht worden ist. Zum Beispiel? ... Wer hat nicht schon den Mond besungen? Wer besang ihn so wie ich?" Sie hielt mit emporgestrecktem Arm ihr Büchlein in die Höhe, stellte sich auf die Fußspitzen, die schlanke Gestalt schien förmlich zu schweben, die blauen Augen schmachteten zur Lampe an der Decke hinauf. „Mond, o Mond! Du gleichst mit deinen erdwärts sinkenden Strahlen einem Knäuel Zwirn, von dem die Fäden herabhängen ..."

„Verschone uns!" sprach Addi gebieterisch. Sie saß auf einem Kanapee am Tische und hatte eifrig geschrieben, richtete aber jetzt ihre prachtvollen schwarzen Augen strafend auf Berta, ihr Ebenbild. Die stand vor einem in die Wand eingelassenen großen Spiegel und bewunderte sich und schlug den Blick abwechselnd auf und nieder, so aufmerksam und bedächtig, als ob sie eine wichtige Handlung vollführte.

„Seht sie an," fuhr Addi fort, „sie macht Wimperngymnastik. Ein Diplomat, müßt ihr wissen — er geht nächstens als englischer Botschafter ins Affenland — hat ihre Wimpern gelobt."

„Kümmere dich um deine Angelegenheiten," erwiderte Berta, trat heran und beugte sich über den Tisch. „Sag einmal, wem schreibst denn du? ... Einer Gouvernante! ... Seitdem sie fort ist, wird sie geliebt, die Arme ... Das ist ein Brief! Zwei, drei, vier Bögelchen ... Und was für Buchstaben! Galgenform, Galgenformat — der Verstand hat sich dran aufgehängt. Fünf

gehen auf die Zeile, ‚ein Leutnant' geht auf zwei Zeilen ..." Sie tippte mit dem Zeigefinger auf einige Stellen der beschriebenen Blätter: „Hier ‚ein Leutnant,' und hier und dort und da ..."

Die „Kleinen" lachten, Addi raffte ihre Papiere zusammen, verbarg sie in der Mappe und stieß dabei die Worte: „Indiskretion" und „Gemeinheit" aus.

„Gemein—heit?" Das traf ins Herz. Der Streit entbrannte, Clemi und Daisy mischten sich ein; es wurde auf einmal sehr laut im Damensalon. Die vier jungen Stimmen klangen zu einer kriegerischen Fanfare zusammen, als die Tür des Nebenzimmers geöffnet wurde und ein großes, schlankes Mädchen auf die Schwelle trat.

Sie blieb stehen, schüttelte den Kopf und sprach sehr ruhig, aber in sehr traurigem Tone: „Schwestern, ihr seid schrecklich."

Ihr bloßes Erscheinen hatte wie ein Ölguß auf das stürmende Meer gewirkt. Ein Kichern, durch Verlegenheit erpreßt, ließ sich hören, ihm folgte Schweigen, und dann, fast zugleich von den vier Schwestern hervorgebracht, ein entschuldigendes: „Johannerl!"

Das war ihr Liebling, Johanna, die im Alter zwischen den Schwarzen und den Blonden stand, an Größe die Großen überragte, noch feiner gebaut erschien als die Kleinen, und keiner von ihnen ähnlich sah. Sie war's, an die niemand dachte, wenn es in Gesellschaften und bei Festlichkeiten hieß: „Sind die Staudenheim da?" — „Kommen die Staudenheim?" Sie war es auch, die von den meisten Leuten „kaum hübsch" gefunden wurde, indes Maler und Bildhauer erklärten, sie sei unter den schönen Schwestern die schönste.

Daisy trieb einen Kultus der Bewunderung mit ihr, schwärmte sie an: „Du bist unsere Einzige! ... Bei uns hat der liebe Herrgott sich's bequem gemacht, für uns vier Personen hat er nur zwei Modelle geformt — für dich ein ganz eigenes. Du bist

ganz anders als wir, von innen und von außen, und unendlich mehr!"

Das „mehr" ließ sie nicht gelten und litt, wenn man sie als etwas Besonderes und Hervorragendes behandelte. Eine flehentliche Bitte sprach aus ihren grauen, tiefernsten Augen: Nicht beobachten, nicht loben! — Mir verzeihen, daß ich meine eigenen Wege gehe!

Als ihre Schwestern sie umringten, lachend oder grollend, Anklagen vorbrachten und Entschuldigungen und wieder sehr laut wurden, nahm sie sich unter ihnen aus wie eine junge Novize, die in eine kleine Rotte Weltkinder geraten ist. Der Ausdruck ihres blassen Gesichtes, ihre Bewegungen, ihr Gang, hatten etwas klösterliches. Ein weicher, matter Schimmer lag über ihrer braunen Haarfülle, die zurückgekämmt und in einem schweren Knoten am Hinterkopfe befestigt war. Sie trug ein dunkles Wollkleid, mit einem Bande lose umgürtet. In geraden Falten und rundum ein wenig schleppend hing das Gewand an der hohen Gestalt nieder. Ein weißer Leinwandkragen umschloß den Hals und reichte herab bis zur Brust. An die gepreßt, hielt Johanna mit der Linken ein großes Buch, indes ihre Rechte sich begütigend gegen die Schwestern ausstreckte. Sie blickte sehr bekümmert und sehr liebreich von der einen zur andern und wieder ging es wie immer — ehe sie noch ein Wort gesprochen, hatte sie schon alle Macht friedenstiftender Beredsamkeit ausgeübt.

In heiterer Selbsterkenntnis rief die kleine Daisy: „Ja, ja, es ist ein Kreuz mit uns!" und Johannas Frage: „Was hat es denn gegeben?" wurde mit einem allgemeinen: „Nichts, gar nichts!" beantwortet. Ihre Schwestern hätten sich geschämt ihr zu kommen mit dem Aufzählen kindischer Zänkereien, ihr, die so ernste Gedanken und so große Ziele hatte und doch jeden die Einigkeit und die Freudigkeit der Ihren trübenden Hauch als Schmerz empfand.

„Nichts?" wiederholte Johanna, „so gut wie nichts." Ein

schönes Lächeln erhellte ihr Gesicht. „Schwestern," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „wer verzeiht mir zuerst, daß ich euch ‚schrecklich' genannt habe?"

Wer? Nun das war komisch! — Verzeihen?

„Jede zuerst!" rief Berta, und die beiden „Kleinen" stimmten ein.

Addi hatte gegen die Tür gehorcht und begann plötzlich zu jammern: „O weh, sie erscheint! Ich höre ihre Elefantenstiefel knarren. Was sie nur will? Hat sie uns beim Ankleiden nicht genug gequält?"

Die Tür, die auf den Gang führte, flog auf, geräuschvoll bewegte Christine Mittelding sich herein und sprach überflüssig laut: „Fräuln, Sie sollen zum Herrn Papa kommen!"

Christine, die Konserve, der Typus, der Gallapfel, der pergamentene Drache — und wie sie mit hundert Namen im Munde ihrer Fräulein lebte, war von der verstorbenen gnädigen Frau als Kammermädchen ins Haus gebracht worden und behauptete sich darin in Kämpfen und in all den Ehren, in denen der Präsident sie, als das Vermächtnis einer Heimgegangenen, hielt. Sie war eine Geißel für die Mitdienenden und eine Geduldsprobe für die jungen Damen, die übrigens mit argen Neckereien ihr Mütchen an ihr kühlten. Das ging aber nie weiter, als bis sie mit ihrem Abzug drohte, von dem nicht die Rede sein durfte. Es wäre ja um die goldene Freiheit der Fräulein geschehen, von der Stunde an, in der es ihre Sache würde, die musterhafte Ordnung, die Christine eingeführt hatte, im Hause aufrecht zu erhalten.

„Sie soll'n zum Herrn Papa kommen," wiederholte Christine, als ihre Botschaft mit ungläubigem Schweigen aufgenommen wurde.

„Zum Papa?" Addi und die zwei Kleinen zuckten die Achseln, Berta sagte kühl und hochmütig:

„Seien Sie nicht witzig, Christinchen, es ist noch nicht erster April."

Eine kupferige Röte glitt über die Mulden, die sich mit der Zeit in den Wangen des Kammermädchens gebildet hatten. „Erster April? ... Was soll das heißen?"

„Daß es noch nicht Vier ist und daß der Papa vor Fünf nie nach Hause kommt, der Arme."

„Zufällig hat es ihm beliebt, heute früher zu kommen," versetzte Christine triumphierend, „und zufällig beliebt es ihm, auch in schlechtem Humor zu sein. So! — Tun Sie jetzt, was Ihnen beliebt!" Sie ging und schlug die Tür hinter sich zu, und diesmal versäumten die Fräulein, ihre Empörung über diese „Ordinärheit" zum Ausdruck zu bringen. Sie waren äußerst betroffen.

— Früher als sonst und in schlechter Laune? ... Wenn das nicht unheimlich ist ...

„Wir müssen sogleich zum Papa!" sprach Johanna und legte ihr Buch auf den Tisch. Es war die „Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis.

Sie schritten eilig und beklommen über den teppichbelegten Glasgang, an ihren Schlafgemächern vorbei, durch den kleinen und den großen Salon und den Speisesaal, den Zimmern ihres Vaters entgegen.

„Was es nur gibt?" flüsterte Addi ihrer Schwester Berta zu.

„Ich weiß nicht, ich hab so eine Ahnung — nichts Gutes."

„Ich hab auch so eine Ahnung ... Er wird doch nicht um mich angehalten haben?"

„Oder Er um mich."

„Es wär zu früh!"

„Zu dumm, aber ..." mitten in der ärgsten Bedrängnis kam ihre eine Erleuchtung, „er wär's imstande, der Arme ..."

Addi kämpfte wacker gegen die Bangigkeit an, die sich ihrer

bemächtigen wollte, hatte aber ein abscheuliches Gefühl von Kälte im ganzen Körper, sogar in der Nasenspitze. Bertas Wangen flammten, und sie atmete hörbar.

Die jungen Mädchen fanden ihren Vater in gewohnter Weise, wenn er sie nach seiner Rückkehr aus dem Amte zu sich beschied, am Schreibtisch sitzend, in seinem Fauteuil aus Rohrgeflecht mit der niedrigen gepolsterten Lehne, so tadellos gekleidet, wie wenn er sich zu einem Ministerdiner begeben sollte.

Wenn seine Kinder sonst angeschwirrt kamen, wehte es mit ihnen herein wie Frühlingsduft. Sie rückten Schemel an seinen Fauteuil heran oder knieten auf dem Teppich zu seinen Füßen nieder, erzählten, scherzten, schmeichelten, bis der trübe Ernst, den er aus dem verwünschten Gerichtshof heimgebracht hatte, von seiner Stirn wich. Da konnte auch er ein Witzwort finden und gesprächig werden, da streckte manchmal der mit Gefühlsäußerungen karge Mann die Hand aus, und sie glitt über die Scheitel, über die Wangen seiner Töchter so leise hin, daß sie die Berührung kaum fühlten, nur die liebreiche Gebärde sahen.

Heute — alles anders. Ein starr auf sie gerichteter Blick, ein beinahe drohendes: „Ihr laßt warten?" empfing sie.

Sie blieben in der Nähe des Schreibtisches stehen, sie sagten: „Verzeih, Papa!" — „Guten Tag, Papa!" Daisy, die sich aus Eitelkeit, denn er hatte ihr nur Grund dazu gegeben, für seinen Liebling hielt, wagte: „Guten Morgen, guter Papa!" zu lispeln.

Clemi — sie lachte so gern und weinte so leicht — schossen Tränen in die Augen, Berta hielt die Zähne fest aufeinander gepreßt, dafür zitterten ihr aber die Knie.

Addi allein faßte einen kühnen Entschluß, sie machte einen Schritt auf den Vater zu. Dabei blieb es. Mit einer abwehrenden Bewegung bannte der Präsident sie an ihren Platz, und die sich rühmte, nicht zu wissen, was Furcht und was Verlegenheit sei, bot ein — freilich wunderschönes — Bild tiefer Verwirrung.

Was war denn, um Gottes willen, geschehen? Warum über-

kam es alle diese jungen Geschöpfe so seltsam unheimlich bang? ... Der da vor ihnen saß, war das nicht ihr übergütiger, kleiner Papa? War der Raum, in dem sie sich befanden, nicht ein vertrauter? Seltsam, daß er ihnen plötzlich äußerst imposant erschien. So hoch die gewölbte Decke mit den kostbaren Stukkaturen und riesenhaft die Bücherschränke und ihre stillen Bewohner in ihren von Natur aus dunklen Lederkutten oder im Verlauf der Zeit dunkel gewordenen Pergamentgewändern. Zwischen ihnen der Kamin aus schwarzem Marmor, und an den Wänden figurenreiche, verblaßte Gobelins, und mitten im Zimmer der Unhold von einem Schreibtisch mit den gewaltigen Laden, deren jede ein seltsames Geheimnis zu bergen schien. Ihm gegenüber ein ergreifendes Gemälde, das lebensgroße Abbild einer Statue, die draußen auf dem Friedhof stand. In schneeiger Marmorweiße, in lauterer Schönheit, von Palmen, von blühendem Flieder und Jasmin umgeben — so war die verstorbene Mutter dargestellt. Ihr Fuß betrat zögernd die Schwelle der Gruft, und sie wandte das Haupt noch einmal zurück. Aber schon lag die Ahnung eines höheren Lebens verklärend über ihr.

Das Bild erhielt sein Licht durch ein hohes und breites Fenster, das einzige in dem großen Gelaß. Es gewährte die Aussicht über Straßen und Plätze und Gartenanlagen weithin bis zum Kahlenberge. Die Sonne, die sich zum Untergang neigte, warf einen blendenden Strahl herein, und der fiel auf den hageren Mann am Schreibtisch und beleuchtete unbarmherzig grell sein verfallenes Gesicht. Er verriet, in wie dünnen Schichten die graublonden Haare auf der Kopfhaut lagen und sie nur spärlich bedeckten. Von den Lichtern, die auf den Erhöhungen der Stirn, auf den Backenknochen, dem schmalen Rücken der Nase schimmerten, zeichneten sich tiefe graue Schatten ab und gaben den fein ausgeprägten Zügen den Anschein des Greisenhaften.

Der Präsident las Traurigkeit und Besorgnis aus der Art,

in der seine Töchter ihn ansahen. Seine Miene wurde freundlicher, und er sprach in gewohntem, sanftem Tone: „Sagt, Kinder, war ich euch ein strenger oder ein nachsichtiger Vater?"

„Ein nachsichtiger! O, der beste, nachsichtigste!" antwortete eine um die andere, ohne sich zu besinnen.

„Habe ich euch je aus einem Grunde, der euch ungenügend schien, ein Vergnügen verdorben?"

„Nein, o Gott, nein, nie!"

„Wie wär's aber, wenn ich euch nun doch einmal ein Vergnügen verdürbe aus einem Grund, der euch nicht nur ungenügend, sondern grausam schiene?"

„Als ob du das könntest! Das kannst du gar nicht," erwiderte Addi entschlossen.

„Urteilt selbst! Wenn ich zum Beispiel sagte — wie ich's tue! dem Kalender nach ist der Fasching noch nicht vorbei, für euch ist er's."

„Wieso? Ich verstehe nicht!" ... „Ich auch nicht." „Wir gehen doch morgen auf den Ball zu Tante Brede." „Und übermorgen auf den Statthalterball ..." sprachen abwechselnd die Großen und die Kleinen. „Und ich bin für alle Tänze engagiert," schloß Addi eindringlich. Die selbe Versicherung wollte Berta geben, der Präsident kam ihr zuvor.

„Bedaure! Ich habe abgesagt in unser aller Namen."

Was jetzt aus Addi herausflammte, war offene Rebellion: „Das geht nicht ... So ganz ohne Grund geht das nicht ... Man kann nicht absagen, so ganz ohne Grund, wenn man zugesagt hat ... wenn man versprochen hat ..."

„Wenn man sein Wort gegeben hat," ergänzte Berta.

„Deshalb keine Sorge! Ich nehme jedes unbesonnene Wort, das ihr etwa gegeben habt, auf meine Gefahr zurück. Versteht ihr jetzt, Addi und Berta?"

Wie ihr Vater sie in dem Augenblick ansah, hatte er sie noch niemals angesehen, und in einem Tone, so unerbittlich streng

und dabei so traurig und doch auch geringschätzig, hatte er noch nie zu ihnen gesprochen.

„Versteht ihr mich?" wiederholte er.

Sie verstanden ihn, sie glühten vor Herzweh und vor Scham.

Derart aufgerüttelt zu werden aus dem schönen Traum von einem gräflichen Leutnant und von einem englischen Attaché — ist zu hart! In Gegenwart Johannas und der Kleinen wie unmündige Kinder behandelt werden — ist zu erniedrigend! Addis Augen funkelten zornig, sie fühlte nur ihre Entrüstung, nur sich. Bei Berta brach durch Pein und Schmerz eine selbstlose Regung hervor. Sie hatte die Empfindung: der Papa leidet, indem er uns leiden macht. Mit beklommener Stimme, in der noch ein schwacher Rest von Trotz zitterte, stieß sie ganz unvermittelt hervor:

„Papa ... sei wenigstens nicht böse!"

„Wenigstens?" fragte er nachdrücklich.

Johanna faltete flehend die Hände. „Nein, nein, verzeih, das war nicht so gemeint ... nicht das Wenigste — das Erste, das Wichtigste hat sie gemeint —"

„So legst du es aus!"

„Wir auch!" versicherten die andern, und von neuem flackerte Widersetzlichkeit empor: „Du bist heute mit uns, wie du nie warst!" ... „Wir ertragen das nicht!" ... „Du hast uns nicht gewöhnt ..."

„Verwöhnt habe ich euch und empfange die Strafe dafür aus erster Hand — durch euch selbst. — Hast du sie gehört?" wandte er sich an Johanna. „Ist das die Sprache von Kindern, denen die Zufriedenheit ihres Vaters das Erste und Wichtigste ist?"

„Papa," erwiderte Johanna leise, und demütiger kann ein Vorwurf nicht geäußert werden, aber ein Vorwurf war es doch: „Du hast uns bisher in all und jedem gewähren lassen ..."

„Weil es sich bisher nur um Kindereien gehandelt hat!"

Sie fuhr zusammen, sie zog durch ihre halb geöffneten,

zuckenden Lippen den Atem tief ein. „Kindereien? ... Also deshalb ... so hast du angesehen, was die Schwestern getan haben und was ich tue ... alles ... alles —"

Die Miene des Präsidenten wurde immer strenger, immer kälter. „Von dir war nicht die Rede."

„— War nicht die Rede?"

„Einem ausgesprochenen Beruf zu folgen, wie ließe sich das verbieten?"

„Vater!" rief sie aufatmend und beugte sich so tief, daß er meinte, sie wolle vor ihm auf die Knie sinken, und sich rasch abweisend zurücklehnte. „Dank, bester Vater! Das Schwerste bleibt mir erspart ... ich hätte dir ja nicht gehorchen können."

Das Schlafzimmer der jüngeren Schwestern stieß an das Zimmer Christinens, und diese Tyrannin duldete nicht, daß neben ihr laut gesprochen werde, wenn sie einmal ihre Fräulein zu Bett gebracht und sich selbst in das ihre begeben hatte.

„Sie kramt noch herum," sagte Daisy halblaut, „man kann doch noch ein paar Worte sprechen. Die Nacht wird mir lang werden, mir armem Teufel, ich mache gewiß kein Auge zu."

„Und ich erst!" seufzte Clemi, „mir kommt ohnehin oft vor, daß ich miserabel schlafe."

Die zwei Betten stießen mit den Fußenden zusammen. Daisy richtete sich auf und sah beim Scheine der Nachtlampe, die sehr hell brannte, zu Clemi hinüber. „Wie du flunkerst! Immer hör ich dich schlafen, so oft ich wach werde ..."

„Du hörst mich schlafen — soll das vielleicht heißen, daß ich schnarche? Ich schnarche nicht."

„O jetzt noch nicht, jetzt duselst du erst."

„Ich dusele nicht, ich denke nach. — Über die Schwestern ... Und wie ich mich ärgern muß ..." Ihretwegen kommen wir um den Ball bei Tante Brede."

„Den einzigen großen, den wir hätten mitmachen dürfen ... Diese Addi! Ich begreife sie nicht. Wie kann man einen Husarenleutnant heiraten wollen? Denk nur — die elenden Garnisonen bei der Kavallerie! ... Und die Berta, die sich in einen windigen Attaché verliebt!"

„Gott weiß, wie sie das angefangen hat," sagte Clemi und gähnte.

Im Nebenzimmer wurde jetzt eine Tür zugeschlagen.

„O!" rief Daisy laut, „was ist das für ein Lärm? Geben Sie doch acht, zum Kuckuck, Mamsell Christine! ... Die poltert wieder," setzte sie leise hinzu, „läßt wieder einen ihrer Zörne an einem unschuldigen Kasten aus. Trabantin!"

„Und sie glaubt, daß sie eine noble Person ist."

„Ich werde ein Reglement aufschreiben: über Türbehandlung in anständigen Häusern, und es ihr zum Nähtisch hängen."

„Du wirst richtig noch eine Schriftstellerin," sagte Clemi und schlief ein.

Bei den Großen brannte bis Mitternacht das elektrische Licht zu Häupten von Addis Bett. Dieses nahm, wie das Bertas, die Mitte einer der Längswände ein, und die Schwestern saßen einander gegenüber, jede auf dem Rande ihres Lagers. Ihre langen Nachthemden waren am Halse und an den Handgelenken mit hellblauen Schleifen geschlossen, ihre nackten Füße staken in hellblauseidenen Pantoffeln, und bis herab zu den Knöcheln reichten die Spitzen der dunklen Zöpfe, die ihnen über die Schultern hingen. Auf der Stirn, an den Schläfen, im Nacken ringelten sich kleine Locken und hatten etwas Unbotmäßiges, Wildes. Beide Schwestern hielten die Arme über der Brust gekreuzt, ihre Augen blitzten und ihren Lippen entquollen kampflustige Reden.

„Wer weiß, ob es ihm nicht einfällt, uns auf die Probe zu stellen, dem armen Papa!" sagte Berta.

„Auf die Probe?" wiederholte Addi, „wie das veraltet wäre!

Es schimmelt. Ich lasse mich nicht auf etwas so Verschimmeltes ein, ich nicht! Ich liebe meinen Grafen. Ich habe es ihm noch nicht gesagt, aber jetzt sage ich es ihm."

„Wie willst du es ihm sagen? Du wirst ihn ja nicht mehr sehen; sein Urlaub ist ja zu Ende."

„Man kann auch schreiben. Ich schreibe."

„Wann?"

„Morgen."

Berta sann eine Weile nach und sprach dann zögernd: „Weißt du, warte doch noch. Ich habe gehört, daß er schrecklich viele Schulden hat, der Arme!"

Addi brauste auf: „Was liegt mir dran? Ein Husarenleutnant wird doch Schulden haben dürfen. Ich mache mir nichts aus seinen Schulden, ich ... Aber du — du solltest dir's überlegen, bevor du Ernst machst mit deinem Attaché. Intakt ist sein Ruf gerade nicht. Er hat Paris nicht freiwillig verlassen."

„Verleumdung. Man tut ihm unrecht."

„Durch wen weißt du das?"

„Durch ihn selbst."

„Trübe Quelle. Sag einmal — aber ehrlich! — was gefällt dir so gut an ihm?"

„— Was? — Sein liebes, komisches Englisch-Deutsch und seine Art zu essen, und seine Art überhaupt ... Alles! Alles!" brach sie leidenschaftlich aus. „Ich liebe, liebe, liebe ihn! Und wenn Papa mich losreißt von ihm, dann wird er es ja erfahren, wie einem ist, wenn man ein Kind aus Kummer hinsiechen sieht und — sterben!" Das letzte Wort klang aus in einem Schrei. Berta warf sich auf ihr Kissen, umfing es mit beiden Armen, grub ihren Kopf hinein und schluchzte.

Einige Minuten lang ärgerte Addi sich schweigend, dann sprach sie: „Nimm dich zusammen! Man weiß nicht, soll man über dich gerührt sein oder empört. Vor allem, hör auf zu weinen! Es läuft schon ein Tränenbach an deinem Bettgestell

herunter." Mit einem großartigen Schwung schlug sie die Decke zurück und streckte sich auf ihrem Lager aus. „Gute Nacht!" Sie drehte die Kurbel der elektrischen Leitung.

Nun herrschte Finsternis und auch Stille, nur hier und da unterbrochen durch Bertas leises Schluchzen. Sie mußte wohl das Bedürfnis fühlen, sich zu entschuldigen, denn nach einer Weile sagte sie:

„Ich kränke mich nicht nur meinetwegen, ich kränke mich auch um den Papa. Er war heute so arm ..."

„O ja!" Er hat sehr traurig und sehr schlecht ausgesehen!

„Mir ist manchmal furchtbar, furchtbar bang um ihn."

„Glaubst du vielleicht, mir nicht? ... Und wir haben allen Grund ... Mich quält etwas, so oft ich dran denke ... Ich möchte nicht dran denken, ich jage es fort, es kommt immer wieder, es ist todtraurig ..."

„Was denn? ... Addi! So antworte doch, Addi, wenn ich schon frage! ... Was denn?"

„Der Doktor war neulich da, hat wieder seine alten Späße gemacht. ‚Achtzehn Jahre sind's alt und noch immer haben's keinen Mann gefunden, Sie bleiben noch sitzen und die Schwestern auch.' — ‚Das ist ja gut,' sage ich, ‚für den armen Papa. Was soll er denn anfangen, wenn wir alle ihm wegheiraten und Johannerl ins Kloster geht?' Da hat er mich angerumpelt: ‚Die Johanna soll warten mit ihrem Kloster, ewig leben wird Ihr Papa nicht.'"

„Nein — ach nein! — und was hat er noch gesagt?"

„Nichts mehr. Mir ist das gerade genug."

Berta konnte an die Äußerung kein Bedenken knüpfen. Der Doktor hatte sie nur so im Ärger hingeworfen, „er ärgert sich ja gleich, sobald vom Kloster die Rede ist."

Addi war anderer Meinung; sie hatte den treuen Hausfreund wohl verstanden. Seine Warnung fiel ihr in diesem Augenblick besonders schwer aufs Herz. Nach den Aufregungen der letzten

Stunden kam mit der stillen Nacht eine müde, weiche Stimmung über sie, ein Durst nach Hingebung und Entsagung, eine Sehnsucht, sich zu erheben vor sich selbst und etwas Bewunderungswürdiges zu tun. Sie rief die Schwester an: „Berta, weißt du, was ich frage?"

„Nein!"

„Warum soll Johannerl sich opfern? frage ich, warum nicht eine von uns?"

„Ich vielleicht?"

„Du? — An dich denkt niemand, wenn es heißt, ein Opfer bringen. Egoistisches Kind, du bist nicht einmal imstande zu ahnen, was ich für meinen Vater tun könnte — ich!"

Seltsam, wie dumpf das alles herauskam. Die Rede war die einer Starken, ihr Klang förmlich erstickt. Im Kampf mit Tränen? — Sie auch? Die Heldin, die immer behauptet, daß sie nicht weinen kann?

Berta erhob sich, stemmte sich auf den Ellbogen und horchte. Alles still. Wer hätte auch je erlebt, daß Heldinnen weinen? —

Indessen kniete Johanna auf dem Betstuhl in ihrem kleinen Zimmer, von den Schwestern mit Recht die Klosterzelle genannt, und dankte ihren Heiland aus jubelvoller Seele. Sie erkannte sein gnädiges Walten in dem Geiste des milden Gewährens, in dem ihr Vater zu ihr gesprochen hatte. Auch gegen seinen Willen wäre sie in die offenen Arme ihres Erlösers geeilt, aber ihr Erlöser war barmherzig und schonte ihre noch schwache Kraft und verlangte nicht von ihr die schmerzliche Verleugnung ihrer kindlichen Liebe.

Selbstquälerisch hatte sie sich ein Scheiden in Unfrieden aus dem Vaterhause oft vorgestellt und dabei unsäglich gelitten. O Wohltat ohnegleichen, daß die schreckliche Prüfung ihr erspart bleiben sollte! Bei ihrem Eintritt in ein neues, gottgeweihtes Leben wird der Segen des besten Vaters sie begleiten! Sie begriff in diesem Augenblick nicht mehr, wie es ihr möglich gewesen

war, daran zu zweifeln. Hatte er ihr nicht so manches Zeichen liebevollen Verständnisses gegeben, ihre Kreise nie gestört, sie gar oft in Schutz genommen gegen die Neckereien ihrer Schwestern? Unbedeutende Vorfälle aus ihrem Kinderleben tauchten vor ihr auf — heute noch rührend, ergreifend — oder nur noch ein wenig lächerlich — aber alle fragten sie: Sprechen wir nicht deutlich genug, sagen wir nicht: Immer sind die Augen deines Vaters dir gefolgt, sie haben über dir gewacht, während du, eingesponnen in deine Träume, einer Zukunft entgegenstrebtest, die ihn ausschaltete aus deinem Leben ...? Er wußte wohl so gut wie sie selbst, daß ihr die Wahl nicht freigestellt war zwischen dem und jenem Beruf. Der ihre war ihr vorgezeichnet, seitdem sie dachte. Sie hätte nicht sagen können, wann ihr Heiland sie zum ersten Male zu sich gerufen hatte. Ob durch sein eigenes, heiliges Wort, ob durch ihren brennenden Schmerz um die Ungläubigen, die Irrgläubigen, die Scharen der Heidenvölker, ob durch den Mund der Mühseligen und Beladenen: „Was ihr dem Geringsten dieser Armen tut, das habt ihr mir getan." — In ihrem jungen Köpfchen vermischten sich die Leiden der Jammervollen mit denen des süßen Heilands, dem sie angehörte, aus dessen Wunden ihr kleines Herz blutete, für den und in dem sie leben, dulden, sterben wollte als Magd im Dienste seiner Barmherzigkeit und seiner göttlichen Lehre. In der Beichte, die sie vor der ersten heiligen Kommunion ihrem Religionslehrer ablegte, sprach sie von ihrer Absicht, den Schleier zu nehmen, nicht wie von einem feierlichen Entschluß, sondern wie von etwas Selbstverständlichem, das auch ihm nicht anders erscheinen konnte. Er erschrak und fragte:

„Seit wann hältst du dich für auserwählt zum geistlichen Leben? Wann ist der Wunsch, dich ihm zu widmen, in dir entstanden? Hat ein Buch, hat ein fremder Einfluß ihn erweckt?"

„Kein Buch," gab sie zur Antwort, „kein fremder Einfluß. Er ist auch nicht entstanden, er war immer da, solange ich da

bin ... Ich habe ihn mitgebracht. Gott, der mich geliebt hat, ehe ich geboren wurde, hat ihn mir mitgegeben."

Gegen Ende der Fastenzeit befand sich „ganz Wien" mit Ausnahme einiger frivoler und einiger philisterhafter Kreise in lebhafter Erwartung. Helmut Forster, der Altertumsforscher, der berühmte Indienreisende, sollte demnächst nach seiner Vaterstadt kommen. Er war für tot gesagt worden, den Strapazen erlegen, denen er sich in rastloser und leidenschaftlicher Verfolgung seiner wissenschaftlichen Zwecke unterzog. Die großen Zeitungen hatten Nekrologe von ihm gebracht. In gutem und in schlechtem Sinne war er dargestellt, lobpreisend und verunglimpfend war sein Name genannt worden. Jedes Organ der Tagespresse hatte die eigene Richtung zum Wertmesser der Resultate seiner Studien und Entdeckungen gemacht. Als er kam, fand er sich, sehr überrascht, zwischen zwei Heerlager gestellt: „Hie freie Forschung!" schallte es ihm aus dem einen, „Hie göttliche Überlieferung!" aus dem anderen entgegen.

Daß er, obwohl sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein sollte, öffentlich sprechen und neuen Stoff zu Angriffen und zur Verteidigung liefern werde, hofften beide Parteien.

Zu denen, die ihm am treuesten auf seinen Wegen gefolgt waren, gehörte Staudenheim. Er war mit dem Vater des jungen Gelehrten befreundet gewesen und mit ihm lange noch in brieflichem Verkehr geblieben, nachdem Forster nach England ausgewandert, um sich dort an einem vielversprechenden industriellen Unternehmen zu beteiligen. Der Erfolg hatte seine Erwartungen noch übertroffen. Sein einziger Sohn blieb nach dem Tode der Eltern als ein reicher und freier Mann zurück und konnte außer seinem großen geistigen auch ein großes materielles Vermögen in den Dienst der Wissenschaft stellen, der er sein Leben widmete.

Als eine Art Ereignis wurde es angesehen, da man erfuhr,

Helmut Forster habe sich „seinen Freunden und Feinden zuliebe" entschlossen, in einem Vortrage Bericht über seine Reisen zu erstatten. Es geschah ungern, wie man wußte; er war seiner selbst als Redner nicht sicher, er stand zu sehr unter dem Einfluß seiner momentanen Stimmung und der Anziehung oder Abstoßung, die das Publikum auf ihn ausübte. Aber sich kostbar zu machen, sich umsonst bitten zu lassen, davor graute ihm, und so gab er ohne viel Umstände dem allgemeinen Wunsche nach.

In dem überfüllten Vortragssaale hatte auch der Präsident sich eingefunden, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch hatten seine vier Weltkinder ihn begleitet. Und was die Damen für unmöglich gehalten, was ihnen gestern noch als das Unerhörte erschienen war, begab sich — sie kamen aus einem wissenschaftlichen Vortrage in heller Begeisterung zurück.

Begleitet von ihrem Vater und von ihren Cousinen Brede stürmten sie in den Salon, wo Johanna sie mit dem Tee erwartete.

„Es war entzückend," sprach Addi, warf ihren Theatermantel über die Lehne eines Fauteuils und stand da im lichten Soireekleide, statuenhaft schön, ernst und nachdenklich.

„Ent—zü—ckend" erklang's in immer höher werdenden Tönen; mit ihrem köstlichen Mezzosopran hatte Berta einen Triumphgesang angestimmt.

Daisy klopfte ihr auf die Schulter. „Singe du — ich werde ein Gedicht auf diesen Herrn Forster machen. O, wie sympathisch er ist! Ich habe nie einen so sympathischen Menschen gesehen. ... Ihr seid glückliche Kinder," apostrophierte sie ihre viel älteren Cousinen, „bei euch hat er sich vorstellen lassen" ...

„Er hat sogar bei uns gespeist," warf Thilde nachlässig hin.

„Wann?"

„Heute. Und ich habe neben ihm gesessen."

„Und ich ihm vis-à-vis," sprach ihre Schwester.

Berta ließ den Blick ein Weilchen auf der hageren Wanda

und auf der derb gedrungenen Thilde ruhen und flüsterte vor sich hin: „Der Arme!"

Die Fräulein Brede wurden mit Fragen bestürmt: „Wovon hat er geredet?" — „War er liebenswürdig mit euch?" — „Ernst oder heiter?" — „Hat er gute Manieren?" — „Wie ist er und wie ißt er?" — „So sprecht doch, erzählt!"

Wanda zuckte mit den Achseln, und Thilde verzog die schmalen Lippen. Sie nützten den Vorteil aus, in dem sie einmal den gefeierten Cousinen gegenüber waren, denen sie gar manche Vernachlässigung vorzuwerfen hatten, und gaben spärliche und abschnappende Redensarten von sich: „Wie soll er sein? Ihr habt ihn ja gesehen."

„Gesehen! ... aber wir möchten etwas von ihm wissen!"

„Was denn?"

„Ob er im Salon eben so nett ist wie im Vortragssaale, und auch so gescheit, amüsant, interessant ... Wir möchten überhaupt etwas, und noch lieber recht viel, von ihm wissen."

„Dazu gebraucht ihr doch uns nicht. Onkel Staudenheim hat ja seine Eltern gekannt und ihn selbst als Kind, sagt Papa."

„Als zweijähriges," erwiderte der Präsident, „er dürfte sich seitdem ein wenig verändert haben. Über seine wissenschaftlichen Arbeiten, seine Reisen könnte ich Rede stehen. Was seine Personalien betrifft, erfahrt ihr durch mich nichts Neues. Da muß ich mich auf den Paßkartenstil beschränken: Figur: mittelgroß, Haare: braun, Augen: blau, Alter: zweiunddreißig."

„Katholisch, ledig," ergänzte Daisy, und Wanda berichtigte: „Ledig, ja, katholisch, nein."

„Nicht? Ach geh! — und was denn?"

„Konfessionslos," warf Wanda scharf und triumphierend hin.

O, die Häßliche! dachte Daisy, wie die jetzt aussieht, so muß eine Anarchistin aussehen, die eine Bombe schleudert.

Die Wirkung war, ins Moralische übersetzt, ungefähr dieselbe. Johanna fuhr zusammen, ihre Schwestern schrieen auf.

Addi streckte den Arm mit einer Gebärde einer Richterin gegen Wanda aus.

„Wer behauptet das?"

„Er hat es mir gesagt, er selbst."

„Auf so intime Gespräche seid ihr gekommen?"

„Gar nicht intim, er macht kein Geheimnis aus seiner Konfessionslosigkeit, er hat den Mut seiner Überzeugung."

„Seiner Überzeugungslosigkeit," spöttelte Berta.

Der Präsident war ungeduldig geworden, Mißbilligung lag in seinem Tone: „Jedenfalls ist er von der Epidemie nicht mitergriffen, die heute unter uns wütet, dem blinden Haß gegen Andersdenkende. Ich achte den Ungläubigen, der die Diener des Glaubens, wenn sie danach sind, gelten läßt, ich bewundere seine Bewunderung des Heldenlebens und des Märtyrertodes großer Missionäre und frommer Pflegeschwestern."

„O, Papa!" sagte Addi, präsentierte ihm die Zuckerdose, bückte sich, als er hineingriff und küßte ihm die Hand.

Thilde und Wanda wechselten verständnisvolle Blicke und brachen in ihr, wie die Cousinen es nannten, gelbes Lachen aus.

„Was kommt euch so komisch vor, Kinderchen?" fragte Daisy, und Thilde rief:

„Ein coup de foudre, der vier Personen auf einmal trifft."

„Weh euch, wenn ihr von etwas dergleichen nicht wenigstens gestreift worden seid! Weh euch, ihr papiernen Kinderchen!... Wir sind anders! Wir haben in den Adern ..." sie besann sich: „Was gerät denn leicht in Brand?"

„Schießwolle," sprach Wanda.

Man war gut aufgelegt, man scherzte, man neckte Thilde, von der es hieß, sie sei vor kurzem im geheimen in die Öffentlichkeit getreten — mit einem Buche von so — so ... kuriosem Inhalt, daß Mama Brede, der es zufällig in die Hand kam, dem Exzellenzherrn, ihrem Gatten, verboten habe, es zu lesen, damit seine Phantasie nicht verunreinigt werde. Thilde geriet in Be-

stürzung, wiederholte einmal ums andere: „Unsinn, Unsinn, wer hat euch diesen Unsinn erzählt?" und atmete auf, als die Rede wieder auf Forster kam.

Daisy hatte poetische Anflüge und versprach ihn zu besingen, „den gelehrten Helden", ja, noch mehr Held als Gelehrter, weil er die Gefahr aufsucht, sich wohl in ihr fühlt, weil er den Kampf dem Frieden vorzieht, die Anfeindung der Schmeichelei und — sicherstes Kennzeichen des echten Heros — gegen Damen liebenswürdig ist.

Einige seiner hübschen und für die anwesenden Damen schmeichelhaften Worte wurden zitiert. Er hatte sie nebenbei gesagt, ohne eine Spur von Koketterie — die lag ihm fern, tief, tief unter ihm! Viel eher schien es ihm gleichgültig zu sein, ob er den anderen gefiel oder nicht. „Ich habe Schönes, Merkwürdiges gesehen und spreche zu euch davon. Habt ihr keinen Sinn dafür, um so schlimmer für euch" — das gab sich kund in seiner Art und Weise. Nicht ein Notizblatt hatte er mitgebracht, nicht eine Abbildung vorgezeigt, und doch suchte er nie nach einem Wort, sein Gedächtnis versagte nie, und was er beschrieb, glaubte man mit eigenen Augen zu sehen. „Ich komme mir heute selbst wie eine Indienfahrerin vor," versicherte Berta. Mir ist, als wäre ich persönlich vor dem weißen Elefanten in Pondicherry gestanden."

„In Bangkok," verbesserte Wanda.

„Meinetwegen in Bangkok und in Madras vor dem goldfüßigen König ..."

„In Mandalai," verbesserte Thilde.

„Meinetwegen in Mandalai! Sei doch um Himmels willen nicht so pedantisch!"

Diese Ermahnung blieb wirkungslos, die Cousinen schwelgten in Richtigstellungen der wissenschaftlichen Fehlgriffe ihrer Cousinen und hätten Berta und Clemi vor Freuden umarmen mögen, als die eine Vorderindien mit Hinterindien verwechselte,

und die andere die Pagode von Shiwa-Dagon sich im Stillen Ozean spiegeln ließ.

Der Präsident war betroffen. So unberührt und blütenweiß hatte er sich die Ignoranz seiner Töchter doch nicht vorgestellt. „Kinder," sagte er, „wenn es ein Wachsfigurenkabinett mit geographischen und ethnographischen Monstrositäten gäbe, eure Versetzungen und Verwechslungen würden sein Glück machen."

Nachdem Wanda und Thilde Abschied genommen hatten, gestand Daisy — in Gegenwart der beiden hätte sie das um keinen Preis getan —, daß sie während der Vorlesung Forsters etwas Merkwürdiges verspürt habe: eine moralische Trockenheit in der Kehle ihrer Seele und etwas wie Durst ... Sollte das vielleicht Wissensdurst gewesen sein? ... Jedenfalls war Respekt vor der Gelehrsamkeit in ihr erwacht, und nicht mehr ferne schien ihr der Tag, an dem sie anfangen würde, sich zu verneigen wie die Birmanen vor jedem Buche und vor jeder Rechentafel.

„Jetzt hat sie sich die Birmanen gemerkt, die Arme!" sprach Berta, stand auf und setzte sich an den Tisch neben ihren Vater. Einen Augenblick ließ sie den Kopf an seiner Schulter ruhen, sah ihm prüfend von der Seite ins Gesicht und sagte resolut und vorwurfsvoll: „Tut dir leid, daß wir nicht sind wie die Cousinen? Das wäre, verzeih! unrecht, sehr unrecht, Papa! Wir sind mir viel lieber als sie ... Daß Thilde ein kurioses Buch geschrieben hat, ist wahr. Es macht Aufsehen, und Tante Brede hat schon eine Ahnung davon, und es ist ihr halb gräßlich und halb schmeichelhaft, und sie weiß nicht, auf welchem Fuß sie tanzen soll, dem seltsamen Familienereignis gegenüber. — Du wärst in einem ähnlichen Fall wohl nicht im Zweifel."

„Das glaube ich selbst."

„Und — ich! O, du wirst Gott noch danken, daß du ungebildete Töchter hast, die keine modernen Bücher schreiben."

„Nicht wahr? Nicht wahr, Papa? Sag ja!" rief Addi, und ihre jüngeren Schwestern stimmten ein.

„Liebe Kinder," erwiderte der Präsident, „am Hervorbringen ‚kurioser' Literatur ist der Mangel an Bildung kein Hindernis."

Johanna hatte bisher an dem Gespräche nicht teilgenommen, nun fragte sie plötzlich: „Wie lange bleibt Herr Forster noch in Wien? Weißt du es, Papa?"

„Bis zur Ankunft der Archäologen, die ihn nach den Ruinenstätten in Mittelamerika begleiten sollen."

„Nach Mittelamerika wird er diesmal reisen?"

„So höre ich."

„Und keinen Vortrag mehr halten?"

„Ich weiß es nicht. Er wird bestürmt werden, den heutigen Vortrag zu wiederholen, wenn die Ankunft der Gelehrten sich um einige Tage verzögern sollte. So viele möchten ihn noch hören."

„Auch ich möchte ihn hören, so gern, so sehr gern. Nimmst du mich mit, wenn Herr Forster noch einmal spricht?"

„Mit Vergnügen, Kind."

„Johannerl!" schrieen ihre Schwestern auf. „Sie phantasiert!" — „Johannerl zum Vortrag eines Konfessionslosen!"

Der Präsident bat um Ruhe. „Seid ohne Sorge! Wenn Gefahr dabei wäre, würde ich euch alle zu Hause lassen."

Nicht so rasch wie bei dem ersten Vortrage Forsters stellte sich bei dem zweiten die Wechselwirkung zwischen dem Redner und seinem Publikum ein. Sein kühles Ablehnen des Beifalls, der ihm entgegenschallte, der gleichgültige Blick, den er über seine Zuhörerschaft gleiten ließ, befremdeten und legten der Sympathie, die darauf brannte, sich zu äußern, Zurückhaltung auf. Doch hielt dieser Eindruck nicht lange vor. Zu berechtigt erschien das Gefühl der Überlegenheit, von dem er getragen war und das sich unbefangen kund gab. „Ich bin reich und spende, und ihr nehmt, wenn es euch beliebt." — Das sprach aus der Art,

in der Helmut Forſter die ſchwer erkämpften Früchte ſeines Forſcherfleißes müßig Genießenden darbot. Aber der Dank, den er nicht verlangte, drängte ſich ihm auf und war lebhaft und herzlich und weckte endlich auch den ſeinen; erwärmend wirkte auf ihn die Wärme, die ihn grüßte. Doch war es nicht lauter Wohlwollen, was im Saale atmete. Viele waren da, die das Intereſſe für den Gelehrten, beſonders bei dem weiblichen Teile, der Verſammlung, dem Eindrucke zuſchrieben, den ſeine gewinnende Erſcheinung hervorbrachte. Viele auch, die ungeduldig auf einen religionsfeindlichen Ausſpruch Forſters warteten, um die Lauge ihrer Entrüſtung darüber auszugießen.

Sie erlitten eine Enttäuſchung ...

Er hatte von einem perſönlichen Ergebnis geſprochen, von einer Reiſe nach Maiſſour, auf welcher er fieberkrank zuſammengebrochen und bewußtlos in das Hoſpiz der heiligen Martha von Bangalore gebracht worden war. Er gedachte der Aufopferung, der Sorgfalt und der himmliſchen Geduld der Pflegeſchweſtern, und zufällig fiel ſein Blick dabei auf ein junges Mädchen, das ihm gegenüber in der Mitte der erſten Reihe ſaß, an der Seite eines alten, fein ausſehenden Herrn. Forſter begegnete großen, grauen, unſchuldigen Augen, die unverwandt auf ihn gerichtet waren, und in denen eine leidenſchaftliche, inbrünſtige Aufmerkſamkeit glühte. Ein wenig ſpöttiſch wandte er ſich ab, um ſich ihnen bald wieder zuzuwenden, ſie zu ſuchen, ſich in ſie zu verſenken. Die Kinderaugen bezauberten ihn.

Er verſtand ihre Sprache ſogleich, ſie offenbarte ihm das Glück, mit dem helle und heiße Bewunderung ein junges Herz erfüllt. Der Anblick übte eine Macht über ihn aus: rätſelhaft und doch ſo klar, geheimnisvoll und doch wie vertraut. Er bemühte ſich, dieſen lieblichen Eindruck feſtzuhalten und wurde ausführlich in den Schilderungen, mit denen er ein ſo ſchönes Entzücken entflammte. Er malte Bilder der zarten und ſchwachen Frauen, die ein hehrer Beruf zu Heldentaten fähig machte.

Keine Wunde, deren Berührung, keine Krankheit, deren Ansteckung sie scheuen. Sie kennen nicht Furcht, nicht Ekel, weder Ermüdung noch Empörung, der Lasterhafte erregt ihr Mitleid und nicht ihre Entrüstung. Im Sonnenbrande, unter strömendem Regen fahren sie mit ihrem Büffelgespann, schlecht geschützt durch ein armseliges Leinwanddach, in ihrem kleinen Karren von Dorf zu Dorf, suchen die Wohnstätten eines Elends auf, in dessen Tiefe die Vorstellung nicht dringt, das, einmal geschaut, die Lebensfreude für immer vergällt, und bringen Labung, bringen Balsam, vollziehen Wunder der Erweckung an stumpfen Geschöpfen, die bisher ein verzweiflungsvolles Dasein tierisch verträumten. Endlich erliegen die heiligen Frauen — der Ermüdung hatten sie sich erwehrt — der Erschöpfung. Die meisten sterben jung, sterben, wie sie gelebt haben, freudig in ihrem Glauben, in ihrem Gotte ...

Der Redner besann sich, unterbrach sich. Die für seinen Vortrag bestimmte Zeit war um. Nun, gar zu jäh, eilte er zum Schlusse, der allen unerwartet kam. Einige Ausrufe der Enttäuschung wurden laut, und als Forster aus dem Saal in das anstoßende Zimmer trat, schallte der Lärm vieler Stimmen und stürmisches Händeklatschen ihm nach. Bekannte und Verehrer folgten ihm, suchten ihn zu bewegen, noch einmal vor das Publikum zu treten. Er war unerbittlich, mußte es sein; ein Versprechen band ihn, er wurde erwartet. Mit kaum verhehlter Ungeduld erwiderte er die Begrüßungen der Zudringlichen, die sich ihm vorstellten oder vorstellen ließen, die sich rühmen wollten, ihm die Hand gedrückt, ein freundliches Wort von ihm erhascht zu haben. Er atmete auf, als der Exzellenzherr Brede eintrat. breit und jovial, und ihm von weitem schon zurief:

„Reißen Sie sich los! Der Mahner ist da mit Ihrer Verschreibung in der Tasche; er kommt, Sie abzuholen, ihm gehören Sie jetzt."

„Ich folge, Exzellenz, ich folge!" Hastig verabschiedete er sich und segnete den Augenblick, in dem er im Wagen saß neben Brede und ihn fragen konnte: „Wer war der Nachbar Ihrer Frau Gemahlin beim Vortrag, Exzellenz? ... Ein alter Herr, sehr schmächtig, sehr vornehm."

„Das war ein Freund Ihres Vaters, mein Schwager Präsident Staudenheim."

„Staudenheim — den Namen hat mein Vater oft genannt ... Und die Dame, die neben dem Präsidenten saß, wer ist sie?"

„Die schlanke, junge, mit den schönen Augen?"

„Mit den schönen Augen — ja!"

„Das ist seine Tochter Johanna, unsere angehende Klosterfrau."

„Klosterfrau? ... und deshalb das Interesse, das sie an dem Leben der frommen Schwestern in Indien nimmt ... Klosterfrau — das ist ausgemacht? — jetzt schon? jetzt schon?"

„Was ist zu tun? — Ein ausgesprochener Beruf."

„Bei solcher Jugend! ... Und was sagen Exzellenz? ..."

„Ich habe kein Votum im Kapitel, lieber Doktor. Mein Schwager ist nicht der Mann, der sich etwas dreinreden läßt in Familienangelegenheiten. Hat es auch nicht nötig, andere zu Rate zu ziehen. Ich verehre ihn und bereite ihm gern ein Vergnügen. Wenn es Ihnen paßt," sagte er, „mache ich ihm eine angenehme Überraschung und nehme Sie morgen mit zu seinem five o'clock."

Von allen anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen hatte der Präsident Johanna enthoben, auf ihrer Anwesenheit bei seinen „Jours" bestand er. Die Ansprüche der Gastfreundschaft hatte sie zu erfüllen so gut wie ihre Schwestern und wie diese gekleidet, nicht in auffallend einfachem Gewande, an den Empfangstagen zu erscheinen. Sie blieb sich aber auch im Salon getreu und übte auch hier Werke der Barmherzigkeit. Die Lang-

weiligen jeder Sorte, die Schwerhörigen der verschiedensten Grade fielen ihr zu; für die zu sorgen, hatte sie sich vorbehalten.

Und die Bresthaften waren undankbar und fanden, daß doch auch eine der „brillanten" Präsidentenstöchter ihnen hie und da Gesellschaft leisten könnte. Es hat etwas Beschämendes, immer nur an der Seite einer angehenden Novize gesehen zu werden, deren Aufgabe es ist, sich abzutöten.

Eine „furchtbar taube" Baronin hatte Clemis Arm genommen und war entschlossen, ihn nicht sobald wieder fahren zu lassen. Aber Clemi ging um keinen Preis auf ein Gespräch mit der alten Dame ein. Diese Rücksicht forderte ihre schöne Stimme. Mit unartikulierten Lauten, mit bezauberndem Lächeln erwiderte sie die boshaften Fragen und Bemerkungen der Baronin und steuerte dabei sehr geschickt zum Saale hinaus in den kleinen Salon. Dort in der Nähe der Eingangstür war die Stelle, an der man sicher sein konnte, Johanna zu treffen, von ihren „Hof-Spittlern" umstanden und umsessen. Und dort fand sich die kleine, schwerhörige Frau plötzlich von ihrer Begleiterin verlassen. Clemi war verschwunden — wie von der Luft aufgetrunken, und die ernste Johanna begrüßte die unversehens Angelangte und bot ihr einen Platz neben dem ihren an.

Das Gespräch, das lebhaft gewesen war, verstummte, und mißtrauisch fragte die Baronin:

„Wovon war die Rede, Fräulein Johanna?"

„Von Forster, Frau Baronin."

„Natürlich, seit zwei Tagen gibt es keinen anderen Konversationsstoff. Er ist wieder ganz abscheulich gegen die katholischen Missionen losgezogen. Hat gottloses Zeug vorgebracht. Was? — Nicht?" ließ sie einen der anwesenden Herren ungeduldig an und berief sich mit grundlosem Vertrauen auf das Zeugnis ihrer eigenen Ohren.

„Frau Baronin haben einen schlechten Platz gehabt ... In der fünften Reihe, wenn ich nicht irre ... da kann so leicht ...

ich meine nur, gnädige Frau ... da kann so leicht etwas mißverstanden werden."

„Was kann? Was behaupten Sie?"

„Nur versichern möchte ich, daß Herr Forster nicht ein Wort gesagt hat, das gottlos gewesen wäre."

„Gottlos — sehen Sie, ganz meine Meinung! Und wenn Herr ..." Sie sah sich nach ihrem früheren Nachbarn um. Er hatte sich mit den übrigen in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers begeben. Johanna allein war bei der Baronin zurückgeblieben, beugte sich nieder zu ihr und sprach laut:

„Nicht ein gottloses Wort hat Herr Forster gesagt — nicht ein einziges."

„So? — Ei! ei!" Sie faßte Johanna scharf und mißgünstig ins Auge. „Er hat Sie sehr fixiert, ich habe es bemerkt. Andere werden es auch bemerkt haben. Wollen Sie nichts über ihn kommen lassen? Schwärmen auch Sie für ihn? Nehmen auch Sie seine Partei?"

„Ich nehme nicht Partei für ihn, ich möchte nur nicht, daß jemand unrecht geschieht, der ... der ..."

„Johannerl!" Ein breiter Finger hatte ihr leise auf die Schulter getippt; sie schnellte empor, wandte sich und stand vor ihrem Onkel Brede, der aus dem Saale gekommen war, gefolgt von Helmut Forster. „Da ist jemand, der sich bei dir zu bedanken hat, weil du ihn so tapfer in Schutz nimmst," sagte er und setzte mit erhobener Stimme hinzu: „Gegen Ihre ungerechten Angriffe, Frau Baronin!"

Johanna, sehr befangen, sehr überrascht, murmelte einige unverständliche Worte, und das Blut schoß ihr ins Gesicht, als Forster sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte. So war sie noch von niemand begrüßt worden; sie galt ja bei den meisten Bekannten des Hauses für einen Backfisch voll kindlicher, exaltierter Ideen, und danach wurde sie behandelt.

Auch die Baronin hatte sich umgesehen, nahm eine Profil-

stellung auf ihrem Fauteuil an und legte den Arm der Länge nach auf seine niedrige Lehne. „Sie schleichen sich da heran und horchen — soll mir das gefallen?" An beide Herren und in ungutem Tone war die Frage gerichtet.

Der Geheimrat beantwortete sie nicht, sondern sprach, feierlich vorstellend: „Doktor Forster, gnädige Baronin!"

Sie nickte kaum merklich, bedauerte, von dem, was Forster erlauscht hatte, nichts zurücknehmen zu können, wollte sich aber herbeilassen, ihr Urteil über ihn zu mildern, wenn er etwas zu seiner Entschuldigung hervorbringen könne.

Er hatte wohl nicht verstanden, nicht gesehen, wie gespannt seine Entgegnung erwartet und wie ungenügend sie gefunden wurde, als sie endlich kam und lautete: „Ja, Frau Baronin, ja, gewiß!"

Eine Weile verging, in der nicht nur für die schwerhörige Dame alles stumm blieb. Sie fragte den Exzellenzherrn: „Was sagt er?"

„Er sagt nichts. Kommen Sie, gnädige Frau, überlassen wir ihn seiner Schweigsamkeit!" Er bot ihr den Arm, und sie, tief verletzt, ließ sich von ihm aus dem Zimmer geleiten.

Forster und Johanna standen Aug in Auge; sie waren fast genau von der selben Größe. Das junge Mädchen faltete leicht die Hände, ließ die Arme sinken und sprach traurig und ratlos:

„Herr Forster ... Herr Forster ... warum haben Sie das getan?"

„Was getan?" fragte er in ehrlicher Bestürzung.

„— Die Baronin — da geht sie jetzt fort und ist gekränkt ..."

„Gekränkt?"

„Sie haben Sie fühlen lassen, daß Ihnen an ihrer guten Meinung nichts liegt."

„So ist es auch. Hätte ich ihr das Gegenteil weismachen, hätte ich heucheln sollen? Ich bin ungeübt in dieser Kunst und will es bleiben. Mögen alle Gleichgültigen wissen: Um eure

gute Meinung dien ich nicht ... Und mögen andere wissen: Alles setz ich dran, die eure zu gewinnen ... Versuchen einmal Sie, sich zu überzeugen, daß ich um eine gute Meinung kämpfen kann." Er schwieg und sah sie an, und aus seinem Blicke sprach eine innige Bewunderung, die sie umhüllte wie mit einem warmen Strahlenmantel.

Diesem selben Blicke war sie gestern oft begegnet während der Vorlesung, und abends, als sie vor ihrem Heilandsbilde kniete, war er zwischen ihm und ihr aufgeflammt und hatte ihre Andacht gestört. „Ich klage Sie nicht an, ich beneide Sie, Herr Forster," sprach sie rasch. „Sie haben hohe, begnadete Menschen am heiligsten Werke gesehen. Es war schön, was Sie davon erzählten, und nur leid hat mir getan, daß Sie Ihren Vortrag eigentlich mehr abgebrochen als geschlossen haben."

„Ja — vielleicht aus Rücksicht für Sie ... vielleicht wollte ich Ihnen eine Enttäuschung ersparen. Alles, was ich zum Preise der Missionen vorbrachte, begeisterte und beglückte Sie. Ich hatte eine Saite angeschlagen, die köstlich in Ihrem Herzen tönte. Das meine vernahm den Wohllaut und erquickte sich an ihm; ich brachte es nicht über mich, ihn in einen Mißklang zu verwandeln."

„Das wäre unmöglich gewesen."

„Auch wenn ich auf die Schatten der großen Tätigkeit hingewiesen hätte, deren Bild ich vor Ihnen entrollte? ... Aber," unterbrach er sich, „vielleicht war diese Sorge unnötig. Vielleicht hätten Sie mir nicht geglaubt. Ein Religionsloser, der sagt: ‚Was eure Priester den Heidenvölkern bringen, ist nicht lauter Segen,' erweckt keinen Glauben, — der lügt, der verleumdet ..."

Johanna schüttelte den Kopf. „Er lügt nicht, er sagt nur nicht die Wahrheit, weil er sie noch nicht erkannt hat. Er verleumdet, und ahnt nicht, daß er's tut. Sie, Herr Forster, verleumden, scheint mir, mit Bewußtsein bloß sich selbst. Warum? ..

Warum nennen Sie sich einen Religionslosen? Ich habe nie gehört, daß ein Religionsloser die Werke der Frommen zu bewundern vermag."

„Sie haben das nie gehört?" Er lächelte — es war ein trauriges, etwas überlegenes Lächeln, sehr gewinnend und sanft. „So schlecht sind wir angeschrieben? Nicht das kleinste Gute trauen Sie uns zu, nicht einmal ein bißchen Gerechtigkeit?"

Sie besann sich, bevor sie ihm zur Antwort gab: „Daß Sie Gerechtigkeit üben, Herr Forster, wußte ich durch meinen Vater ... und so bin ich gekommen, Sie zu hören ..."

„Und mir ein Glück zu bringen, größer als Sie ahnen ..."

Er wurde unterbrochen. Nach dem Abgange der Baronin stellten die Flüchtlinge sich nach und nach wieder auf ihren Plätzen ein. Aus dem Saale kamen einige Herren und Damen herbei. Addi befand sich unter ihnen. Sie schritt majestätisch an ihrer Schwester vorüber und sagte leichthin über die Achsel: „Der Papa hat nach dir gefragt."

Bestürzt folgte Johanna dem Wink und kam sich schuldbeladen vor.

Um die Theaterstunde verödeten die Empfangsräume. Kein Fremder war mehr da außer Forster und einigen seiner ausdauerndsten Anhänger, die an der Tür auf ihn warteten. Staudenheim und seine Töchter standen mitten im Saale, und ihr letzter Gast nahm Abschied von ihnen. Der Präsident hatte verbindliche Worte an ihn gerichtet und schüttelte ihm mit einer bei dem zurückhaltenden Manne ungewohnten Herzlichkeit die Hand.

„Wir hoffen Sie noch zu sehen vor Ihrer Abreise."

Forster dankte freudig, wandte sich geneigten Hauptes an die jungen Damen und fragte mit dem leisen Übermut, dem er einen so sanften und so einschmeichelnden Ausdruck zu geben verstand: „Darf ich wiederkommen?"

Es war zu allen gesagt und galt nur einer.

Nachdem er fortgegangen war, blieben die jungen Damen eine Weile still. Es schien beinahe, als wären sie in Verlegenheit, eine vor der anderen. Am unbefangensten blieb Daisy. Sie beobachtete ihre beiden älteren Schwestern mit lustiger Aufmerksamkeit.

„Wem hat einmal von einem Leutnant geträumt und wem von einem Diplomaten? Wenn ich's nur wüßte!" sagte sie und legte die Spitze ihres Zeigefingers an die Stirn. „Jetzt träumt man nur noch von Ihm! Von Ihm! Ich sah ihn heute Nacht auf der Löwenjagd im ehrwürdigen Indien, sah ihn von Tigern angefressen, von Schlangen umzischt ... Ich sah ihn als König der versunkenen Städte, die er entdecken geht in Qui—Qui—Qui ..."

„In Quiragua," sprach Addi.

„Quiragua richtig! woher weißt du's?"

„Herr Forster hat es mir gesagt."

„Dir auch?"

„Uns allen, der Arme!" fiel Berta ein, ärgerlich, ohne begreiflichen Grund. „Wenn ihn jede dasselbe fragt, kann er nicht jeder — um Abwechslung in die Sache zu bringen — eine andere Antwort geben. Wir werden ihm recht läppisch vorgekommen sein mit unserem vierfachen: Wohin reisen Sie jetzt?"

Daisy rang die Hände. „Wie die Gänse! Und ich, die mir einbildete, ihn bezaubert zu haben, die von ihm träumte noch über Qui—Qui—Qui hinaus ... ihn schon sah als gefeierten Professor an einer der Universitäten, die in der Schweiz, in Deutschland, in England nach ihm schreien ... Ja sogar im unselig seligen Besitze des Unterrichtsministerportefeuilles — wenn die Zeiten sich ändern sollten — wenn sie würden, wie du hoffst, Papa, ganz im geheimen, im tief Verborgenen ... Sag nicht Nein, du hoffst auf sie!"

Staudenheim überhörte diese Behauptung; er sprach zu Johanna: „Mit dir hat er lange geredet."

„Weil sie vermutlich die einzige war, die ihn nicht gefragt hat: Wohin reisen Sie?"

„Oder weil sie," versetzte Addi merkwürdig gereizt, „sich bemüht hat, ihn zu bekehren."

Der Wagen wurde gemeldet, Christine brachte die Theatermäntel ihrer Fräulein; einige Minuten noch, und Johanna war allein in ihrer Zelle.

Sie legte ihren schönen Anzug langsam und mit der Sorgfalt ab, die ihren Schwestern ebenso hartnäckig wie vergeblich von dem „Gallapfel" zur Nachahmung empfohlen wurde. Sie holte das Novizenkleid, das sie trug, wenn sie allein war, aus dem Schranke und fühlte sich wieder sie selbst, als seine glatten Falten weich und schwer an ihr niederhingen. Die Tracht, die keinem Wechsel unterliegt und keiner Mode, die augenscheinlich bezeugt: ich bin nicht Schmuck, will nicht Gefallen erregen, verzichte sogar auf Behagen, „ich dien"! —, das Novizenkleid, das paßte zu ihrem innersten Wesen; sie kam sich verlogen vor im Spitzen- und Seidengewand ... Seltsam, daß es ihn nicht irre gemacht, den Ungläubigen, als er erraten hatte, welcher Welt sie angehörte und welches Glück es ihr bereitete, die Taten der frommen Schwestern, ihrer Vorbilder, verherrlichen zu hören.

„Darf ich wiederkommen?" hatte er gefragt. Du lieber Gott, er war ja da — er füllte alle ihre Gedanken; sein Bild stand vor ihren Augen, seine Stimme klang ihr im Ohr. Sie kniete nieder und betete für ihn so heiß, wie sie für die Tausende und aber Tausende zu beten gewohnt war, zu denen das Licht des Glaubens nie gedrungen und die — ein grausames Rätsel — von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen sind. „Herr Jesus, du himmlischer Führer, weise ihm den Weg! Sieh, wie er in der Irre hinwandelt ohne Ziel, lasse ihn nicht verloren gehen!" Und — auch wie gewohnt und mit täglich erneutem Opferdurste — brachte sie sich selbst und alle irdische Freude, die ihr beschieden sein sollte und was sie nur zu eigen hatte und wert und teuer

hielt, dem Heiland dar und verlangte, leiden zu dürfen für alle Nichterlösten — heute aber besonders für den einen!

Eine herrliche Zuversicht erwachte in ihr, durchdrang und durchleuchtete sie. Auf weißen Flügeln hatte ihre Andacht ihr Flehen zum Himmel emporgetragen; sie empfand, wonnig überzeugt, sie wußte: dein Herr und Gott hört dich — erhört dich!

Nach Mitternacht klopfte es an die Tür ihrer Zelle. „Geh zu Bett!" rief Clemi herein. „Der Lichtstreifen auf deiner Schwelle stört uns. Wie soll man einschlafen können, wenn man immerfort denken muß: nebenan liegt eine auf den Knien und zerknirscht!"

Johanna löschte die Lampe aus und versank von neuem in ihr inbrünstiges Gebet. —

Vormittags bekamen die jungen Fräulein ihren Vater nie zu Gesicht. Er frühstückte in seinem Zimmer und machte dann seine Ausfahrt, auf der er nicht begleitet werden wollte. Es wurde kein Geheimnis daraus gemacht, noch je besprochen, daß ihn der Wagen regelmäßig ans Friedhofstor brachte. Sein Tagewerk begann erst nach dem Besuche der Gräberstätte. Er kam nur nach Hause, um seine Schriften abzuholen, und begab sich mit einer Pünktlichkeit ins Amt, die alle seine Untergebenen beschämte. Ebenso pünktlich fast erschien die Frau „Promeneuse", um die älteren Fräulein zum Spaziergang abzuholen, während die jüngeren ihren Ausflug unter der Hut des „pergamentenen Drachens" unternahmen. Seit dem Leutnants- und Attaché-Intermezzo hatte man die Ehre, zur eleganten Promenadenstunde daheim eingekapselt zu bleiben. Man durfte nur noch Luft schöpfen gehen auf die Ringstraße um die Zeit herum, in der die Markt- und Waschfrauen ihre Rückreisen nach den Vororten in ihren eigenen Equipagen antreten und „nirgends keine Katz" zu sehen ist.

Die trübselige Erholung war absolviert, die Fräulein hatten sich zum Gabelfrühstück im Speisezimmer versammelt. Johanna, sonst immer die, die nicht warten ließ, war heute die letzte. Ihre

Schwestern hatten noch nicht am Tische Platz genommen. Sie hielten sich jede hinter ihrem Sessel, die Hände auf seine Lehne gestützt, und stellten abwechselnd mit kaum verhehlter Aufregung den Kammerdiener Cölestin zur Rede, der ihnen vom Serviertische aus leise aber deutlich, gemessen, aber mit ausgesuchter Höflichkeit, Auskunft erteilte.

Soeben sprach Addi: „Das ist ja unmöglich, Sie irren sich manchmal, lieber Cölestin."

Cölestin war zwar der Meinung, daß er sich niemals irrte, aber als der gebildete Mensch, der er an der Seite seines feinen Herrn geworden, erwiderte er: „Zu dienen, Fräulein," und neigte dabei den Kopf ganz und gar in der Art des Präsidenten, die er zu der seinen gemacht hatte.

Berta begann zu rekapitulieren: „Um elf Uhr also soll er gekommen sein, eine ganze Stunde soll er dageblieben sein, dann sollen beide Herren zusammen fortgegangen sein?"

„Zu dienen, Fräulein."

„Der Papa und der Herr Forster?"

„Wer?" fiel Johanna, die gerade eingetreten war, plötzlich ein. „Von wem sprecht ihr, Schwestern? Von wem sprechen Sie, Cölestin?"

„Von Herrn Doktor Forster," erwiderte der sanftmütige Mann mit einem väterlich milden Blick auf seine jungen Herrschaften. „Ich habe seine Karte gebracht, die liegt auf dem Schreibtisch vom Herrn Präsidenten."

Daisy schoß aus dem Zimmer und kam in wenigen Minuten zurück, schwenkte eine Visitenkarte in der Rechten und rief: „Er war's!"

Wirklich! Man traute seinen Augen nicht und wußte nicht, was man denken sollte. Forster, dessen Zeit so kostbar ist, der mit Einladungen überschüttet wird und eine um die andere ablehnt, läßt sich unaufgefordert im Hause Staudenheim einführen, kommt gestern, macht heute dem Papa einen langen

Besuch ... In Geschäftsangelegenheiten könnte sein ... Oder um von seinen Eltern zu sprechen, die gestorben sind ... Oder vielleicht von einer Präsidentenstochter, die am Leben ist?

„Von dir, Johannerl!" rief Berta, „ich sage: von dir."

„Von — mir?"

„Ja! Ich sage, daß er Bericht erstatten mußte über die lange Unterredung, die er gestern mit dir gehabt hat. Du tust das nicht, du machst ein Geheimnis aus ihr."

„Es fällt mir nicht ein, Schwestern. Was wollt ihr wissen? Ich wiederhole euch jedes Wort ..." Johanna wurde von Addi hochfahrend unterbrochen:

„Erspare dir die Mühe, wir sind nicht neugierig. Wir brauchen nur zu warten, bis der Papa kommt, dann erfahren wir ohnehin alles."

Der Papa kam, und sie erfuhren nichts. Ohne weiteres zu fragen, wagten sie nicht, und für Anspielungen war der sonst so Hellhörige taub. Sehr auffallend das! Sehr auffallend die heitere Stimmung, in der er sich befand, obwohl er am Abend eine ihm besonders empfindliche Plage, ein Diner bei Brede, zu absolvieren hatte. Sehr auffallend auch, wie oft er seine vier Weltkinder, die ihn begleiten sollten, fragte: „Geht ihr nicht zur Toilette? Es wäre Zeit."

Sie gingen, sich seufzend den Händen Christinens zu überliefern, und der Präsident blieb mit Johanna allein. Schweigend hatte sie bis jetzt neben dem Schreibtisch gestanden, an dem er saß, und als er sie nun näher heranwinkte, beugte sie sich über seine Hand und küßte sie. Er hielt die ihre fest.

„Johannerl, deine Schwestern brennen darauf, zu wissen, was Doktor Forster hier gewollt hat; du mußt die erste sein, die es erfährt. Er war da, um die Gunst einer Unterredung mit dir zu erbitten."

„Die Gunst?" wiederholte sie zweifelnd, und eine feine Röte färbte ihre Wangen.

„So hat er sich ausgedrückt. Ich versprach ihm, seine Bitte zu bestellen. Er ist kein Fremder für mich. Seine Eltern waren mir befreundet. Ich habe aus der Ferne die Schicksale ihres Sohnes mit Anteil verfolgt, und daß der Mann, der sie erfuhr, mein Vertrauen besitzt, beweise ich, indem ich dir seine Bitte — bestelle. Du verstehst? Ich bestelle sie, ich befürworte sie nicht. Du bist vollkommen frei, sie zu erfüllen oder abzuweisen."

„Warum sollte ich sie abweisen? Ich bin ja glücklich, daß ich mit ihm sprechen darf ... Gestern war das den Schwestern und den Cousinen nicht recht, und ich fürchte — auch dir."

„Addi meinte nur, du hättest dich zu sehr als weiblichen Apostel gefühlt."

„O nein! ich habe mich ganz arm gefühlt ... Es ist um so viel, so viel leichter mit Gott zu reden, als mit den Menschen."

„Wenn du dich zu dem einen herablassen willst," versetzte der Präsident mit mildem Spotte, „dann geh und erwarte deinen Gast. Ich folge dir bald."

Durch Cölestin besonders feierlich angemeldet, trat Forster in den kleinen Salon. Der Duft blühender Hyazinthen durchzog den freundlichen Raum, helles Licht erfüllte ihn. Ein weicher Schimmer lag über dem graugrünen Damast, mit dem seine Wände bespannt waren, die vergoldeten Zieraten ihrer Einfassungen aus Stuck glänzten, die Prismen und Ketten des Kristall-Lusters glitzerten. Die Einrichtung des Zimmers, fast stilvoll vor Stillosigkeit, bot ein Spiegelbild der jugendlichen Launen, die ihn mit Produkten des Kunsthandwerks aus den verschiedensten Zeiten und Weltteilen geschmückt hatten. Aber auch Werke echter Kunst fehlten nicht. Eine verkleinerte Nachbildung der vatikanischen Flora stand mild und schön in einer sonnenbeschienenen Ecke zwischen hohen Blattpflanzen. Mit lachenden Augen blickten fünf liebliche Kinderköpfe aus ovalen,

reich ornamentierten Rahmen, Bildnisse der Töchter des Hauses, vor Jahren von der Meisterhand ihrer Mutter kühn und zart in Pastell ausgeführt.

Forsters Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich einen Augenblick von ihnen festgehalten, und schmerzliches Mitleid sprühte wie ein Funke aus seinen Augen, als sie sich auf Johanna richteten, die heute ihr Kleid aus dunklem Wollstoff und ihren nonnenhaften Leinwandkragen trug.

Sie erhob sich, den Gast zu begrüßen, von einem altertümlichen, geschnitzten Kirchenstuhl, dessen hohe Lehne halb verdeckt war von der Draperie, die vor dem Eingang zum anstoßenden Saale hing. Er nahm sich sehr eigentümlich aus inmitten einer Umgebung englischer Sitzmöbel mit weißlackierten Gestellen.

Forster ging rasch auf Johanna zu. „Dank," sagte er, „daß Sie mir erlaubt haben zu kommen."

„Ich danke Ihnen, daß Sie kommen wollten, es freut mich ja und macht mich sehr stolz." Damit wies sie ihm einen Platz neben dem an, den sie früher eingenommen hatte.

„O nicht da, ich bitte! hierher, wenn Sie so gütig sein wollen." Er deutete auf zwei Louis-seize-Sesselchen mit heiterem Gobelinüberzug à petites figures, an einem Tischlein vor der Göttin mit der lieblichen Gebärde und dem in lässiger Anmut leicht geneigten Haupte.

Johanna hatte eine angenehme Regung der Überlegenheit, die sein kindischer Wunsch rechtfertigte. Nun saß sie ihm gegenüber, und eine gute, friedliche Stimmung ergriff sie in seiner Nähe. Sie war in Gedanken fortwährend mit ihm beschäftigt gewesen, sie hatte für ihn gebetet und ein Gefühl seligster Erhörung gehabt. Als ihr Schutzbefohlener erschien ihr dieser Bewunderte und Geschmähte, dieser Gefeierte und Angefeindete. Sie geriet beinahe in die Versuchung, ihm das einzugestehen, aber er ließ ihr keine Zeit dazu, er fragte:

„Sie wollen also die Gnade haben, mich anzuhören?"

„Die Gnade? ... O, Herr Forster!"

„Ja, ja, ich rufe sie an! Ich brauche sie, wenn mir erlaubt sein soll, Ihnen alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe."

„Gewiß, Sie sollen mir alles sagen."

„Das erste also — was auch das entscheidende geworden ist ..." Er zögerte. Er, dem an den vergangenen Tagen, da er vor hunderten sprach, die Rede floß, suchte nach Worten, geriet ins Stocken der einen Zuhörerin gegenüber. Stoßweise, in kurzen Absätzen fuhr er fort: „Als ich in meinem Vortrage von meinen Studien und Erlebnissen erzählte — den Vielen, die sich eingefunden hatten ... aus schaler Neugier die meisten wohl ... kam mir etwas namenlos Erkaltendes zum Bewußtsein: meine Gleichgültigkeit gegen diese Menschen, gegen ihre Zuneigung oder Abneigung, ihr Lob oder ihren Tadel. Ihnen meine Gedanken mitzuteilen, wie unnötig war das, wie lächerlich im Grunde! Ich habe kein liebreiches Herz, und stark entwickelt ist bei mir auch die Fähigkeit, den Nächsten zu bewundern, nicht. Aber so verödend hatte mich die Empfindung des Fern- und Alleinstehens nie durchdrungen wie in diesem Saal voll fremder Leute ... Und da — gerade da begegnete ich Ihren Augen. Es war nicht ein Blitz, der mich zündend aus ihnen traf, es war ein mildes Licht, das von Ihrer Seele ausging und sie mir enthüllte in ihrer ganzen Lauterkeit und Kraft. Und ich, der Dreißigjährige, der Diener der Wissenschaft, der Skeptiker, wurde zum Jüngling, zum Poeten, zum Wundergläubigen und meinte eine Offenbarung zu empfangen. Ich hatte Sie nicht gefunden, nein wiedergefunden ... Nur in diesem Leben sah ich Sie zum ersten Male und in Ihnen das vollkommene Gute und makellos Schöne — in einem anderen, frühern waren Sie mir nahe gestanden, waren mein gewesen, und nach Ihnen hatte ich mich gesehnt, wie man sich sehnt im Traume — halb unbewußt und doch so peinvoll heiß ... Ich hätte meine Kniee beugen, meine Arme ausstrecken und rufen mögen: Da bist du ja!"

Er hielt inne. Er hatte sich allmählich immer mehr gesteigert und die letzten Worte freudig ergriffen ausgesprochen. Plötzlich veränderte er den Ton: „Kommt Ihnen das sehr töricht vor? Lachen Sie mich aus, ich bin darauf gefaßt!“

Sie war in großer Verwirrung. Ihre Lippen zitterten. „Ich lache Sie nicht aus, mir tut nur leid ... ich bin beschämt ... Sie täuschen sich sehr über mich ... und das von dem anderen frühern Leben ... das ist ja ... das glauben ja die Buddhisten ...

„Warum,“ fiel er eifrig ein, „sagen Sie das Wort mit solcher Geringschätzung?“

— „Ich bin eine katholische Christin.“

„Und unduldsam gegen die Anhänger jeder anderen Religion? Gleichviel ob sie lange vor der Ihren von dem Weisesten der Weisen gelehrt wurde an der Stätte des Ursprungs aller Kultur ... Gleichviel — nicht wahr?“

„Gleichviel — ja! Aber unduldsam braucht man deshalb nicht zu sein.“

„Auch nicht hart, wie doch die meisten Frommen sind?“

„Die Frommen sind nicht hart, es ist mir nie vorgekommen!“

„Nicht?“ sprach er mit schonendem Spotte, „warten Sie nur, leben Sie etwas länger, und es wird Ihnen vorkommen ... Aber wir lenken ab. Es handelt sich um etwas anderes. Ist Ihnen — obwohl Sie so wenig zum Buddhismus hinneigen — nicht schon bei unserem ersten Zusammentreffen gewesen, als ob ich kein ganz Fremder für Sie wäre? Hat es einleitender Phrasen zwischen uns bedurft, haben wir nicht gleich miteinander geredet wie Bekannte, die ein begonnenes Gespräch fortsetzen? Haben wir — sogar das darf ich fragen — erst Vertrauen zueinander fassen müssen? War Ihnen nicht, als hätten wir es schon?“

„Ja, ja,“ sagte sie nach kurzem Besinnen leise und rasch: „Ja, ich glaube, mir war so.“

„Sehen Sie! — Und ich ... der stärkste Trieb in mir war von je der Trieb nach Unabhängigkeit ... ich habe immer die Hand

weggestoßen, die sich zu anderem als zu flüchtigem Bunde in die meine legen wollte. Es hat nie einen Einfluß, eine Rücksicht gegeben, die mich an der Ausführung eines Vorsatzes verhindert, sie auch nur verzögert hätte. Meine Freiheit war mein höchstes Gut, und jetzt ... lechze ich danach, Sie Ihnen darzubringen ..."

Während er redete, hatte sich ihr Kopf immer tiefer gesenkt, mit gefalteten Fingern zerknüllte sie das Taschentuch auf ihrem Schoße. Mehr als seine Worte erregte die leidenschaftliche und feierliche Art, in der er sprach, eine unbestimmte Scheu in ihr. Gern hätte sie die Augen aufgeschlagen und vermochte nicht den Druck zu überwinden, der so schwer auf ihren Lidern lag.

„Sie gönnen mir keinen Blick mehr, seitdem Sie wissen, daß Ihre Augen wundertätig sind," sagte er, legte die verschränkten Arme leicht auf das Tischchen, beugte sich und sah zu ihr empor.

Sie schwieg, aber mit einem Male erwachte ihr Mut. Frohes, inniges Vertrauen und trüber Zweifel wechselten in ihr wie Licht und Schatten auf dem Pfade wechseln, wenn die Sonne durch windbewegtes Dickicht scheint. Rasch entschlossen hob sie das Haupt und sah ihn an. Forster atmete tief auf und flüsterte:

„Dank! und — wissen Sie — danken heißt oft bitten." Mit einer flehenden, huldigenden Gebärde reichte er ihr beide Hände.

Langsam, mit ernstem Bedacht, legte sie ihre feine, schmale Rechte hinein.

„Wie kalt!" sagte er bei ihrer Berührung. „Schauert Sie vor dem Erneuern eines einst sehr innigen Bundes?"

„Jetzt scherzen Sie wieder," entgegnete sie enttäuscht und wollte ihm ihre Hand entziehen. Er hielt sie fest.

„Wie Sie irren! Wie fern es mir liegt zu scherzen! ... Sagen Sie mir doch, wie erklären Sie sich mein Gefühl Ihnen gegenüber und — ich wage es zu hoffen — einen Reflex dieses Gefühls in Ihrem eigenen Herzen? ... Antworten Sie mir! Wie erklären Sie sich das? ..."

„Ich glaube," erwiderte sie leise, „daß Gott Sie mir geschickt hat — er bedient sich ja oft eines schwachen und geringen Werkzeugs —, damit ich Sie zu ihm führe."

„Kind! Mädchen!" Rührung lag in seinem Tone, aber seine Augen lachten. „Um meine Bekehrung also handelt es sich? ... Und wenn das Rettungswerk Ihnen gelingt, was dann?"

„Dann sind Sie für den Himmel gewonnen."

„Vertröstung auf ein künftiges Leben ... für dieses wäre nichts gewonnen?"

„Doch! — die Hoffnung auf den Himmel."

„Ich lechze nach Erfüllung," sagte er, und kein Beben in seiner Stimme, kein Zucken in seinem Angesicht verriet, wie schwer dieser Mann den Ungestüm niederrang, der nach Erlösung aus der Pein demütigen Werbens drängte. „Ich bin nicht fromm, junge Heilige," fuhr er fort, „kann mich von himmlischen Tröstungen nicht nähren ... Wenden Sie sich nicht ab! Hören Sie mich an! ... Ein anderer, der für Sie empfände wie ich, würde nicht aus Ihrer Nähe weichen, täglich träte er Ihnen in den Weg, gäbe Ihnen täglich Zeichen seiner grenzenlosen Ergebenheit, ließe nichts unversucht, um Ihnen zu gefallen. Endlich gelänge es ihm. Ihn leiden zu sehen, täte Ihnen weh, Sie würden erwägen, was es heißt, einem Menschen Glück und Heil zu bedeuten ... nicht jedem ist solche Macht verliehen ... Lassen Sie mir Ihre Hand," bat er, da sie wieder versuchte, sie ihm zu entwinden, und sie gab nach, und er schloß mit siegreich niedergehaltener Erregung: „Ich kann nicht tun wie der, von dem ich rede — ich kann mein heißersehntes Ziel nicht verfolgen. Ich bin ein Scheidender. Zwei Tage noch, und ich führe eine kleine Schar Wissensdurstiger, denen ich meine Leitung versprochen habe und Wort halten will, in die Fremde. Erweisen Sie mir als einem Scheidenden die Gunst einer Antwort auf meine Frage: Finde ich Sie, wenn ich in zwei Jahren heimkehre, noch

in Ihrem Vaterhause, oder werden Sie schon Novize sein und Gelübde abgelegt haben?"

Sie mußte lächeln über seine Unwissenheit. „Novizen legen kein Gelübde ab. Bei mir aber, lieber Herr Forster, werden Gelübde keinen Unterschied machen, sie werden mich nicht mehr binden, als ich heute schon gebunden bin."

„S—o?" fragte er gedehnt. „Wodurch?"

„Durch meinen Beruf."

„Wirklich? Als Sechzehnjährige haben Sie ihn erkannt?"

„Viel früher schon! Schon als Kind!"

„Selbsttäuschung! — verzeihen Sie! Was weiß ein Kind von einem Beruf? Wo bleiben die Bilder, die sich ein Kind von seiner Zukunft ausgemalt hat?"

„Sie sind bei mir unverrückt geblieben, Herr Forster, immer dieselben; nur immer deutlicher werden sie."

„O, Fräulein Johanna! So sehen Sie sich als Nonne in ein Kloster gesperrt?"

„Das nicht. Ich will barmherzige Schwester werden und später, wenn ich, wie es mein sehnlichster Wunsch ist, die Würdigung dazu erlange, mich einer Mission nach Indien oder Indo-China anschließen."

„Kind, Kind!" rief er aus. „Sie wissen nicht, was Sie wünschen. Sich einer Mission anschließen, in einem mörderischen Klima hungern, dürsten, schauerliche Entbehrungen erleiden, in Krankheiten hinsiechen, von denen Ihnen jede Vorstellung fehlt!"

Sie seufzte leicht auf. „Ja, ja — wie Gott will!"

„Oder eines gewaltsamen Todes sterben in Qualen, von Halbtieren ersonnen und bereitet ..."

„Den Märtyrertod," sprach sie, und eine zarte Röte, der Widerschein einer Flamme, verbreitete sich über ihr Gesicht. „Das wäre des Himmels höchste Gnade, Sie ahnen nicht, was es bedeutet, ein Märtyrertod! Es bedeutet die unmittelbare

Vereinigung mit Gott, ein unverzügliches Eingehen in die ewige Seligkeit."

Es durchfröstelte ihn, als sie so sprach, und zum ersten Male hatte er eine Regung der Bitterkeit gegen sie. „Das ist ja vortrefflich — in Ihrem Sinne. Wie den Ihren dabei zumute sein wird, danach pflegen Heilige nicht zu fragen."

„Die mich lieben, werden mich im Himmel wissen und Gott preisen."

„Ich nicht. Und wahrlich, ich liebe Sie. Ich würde ihn anklagen, wenn ich an ihn glaubte. Aber besser nicht glauben, als an einen Gott, der seinem unschuldigen Kinde erst dann die Arme unverzüglich öffnet, wenn es ihm zurückkehrt, zerfleischt und mit Wunden bedeckt, dem die Lilie erst gefällt, wenn rohe Hände sie gebrochen, Blut und Schmutz sie besudelt haben."

Johanna war starr und weiß geworden. Tonlos kamen die Worte über ihre Lippen: „Es ist Todsünde so zu sprechen ... Todsünde ..." Sie zog ihre Hand zurück, und er ließ sie fahren und sagte herb:

„Ihre Hand ist warm geworden in der meinen, Ihr Herz wendet sich eiskalt von mir ab."

„Warum frevelu Sie an dem, was mir heilig ist? Ich habe Bewunderung für Sie gehabt ..."

„Sie haben gehabt, und ich habe für Sie die Liebe eines Mannes zu einem jungen Mädchen. Eine plötzlich erwachte Liebe, die vergehen wird, wie sie entstanden ist, mag es Ihnen scheinen. Ich aber weiß: sie wird nicht vergehen, ich kenne mich, ich habe die zweifelhafte Ehre. Es war Bedacht in dem Unbedacht, mit dem ich bisher der Laune des Augenblicks nachgab ... In der Stille meiner tiefsten Seele lag ein leises Hoffen verborgen: nach all dem Vergänglichen wird einst das Bleibende kommen, nach all den Schattengebilden die Gestalt, in der sich dir dein schönster Traum verkörpern wird ... Sie ist da — mit Augen seh ich sie, aber unerreichbar, im Finden schon verloren, nicht zu erringen,

nicht zu rühren, denn —" Zorn funkelte in seinen Augen, er biß die Zähne zusammen, „denn — die Frommen sind hart."

„Die Unfrommen sind auch nicht weich, Herr Forster," sagte sie, und Tränen schossen ihr in die Augen. Aber — nicht weinen! um Gottes willen, nicht vor ihm! Sie hielt die heißen Tropfen, die hervorquellen wollten, mit aller Kraft zurück, sie vermochte sogar zu sprechen: „Sie sollten doch verzeihen können, daß ich, die ihr Heiland erwählt und berufen hat, für den Zuruf eines Menschen taub bleiben muß — und will!" verbesserte sie sich rasch ... „Ich kann Ihnen nicht folgen, Herr Forster, aber Sie könnten mir folgen zu meinem Gott!"

„Zu dem, der sich an Qualen weidet, der seine Kinder erbarmungslos büßen läßt, daß er sie nicht sündenfrei geschaffen hat? Nie, Fräulein Johanna!"

Er erhob sich und blickte nach der Tür, und Johanna sah ihren Vater dort stehen. Eben eingetreten? Schon vor einer Weile gekommen? — Nun schritt er heran, und die beiden Männer wechselten einen Blick. Enttäuschung malte sich in den Zügen Staudenheims. So hatte auch er gehofft, daß sie abgelenkt werden könnte von ihrem Wege?

„Sie behalten recht, Herr Präsident," sagte Forster, „Fräulein Johanna ist nicht zu erbitten, sie entläßt mich ohne einen Schimmer von Hoffnung." Der anklagende Ton, in dem er sprach, schien Staudenheim zu mißfallen, er erwiderte kühl:

„Sie haben gewußt, Herr Doktor, daß meine Tochter Herrin ihrer Entschlüsse ist."

Forster verneigte sich schweigend und verließ, vom Präsidenten geleitet, das Zimmer.

Nun hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, Forster war fort. Entlassen, wie er sagte, ohne einen Schimmer von Hoffnung, denn — die Frommen sind hart.

Schmerzhaft krampfte sich Johannas Herz zusammen. Die

Erinnerung an diese Worte blieb, prägte sich ihr ein, alles andere, was er gesprochen und womit er ihr weh getan hatte, war plötzlich vergessen. Sie empfand nur noch ein schmerzvolles Mitleid mit ihm und Entrüstung über sich selbst. Statt der Milde einer Gläubigen hatte sie ihm ihre Unduldsamkeit bewiesen, statt seine Lästerungen zu widerlegen, ihm den Trotz eines Kindes entgegengesetzt.

Wäre er noch da! Jetzt wüßte sie gut, was sie ihm hätte antworten sollen, wie spielend und leicht seine frevelhaften Behauptungen zu schlagen gewesen wären. Könnte sie ihn zurückrufen! Wenn wirklich ein geistiges Band zwischen ihnen bestände, dann müßte er wissen, daß sie leidet, er müßte ahnen, daß sie bereut.

„Ihre Hand ist warm geworden in der meinen," ja, ja, sie hatte diese wohltuende Wärme gefühlt. Das war vorbei. Ihre Hand war wieder eiskalt wie früher und konnte sich kühlend auf ihre brennenden Augen legen.

Ein Geflüster und Gekicher ließ sich nebenan vernehmen und verriet die Nähe der Fräulein Schwestern. Sie kamen, die „Kleinen" neugierig wie die Schwalben, aber ohne die gewohnte Vertraulichkeit und sogar voll Respekt, Berta, im Widerspruch mit sich selbst, sentimental angehaucht, Addi hochfahrend und in einen Schneemantel der Gleichgültigkeit drapiert.

„Herr Forster schon fort?" fragte Daisy, obwohl sie das genau wußte, denn sie hatte ihm verstohlen aus dem Fenster nachgesehen, als er das Haus verließ. „Was er nur gewollt hat? ... Erfahren wir's?"

„Ihr nichts! gar nichts!" erklärte Berta, ging auf Johanna zu und schloß sie mit einem Ausbruch von Rührung und Zärtlichkeit in die Arme. „O, Johannerl! Ach — wenn ... wenn!"

Clemi schüttelte den Kopf. „Und die wollen immer die Gescheiten sein! Kennst du unser Johannerl nicht? Man könnte weinen über diese gescheiten Damen und — Herren. Auch der

außerordentliche Herr Forster ... Welchen Gebrauch macht der von seiner Vernunft?"

„Nach ihr, die nicht zu erlangen, geht sein Verlangen," reimte Daisy.

„Und hätte die Wahl" — Clemi seufzte, „zwischen vier liebenswürdigen Schwestern" —

„Sprich für dich, meine Liebe!" rief Addi ihr zu.

Der Rest des Tages verfloß für Johanna in dumpfer, unbestimmter Erwartung von etwas Rätselhaftem und Entscheidendem, das kommen müsse, das von der nächsten Stunde gebracht werden konnte. Alles sonst Unbeachtete nahm eine Bedeutung an, spannte ihre Aufmerksamkeit. Sie verfolgte das Rasseln eines auf der Straße vorbeijagenden Gefährtes, das Geräusch von Stimmen, sie zuckte zusammen beim Klang der Hausglocke. Und dabei, wie dehnte sich die Zeit! Wie träge schlich sie dahin, in der sich nichts ereignete und so viel begab in einem jungen, kämpfenden Gemüte!

Der späte Abend brachte die Familie heim. Nun nur noch das allgemeine Gutenachtsagen, und man ging zur Ruhe, die man einander wünschte, und die einem müden Menschenkinde nicht beschieden sein sollte.

Johanna löschte bald die Lampe in ihrer Zelle aus. Der Lichtschein, der durch den Türspalt drang, sollte den Schwestern nicht verraten, daß sie wache. Sie lag auf den Knieen vor dem Gekreuzigten und betete um ihre Liebe zu ihm, daß sie nichts einbüße von ihrer Glut, ihrer unergründlichen Tiefe, ihrer unermeßlichen Höhe. Daß sie lebendig bleibe, die zugleich ausschließend und allumfassend ist, und der Quell, aus der jede andere fließen muß, in deren Namen getan und gebracht, das Gute erst gut, das Opfer erst zum Opfer wird. Sie betete auch um Seelenblindheit und Seelentaubheit, damit sie die Augen nicht immer sehen müsse, die sie verfolgten, und die Stimme nicht immer hören, die auflehnende, anklagende Stimme.

Furchtbare Augenblicke der Selbsterkenntnis kamen: wenn er plötzlich dastände in der großen Macht seines Wesens, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Überredungskunst, er vermöchte sie wankend zu machen in ihrer stärksten Zuversicht ... Sie könnte sich fragen, ob es nicht sündig war, den Glauben, daß er ihr von Gott gesendet sei, damit sie ihn zum Heil geleite, so rasch aufzugeben. Dem Religionslosen eine geduldige, geistliche Führerin zu werden, hatte der Himmel sie auserkoren, und sie vielleicht dazu und dazu allein mit der flammenden Liebe für alle, die irren und leiden, ausgerüstet und begnadet ... Vielleicht war alles, was sie bisher durchlebte, nur eine Vorbereitung zu dieser einen großen Aufgabe gewesen ... Sie flehte um Erleuchtung, sie rang in Zweifelsqualen. Es war zu schwer, zu bitter, nicht mehr unterscheiden zu können, ob ihr Heiland die Herrschaft führe über ihre Gedanken, ob sie Einflüsterungen des Versuchers waren ...

Am nächsten Morgen trat sie, von Christine begleitet, ihren Gang zur Messe in die Augustinerkirche an. Es war kalt. Die Luft schnitt ihr wie mit Eismessern ins Gesicht, am Himmel ballten sich und zerflatterten windgejagte, graue Schneewolken, kriechenden Fluges kamen Staubwolken die Rampe des Albrechtspalais herab. Dort war's noch menschenleer, ein Einzelner schritt, wartend, wie es schien, die Mauer entlang. Johanna erkannte ihn von weitem. Er tat wie der, von dem er gesagt hatte: Täglich trete er Ihnen in den Weg. — Wohin der ihre an jedem Morgen führte, war leicht zu erfahren. Johanna hatte Forster und er sie erblickt. Er eilte vorwärts und erreichte mit ihr zugleich das Kirchentor. Beide blieben stehen, beide sahen einander, um Verzeihung bittend, an. Er hob den Hut und grüßte und folgte ihr, als sie in das Gotteshaus trat. Dem Eingange zunächst, im linken Seitenschiffe, hatten sich einige Besucher eingefunden. Tagelöhner, Handwerksleute, Marktfrauen, Bettler und Krüppel. Johanna kniete neben Christine

nieder, in der letzten Bank vor dem Altare, an dem der Geistliche soeben das Staffelgebet verrichtete. Die übrige Kirche war fast leer. In dem hochgewölbten Raume hallten die Schritte eines jeden einzelnen wider. Forster hatte die seinen nach dem Denkmal der Tochter der großen Kaiserin gelenkt. Nun versenkte er sich in den Anblick des Meisterwerks Canovas, er bewunderte, er war ergriffen von dem Geiste der Trauer, den der Künstler verstanden hatte, dem Steine einzuhauchen. Johanna wagte nicht den Kopf zu wenden und glaubte doch das zu sehen. Sie folgte dem Meßopfer andachtsvoll, und doch nicht völlig hingenommen. Neben ihren frommen Gedanken kamen andere, im ununterbrochenen Schattenzuge einhergeglitten:

Er ist da. Er wartet. Er will mich noch einmal grüßen.

Ich bereue, ihn verletzt zu haben. O wüßte er, wie sehr ich es bereue!

Der silberne Klang des Glöckleins verkündete die Erscheinung des Herrn. Sein Diener am Altar genoß das Brot des Lebens. Und jetzt neigten sich alle Häupter unter dem priesterlichen Segen, und einer der Beter nach dem anderen brach auf und verließ, an Johanna vorbeikommend, das Gotteshaus. Lauter arme, dürftig gekleidete Gestalten. Da gingen sie hin, die Mühseligen und Beladenen, ihrem harten Tagewerk entgegen, zu leiden, zu sündigen, der kurzen Erhebung wohl rasch zu vergessen, die ihnen eine Viertelstunde andächtiger Sammlung gewährt hatte.

Johanna erhob sich, aber Christine wollte es nicht bemerken, sie war noch nicht fertig mit ihren Gebeten, sie murmelte noch halblaut vor sich hin in der heischenden und mürrischen Art, in der sie sogar mit ihrem Gotte zu verkehren pflegte.

Ihre Gebieterin blieb stehen und wartete und kämpfte mit dem Versucher, den sie an die heilige Stätte in ihrem eigenen Herzen hergetragen hatte. ‚Sieh dich um‘, raunte er ihr zu, ‚eines Pulsschlags Dauer nur!‘ ... Sie wollte nicht — und tat's, und fühlte mit Entsetzen das Versagen ihrer Macht über

sich selbst, fühlte, daß ein stummer Schrei demütiger Bitte um Mitleid, um Verzeihen von ihr zu ihm hinüberflog.

Forster hatte dem Denkmal den Rücken zugewendet und blickte starr und heiß nach ihr hin, mit einem spähenden Ausdruck, der sich blitzartig in einen triumphierenden verwandelte. Wie war der beredt, wie verriet er im Aufsprühen Mitleid und Stolz! Zwing ich dich? Bin ich dein Herr? Ist dein Widerstand gebrochen, armes Kind? sprachen die siegreichen Augen.

Johanna bäumte sich auf in Empörung und Schrecken. „Fort!" befahl sie, berührte mit zuckendem Finger die Schulter Christinens und gewann mit fluchtartiger Schnelligkeit den Ausgang. Vergeblich streckten ihr heute ihre Armen bittende Hände entgegen. Die Zofe folgte ihr brummend in großer Entrüstung.

„So aus der Kirche laufen! Merkwürdig! Da hört sich alles auf!"

Wieder ein Tag voll dumpfer Pein wie der gestrige. Was wird geschehen? — Er wird kommen und noch einmal fragen: „Geben Sie mir einen Schimmer von Hoffnung mit?" — Du lieber Gott! das war mehr als ein Hoffnungsschimmer, was ihm heute morgen aus den Augen geleuchtet hatte. Das war eine Überzeugung. Und stand ihm denn auch die so fest, daß er zurückkehren, daß er alle Gefahren besiegen werde, denen er entgegenging und denen schon so viele vor ihm erlegen waren? ...

Johanna dankte es den Schwestern, die ihre Versonnenheit nicht zu bemerken schienen, die alle — mit Ausnahme Addis — sie nur noch schonender als sonst behandelten.

Für den Abend war zur Abschiedsfeier von Forster der ganze Bekanntenkreis eingeladen. Niemand fehlte, viele hatten in letzter Stunde um Erlaubnis gebeten, den und jenen Schützling vorstellen zu dürfen. Im Saal, in dem Forsters Eintreten erwartet wurde, staute sich die Menge zum Erdrücken. In den an-

stoßenden Zimmern sah man nur einzelne Gruppen Bescheidener, die nicht in die ersten Reihen zu dringen und das Gewühl nicht noch zu vermehren wünschten. Johanna war im kleinen Salon geblieben und bildete wieder die Zuflucht der Langweiligen und Gemiedenen. Sie fanden heute bei der barmherzigen Tochter des Hauses nicht die gewohnte Aufmerksamkeit und verbargen nur mit Mühe ihr Mißvergnügen darüber. Johanna bemerkte ihre gekränkten Mienen, machte sich Vorwürfe und brachte doch kein Mitleid mit ihren Pflegebefohlenen auf. Sie mußte der Gleichgültigkeit seinem Nächsten gegenüber, deren Forster sich angeklagt hatte, gedenken. Unverständlich erschien sie ihr damals, und heute war sie selbst von ihr ergriffen. Was bedeuteten für sie alle diese Leute, die da herum saßen und standen, sich verbeugten, lächelten, schwatzten! Wildfremd kam sie sich unter ihnen vor, und zum Erbarmen allein. Sie rang nach Befreiung aus der dumpfen Pein dieses feigen Gefühls und geriet immer tiefer in den Bann einer hangenden und bangenden Sehnsucht: endlich — endlich aus dem Stimmengewirr, das ihr ans Ohr schlug, die Stimme herausklingen zu hören, die sich ihr ins Herz geschmeichelt hatte.

Einmal noch, wenn auch nur zu einem Abschiedswort!

Jetzt war im Saal eine Bewegung durch die Menge hingegangen: „Forster", „Forster" wurde halblaut gesagt und wieder gesagt, und der Name nun auch in Johannas Nähe, mit manchen unguten Zusätzen von denen genannt, die Anerkennung ihres eigenen Namens umsonst erstrebt hatten.

Er kam heran an der Seite Bertas, sie sprachen miteinander, und nach rechts und links tauschte man Grüße. Wer aber nur im geringsten in einer Miene zu lesen verstand, las in der Forsters: Bleib mir fern! Berta hingegen erschien von einer Glorie anmutreicher Heiterkeit umgeben. Alles an ihr war Licht und Wärme und Gefunkel. Ihre Augen leuchteten, ihre Zähne blinkten, die Falten ihres hellen Seidengewandes glänzten. Sie eilte so be-

flissen auf die Salonspittler zu, entfaltete eine solche Liebenswürdigkeit, als ob ihr alles daran gelegen wäre, das Interesse der heute Zurückgesetzten ausschließend in Anspruch zu nehmen. Es gelang ihr denn auch vortrefflich.

Indessen trat Forster auf Johanna zu. „Sie sind am Morgen vor mir entflohen," sagte er, „was habe ich getan, um Sie in Schrecken zu versetzen?"

„Mein Gott, nichts — nichts!" erwiderte sie.

„Kein neues Verbrechen begangen? ... Und das gestrige schien mir, als ich Sie vor der Kirchentür traf — schien mir verziehen. War das ein Irrtum?"

„Nein."

„Dann lebt ja meine Hoffnung neu auf. Sie ist — ich wiederhole immer das selbe — sie ist unüberwindlich und so genügsam! Ein zitternder Strahl, ein Lichtschein erhält sie am Leben."

„Hoffnung?" wiederholte sie angstvoll. „Worauf, Herr Forster?"

„Darauf, daß ich aus Ihrer Erinnerung nicht ganz weggelöscht sein werde."

„Weggelöscht nie!"

„Und daß — wie soll ich es aussprechen, ohne Ihnen töricht, anmaßend zu erscheinen? ... Daß Sie sich manchmal der Frage entsinnen werden, die ich in der Abschiedsstunde an Sie richte ..."

„Welcher?"

„Wäre es nicht auch ein schöner Beruf, einem Menschen, der Sie liebt und Ihrer nicht ganz unwert ist, Ihr teures Selbst zu schenken und mit diesem alles, was ihn besser machen und adeln könnte? Würde, ja müßte nicht der segensreiche Einfluß, den Sie auf ihn gewonnen hätten, auch von ihm und Ihnen ausgehen und auf andre veredelnd wirken? Und wäre das im Grunde nicht das selbe wie das, was Sie anstreben?"

Sie hatte ihm gespannt und gerührt zugehört. „Das selbe nicht," sprach sie mit einem traurigen Lächeln.

„Und worin liegt der Unterschied? Darin nur, daß Sie Ihren Apostelweg allein antreten wollen, während ich bitte: Lassen Sie uns Hand in Hand wandeln, lassen Sie mich Ihr Gefährte sein."

„Das ist ja nicht möglich, Herr Forster, ich kann es Ihnen nicht erklären, und Sie können sich nicht hineindenken ... Aber dem, den die Stimme des göttlichen Heilands gerufen hat, zu dem sagt sie: Folge mir, folge mir allein."

Forster zog die Stirn zusammen, seine Brauen berührten sich fast. In dem Blick, der unter ihnen hervorschoß, lag Schlimmeres als ein Vorwurf. „Härte, Hochmut, Selbstsucht der Frommen," sprach er mit verächtlich verzogenen Lippen, und Johanna trat einen halben Schritt zurück, als hätte er einen Schlag gegen sie geführt.

„Lieber Doktor, lieber Forster!" In wohlbekannter Manier und die Unbefangenheit selbst, hatte ihm Exzellenz Brede auf die Schulter getippt. Er wollte ihm noch schnell einen Sekretär der japanischen Gesandtschaft vorstellen. Die intelligenten Augen des jungen, gelben Herrn blitzten auf vor Vergnügen, als sein Name dem berühmten Manne genannt wurde. Daß dieser wortkarg und gemessen blieb, schien ihm natürlich und der Stellung, die Forster einnahm, entsprechend.

Bald gab es im kleinen Salon nicht mehr nur einzelne Gruppen. Der Raum füllte sich, und es herrschte in ihm ein eben solches Gedränge wie im anstoßenden Saale. Alte und junge Leute, Männer und Frauen kamen, knüpften ein Gespräch mit Johanna an und schienen alle erstaunt. Ja — alle erstaunt.

„Was ist dir?" Eine der Cousinen hatte gefragt. Wie sie nur fragen konnte! Wußte sie es nicht? Wußten es nicht alle? War sie nicht aus Glas und durchsichtig für die vielen Augen, die sich auf sie richteten? Sie würden sonst nicht so neugierig und mitleidig geblickt haben oder so feindlich wie die ihrer Schwester Addi. Aber auch das ließ sie kühl, ihr tat nur weh, daß wieder

ein Versuch der Verständigung zwischen ihr und Forster gescheitert war. Und — die trostlose Gewißheit stand fest — so mußte jeder neue scheitern, wenn sie wahr gegeneinander bleiben und keines sich zur Heuchelei eines unüberzeugten Nachgebens erniedrigen wollte. Nein, dazu war weder er noch sie angetan, und so galt es nun die schwerste, die wirkliche Losreißung — die seelische Trennung. Aber eines blieb ihnen unverwehrt, sie durften in Frieden voneinander gehen. Und darin gipfelte alles, was Johanna in ihrer Herzensnot noch ersehnte: in Frieden scheiden, nicht in Groll und Bitterkeit.

Der Wunsch wurde ihr erfüllt, er lebte ja nicht in ihr allein. Umringt und beobachtet, wie Forster besonders in diesen letzten Augenblicken war, konnte er mit ihr nur vor Zeugen reden. Auf dem Wege zum Präsidenten, den er aufsuchen wollte, um sich bei ihm zu empfehlen, blieb er vor ihr stehen.

„Erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen, Fräulein!" Sein Ton klang ruhig und fest. Johanna nahm ihre ganze Kraft zusammen, um nicht merken zu lassen, daß sie zitterte vom Wirbel bis zur Sohle. Totenbleich und ganz verloren, wie eine, die nicht weiß, was sie redet, fragte sie:

„Wirklich also, Sie reisen, Herr Forster?"

„In einer Stunde," mischte Exzellenz Brede sich ein, „höchste Zeit, lieber Doktor, der Expreß wartet nicht, nicht einmal auf Sie."

Forster verneigte sich. „Leben Sie wohl, Fräulein, sehr, sehr wohl!"

„Ich sage auf Wiedersehen!" versetzte sie kaum hörbar.

Er sah sie an. „In zwei Jahren? Oder vielleicht noch früher? Drüben vielleicht ... Sie kommen vielleicht — als Schwester Johanna?"

Sie erwiderte seinen langen, tieftraurigen Blick, aber sie sprach nicht mehr, sie konnte nicht. So schieden sie.

Forster hatte ihre Hand, die sie ihm gereicht, geküßt. Jo-

hanna barg sie unwillkürlich in den Falten ihres Kleides, ihr war, als müßte man die Spur der Lippen sehen, die auf ihr gebrannt hatten.

Die Salons leerten sich. Viele der Anwesenden wollten noch der Abfahrt Forsters beiwohnen und eilten voraus auf den Bahnhof. Ein kleiner Freundeskreis blieb um Staudenheim im Rauchzimmer versammelt. Seine Töchter begaben sich zur Ruhe, und allen fiel es auf, wie kühl Johanna von ihm entlassen wurde. Allen — nur ihr selbst nicht.

„Danke, nein," erwiderte sie zerstreut auf die liebreichen Anerbietungen Bertas, Clemis und Daisys: „Willst du nicht bei uns bleiben, Johannerl?" — „Darf ich dich begleiten? Dir helfen beim Auskleiden? Die Christine hat heute wieder einen Humor zum Übelwerden." — „Ich lese dir vor, Johannerl, aus Ozanan. Es freut mich, glaub mir, ich tu's gern."

„Danke, danke, nein!" Sie lehnte auch die Dienste des zweiten Kammermädchens ab, das ihr die Schwestern in ihre Zelle nachschickten. Ein dumpfer Druck lag auf ihr, sie hatte etwas Schweres, Schmerzliches erlitten, war im Innersten verletzt und wund und unaussprechlich müde. Zum ersten Male, seitdem sie dachte, floß ihr Gebet andachtslos aus ihrem Munde. Sie suchte ihr Lager auf, schloß die Augen und machte sich gefaßt, nach zwei durchwachten Nächten auch diese Nacht zu durchwachen. Sie löschte nicht einmal die Lampe aus. Aber sie war jung und gesund und der Wohltäter und Freund der Jungen und Gesunden, der milde Tröster Schlaf, kam unerwartet. So plötzlich wie ein Kind wurde sie von ihm umfangen und lag da, sanft atmend, den vollen Schein der grell brennenden Lampe auf ihrem bleichen Gesichte. Ein langer, zärtlicher Kuß, der ihre Stirn berührte, weckte sie, eine weiche Wange schmiegte sich an die ihre.

„Johannerl, mein liebes!" sagte leid- und mitleidsvoll die Eine, die ihr in den letzten Tagen mit herausfordernder Kälte

begegnet war. Addi saß auf dem Rande des Bettes, schlang die Arme um den Hals der Schwester, zog sie an sich und hielt sie an ihr Herz gepreßt, das heftig klopfte. Dann stand sie auf und ging einigemal mit großen, stillen Schritten im Zimmer hin und her. Sie hatte ihre Soireetoilette noch nicht abgelegt, ihr spitzenbesetztes Kleid aus meergrünem Seidengewebe, das einfache, das kostbare. Ein Kenner mußte man sein, um zu wissen, wie kostbar. Daisy hatte es besungen und die geniale Kunst verherrlicht, der es gelang, „ein Feengewand zu dichten ... was Gewand! — greifbarer Duft — eine grüne Melodie".

Addi trat wieder an das Bett ihrer Schwester. Hoch aufrecht hielt sie sich; um ihren feinen Mund lag ein fremder, stolzer Zug, ihre Wimpern zitterten, als sie halblaut mit feierlichem Ernste sprach: „Weil Offenheit zwischen uns herrschen muß, weil ich es nicht vertrüge, von dir anders und gewiß besser, als ich es verdiene, beurteilt zu werden, bin ich gekommen — zu beichten, Johannerl! Ich habe dich gehaßt, ich habe dich beneidet um die Zuneigung — mehr als Zuneigung! — die Bewunderung — mehr als Bewunderung — die Anbetung Forsters ..."

„Anbetung, Addi? ... O, wenn du wüßtest!" ...

Addi winkte ab, wollte nicht hören. Ohne Unterbrechung fuhr sie fort: „Es war abscheulich von mir, aber es war so. Und noch etwas sollst du wissen: ich bin nicht demütig, ich! Habe nicht das Zeug in mir zu einer gehorsamen Hausfrau und keinen Glauben an die Überlegenheit des männlichen Geschlechtes. Wenn aber Forster mir gesagt hätte: Komm! ich wäre mit ihm gegangen für lange, für immer, auf Nimmerwiedersehen, als seine Frau oder Schwester, seine Reisegefährtin, seine Geliebte — als was er gewollt hätte!"

„Addi, um Gottes willen, sprich nicht so!" rief Johanna erschrocken aus, „das ist nicht wahr, das glaubst du selbst nicht."

„Ich glaube nicht, mein armes Kind, ich weiß. Mein Schicksal hat einige Tage lang in den Händen eines mir beinahe fremden

Mannes gelegen. Als Herr hätte er über mich verfügen können."

„Aber Addi — der Graf, der Offizier ..."

„O, Johannerl! Der war klein geworden, vorher schon; ein Vergleich mit Forster, und er löste sich auf in Dunst ... O, Johannerl, was ich nicht begreife, das bist du! Die Rettung der Seele eines solchen Mannes ist mehr als die problematische Bekehrung von tausend Indo-Chinesen. Dir, Apostolin, wird die Aufgabe nahe gelegt, und du — versuchst nicht einmal, sie zu lösen!" —

„Weil es umsonst gewesen wäre."

„Nein, Kind, du junges ungeweckes! Du ahnst nicht, wie Forster dich geliebt hat, wenn du den Einfluß leugnest, den du auf ihn hättest nehmen können."

„Sprich nicht so, Addi! — alles, alles, nur das sage nicht!" Sie brach in Tränen aus.

Wieder zog die Schwester sie an ihr Herz und küßte ihre heiße Stirn, und ahnte nicht, was sie getan, ahnte nicht, daß sie einen schlafenden Zweifel geweckt hatte, eine grausame Verschärfung schwerer Seelenpein.

Als seine Frau oder seine Schwester, seine Reisegefährtin, seine Geliebte, wäre Addi mit ihm gegangen. — Sie hatte es gesagt und Johanna bei ihren Worten entsetzt aufgeschrien ... dabei aber durchblitzte sie der Gedanke: Du — dürftest ja! — und in ihrem tiefsten Innern hatte sich etwas geregt, kaum eingestanden, schon glühend bereut — etwas wie neidvolle Bewunderung.

In der Art Staudenheims, seiner Tochter Johanna zu begegnen, war eine Veränderung eingetreten. Durch Worte hätte man nicht bezeichnen können, worin sie lag, dazu war sie zu gering. Sie äußerte sich unbewußt und absichtslos und wurde

doch beständig empfunden in ihrer leisen Einwirkung. Seine Töchter gewannen nach und nach die Überzeugung, daß er sich wohl selbst getäuscht, als er gemeint hatte, einverstanden zu sein mit Johannas Wahl des klösterlichen Berufs. Freudig hatte er das Erwachen der Neigung Forsters zu dem geliebten Kinde begrüßt und Hoffnungen daran geknüpft, die nun gescheitert waren. Ein Etwas, das einem Vorwurf gegen Johanna glich, ließ sich nicht bannen. Es war nur ein Schatten, aber er stand zwischen ihm und ihr.

Im Sommer bezog der Präsident mit den Seinen für eine lange Urlaubszeit seine Villa am Abersee. Alle fanden, daß ihnen die Berge noch nie in so magischer Schönheit entgegengegrünt und -geblaut und -geragt und daß der See sie noch nie so lieblich angelächelt hatte mit hunderttausend weiß bebuschten, spielenden Wellchen. Berta und die zwei jüngsten Fräuleins traten gleich nach der Ankunft auf die Altane unter dem vorspringenden Dache und breiteten in liebevollem Entzücken die Arme gegen den Schafberg und den Teufelsabbiß aus. Auf dem Wege, der durch die Wiese zum Dorfe hinabführt, gingen in diesem Augenblick zwei Herren am Hause vorüber. Der eine, von großer, ebenmäßiger Gestalt, schritt so würdevoll über den ländlichen Boden hin, als ob sich der eine Ehre daraus zu machen hätte, daß er ihn betrat. Der stolze Herr trug einen eleganten Sommeranzug, grau wie die Flügel der Lachmöve, und einen weichen, breitkrempigen Filzhut auf dem Cäsarenkopfe. Sein Gesicht war rasiert, der kleine, angegraute Backenbart kurz gehalten. Der andere Spaziergänger, hellblond und schlank, prangte im Weiß der Milchstraßensterne. Er reichte samt seinem Tropenhelm aus Stroh dem älteren, den er begleitete, nur bis zum Halse, gehörte aber nicht zu den Leuten, die man übersieht. Aus seinen hübschen Zügen, seinen lebhaften blauen Augen sprach eine ungewöhnliche Intelligenz.

Berta hatte eben ausgerufen: „Vivat Schafberg! Prosit!"

Die beiden Herren lachten, sahen zum Balkon hinauf, schienen angenehm überrascht, grüßten und verfolgten ihren Weg.

„Mein Gott!" sagte Berta betroffen, „die glauben am Ende, daß ich ihnen Prosit zugerufen habe."

„So dumm werden sie nicht sein," sprach Clemi, „aber was haben sie zu lachen und dann noch zu grüßen?"

„Sie durften!" fiel Daisy ein. „Wir kennen sie, sie waren einmal bei uns."

„Die?"

„Ja, die, der Ministerialrat von Danzer und sein Neffe Konrad, der so gescheit sein soll, der jetzt aus der Provinz ins Ministerium berufen worden ist. Ich besinne mich nach und nach immer besser. Vor ein paar Jahren war er in Wien, ich habe auf einem Adoleszentenball eine Extratour mit ihm getanzt, und — das muß ich sagen — tanzen kann er!"

Am nächsten Tage traf man auf dem Tennisplatze zusammen, und Daisy mußte zugeben, daß Konrad von Danzer — er stammte aus einem alten Tiroler Adelsgeschlechte — auch Tennis spielen könne. Beim Fahrradrennen, das bald darauf stattfand, gewann er den ersten Preis, und bei dem von den Sommergästen zum Besten der Armen des Dorfes veranstalteten Wohltätigkeitskonzerte sang er die Müllerlieder wirklich hinreißend. Einige junge Mädchen ergriffen diese Gelegenheit, um sich in ihn zu verlieben. Er aber spielte sich seinen Erfolgen gegenüber auf den Stumpfsinnigen aus, er wollte den Wahn nicht nähren, daß sein Herz noch Eroberungsgebiet sei. Er hatte die Herrschaft darüber verloren, es ging von Tag zu Tag mehr in das Eigentum des Fräuleins Daisy Staudenheim über. Danzer ließ diese süße Enteignung sich sanft und widerstandslos vollziehen. Er durfte hoffen, daß der Präsident gegen ihn als zukünftigen Schwiegersohn nichts einzuwenden haben werde. Allzu kühn war seine Bewerbung nicht, ob der Erfolg sie krönen werde, blieb aber lange unentschieden.

Daisy ließ sich seine Huldigungen eben nur gefallen, sie gewährte ihm nicht den geringsten Vorzug, nicht die leiseste Ermutigung. Ihre Schwestern fanden das rätselhaft, denn sie waren überzeugt, daß Konrad von Danzer dieser merkwürdigen Daisy sehr, aber sehr gut gefiel. Daß sie sich und ihn damit quäle, es nicht einzugestehen, sei eben wieder eine ihrer Unbegreiflichkeiten.

„Ach Gott!" sagte Berta, „sie will ja nur eine Weile poetisch mit einer stillen Liebe spielen. Gestern habe ich ihr nach einem langen Kampfe dieses Gedicht entrissen. Man versteht es zwar nicht, es ist aber schön." Berta zog ein bekritzeltes Blättchen aus der Tasche und las:

„Schattige Hellen
Rieselnder Quellen! ...
Still Liebende tanzen im Hain ...
Klingende Ferne
Singender Sterne,
Anderer Zonen hüllet sie ein."

„Fernen? — Zonen? — Sie denkt an Forster," sprach Addi hastig, und boshaft erwiderte Berta: „O nein, die nicht, die Arme!"

Der sogenannte Präsidentenkreis war eines Abends — eines echten St. Gilgener Abends — auf der Terrasse vor dem Seehause versammelt. Bis aufs letzte Tränentröpfchen hatte der Himmel sich für heute ausgeweint, nun spannte er ein mildes Blau über die Erde. Alle Schatten waren durchsichtig, und alle Linien waren weich; es lag etwas von Trost und Versöhnung in der ruhigen Luft, von Verklärung über dem See und den schönen Bergen, die ihn umschlossen. Ernst und stolz ragten die dunkel bewaldeten; auf den Kuppen und Felswänden der kahlen erschimmerte ein rosiger Schein wie ein Lächeln seliger Ruh über alles, was sich noch müht, noch emporstrebt und ringt im Kampfe um ein vergängliches Leben.

Staudenheim saß mit Berta und Johanna an einem der kleinen Tische, auf denen das Vesperbrot in verschiedenen Gestalten serviert war, Daisy nebenan in Gesellschaft Konrad Danzers, ihrer Schwester Clemi und zweier Jünglinge, „im ersten Jahre Jus". Die beiden waren bartlos, lang und schmal, und lachten mit und ohne Veranlassung sehr viel und sehr schmetternd.

„Wie schön es geworden ist!" rief eine junge Dame von ihrem Platze, am Tische nebenan, herüber. Sie trug ein Dirndlgewand, war geschminkt und schrecklich geschnürt und bewegte sich wie in Scharnieren. Die Kellnerin, ein wirkliches, wohlgenährtes Dirndl, näherte sich ihr nur mit Scheu und hielt sie für eine Wachsfigur, die man „so herg'richt hat, daß's halt nach was Lebendigem ausschaut."

„Un—be—schreib—lich schön!" sagte auch Clemi, „und ..."

„Weiß Gott!" fiel Daisy ein, „wer in der Welt könnte so etwas beschreiben! Die ganze Landschaft, den Duft, der über ihr liegt, die zarten, unbestimmten Farben. Welcher Dichter? Ich frage!"

„Ich weiß einen," erwiderte Danzer: „Turgenjew."

„Ach, haben Sie den auch so lieb?"

Auch — wie ihn das freute, und wie man es ihm ansah! ... Ob sie wollte oder nicht, Daisy mußte denken: Er ist doch wirklich ein netter Mensch. Dabei schämte sie sich und kam sich recht verrucht vor, denn sie hatte von Turgenjew nie etwas gelesen, neulich nur eine begeisterte Kritik über ihn, und mit ihrem „auch", das Konrad so freute, nicht sich, sondern den Verfasser jener Kritik gemeint.

Von der an die Terrasse angebauten Landungsbrücke kamen zwei hohe Gestalten, ein Herr und eine Dame, heran. Sie, vor sich hinblickend, mit erhobenem, er mit leicht vorgeneigtem Haupte und einem Ausdruck innigster Bewunderung für die schöne Begleiterin auf seinem ihr zugewandten ernsten Gesichte. Er trug

seinen Hut in der Hand, seine Haare waren grau, aber sehr dicht, und er machte den Eindruck eines Mannes in der Vollkraft und auf der Höhe seines Daseins. Eine Atmosphäre der Feierlichkeit umwehte das imposante Menschenpaar und löste bei der übrigen Gesellschaft die widersprechendsten Empfindungen aus. Sie veranlaßte das geschnürte Fräulein zu einem Nasenrümpfen, erregte die ganz unerklärliche Heiterkeit der beiden Juristen und die stolze Genugtuung Clemis und Daisys. Halblaut sagte diese zu Danzer: „Ist sie nicht wie eine Königin, unsere Älteste?"

„Wie eine Feenkönigin," überbot er sie, „und mein Onkel," setzte er leiser hinzu, „nicht, ein bißchen wenigstens, wie ein König?"

Daisy belohnte das bescheidene Zögern, mit dem die Frage vorgebracht worden war, durch ein überzeugtes: „O, sehr!"

„Schade," sagte Clemi plötzlich, „daß der liebe, schöne Abend schon zu Ende geht."

Die junge Dame im Dirndlkostüm schaukelte sich auf ihrem Sessel und sprach: „Ja, schade, die Zeit — sie eilt!"

„O tempora!" fiel einer der Juristen ein, und der zweite wiederholte pathetisch: „O tempora!" und warf seine dünnen Arme mit einem Schwung in die Luft, als ob er sich ihrer entledigen wollte.

Von dem, was jetzt die arme Daisy überkam, vermochte sie niemals Rechenschaft zu geben. Es war eine Versuchung, sich auszuzeichnen, etwas Fremdartiges, das ihren Gewohnheiten, ihrem Charakter schreiend widersprach. Wie an ein peinliches Ereignis denkt sie nach Jahren noch daran und errötet, wenn es ihr einfällt. An das „o tempora" der Studenten anknüpfend, brachte sie ein Zitat und seufzte (o, wenn sie wenigstens nicht geseufzt hätte!): „O tempora, o Moses!"

Eine Sekunde lang herrschte Betroffenheit, dann erscholl ein Lachen: „O Moses!" Es flog von Mund zu Munde, schwebte in den Lüften, lief über den See nach Strobl, das im sinkenden

Dämmern klein und weiß vom andern Ufer herüberblinkte, und lief wieder zurück über den See. Die Berge hallten wieder: „O Moses!“ ... Daisy hätte sich die Ohren verstopfen, hätte unter die Erde versinken mögen. Daß sie eine Albernheit ins Leben gesetzt hatte, war ihr klar, worin die Albernheit bestand, blieb ihr dunkel. Ratlos blickte sie um sich, wurde feuerrot, und Tränen traten ihr in die Augen. Ausgelacht, die arme Daisy! Grausam ausgelacht!

Das Fräulein nebenan und ihre ganze Sippe machten die Gebärde des Beifallklatschens. Der Jünglinge bemächtigte sich ein Lachkrampf, im Ringen gegen ihn flochten sie in förmlich unmöglichen Windungen die Beine um die Füße ihrer Stühle, auf denen sie rittlings saßen, die Ellbogen auf die Lehnen gestützt.

Der Präsident sagte mißbilligend: „Aber, Daisy!“ Der Ministerialrat strich mit dem Daumen und mit dem Zeigefinger seiner Rechten über seine Oberlippe. Addi runzelte die Stirn unter dem breiten, hellgelben Rembrandthut, der ihr so großartig gut stand. Johanna erhob sich, trat von rückwärts an ihre jüngste Schwester heran und legte die Hände zärtlich und beschützend auf ihre Schultern.

„O Moses!“ stieß einer der Juristen, der sein Gelächter immer noch nicht bändigen konnte, mit einem schrillen Schlucken hervor.

Von allen Anwesenden war Konrad von Danzer allein unerschütterlich geblieben. Nicht ein Muskel in seinem Gesichte hatte gezuckt. Jetzt lehnte er sich so wuchtig, als seine zarte Gestalt es erlaubte, zurück, aus seinen freundlichen Augen traf ein Blick, wie aus der Pistole geschossen, den ausdauernden Lacher. Zu diesem Blicke paßte der Ton, in dem Danzer sprach: „Das Fräulein hat mores gesagt, und ich will es jeden lehren, der es nicht glaubt.“

„Einige „So?“ — „Ach so!“ — ein leises Beifallsgemurmel, hier und da ein noch leiser gebrummter Widerspruch, eine kleine Welle der Streitlust, die sich aufbäumte, sich glättete und in

der allgemein herrschenden heiteren Stimmung — verlor. Die Mosesepisode war für den Augenblick aus dem Bereich der Besprechung fortgeschafft.

* * *

Die Zeit vor dem Einschlafen blieb auch in St. Gilgen für die Schwestern die Zeit der Konferenzen. „Was man bei Tage redet, beim Spazierengehen, in Gesellschaft, oder so — das heißt nichts," sagten sie. „Aber am Abend, wenn man im Bette liegt, gebetet, sich gesammelt hat und nachdenkt, das ist der richtige Augenblick, sein Herz auszuschütten, da haben die Worte ein Gewicht, und es wird einem leichter, wenn sie ausgesprochen sind."

Wie in der Stadt standen auch in der Villa im Schlafzimmer der beiden Jüngsten die Betten mit den Fußenden aneinander gerückt, und die Fräulein konnten bequem ihre Beratungen pflegen. Die heutigen dauerten besonders lang. Clemi hatte soeben ihrer Schwester eine Mahnung erteilt und schloß: „Ich glaube, du solltest jetzt aufhören, dich zu kränken.

„Wenn ich nur könnte!" jammerte Daisy. „Du hast keine Idee, wie das ist, sich lächerlich gemacht zu haben! Es frißt durch und durch bis an die Knochen, und mitten in der haarsträubenden Qual lacht es in dir selbst satanisch auf. O Gott! O Gott!" Sie schrie es laut, sie durfte, denn in der Villa schlief Christine oben im Mansardenzimmer. „Hätte ich doch mores gesagt!"

„Ich bitte dich, gib Ruh!" beschwor Clemi. „Wer weiß denn, ob es nicht Moses heißt! Die Gelehrten sind immer im Streite, und alle zehn Jahre hat ein anderer recht. Du kommst vielleicht noch zu Ehren mit deinem Moses. Also lassen wir ihn und sprechen wir lieber von Herrn von Danzer. Der hat sich benommen! Der ist ein Schatz! Ich begreife dich nicht. Wie kann man sich's so lang überlegen, ob man den nimmt oder nicht."

Daisy setzte sich auf in ihrem Bette und war goldig anzusehen im Schmuck ihrer welligen, blonden Haare. „Ich kämpfe ja. Siehst du denn nicht? Merkwürdig, daß eine Schwester das nicht sieht! Ich wäre ja, wahrscheinlich, längst entschlossen ... Ich wäre — ich würde — wenn nur — wenn ..."

„Wenn was?"

„Wenn er nur kein Beamter wäre!" brach Daisy aus. „Wir kommen aber tiefer und tiefer in die Beamterei hinein. Die beiden Cousinen sind mit Beamten beinahe schon verlobt, und Addi — gibt acht, Addi heiratet den Ministerialrat."

Clemi hatte schon den Kopf auf das Kissen gelegt und die Decke über die Schultern gezogen. Jetzt fuhr sie auf: „Was dir einfällt! Addi wird heiraten, Addi, die eine unglückliche Liebe nach der andern hat!"

„Unglückliche Liebe, ja, ja, es ist hübsch, eine unglückliche Liebe zu haben. Ich hätte ganz gern auch eine," sprach Daisy im heiligsten Ernste, „aber für viele Jahre reicht das nicht aus. Sie wird den Ministerialrat heiraten, und wenn ich seinen Neffen heirate, dann fällt es hinter uns zu wie eine Tür, und wir sitzen zwischen den Adjunkten, Konzipisten, Regierungsräten und Hofräten zum Nimmerherauskommen und hören immer dieselben Gespräche, die selben Witze, sehen immer die selben Gesichter ..."

„Hoho!" unterbrach sie Clemi, „durchaus nicht immer die selben Gesichter. Beim ersten Anblick Herrn von Danzers und seines Neffen habe ich den älteren für einen Botschafter und den jüngeren für einen Kavallerieoffizier in Zivil gehalten."

„Konrad Danzer hat bei der Kavallerie gedient," warf Daisy scheinbar nachlässig, aber mit unleugbarer Genugtuung hin und erging sich dann in Lobeserhebungen seines Onkels: „Ja, gewiß, wenn er kein Botschafter ist, verdient er einer zu sein."

Die Schwestern kamen überein, daß sein Benehmen bei der Katastrophe vor dem Seehause ungeheuer nobel war. Er hat

mit der Hand kräftig über seinen Mund gestrichen, wie wenn er ein Lächeln, das da herum zuckte, zerquetschen wollte. Es gelang nicht ganz, das Lächeln stieg ihm in die Augen und kam aus diesen in eitel Wohlwollen und Güte verwandelt wieder heraus ... Nobel! Nobel! Ja, den könnte man sich als Schwager gefallen lassen. Und er wird es. Plötzlich war es ausgemacht: Er wird's! Clemi gab jeden Zweifel auf und warf ihre Blicke auch noch weiter in die Zukunft, in die große Leere des Hauses, in dem es keine Addi und keine Daisy mehr geben wird und keine Johanna. Die geht vielleicht zuerst, die sieht sich nur noch als Klosterfrau, eine solche, wie die liebe, verehrungswürdige Leiterin des Armen- und Krankenhauses und des Kindergartens hier im Orte. Ihr hat sich Johanna zur Verfügung gestellt und ist glücklich, wenn ihr erlaubt wird, den mit Arbeit überbürdeten Schwestern hilfreich zu sein im Dienste ihrer Kranken und ihrer Pflegebefohlenen. Dabei lebt sie wieder auf; sie war eine Zeitlang nach der Abreise Forsters doch recht bedrückt und hat beängstigend übel ausgesehen. Clemi und Daisy konnten sich darüber nicht einigen, ob er ein Unrecht begangen, als er sich so leidenschaftlich um Johannas Zuneigung beworben hatte. Die Erste verneinte, die Zweite bejahte es und sagte: „Wenn man schon weiß, daß jemand einen Beruf hat, läßt man ihn in Ruhe und sucht nicht ihn konfus zu machen."

„Es hat sie nicht konfus gemacht, es war gut. Es war ganz gewiß eine Schickung. Sie hat eine Prüfung bestehen müssen. Sie wird vielleicht noch manche Prüfung bestehen müssen, bevor sie ganz reif sein wird für ihren Beruf." Die letzten Sätze waren sehr undeutlich gesprochen. Clemis Kopf lag wieder auf dem Kissen.

Sie schläft, dachte Daisy, sie hat aus dem Traume geredet; wenn sie wach ist, sagt sie niemals so gescheite Sachen.

Zu Beginn des neuen Jahres wurde im Hause des Präsidenten die Verlobung Addis und die ihrer beiden Cousinen am selben Tage gefeiert. Die Exzellenzen Brede hatten es gewünscht in ihrer elterlichen Wahnbefangenheit.

„Sie meinen wohl, daß die Schönheit abfärbt, sonst würden sie doch ihre Töchter nicht neben die blendende Addi hinstellen, um zugleich mit ihr beglückwünscht zu werden," sagten alle guten Freunde. Mit unkrautmäßiger Üppigkeit trieb der Wiener Witz Blätter, Stacheln und Blüten, und heute merkte man ihm nichts an von seiner berühmten Gutmütigkeit. Er hätte nicht grausamer mit seinen Opfern verfahren können, wenn die zwei Fräulein sich aus Bosheit gegen die Gesellschaft aller äußeren Vorzüge entledigt hätten. Ihre Verlobten, sehr ehrenwerte Beamte, aber beide niedrig von Rang, gerieten mit in die Strömung der Ungunst, die über Thilde und Wanda hereingebrochen war.

Addis Schwestern übten die Pflichten der Gastfreundschaft und legten, wo sie nur konnten, den Spaßmachern das Handwerk. Besonders eifrig darin zeigte sich Berta. Sie nahm ihre Cousinen mit großer Energie gegen die Spötter in Schutz. Ein „die Armen!" nach dem andern floß von ihren Lippen und kam ganz außerordentlich kriegerisch heraus.

Unter den Gästen befand sich ein junger Gutsbesitzer, Baron Marbach, den man gegen Ende des Sommers kennen gelernt hatte, und der seitdem keine Gelegenheit versäumte, mit der Familie Staudenheim in Verbindung zu bleiben. Auch er hatte schon Bertas Mißfallen erregt durch eine Bemerkung, die er über ihre Cousinen machte.

Gefiel es ihm, sich in einen Kampf mit ihr einzulassen? Er fuhr in spöttischem Tone fort: „Fräulein Thilde Brede wird uns doch bald mit einem neuen Roman beschenken, diesmal einem bräutlichen. Ja?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Berta abfertigend.

„Ja so — Sie wissen nicht. O, pardon! Sie, Fräulein, und Ihre Schwestern wissen auch von dem ersten Roman nichts, haben ihn nicht gelesen, gewiß nicht." Ein schlimmer Zweifel lauerte in diesem: „Gewiß."

„Wir haben gehört, daß er unsauber ist, und das Unsaubere interessiert uns nicht, meine Schwestern und mich," erwiderte Berta. Sie wollte den Grimm, den sie empfand, unterdrücken, aber er sprühte in feurigen Funken aus ihren Augen, er verriet sich schön und stolz in dem Klang ihrer Stimme.

„Interessiert Sie nicht," wiederholte Marbach. Eine leise Verlegenheit wandelte ihn an, er hätte gern weitergespöttelt, es wollte ihm aber nicht recht gelingen. „Sie stellen da," sprach er, „Ihrem Geschmack ein glänzendes Zeugnis aus."

„Ob man es glänzend findet oder das Gegenteil, danach fragen wir nicht, meine Schwestern und ich."

„Wirklich? Sie tun sich nichts zugute auf Ihre Vortrefflichkeit?"

„Wir finden uns gar nicht vortrefflich. Wir bilden uns nichts auf uns ein. Wer kann für seine Anlagen? Wir sind, wie wir sind, und sagen: ‚So sind wir.' Andere sind anders — mögen sie! Sie haben ihr Recht, wie wir das unsere haben. Wir fühlen uns nicht berufen, es ihnen zu verkümmern." Sie nickte, wandte sich ab und ging, und er sah ihr nach und dachte: Sapperlot, sie spricht wie eine alte Tante, aber sie sieht aus wie ein Engel mit dem Flammenschwerte. Bis jetzt hatte er gezweifelt, welche von den beiden Schwestern, die dunkelhaarige Berta oder die blonde Clemi, ihm besser gefiele. Jetzt wußte er's.

Diese kleine Szene hatte sich in der Nähe Staudenheims abgespielt und war von ihm beobachtet worden. Auch die, dachte er, als Berta an ihm vorüber kam, so sichtbarlich von den bewundernden Gefühlen, die sie erregt hatte, verfolgt.

An diesem Abend war es dem Präsidenten schwer geworden,

seine Hausherrnpflichten zu erfüllen. Nun, nach dem Abgang seiner vornehmsten Gäste, gönnte er sich eine kurze Rast an der Seite seiner Schwägerin Brede. Sie machte ihm Platz auf dem Ecksofa, das sie und ihr Schleppkleid bisher allein eingenommen hatten. Klein, hager und bekümmert saß er neben der von Gesundheit und Selbstzufriedenheit strotzenden Frau. Sie entfaltete vor ihm alle ihre Gemüts- und Geistesschätze, lobte sich, lobte ihren Mann, ihre Töchter, ihre zukünftigen Schwiegersöhne. Staudenheim begleitete alles, was sie sagte, mit beifälligem Gemurmel und hing seinen eigenen Gedanken nach. Marbach — ja! Auch gegen den wäre nichts einzuwenden, wenn er als Bewerber auftreten sollte. Ihm konnte Staudenheim nicht einmal den Bescheid geben, den Konrad Danzer gestern von ihm erhalten hatte: „Gedulden Sie sich, meine Tochter ist noch zu jung, ich denke nicht daran, sie vor ihrem achtzehnten Jahre zu verheiraten." An Marbach oder an irgend einen andern auf Rechtschaffenheit und Verläßlichkeit Geeichten und Gesiebten wird Staudenheim Berta verlieren. Er wiederholte sich sein Sprüchlein: Man hat seine Kinder, um sie herzugeben. Die Trennung von seinem Herzblatt, seiner Johanna, ist eigentlich schon vollzogen. Nur noch eine scheinbar Anwesende ist sie im Vaterhause. Ihr Sinnen und Denken bleibt im Kloster der barmherzigen Schwestern zurück, wohin sie täglich am frühen Morgen wandert. Sie hat die Erlaubnis erwirkt, sich dort nützlich zu machen, und genießt den Vorzug, an den Andachtsübungen der Nonnen teilnehmen zu dürfen. Aus dem Kloster kehrt sie heim, freudig und getrost, dem tiefen Frieden wiedergegeben, aus dem ein ihr aufgezwungener Kampf sie gerissen hatte ... vorübergehend nur. Zu früh war Forster gekommen. Er fand keinen Bundesgenossen in dem jungen Mädchenherzen, auf das er einen Sturm unternahm; keinen unbewußt genährten Wunsch, keine Sehnsucht, die zu erwecken war.

Es überraschte den Präsidenten, daß Johanna in dem Augen-

blick, in dem er mit tieferem Leid, als er sich selbst eingestand, über sie nachsann, plötzlich auf ihn zukam und fragte:

„Hast du mich rufen lassen?"

„Nein, Johanna."

„Da habe ich es mir also nur eingebildet. Du bist traurig, Vater?" Mit innigster Besorgnis umfing ihn ihr sanfter, zärtlicher Blick. „Die Trennung von Addi — nicht wahr?"

„Nun," sprach er mit wehmütiger Ironie, „ihr bleibt mir ja."

Sechs Wochen später kam Addi von der Hochzeitsreise zurück, so glanzvoll schön wie je, so voll königlicher Würde wie je, aber es fiel jedem auf und steigerte die Bewunderung der Schwestern für ihre Älteste — liebenswürdiger, der Teilnahme für fremdes Wohl und Wehe zugänglicher. Einmal, als sie eintrat, flog ihr Clemi mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief:

„Du warst immer unsere Abgöttin, rührtest dich aber nicht von deinem Piedestal. Jetzt bist du herabgestiegen und wandelst mitten unter uns. Du gehörst uns erst wirklich, seitdem du uns nicht mehr ganz gehörst."

Auch der Ministerialrat hatte in den Augen der Familie und der Bekannten seit seiner Verheiratung „rasend" gewonnen. Berta, Clemi und Daisy hatten für ihn die warme, aus Vertraulichkeit und Ehrfurcht gemischte Empfindung, die junge Mädchen einem liebenswürdigen, älteren Schwager entgegen zu bringen pflegen. In ihren Augen standen, außer dem Papa, den man überhaupt mit keinem Erdgeborenen vergleicht, Schwager Danzer und Helmut Forster auf den Höhen der Menschheit. Sie wiederholten das sehr oft, und einer war, den sie damit bis aufs Blut verletzten: Baron Marbach. Er litt unter dieser Begeisterung, besonders wenn sie von Berta geäußert wurde. In ratloser Bestürzung, vorwurfsvoll, konnte er sie da eine lange Weile anstarren mit seinen großen, hellbraunen Augen,

die das Schönste waren in seinem sonnenverbrannten Gesicht. Er konnte auch manchmal, besonders beim Lobe Forsters, ein kleines, verschämt boshaftes Gelächter aufschlagen. Gar oft empfahl er sich so offenbar gekränkt, daß man meinen konnte: der kommt nicht mehr. Aber in wenigen Tagen schon war er wieder da. Seine Geschäfte führten ihn eben in diesem Jahr von seinem Gute in Schlesien merkwürdig oft nach Wien.

Einmal, im März, erschien er mit einem Körbchen voll auserlesener, herrlich duftender Veilchen, die er, sich verbeugend und mit sichtlicher Freude an seiner Darbringung, dem Fräulein Berta überreichte. Es war am Nachmittage. Das Ehepaar Danzer hatte da gespeist, und die ganze Familie befand sich im Zimmer des Präsidenten, er in seinem Lehnstuhl am Schreibtisch, die andern um ihn versammelt, Danzer wollte einen Stuhl für Marbach herbeirücken, Marbach wollte ihm zuvorkommen, und während er und der Ministerialrat Höflichkeiten tauschten, vernahm er mit seinem scharfen Jägerohr die Worte, die Addi ihrer Schwester Berta zuflüsterte:

„Die Veilchen sind von erster, die Verbeugung war von minderer Qualität."

O! O! — Wenn Berta jetzt auch nur gehaucht haben würde: „Der Arme!", er hätte sich nicht bemeistern können, er hätte laut hinausgeschrieen: „Ich passe nicht für Sie, — ich sehe es ein. Beglücken Sie einen andern mit Ihrer Hand, einen, der schöne Verbeugungen macht, und — leben Sie wohl!"

Aber sie schwieg. Ihm schien sogar, als er einen Blick auf sie warf, daß ihre edlen Züge Unzufriedenheit ausdrückten. War sie beleidigt durch die Bemerkung Addis? — In seiner Seele beleidigt?

Er hoffte es, und die Wogen seines Unmuts waren fast schon geglättet, als er auf dem Schreibtisch des Präsidenten eine illustrierte Zeitung mit dem Bilde Forsters erblickte. „Ah,

der berühmte Mann!" rief er aus, nicht eben mit Wohlwollen, aber ohne Mißgunst.

Addi nahm das Blatt vom Tisch. „Der berühmte Mann," wiederholte sie, „und so ähnlich, so angenehm ähnlich! Sein kühngeschnittenes Gesicht, die tiefliegenden, tiefblickenden Augen."

„Und der ausdrucksvolle Mund, ein echter Philosophenmund," ergänzte Danzer. Er war hinter seine Frau getreten, stützte die Hand auf die Lehne ihres Sessels und sah über ihre Schulter aufmerksam zu dem Bilde hinab.

Addi lehnte den Kopf an seinen Arm. Dankbar, voll ernster Freudigkeit blickte sie zu ihm empor. Er lächelte mit stolzer Güte und legte seinen freien Arm um sie. Komm zu mir, hierher, du heißes Herz, hier ist Vertrauen, hier ist ein Freund, sprachen sein Lächeln und seine Gebärde.

In Marbach regte sich ein dem Neid verwandtes Gefühl: die sind glücklich die Zwei. Lieben und bewundern einander, und werden geliebt und bewundert. An ihm nörgelt man, und er verträgt das nicht, er, ein Mann, der viel gilt daheim und an der Spitze eines ansehnlichen Gemeinwesens steht. Sein kaum beschwichtigter Groll stieg und stieg und entlud sich. „Sie finden, Herr Ministerialrat, daß Forster einen Philosophenmund hat? Das wundert mich. Er ist doch gewiß kein Philosoph," versetzte er in gewollt ruhigem Tone, dabei schnürte sich seine Kehle zusammen, und sein Herz klopfte. „Er kommt mir eher vor wie ein Weltmann, der gern große Reisen macht und bei der Gelegenheit allerlei erobert, — neue Gebiete für wissenschaftliche Forschung und für sich die Herzen der Frauen."

Was wollte er damit sagen? Was wußte er? Die Damen, besonders die zwei jüngsten, waren sehr neugierig.

Marbach staunte und bereute schon, sich so weit vorgewagt zu haben. Hörte man denn nichts von Forster in der Familie Staudenheim? Lag denn für diese Menschen Guatemala am Ende der Welt? Es mußte wohl so sein, und Marbach wog nun

vorsichtig die Antworten ab, die er den Fräulein gab. Was er — aus sonst zuverlässiger Quelle — erfahren hatte, war: Forster hatte in Antigua ein schönes, noch sehr junges Mädchen kennen gelernt, die Waise eingewanderter spanischer Eltern, die im Hause eines Geschäftsfreundes ihres verstorbenen Vaters lebte. Sie entfloh von dort, als Forster seine Reise fortsetzte, ihm nach — wird vermutet. Hat sie ihn erreicht? Ist es ihr gelungen? Man weiß es nicht, man scheint sich auch nicht besonders bemüht zu haben, Auskunft darüber zu verlangen.

„Die Arme!" sagte Berta, und Marbach fiel eifrig ein:

„Nicht wahr? — das arme Kind! Auch wenn sie das Glück gehabt hätte, zur Expedition Forsters zu gelangen, wie wird sie empfangen worden sein? Von den vertrockneten Gelehrten wie eine bedeutende Steigerung der Reiseschwierigkeiten und von Forster ..."

„Sagen Sie nichts mehr gegen ihn, Baron Marbach."

Johanna hatte gesprochen. Eine ruhige, sanfte Bitte lag in ihrem Tone. „Die Toten und die Abwesenden sollen bei uns in guter Hut sein."

An diesem Abend gab das Ehepaar Danzer einen kleinen Ball. Marbach wurde eingeladen und nahm freudig an. Addi überwachte noch das Toilettemachen ihrer drei Schwestern, bevor sie zu dem Feste fuhren, dessen schönster Schmuck sie werden sollten. Der Präsident blieb mit Johanna allein. Zum ersten Male seit Forsters Scheiden — zwei Jahre nun fast — sprach er von ihm. Er hatte seiner Tochter ein Bekenntnis abzulegen. Im Laufe der Zeit waren mehrere Briefe von dem Reisenden gekommen — an Staudenheim gerichtet, für Johanna geschrieben.

„War es recht, daß ich unterlassen habe, sie dir mitzuteilen?" fragte er.

„Ja, Vater," gab sie zur Antwort, „es ist recht gewesen, im Anfang."

„Jetzt aber, scheint mir, wäre es nicht mehr recht. Du hast

es mir heute bewiesen." Er öffnete eine verschlossene Mappe, holte ein Päckchen eng beschriebener Blätter aus ihr hervor und reichte es seiner Tochter.

Johanna las den letzten der Briefe zuerst; er war vor zwei Monaten angelangt. Forster hatte ihn aus Antigua gesandt.

„Die alte Hauptstadt von Guatemala," hieß es darin, „hat sich mit kühnem Wagemut Feuerberge zu Nachbarn erwählt und sich in der Nähe des finstern Fuego, zu den Füßen des Agua hingestreckt. Wieder und wieder haben Erdstöße, hat Feuer und Wasser ihre Häuser, Paläste, Klöster und Kirchen zerstört und viele ihrer Bewohner verschlungen, und mit trotziger Treue haben die Überlebenden sich von neuem angebaut an der verderblichen und herrlichen Stätte. Endlich blieben die Elemente aber doch Sieger über die Hartnäckigkeit des Menschenvolkes, und die Auswanderung begann. Die stolze Hauptstadt der Konquistadoren ist ein stilles Landstädtchen geworden, Einsamkeit herrscht in den wundervollen Alleen vor den Toren und an den Ufern des Rio pensativo. Er zieht durch verödete Straßen, gleitet an Ruinen vorbei. Sie werden nie wieder aus dem Verfall entstehen, in Antigua sind die Tatkraft und der Unternehmungsgeist erstorben. Aber — ‚wie süß läßt sich's hier träumen!' Freilich, eine lange Rast werden wir nicht halten. Wir können nicht, wir Ruhe- und Friedlosen. Unsere Vorbereitungen zur Reise nach Honduras sind getroffen, meine Gefährten mahnen zum Aufbruch. Auch die beiden gehören zu den Besessenen. Der eine brennt darauf, zu erkennen, was noch kein Lebender erkannte, der andere, zu erblicken, was noch kein Lebender erblickte. Man muß sie gesehen haben, wenn sie sich mit dem Buschmesser durch den Urwald hauen, Felswände zwischen Wasserfällen erklettern, wenn sie, vom Fieber geschüttelt, immer von Gefahren umlauert, verirrt ins Unbekannte wandern und sich dabei tagelang von der Hoffnung, einen Brüllaffen anzutreffen und zu

erlegen, fröhlich nähren, — um zu wissen, was das dem Staubgeborenen ist, eine ihm voranleuchtende Idee.

So ziehen wir denn weiter, und wieder werde ich suchen, den Resten einer uralten, hochentwickelten Kultur, die hier blühte, und in sich zusammensank, ihr Geheimnis abzufragen. Die Rätsel dieser Tempelkolosse, Pyramiden, Steinskulpturen mit ihren Hieroglyphen müssen zu lösen sein. Sie werden nicht ewig schweigen über ihr Entstehen und Vergehen, sie werden wieder aufleben in veränderter, höherer Daseinsform an andrer Stätte, an einem neuen Zentrum der Kultur. Oder fehlt da ein Glied in der Kette des ununterbrochenen Fortschritts der menschlichen Entwicklung, an den ich glauben will? Eines festen Willens, der dem Zweifel widersteht, bedarf wie jeder Glaube auch der meine. Ihm liegt ja die Frage gar zu nahe: Wohin? Wozu? Wird ewig jedes Ziel nur ein Aussichtspunkt nach fernen Zielen sein? Gibt es kein Erreichen in einer durch stete Vervollkommnung errungenen Vollkommenheit? ... Fräulein Johanna — Schwester Johanna wüßte die Antwort. Mir ist, als hörte ich sie ... Ob sie in diesem Leben wohl noch einmal in Wirklichkeit an mein Ohr dringen wird, die Stimme der jungen, verehrten Apostolin?"

Der Präsident hatte vermieden, sie anzusehen, während sie die Briefe Forsters las. Alle, nun auch die übrigen. Sie war zu Ende mit ihnen, stand auf, legte sie langsam und sorgfältig in die Mappe, der Staudenheim sie entnommen hatte, zurück und sagte: „Wir schließen ab, nicht wahr, Vater? — Er wird uns jetzt wohl kaum mehr schreiben."

* * *

Jahr um Jahr, wie sie gekommen waren, schieden die Töchter des Präsidenten. Nach Addi kam Berta an die Reihe und nach ihr Daisy. Clemi ging eine Zeitlang in angenehm wehmütiger Rührung über sich selbst einher. Sie hatte fromme Anwandlungen und fragte sich, ob nicht auch sie berufen sei, den Schleier

zu nehmen. Volle achtzehn Jahre war sie alt geworden, und von allen, die sich schon so eifrig um sie beworben — und es gab nette Leute darunter! — hatte ihr keiner ein wärmeres Interesse eingeflößt. Zu jedem hätte sie sagen können: „Ruhig mag ich Euch erscheinen, ruhig gehen sehn" ... War das nicht ein Fingerzeig? Mußte sie sich nicht für überhaupt unfähig halten, irdische Liebe zu empfinden?

Besonders eilig hatte sie es aber mit dem Ergreifen des geistlichen Standes nicht und konnte denn ihrer Schwester einen großmütigen Vorschlag machen: „Erfülle deinen sehnlichen Wunsch, tritt ein in dein geliebtes Kloster; ich bleibe beim guten Papa. Tritt ein, Johannerl, tu's! Der arme Papa soll nicht darunter leiden."

Johanna lächelte: „Auch du nicht, Clemi."

Eine Zeitlang spielte Clemi mit dem Gedanken an eine junge Nonne, die lilienhaft schlank und blaß, im schleppenden Gewande, durch hochgewölbte Säulenhallen schreitet. Sie geht zur Kirche, eine Blumengarbe im Arme, die Altäre zu schmücken zum Morgengottesdienste, und ist engelschön im Schleier der Himmelsbraut. Ihr Wandel gleicht dem einer Heiligen, und sie stirbt wie eine Heilige in der Blüte ihres Lebens. Wunder geschehen an ihrem Sarge. Die Myrtenkränze, die man ihr aufs Grab legt, welken nicht.

Gar rührend malte sie sich das alles aus und gab auch den Gebilden ihrer Phantasie sichtbare Gestalt. Sie pflegte wieder ihr lange vernachlässigtes Talent. Ihre Albums und Mappen füllten sich mit Zeichnungen und Aquarellen. Der Gegenstand blieb sich gleich, immer eine liebliche Nonne, die entweder Blumen pflückte oder träumerisch an der Mauer des Klostergartens lehnte, manchmal auch im Gebete versunken war.

Im Frühjahre nahmen diese Darstellungen allmählich eine Richtung ins Weltliche an. Der Ministerialrat hatte einen jungen Rheinländer, den Sohn eines seiner Jugendfreunde, im Hause

Staudenheim eingeführt. Daisy und ihr Mann teilten das Wohlwollen ihres Onkels für ihn und machten sich zu seinen Lobrednern. Der Rheinländer war vom deutschen Konsulat in Paris zum deutschen Konsulat in Wien versetzt worden. Es sah sehr danach aus, daß er am Beginn einer glänzenden Laufbahn stand. Die Gelegenheit, ihn zur Diplomatie übertreten zu lassen, dürfte sich wohl bald finden.

„Das sind übrigens Äußerlichkeiten," meinte Daisy. „Die Innerlichkeiten stimmen mit ihnen in diesem Falle gänzlich überein. Eine Schönheit ist der Schützling Onkel Danzers nicht, aber eine angenehme Erscheinung und — klug. Wem widmete er seine beflissenste Aufmerksamkeit? — dem Präsidenten. Um wessen Gunst bewarb er sich aufs eifrigste? — um die des Präsidenten. Ihm war vor allem darum zu tun, bei Staudenheim gut angeschrieben zu sein. Und er tat recht, sich die Zuneigung — die Verzeihung dessen im voraus zu sichern, dem er mit der Absicht genaht, ihm seine letzte Tochter zu entführen.

Als der Herbst herankam, begann man abermals Vorbereitungen zur Ausstattung „einer Staudenheim" zu treffen, und im Fasching wurde die Hochzeitsfeier Clemis ebenso glänzend begangen wie vorher die einer jeden ihrer Schwestern. Aus den Augen der Neuvermählten leuchtete das Glück. Die zahlreichen beiderseitigen Angehörigen suchten die Zufriedenheit, die sie empfanden, an den Tag zu legen, und doch schwebte ein Hauch von Melancholie über dem Feste.

Beim Dejeuner konnten vier reizumflossene und vielbewunderte junge Frauen auf den alten Mann, der der Tafel präsidierte, den Blick nicht richten, ohne ihn rasch und von Tränen verschleiert wieder zu senken. Die Reden waren gesprochen, die Toaste ausgebracht, Clemi ging auf ihr Zimmer, um sich zur Reise umzukleiden. Johanna begleitete sie, und die andern Schwestern kamen ihr bald nach. Nun stand sie da im Reiseanzug, hielt ihr Hütchen in der Hand und sah sich um in dem

trauten Raume, in dem sie ihren kurzen Traum von Weltentsagung geträumt hatte. Jedes Einrichtungsstück erhielt einen letzten Gruß, sie würdigte Christine einer Umarmung und ging mit heiterem Humor über die Dürre des Abschieds hinweg, den die kupferfarbige Jungfrau von ihr nahm. Endlich wandte sie sich Johanna zu:

„Und du, Johannerl ..." Sie kam nicht weiter, es war vorbei mit aller Selbstbeherrschung, aller Standhaftigkeit. Sie schlang die Arme um den Hals der Schwester und stieß schluchzend einzelne Worte heißen Flehens hervor: „Verlaß ihn nicht ... verlaß den Papa nicht ... den lieben, lieben ..."

Wie auf Verabredung fielen alle andern Schwestern in das heiße und leidenschaftliche Beschwören ein: „Verlaß ihn nicht, Johannerl! Wir hätten keine ruhige Stunde mehr. Sieh ihn nur an, Johannerl! Blutet dir nicht das Herz, wenn du ihn ansiehst? Du kannst ihn nicht verlassen, versprich uns, daß du ihn nicht verlassen wirst, versprich, versprich!"

Johanna schwieg. Sie war auf diesen Ansturm gefaßt gewesen; er quälte sie, er überraschte sie nicht. Tiefer prägte der Leidenszug sich aus, der von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln herablief und ihrem feinen, fast noch kindlichen Gesicht etwas unwiderstehlich Ergreifendes verlieh.

„O, du bist hart gegen dich und kannst es auch gegen andere sein!" sagte Daisy.

Johanna fuhr zusammen. Unwillkürlich entrang sich ihr ein leiser Ausruf des Schmerzes: „Das nicht! Das gewiß nicht! ... Aber begreift doch, Schwestern, — versprechen kann ich nichts ... Wie soll ich versprechen, nicht zu halten, was ich gelobt habe?"

Tante Brede erschien auf der Schwelle, stattlich angetan in dunkelgrünem Sammet, sehr erregt, sehr teilnahmsvoll. „Es ist Zeit, süße Clemi, hohe Zeit ..."

Clemi folgte ihr.

Nun noch der Abschied vom Vater. Er machte ihn seinem Kinde nicht schwer. Er gab auch diese Tochter mit unerschütterlicher Ruhe hin, nachdem er alles getan hatte, was ihr, seiner Einsicht nach, zum Wohl gereichen würde. Als Clemi, in Tränen aufgelöst, sich an ihn klammerte und nicht aufhören konnte, ihm Lebewohl zu sagen und ihm zu danken, schob er sie sanft von sich.

„Genug! Was — danken? ... Braves Kind, du hast durch dein Dasein gedankt. Geh, geh freudig, das darfst und sollst du," sprach er, hatte auch für den neuen Schwiegersohn Worte der Güte und bewahrte bis zuletzt seine stille Gelassenheit.

Nur daß er allein zurückbleiben wollte, als die Familie und ein Teil der Gäste den Neuvermählten das Geleite nach dem Bahnhof gab. Nur daß Johanna, da sie nach der Rückkehr ihn aufzusuchen ging, um ihn die allerletzten Liebesbotschaften der Abgereisten zu bestellen, von Cölestin mit der Meldung empfangen wurde, der Herr Präsident sei zur Ruhe gegangen und lasse dem Fräulein gute Nacht wünschen.

An seiner Tagesordnung durfte nichts verändert werden.

„Warum denn?" fragte er, als Johanna ihn am nächsten Tage bat, von nun an mit ihm frühstücken zu dürfen. Alles blieb beim alten, mit dem einzigen Unterschied, daß Staudenheim an geselligen Vergnügungen nicht mehr teilnahm, außer wenn es pflichtgemäß zu geschehen hatte. Er war viel allein und duldete nie, daß Johanna ihm Gesellschaft leistete, wenn ihre eigene Tätigkeit dadurch die geringste Störung erlitt. Er beobachtete eine ängstliche Rücksicht auf sie, auf ihre Zeiteinteilung, er wachte scharf über ihre völlige Unabhängigkeit, ihre Freiheit, zu kommen und zu gehen. Und bei alledem nie eine Frage: Was hast du heute getan? Womit beschäftigst du dich? Was geht in dir und mit dir vor, werden Vorbereitungen zu deinem Eintritt in den geistlichen Beruf getroffen? Sehr entschieden lehnte er jedes Gespräch ab, das in eine Beziehung damit hätte ge-

bracht werden können. Wie ein peinliches Versteckenspiel schien es ihr, dem ein Ende zu machen sie sich sehnte.

Es war ein stürmisches Heischen um Kraft dazu, was sie zum Himmel empor sandte. Den Mann, der sie geliebt und umworben, dessen zeitliches und ewiges Heil vielleicht in ihrer Hand gelegen, hatte sie unerbittlich von sich gewiesen. Den schweigsamen Greis zu verlassen, der ihr kaum noch liebreich begegnete und sich so offenbar absichtlich mühte, sie fühlen zu lassen, daß sie ihm entbehrlich sei, konnte sie sich nicht entschließen. Lauheit! Feigheit! Zur fressenden Pein wurden ihre Selbstanklagen, qualvoll, inbrünstig ihre Gebete zu Gott und seinen Heiligen. Ihre hohen Vorbilder und Fürsprecher wendeten sich von ihr ab. Ihr zum Gerichte hatte die große Heilige, Caterina von Siena, gesprochen: „Wer nicht Vater und Mutter, Schwestern und Brüder aufgibt und sich selbst ist meiner nicht wert."

Irre geworden und ratlos, flehte sie, vielen erhabenen Beispielen folgend, um ein Zeichen, einen göttlichen Wink. Sie blieben ihr verweigert. Und als sie sich im schweren Seelenkampf an ihren Beichtiger und geistigen Berater wandte, sprach er:

„Kein Zeichen, Kind? Ist das nicht Zeichen genug?"

Und die Zeit verrann. Johanna sah ihre verheerenden Spuren sich in das Angesicht ihres Vaters prägen und seinen Nacken sich immer tiefer beugen wie unter einer schweren Last — nicht der Last seiner Jahre allein ...

Unberührt von dem physischen Verfall blieben seine geistigen Kräfte. Onkel Brede lachte, wenn Johanna zu ihm von ihren Besorgnissen um den Vater sprach. Jünger, als er war, sah er freilich nicht aus, das hatte aber nichts zu bedeuten. Im Kern seines Wesens ließ keine Spur des Alterns sich wahrnehmen. Er verwaltete sein Amt mit unvermindertem Eifer, präsidierte so glänzend wie je den Sitzungen seiner Räte, seine Vorträge waren nie gedankenreicher und genialer gewesen. Daß er ein wenig melancholisch geworden, mußte sein Schwager gelten lassen.

Es war nicht zu leugnen und war kein Wunder. Das frische Leben und die Heiterkeit, die früher in seinem Hause geherrscht hatten, mußten ihm fehlen. Es waltete leider ein eigenes Mißgeschick und machte die Trennung Staudenheims von seinen verheirateten Töchtern zu einer fast vollständigen. Der Gatte Clemis hatte einen Konsulsposten im Ausland angetreten, Berta war eine Landfrau geworden und konnte kaum noch begreifen, wie man aus freier Wahl in der Stadt leben mochte. Daisy, die nach der Geburt eines Knäbleins lange gekränkelt hatte, brachte zur Beruhigung ihres überängstlichen Gatten nun schon den zweiten Winter in Abbazia zu mit ihrem sehr zarten Kinde. Addi war die einzige, die in Wien lebte. Sie wurde aber sehr in Anspruch genommen durch einen großen Haushalt und durch das innige Zusammenleben mit ihrem Ministerialrat, in dessen Interessen sie völlig aufging, dessen Ehrgeiz der ihre überbot.

Eines Abends war sie nach einem kurzen Besuche bei Vater und Schwester rasch aufgebrochen, um nach Hause zu eilen; der Schlag der Uhr hatte sie aufmerksam gemacht, daß es später war, als sie gedacht. Staudenheim blickte ihr mißmutig nach.

„Sie gewinnt sich die Zeit, die sie glaubt mir schenken zu müssen, schwer ab. Sie sollte seltener kommen. Sie bringt ein Opfer ... Opfer von meinen Kindern vertrage ich nicht." Sein Ton war immer herber geworden, und plötzlich, ganz unvorbereitet und wie jemand, der einen Gedanken, mit dem er lebhaft beschäftigt ist, unwillkürlich ausspricht, fragte er „Wann machst du endlich einmal Ernst mit deinem Noviziat?"

Sie saßen an dem selben Tischchen im kleinen Salon, an dem die Unterredung Forsters mit Johanna stattgefunden hatte, Johanna auf ihrem früheren Platz, Staudenheim in einem Fauteuil, an dessen Lehne er sein Haupt stützte. Den Blick hielt er fest auf eines der Kinderporträts an der gegenüberliegenden Wand gerichtet.

Das Herz Johannas schlug hoch auf. „Es ist nicht bestimmt," erwiderte sie, „es hängt von dir ab — —"

Nun faßte er sie ins Auge. „Dann morgen. Siehst du nicht, daß ich deine Entscheidung erwarte? Dich zu drängen, fühle ich mich nicht berechtigt, aber ein Ende dieser Ungewißheit täte wohl."

Eine Weile verging, bevor Johanna zu sprechen vermochte: „Du bleibst ganz allein, lieber Vater."

Seine verdüsterten Züge nahmen einen seltsamen Ausdruck an. Sie glaubte ihn richtig zu deuten, er hieß: bin ich's nicht schon?

Weil du abwehrst, immer abwehrst, dachte sie und, plötzlich von dem Vollbewußtsein ihrer kampfreichen, schmerzvollen Liebe zu ihrem Vater ergriffen, stand sie auf und rückte einen Schemel dicht an ihn heran. Sie setzte sich, sie faßte mit ihren beiden Händen seine Hand und preßte sie, wie sie als Kind oft getan, an ihre Wange, an ihren Mund.

Er ließ sie gewähren, scheinbar teilnahmslos: Heiße Tropfen fielen auf seine Hand, sie zuckte nicht, ein flehender, tränenverschleierter Blick suchte seine Augen, er hielt sie auf die Bildnisse seiner Töchter geheftet.

Peinvolle Minuten schlichen langsam, schwerwiegend dahin. Endlich brach er das Schweigen: „Johanna" — Er sprach leise und mühsam, aber seine Rede floß rasch, beinahe hastig: „Meinst du, Johanna, eine Dilettantin hätte diese Bilder malen können? Es sind Kunstwerke, und deine Mutter war eine Künstlerin und ihr Stern im Aufgang, als wir einander kennen lernten und lieb gewannen. Ich bildete mir ein, daß wir uns vertragen würden, ihre Kunst und ich. Irrtum! Meine Eifersucht brannte heißer, als die Eifersucht auf einen Menschen gebrannt hätte. Mit einem Menschen nehme ich es auf, er ist Fleisch und Blut, er ist, was ich bin. Ich kämpfe mit ihm um das Weib meines Herzens. Wie kämpfe ich an gegen einen Beruf? Der Feind läßt sich nicht greifen. Ich kann ihn nur hassen. Er ist ihr das,

was meine Liebe ihr sein möchte. Er belebt ihre Träume, ihre geheimsten Gedanken gehören ihm, ihre tiefsten Entzückungen gehen von ihm aus ... O — nicht daß sie mich hätte fühlen lassen: du stehst in zweiter Reihe. Niemals! ... Sie verzieh — was, verzieh! Sie achtete meine törichten Launen. Sie unterbrach jede Weihestunde der Arbeit um eines Nebensächlichen willen, worauf sie mich, wenn auch nur den geringsten, Wert legen sah ... Umsonst! Die Heilung meiner krankhaften Qual blieb aus. Die stündlichen, kleinen Opfer vermochten nicht, sie herbeizuführen. Deine Mutter brachte das größte; sie entsagte ihrer Kunst. Ich nahm das Opfer an. Ich wußte nicht, wie groß es war. Die Herrliche schien es leicht zu bringen. Ich habe nicht ermessen, wie tief die Wunde ging, als sie in sich entwurzelte, was bisher den besten Inhalt ihres Daseins ausgemacht hatte. Sie mußte sterben und mir keinen Beweis ihrer freudigen Liebe mehr geben können, damit meine Augen geöffnet würden. Es ist nicht jäh geschehen, langsam tauchte die Vorstellung dessen, was sie für mich getan hatte, vor mir auf. Aus kleinen, aussprühenden Funken des Erkennens und Verstehens entsprang endlich das Licht, in dem ihr Liebeswerk groß und klar vor mir stand ..." Einen Augenblick versagte ihm die Stimme, dann stieß er abgebrochen hervor: „Kein Opfer mehr! Verstehst du mich? Mir soll kein Opfer mehr gebracht werden, das könnte ich nicht ertragen ... Und auch den Gedanken nicht, Johanna, daß mein Kind auf meinen Tod wartet, um ein Leben nach seinem Sinne zu beginnen."

„Also, Vater — also, lieber Vater ..." In ihr war ein Zagen und Bangen, und noch wagte sie nicht, auf die nahende Erfüllung ihrer Sehnsucht zu hoffen. „So darf ich? So willst du es selbst ..."

„So will ich es selbst. Gute Nacht, Johanna!" Er stand auf, nahm ein Büchlein vom Tische, das er vorhin mitgebracht hatte, und schritt aus dem Zimmer.

Sie folgte ihm, ohne daß er es zu bemerken schien, durch den großen Salon, den Speisesaal und bis an die Tür seines Schlafgemachs. Als er eintreten wollte, sprach sie flehend: „Vater!"

Er wandte sich. „Du bist noch da?"

„Zu danken. Ich habe dir ja nicht gedankt ... Es wird kein Abschied sein, mein lieber, lieber Vater — keine vollständige Trennung. Ich darf dich sehen von Zeit zu Zeit ... und nach diesem kurzen Leben erwartet uns, lieber, lieber Vater, dich und mich und alle, ein seliges Wiederfinden in der Ewigkeit."

„Gewiß, gewiß," sagte er lächelnd, „du betest uns alle dir nach."

„Du glaubst doch auch an eine Wiedervereinigung in Gott? ... Du glaubst doch an sie?" fragte sie ängstlich und dringend.

Er hielt ihr den kleinen, dünnen Band hin, den er eben an sich genommen hatte, und sie las den Titel:

„Das Büchlein vom Leben nach dem Tode, von Gustav Theodor Fechner."

Ihre Augen leuchteten auf: „Ich wußt es ja, Vater. Du glaubst, wie ich glaube."

„Ich hoffe, wie du hoffst," sagte er und glitt mit der Hand über ihren Scheitel in seiner alten, liebreichen Art.

An diesem Abend stieg Johannas Gebet als Dank- und Jubelhymne zum Himmel. Alles, was sie bisher durchlebt hatte in ihrer stillen Seele, war nur eine Vorbereitung zu dieser Stunde gewesen, in der sie, geheilt von jedem Zweifel, von allem Bangen und Zagen erlöst, ihrem Heiland zu Füßen sinken durfte: Ich komme, ich bin dein! Ihre Lippen flüsterten ein inbrünstiges — ein kindliches Gebet: „An dein himmlisches Herz lege ich mich, lasse mich da Kräfte sammeln zum Kampfe. Und dann schicke ihn, und ich werde ihn bestehen, schicke Leiden, und ich werde sie erdulden. Wie eine Flamme, die emporlodert zu dir, soll mein Leben sein, dir zur Ehre leuchten und denen, die ihr nahen hier auf Erden, Wärme spenden und Licht ... Ihrer zu gedenken,

erlaubst du ja, o Herr, Gott der Barmherzigkeit, Inbegriff der Liebe ... Ich komme nicht allein — nimm sie alle auf, die ich dir bringe, dir opfere in Andacht und im Gebet. Was er halb scherzend sagte, der Teure, der Verehrte, der mich dir heute geschenkt hat, mache du's in deiner Gnade zum Wahrwort, du mein Heiland, du Welterlöser, lasse sie meine Erlösten sein. Alle! Alle! Auch die am weitesten Verirrten ..."

Schön und hell tagte der Morgen, an dem Johanna der Oberin und den Schwestern die Kunde bringen durfte, die auch ihnen eine Freudenbotschaft sein würde. Bevor sie ihren Gang antrat, mußte sie ihren Vater noch begrüßt, ihm noch einmal gesagt haben: Es ist kein Scheiden! — Er würde ihr verzeihen, wenn sie heute einmal die Hausordnung durchbrach und ihn erwartete bei seiner Rückkehr vom Friedhofe. Zur bestimmten Stunde hörte sie den Wagen heran und bald darauf in die Einfahrt rollen. Ein kurzes, letztes Zögern, und sie faßte sich ein Herz und schritt durch die Gemächerreihe zum Arbeitszimmer ihres Vaters und klopfte an die Tür. Keine Antwort. Und drin alles still, kein Schritt, kein Laut und auch auf wiederholtes Klopfen keine Antwort. Nun öffnete Johanna die Tür und trat ein. Das Zimmer war leer. Vom Hofe herauf aber tönte das Getrappel der Pferde, der Wagen fuhr vor, das Zuklappen des Wagens ließ sich hören und wieder das Rollen des Wagens. Die Equipage hatte das Haus verlassen. Bald darauf erschien Cölestin und war nicht einmal erstaunt über die Anwesenheit Johannas. Er konnte sich heute nicht mehr leicht über etwas wundern, nachdem er das Ungewöhnlichste erlebt. Der Herr Präsident war gekommen, hatte durch den Portier seine Schriftenmappe holen lassen: „Und fort — ohne die Wohnung zu betreten, wieder fort!" schloß Cölestin seinen Bericht, den Johanna mit mühsam bewahrtem Gleichmut entgegen nahm.

Sah er voraus, daß sie ihn aufsuchen würde, bevor sie ihren Weg antrat, und wollte er diesem Wiedersehen ausweichen?

Etwas Bitteres wie ein Vorwurf lag in dem Gedanken. Er würde ihr Opfer, auch wenn sie vermocht hätte, es ihm zu bringen, zurückgewiesen haben. Um ihr den Grund dafür darzulegen, hatte der Schweigsame und Verschlossene sich ein demütigendes Geständnis abgerungen. Das war das letzte, was er noch tun konnte, um sie völlig von sich loszulösen, nachdem er leise und allmählich eine stete, immer wachsende Entfremdung zwischen ihr und sich angebahnt hatte. Sie sollte frei sein und nicht wissen, daß sie leiden machte. Sie sollte hingehen in dem Glauben, daß sie leicht entbehrt werde. Und so hatte er sie gestern entlassen: „Gute Nacht, Johanna" und ein Streichen seiner Hand über ihren Scheitel. Er, der kein Opfer empfangen wollte, brachte ohne ein Zucken das schwerste. Wird seine kühle Gelassenheit ihm treu bleiben, wenn er heute bei der Rückkehr auch sein letztes Kind nicht mehr daheim findet? Sie sieht ihn allein bei der Mahlzeit, allein zum ersten Male in der Nachmittagsstunde, ihm einst die liebste, den Seinen die schönste, so heiter begangen in diesem ernsten Raume. Ihr Blick durchgleitet ihn liebevoll; wie ehrwürdig erscheint er ihr! Da reiften seit Jahren die Früchte einer reichen Geistestätigkeit, da hing ein wundes, reuevolles Herz der Erinnerung an eine Vielgeliebte, Vielgequälte nach. Johanna setzte sich in den Lehnsessel an den Schreibtisch und sah zum Bilde der Grabstätte ihrer Mutter hinauf.

Arme Mutter! So hatte auch sie um ihren Beruf gelitten! So war auch sie von Gott begnadet gewesen und hätte das Pfund, das er ihr anvertraute, zu seiner Ehre wuchern lassen sollen ... Sollen — hätte sie gesollt? ... Ja, gewiß! Hat der Herr den unnützen Knecht doch schuldig befunden, weil er hinging und das ihm anvertraute Talent in der Erde vergrub. — Ein weltliches Evangelium wird die edle Kunst genannt, und sie ist es, und auch ihre Diener sind von Gott berufen, und den Auserwählten unter ihnen verleiht er Wunderkräfte ...

Ein dumpfes Geräusch drang von der Straße herauf und

weckte sie aus ihrem Hinträumen in trüben, bangen Gedanken. Es kam näher, glich dem Gewoge einer Menschenmenge. Sie schien Halt zu machen vor dem Hause, langsam fuhr ein Wagen herein, und hinter ihm wurde dröhnend das Tor geschlossen. — Was hatte das zu bedeuten, um Gottes willen? Auf der Treppe ein Schleichen wie von vorsichtigen Schritten, ein Gesumme wie von unterdrückten Stimmen. Jetzt ein Schrei ... den hatte Christine ausgestoßen. Johanna sprang auf, eilte ins Vorgemach. Da kam ihr schon Onkel Brede entgegen und war feuerrot und völlig fassungslos. Ihm folgte, sein Widerspiel, der Ministerialrat, wachsbleich, ruhig, fast erstarrt.

Brede schluchzte auf: „Johanna — dein lieber — dein armer Vater — —"

Der Präsident war ins Amt gekommen, pünktlich wie immer. Niemand hatte eine Veränderung an ihm bemerkt. Erst wenige Augenblicke nachdem er seinen gewohnten Platz eingenommen, fiel seinem Schwiegersohne, der ihm gegenüber saß, auf, daß sein Gesicht sich leicht verzerrte, und später dann, daß er schwankte, als er sich zum Vortrage erhob. Sogleich aber raffte er sich zusammen, wollte sprechen und stürzte plötzlich, wie vom Blitze getroffen, zu Boden — tot.

Großmütig und gerecht hatte der Verstorbene den stillen Groll, der gegen sein Kind in ihm aufgestiegen war, bekämpft. — Aber daß er ihn bekämpfen mußte, der Gedanke träufelte Gift in den Riß, der bei seinem Tode durch das Herz Johannas ging. Und jeder ihrer Schwestern war, als sie ihrem Vater das Grabgeleite gab, als hätte sie ihn nicht hoch genug geschätzt, als wäre von ihr eine große Schuld an Liebe und Dankbarkeit ungetilgt geblieben.

Jede kam, ihre Selbstvorwürfe der Schwester Johanna anzuvertrauen, und von jeder wurde sie beneidet.

„Du hast ihn umgeben in seinen letzten Lebenstagen, das letzte ‚Gute Nacht' hat er dir gesagt. Immer wird es dir eine tröstende Erinnerung bleiben. Ruhig, nach völlig erfüllter Kindespflicht, kannst du dich jetzt deinem Berufe weihen." So sprachen ihre Schwestern zu ihr.

Sie schwieg dazu — was konnte sie sagen? Sie schwieg und beugte das Haupt. Die fast ehrfurchtsvollen Rücksichten, die ihr von den Ihren erwiesen wurden, bereiteten ihr stille Qualen. Sie standen im grellen Gegensatz zu der Meinung, die sie selbst von sich hatte. Was war sie denn, daß man sie behandelte wie eine Heilige?

Ewig ein Dorn im Fleische wird die Erinnerung an die letzte Zeit ihr bleiben, die sie mit ihrem Vater verlebt hatte ... Da standen sie einander gegenüber, er und sie, jedes mit seiner großen Liebe, jedes bemüht, sie vor dem andern zu verleugnen und zu verbergen. Was sie gelitten hatte, mußte verwunden werden, aber der Gedanke an das Leiden ihres Vaters tat weh. Quälende Zweifel bedrängten sie ... War die Reue, die ihr am Herzen nagte, vom bösen Geiste erweckt, oder war sie eine Prüfung der Echtheit ihres Berufes, die letzte — die schwerste?

Einen Stillstand in ihrer Unrast, tiefen, heiligen Frieden brachten ihr nur die Stunden, die sie im Kloster verlebte. Da wartete ihrer doch vorübergehend ein Sichselbstvergessen über dem Jammer der Kranken und Armen, ein Aufgehen in der Verzückung des Gebets vor den Altären des Gekreuzigten und der milden, gnadenreichen Himmelskönigin. Im Kloster fühlte sie sich heimisch und notwendig, im Vaterhause fremd und entbehrlich, und — das beschämte sie und erweckte ihr tiefe Reue — undankbar gegen die Liebe der Ihren! Sie war so groß, diese Liebe — und so verständnislos.

„Du kannst ruhig scheiden," hatten die Schwestern erklärt, und erschöpften sich nun im Ersinnen immer neuer Vorwände, um sie festzuhalten. „Nur so lange, als wir noch alle da sind,

Johannerl!" — „Nur noch eine Woche, nur noch einige Tage." — „Nur noch, bis die wichtigsten Anordnungen zur Auflösung des Hauses und zur Versorgung der Diener getroffen sind."

Johanna sagte das zu und wurde durch stete Aufmerksamkeiten und ein rücksichtsvolles Gewährenlassen belohnt. Es erhob sich kein Widerspruch mehr gegen die Lebensweise, die sie angenommen hatte. Ihr Tagewerk führte sie vom Morgengrauen an ins Kloster.

Eines Abends war sie müde heimgekehrt nach anstrengendem Krankendienste und nachdem sie den weiten Weg aus der Vorstadt zu Fuße zurückgelegt hatte. Cölestin empfing sie mit der Meldung, daß die Herrschaften alle sich zu einer Familienkonferenz beim Herrn Ministerialrat begeben hätten. Das gnädige Fräulein werde heute allein sein beim Tee, den er im kleinen Salon aufgetragen habe.

Johanna trat, um sich dahin zu begeben, aus dem Vorzimmer in den Saal. Im Vorüberschreiten an einem Pfeilerspiegel hatte ihr eigenes Bild sie daraus angesehen und sie erschreckt. Wirklich — sie begriff, warum die Blicke ihrer Schwestern immer so tiefbekümmert auf ihr ruhten. Sie entsann sich auch der Worte, die ihr Daisy neulich fast weinend zugeraunt hatte:

„O, Johannerl! Ernst sein, traurig sein — aber nur nicht so düster. Du siehst so imponierend düster aus in deinem nonnenhaft zugeschnittenen Trauerkleid ... und so leidend, Johannerl!"

War sie noch gewachsen, die Zwanzigjährige? Ließ ihr glatter, tiefschwarzer Anzug sie so groß und überschlank erscheinen? gab das elektrische Licht in den matten Ampeln ihrem Gesicht und ihren Händen etwas so Geisterhaftes?

Sie trat an den alten Kirchenstuhl heran, ließ die Arme auf seiner Lehne ruhen und sann und sagte sich: Ihr Äußeres täuscht, sie ist nicht leidend, sie fühlt sich gesund und fühlt die Kraft in sich, eine treue Arbeiterin zu werden im Weinberge des Herrn.

„Gnädiges Fräulein!" Die Stimme Cölestins hatte sich er-

hoben. Er stand an der Tür, wiederholte sein: „Gnädiges Fräulein!" und setzte in entschuldigender Weise hinzu: „Ein Besuch. Es ist ein Besuch gekommen."

„Zu wem, Cölestin?"

„Zum gnädigen Fräulein."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich empfange keine Besuche. Sie wissen ja."

„Wohl, sehr wohl. Aber diesen da abzuweisen, habe ich mich nicht getraut ... Denn, gnädiges Fräulein, die Frau — eine Ausländerin, etwas ganz, ganz Fremdes — hat einen Brief ..."

„Geben Sie!" unterbrach ihn Johanna.

„Wenn ich ihn hätte — ich habe ihn nicht, gnädiges Fräulein. Die Frau sagt nur immer: ‚Brief, Brief,' und spricht dann allerlei in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Und macht Zeichen, klopft an die Brust und ruft wieder ... ‚Brief'." Cölestin setzte erst nach längerem Zögern hinzu: „Von Forster!"

„Von wem? ... Was sagen Sie? ... Von Doktor Forster ... Von Doktor Forster!" wiederholte Johanna. „Und sie soll mir vielleicht ... soll mir den Brief selbst übergeben ..." Ihr Atem war beklommen und gepreßt der Ton ihres Befehls: „Führen Sie sie herein!"

„Sogleich, gnädiges Fräulein, ich muß nur aufmerksam machen, sie scheint mir sehr ausländisch und unzivilisiert. Sie hat etwas Wildes an sich."

„Ich fürchte mich nicht," erwiderte Johanna mit erzwungener Gelassenheit. „Führen Sie sie hierher und lassen Sie mich mit ihr allein!"

Cölestin gehorchte, und nach wenigen Augenblicken stand auf der Schwelle ein mittelgroßes, stämmiges Weib von dunkler Hautfarbe. Ihre rabenschwarzen Haare krausten sich über der niedrigen Stirn. Ihre Züge waren kräftig, aber nicht unschön, und ihr Wesen hatte einen eigentümlichen Reiz, obwohl sie über die Mitte des Lebens hinaus sein mußte. Ein weiches, helles

Tuch umhüllte ihren Kopf, die Enden eines größern, das um ihre Schultern geschlagen war, hingen über den buntfarbigen Rock herab. Sie trug in den Armen ein etwa zwei Jahre altes Kind, das, an ihre Brust gelehnt, fest schlief. In ihrem Auftreten und Gebaren äußerte sich eine fiebernde Unruhe. Es war, als ob sie eine peinliche Aufgabe so rasch als möglich abzutun suchte. Sie machte einige heftige Schritte auf Johanna zu, blieb plötzlich stehen und hielt die dunklen, etwas geschlitzten Augen scharf und forschend auf sie gerichtet. Da ging Johanna ihr entgegen und blickte sie, blickte das schlafende Kindlein an ...

Es war dunkelblond und überaus schmächtig und rührend in seiner blassen Lieblichkeit. Seine langen, fast schwarzen Wimpern bildeten leichte Schatten auf dem schmalen, mit kränklicher Blässe bedeckten Gesichtchen ... Du armes, welkes Knöspleín — so zart, so still, so regungslos! — — Ein banger Zweifel stieg in Johanna empor. Lebte es denn? Sie beugte sich, näherte ihren Mund dem seinen und spürte den Hauch eines schwachen Atems auf ihren Lippen.

Die Fremde schien ihre Gedanken erraten zu haben; sie nickte beruhigend, zog einen Brief aus dem Brusttuch hervor und reichte ihn ihr hin mit den Worten: „Brief — Don Forster."

Es war seine Schrift und war es nicht, ihr fehlte der feste, kühne Zug, die Hand hatte gezittert, die den Namen Johannas auf diesen Brief gesetzt. Und auch die Hände, die ihn eröffneten, zitterten.

Johanna entfaltete das Blatt und wandte sich ab. Die Frau, die den mißtrauischen Blick hartnäckig auf sie gerichtet hielt, sollte nicht sehen, was in ihr vorging. Sie trat zurück in die Mitte des Zimmers, unter die Kronlampe, sie las:

„Fräulein Johanna, ein Sterbender schickt Ihnen sein Kind. Verfügen Sie darüber. Was Sie beschließen, ist gut geheißen im voraus. Ich habe Ihrer oft gedacht, und in immer höherer Reinheit ist Ihr Bild mir erschienen. Ich verwende die letzten

Augenblicke, in denen mein Bewußtsein noch ungetrübt ist, um auszudenken, wie ich Ihnen mein armes und doch anspruchvolles Geschenk auf die Schwelle legen und Ihnen — verzeihen Sie mir! — die Möglichkeit nehmen kann, es sogleich von sich zu weisen. Allzu unverschämt soll aber auf Ihre Langmut nicht gesündigt werden. Mein Freund und liebster Reisegefährte wird nach meinem Tode das Kind und seine Wärterin zu Ihnen geleiten und einige Tage später kommen, Ihre Befehle einzuholen. Bestimmen Sie dann, was mit dem Kinde geschehen soll. Sie werden es nur solchen anvertrauen, die vertrauenswürdig sind. Wachen Sie über das Kind, verlassen Sie es nie ... Ich habe auf Erden nie etwas geliebt wie dieses Kind. Ich sterbe elend zermalmt, weil ich — von Sehnsucht getrieben, meine Rückkehr zu ihm um einige Stunden zu beschleunigen — statt eines sichern Zuges einen noch unerprobten benutzte ...

Dem Kinde zulieb habe ich seine Mutter zu meiner Frau gemacht ... Sie ist gestorben ... sie trennte sich so schwer von der Kleinen, hätte sie am liebsten mitgenommen. Warum durfte es nicht geschehen? ... Fräulein Johanna, die Kleine heißt Leonor. In der Kathedrale von Guatemala ist sie getauft worden ... Alle Dokumente wird mein Freund Ihnen übergeben, wenn Sie, wenn Sie ... Ja, ich hoffe auf Sie! ... Ich empfehle Ihnen mein Waisenkind ... Ihre Nächstenliebe kann ein ärmeres nicht finden. Milliarden Menschen wandeln auf Erden, und unter ihnen gibt es keinen einzigen, auf dessen Zuneigung diese Kleine den geringsten Anspruch erheben dürfte ... Fräulein Johanna ..."

Das war das letzte, noch halbwegs leserliche Wort. Die Zeilen, die den Rest des Blattes bedeckten, liefen durcheinander, und nur einzelne Buchstaben ließen sich entziffern. Johanna sah zu ihnen nieder, vertieft — versunken. Zu ihr sprachen diese stummen Zeugen eines bis in den Tod getreuen Gedenkens, zu ihr schrieen die Qualen, unter denen sie hingezeichnet worden.

„Nach meinem Tode" stand da geschrieben.

So war es denn vorbei — ein glanzvoller Geist erloschen, ohne sich der einzig wahren Erkenntnis geöffnet zu haben. Aus — für alle Ewigkeit! Der Tod mit all seinem Grauen — das Ende ohne Hoffnung! Und doch — nein! Ein tröstender Gedanke stieg sonnig in ihr empor ... O, Gott der Gnaden — nein! Er ist nicht verloren, er überlebt den Tod. In diesem Kinde überlebt ihn seine Liebe, „die größeste von allen," die Trägerin der Schlüssel des Himmels. An die Liebe, die nicht stirbt, wollen wir unsere Fürbitten knüpfen, sein Kind und ich, ihn erlösen, sein Kind und ich —

„So sei willkommen, du kleiner Gast," sprach sie leise, sah sich um und fand sich allein mit dem Kinde. Der Frau mußte es gelungen sein, sich geräuschlos fortzustehlen, nachdem sie ihren Pflegling auf ein Ruhebett neben dem Eingang gelegt hatte. Nun war die Kleine erwacht, richtete sich auf und saß da, mit einem reisemüden Mäntelchen angetan. Am Halse zugeknöpft, vorne offen und ringsum abstehend, umgab es wie ein kleines Zelt die dünne, zarte Gestalt. Das Kind hatte die Schultern emporgezogen, die Oberarme an den Leib gepreßt und streckte die Hände abwehrend und mit einer Bewegung furchtbarer Angst gegen Johanna aus. Schrecken und Grauen starrten ihm aus den weitaufgerissenen Augen, als Johanna es mit sanfter Stimme beim Namen rief. Behende, ohne einen Laut, ließ es sich zu Boden gleiten und warf sich gegen die Tür, wie ein scheuer Vogel sich vor der nach ihm langenden Hand an die Stäbe des Käfigs wirft. Ein Schluchzen, ein Schreien brach aus des Kindes Brust, der man die Kraft zu einem solchen Ausbruch nicht zugetraut hätte: „Mercedes! Mercedes!" rief es mit herzzerreißender Klage: „Donde estas? Vien aqui! Vien aqui!"

Ab und zu blinzelte das Kind von der Seite nach Johanna hin, schauderte und stöhnte: „Negro! Negro! Negro!" und Johanna dachte: Sie kann sterben, ein Kind kann sterben vor

Schrecken, es kann geschädigt werden durch Schrecken für den Rest seines Lebens.

„Leonor, Leonor, fürchte dich nicht, ich bin's, die sich fürchtet, siehst du, ich bin's!" Ach Gott! Das Kind verstand ja ihre Sprache nicht, wie sollten ihre Worte es beruhigen? Und daß sie sich bückte, sich klein machte und flehend flüsterte: „Leonor," half nicht. Das Schreien des Kindes wurde immer beängstigender, es klang heiser und rauh, es schien das Kehlchen zu zerfleischen, aus dem es drang. Johanna setzte die Glocke in Bewegung, durch die Christine herbeigerufen wurde, und die alte Jungfrau erschien und hatte es sehr eilig, ihren aufgespeicherten Groll zu entladen. Fand das Fräulein sich endlich veranlaßt, ihr mitzuteilen, was es gäbe? was der Besuch eines wilden Kindes in einem christlichen Hause zu bedeuten habe? und wie lange „die Person", die es dahergebracht, auszubleiben gedenke.

Das Fräulein wußte das nicht? Sonderbar, wirklich. Da wußte Christine doch wenigstens, daß ein Herr in einem Wagen vor dem Hause auf die „Person" gewartet habe, und daß sie mit dem fortgefahren sei.

„Sie kommt vielleicht zurück mit den Sachen der Kleinen," meinte Johanna.

„Wär nicht übel! Im Vorzimmer liegt ohnehin schon ein Bündel. So ein Brauner hat es gebracht — der Bediente von dem Herrn, sagt Cölestin."

„Was anfangen?" fragte Johanna ratlos. „Das Kind ruft nach seiner Wärterin."

„Sie muß ja doch bald kommen, ‚die Person', und so soll's Geduld haben ... und ich werd ihm schon lehren ..." Drohend wollte sie auf die Kleine zugehen, aber Johanna vertrat ihr den Weg.

„Nicht Sie! Nicht Sie!"

Das alte Mädchen stutzte. Mit solcher Strenge hat die fromme Gebieterin noch nie zu ihr gesprochen. Sehr auffallend, daß es

knapp vor ihrem Eintritt ins Kloster geschieht, um einer Range willen, die der Herr Forster schickt. Diese Bemerkung brummte sie vor sich hin und verließ das Zimmer, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten.

Beim Erscheinen Christinens hatte das Kind aufgejauchzt, sich aber sogleich bitterlich enttäuscht noch einmal gegen die Tür geworfen mit seinem kläglichen: „Mercedes! Mercedes!“ Und endlich, nach einem neuen Schmerzensausbruch, war es niedergesunken und schluchzte, auf dem Teppich ausgestreckt, das Gesicht in den Händen. Konvulsivische Zuckungen durchliefen den schwächlichen Körper. Von Zeit zu Zeit warf das Kind einen starren Angstblick nach dem schwarzen Gewande der fremden Frau, der es sich hilflos überliefert sah. Ein kaum hörbar gewimmertes: „Negro! Negro!“ war seine Antwort, wenn Johanna flehentlich mit ihrer weichsten Stimme wiederholte: „Leonor! Arme, liebe, kleine Leonor!“

Ein Vertrauender hatte ihr sein Teuerstes aus einer andern Welt, einer andern Zone geschickt, damit sie es hüte und berge, und nun schauderte es zurück und wand sich in Qualen des Entsetzens vor ihr, das Verwaiste, ihr schon so lieb in seiner Hilflosigkeit ... Es jammerte nicht mehr, war ganz still, und unheimlicher noch als sein lautes Klagen war dieses Schweigen aus Erschöpfung, war der Frost, der es grausam schüttelte, und waren die Schauer, von denen es durchrieselt wurde. Manchmal entrang sich dem halbgeöffneten Mund ein Stöhnen, sägend, würgend — ein Röcheln fast.

Von Todesangst ergriffen sah Johanna zu dem gequälten Geschöpfchen nieder: „Hilf, Allgütiger! Hilf! — laß es nicht sterben.“ Zitternd und bebend, die Finger krampfhaft verschränkt, sprach sie ihr stummes Gebet: „Jetzt, mein Heiland — jetzt gib mir ein Zeichen ... Immer umsonst habe ich darum gefleht — gib es mir jetzt. Sieh Allbarmherziger, der Mann, den ich Dir nicht retten konnte, schenkt mir sein armes Kind ...

Er hat es geliebt wie nichts auf Erden und schenkt es mir ... Ich will es nehmen, Herr, als wär's aus Deiner Hand und es lehren, an Dich glauben und leben nach Deinen Geboten — Sei meinem Tun gnädig — beende meinen Kampf!"

Noch einen Blick richtete sie auf das Kind und löste dann Heftel um Heftel ihres Gewandes. Mit ruhiger Feierlichkeit ließ sie es herabgleiten an ihrer schlanken Mädchengestalt und stand nun da im weißen, enganliegenden Leibchen, im weißen, faltigen Leinenrocke. So kam sie leise auf die Kleine zu und glich selbst einem Kinde, als sie sich auf die Kniee niederließ und sich mit bittendem Lächeln über das Kind beugte. Es hob den Kopf ein wenig und sah wie trostreich überrascht, mit schüchternem Staunen nach ihr hin; seine Lippen verzogen sich, aber, nicht Schrecken mehr drückte sich in seinem zerquälten Gesichtchen aus. Eine Weile nur, und mit lieblicher, einschmeichelnder Stimme klagte es ein Leid, stellte es eine Frage, in der der Name Mercedes vorkam. Johanna antwortete in Zeichen, sie neigte sich, legte die Hand an die Wange und schloß die Augen.

Leonor war ungläubig: „Dorme?" O nein, o nein, sie schläft nicht. Sie wiederholte noch oft ihr sehnsüchtiges: „Mercedes, Mercedes!" in immer größeren Zwischenräumen jedoch und mit vermindertem Ungestüm, zuletzt nur lallend im Schlafe. Johanna schob vorsichtig den Arm unter ihr Köpfchen, legte den andern um das Kind und hob es auf und drückte es an ihre Brust. Ein tiefer, holder Frieden ging aus von der kleinen Schläferin, und wie einen stillen Segen, heilig und heiligend, empfand Johanna das Erwachen eines neuen, allmächtigen Gefühls: der mütterlichen Liebe in einem jungfräulichen Herzen. Ihr Haupt beugte sich nieder ... „Lebe, Kindlein," flüsterte sie in einem Kusse, weich wie ein Hauch, „lebe und du sollst mein Leben haben." Lange wagte sie nicht, sich zu erheben, um das Kind nicht zu wecken. Mit ihm in ihren Armen kniete sie.

Und dort auf dem Boden lag ihr Nonnenkleid.

Bertram Vogelweid

Erzählung

I.

Bertram Vogel hatte einen Pack Manuskripte in die ohnehin schon überfüllte Lade seines alten Ungeheuers von Schreibtisch gestopft und bemühte sich nun, sie zuzuschieben. Aber sie leistete Widerstand, und als er böse wurde und anfing, heftig an ihr zu rütteln, spießte sie sich gar. Auf einmal schien sie ein menschliches Gesicht anzunehmen, das einen großen, viereckigen Rachen voll Bosheit gegen ihn aufsperrte.

Er trat zurück und seufzte grimmig: „Schon wieder! Schon wieder!"

Auch eine Folge seiner entsetzlichen Nervosität, daß alles Lebloſe, das ihn umgab, sobald er in die geringste Aufregung geriet, ein höhnisch grinsendes Gesicht annahm, — das Gesicht eines seiner Feinde und Neider. Er hat ihrer zahllose, er, von Natur der friedfertigste und wohlwollendste Mensch, ist mit Feinden und Neidern bespickt, wie der Schild des Achilles mit Speeren. Und daran, und überhaupt an allem Übel, das ihn trifft, ist der Beruf schuld, den er ausübt und haßt, der Beruf, in den die Verhältnisse ihn hineingeschoben haben und für den die zärtlichste, geliebteste, törichtste Mutter ihn auserwählt glaubte.

Wart, du Verfluchter, wie ich dich sitzen lasse," murmelte er und ballte die Fäuste gegen etwas Unsichtbares in der Luft. „Wart nur noch ein Jahr! Wartet auch ihr, wie ich euch verlassen werde," rief er den verrauchten Wänden zu.

Nur weil die Wohnstube wohlfeil war, hatte er in ihr so lange ausgehalten. Sie lag im vierten Stock eines alten Zinshauses der inneren Stadt, hatte die Form einer Bratröhre und nur ein

einziges Fenster, das nie und niemals von der Glorie eines Sonnenstrahls umspielt wurde. Und das Gäßchen, in dem das alte Haus stand, war so schmal, und die bösartig duftenden Rauchfänge seines Gegenübers waren so nahe! Mit einem langen Pfeifenrohr hätte man die Katzen, die nachts auf dem Dache herumspazierten und ein verachtungswürdiges Konzert aufführten, herunterfegen können. In diese Versuchung geriet Bertram nicht, er besaß keine lange Pfeife, er war (ebenfalls aus Sparsamkeit) kein Raucher. Er hielt das Fenster überhaupt geschlossen, denn es kam nichts Gutes herein, und für Ventilation war durch die gegenüber liegende, schlecht schließende Tür hinlänglich gesorgt. Die verruchten zwei standen in beständiger, heimtückischer Wechselwirkung und verbanden sich alle Augenblicke zu einem grausamen Attentat gegen den am Schreibtisch sitzenden Mann. Plötzlich legte sichs ihm wie ein eisernes Band um den Hals, oder es bohrte sich ihm ins Ohr wie ein Dolch, und nun begann das Tosen und Brausen im Kopf und machte ihm die Anstrengung des Denkens zur Höllenqual.

Gedacht aber mußte, es mußte sogar erfunden werden, spannend und originell um jeden Preis, ohne weiteres auch — um den des gesunden Menschenverstandes. O greulich!

In der Fenstervertiefung, über dem Abreißkalender, der das Datum 25. Juli zeigte, hing der Rasierspiegel. Bertram trat vor ihn hin, betrachtete nach langer Zeit einmal wieder das Bild, das ihm daraus entgegensah, mit Aufmerksamkeit. Sie ging allmählich in zornige Entrüstung über.

Achtunddreißig Jahre alt sein und schon so tiefe Falten auf der Stirn haben und so eingefallene Wangen, so rotumränderte, trübe Augen, das ist doch des Teufels! Den verbissenen Zug um den Mund verdeckt glücklicherweise zum Teil der blonde Schnurrbart, dessen Enden sich breit ausgebürstet mit dem kurz gehaltenen Backenbart vereinigen; es sieht fein aus, und der ganze Mensch sieht fein aus, aber schrecklich unruhig und nervös.

— Fortwährend muß er blinzeln, und von Zeit zu Zeit verzieht ein blitzartiges Zucken ihm das Gesicht. Wie er das häßlich fand, wie er sich darüber kränkte und wie er nun einen neuen Grund zur Kränkung erfuhr! Eine Überraschung — aber was für eine! Mitten im üppigen Wald seiner Haare, gerade auf dem Scheitel, hatte er eine kleine Lichtung entdeckt.

„Das hast du mir angetan," rief er und ballte wieder die Faust, dieses Mal gegen den Arm des Gasrohrs an der Wand über dem Schreibtisch.

Die Flamme war längst ausgelöscht worden, aber bis zum Morgen hatte sie dem unermüdlichen Arbeiter geleuchtet. Achtstundentag — lächerliches Wort. Sei du ein fleißiger Schriftsteller und Redakteur an der großen Zeitung: „Die junge Grenzenlose" und sprich vom Achtstundentag. Habe allmorgendlich ein halbes Hundert Briefe zu verschlingen, ein paar Dutzend Manuskripte, Broschüren, Bücher durchzublättern, habe gewohnheitsmäßig zwei Romane unter der Feder und sprich vom Achtstundentag. Ein Roman „läuft" in einem Volksblatt, der andere in einem Salonblatt, und: Fortsetzung folgt, heißt's unerbittlich. Eher dürfte die Zeit in ihrem Laufe innehalten, als so ein Roman in dem seinen.

Trotzdem ist die tägliche Arbeit nicht die arge, weil man an sie bloß zu denken braucht, so lange man dabei ist. Die argen, die nervenzerrüttenden Arbeiten sind die, die nur wöchentlich einmal erscheinen, an die man aber beständig denken muß. Da ist der gewisse „Überblick über die neueste Literatur". Heißes Pech und brennenden Schwefel über den Erfinder dieses an „über" überreichen Titels.

„Ändern wir ihn, er ist lügenhaft," hatte Bertram Vogel dem Chef und den Kollegen vorgeschlagen. „Wenn wir von einem Einblick in den Wust sprächen, wär's protzig genug von uns. Ordinäre Ehrlichkeit spräche von einem Streif- oder Seitenblick."

Man lachte ihn aus. Der Überblick gehörte zum eisernen Bestand der „Grenzenlosen", die Abonnenten waren an ihren Überblick gewöhnt, hatten ihn bezahlt und geschluckt und glaubten ihn zu haben.

Einer noch größern Beliebtheit als der Überblick erfreute sich das Sonntagsfeuilleton. Es hatte Bertrams Schriftstellerruf begründet, ihn populär gemacht, ihm seinen begeisterten Anhang erweckt und seine ehrenvollen Feindschaften.

Niemand sagte mehr: „Das Feuilleton von Vogelweid", wie niemand sagt: „Der Wein Burgunder". Es hieß nur noch: „Haben Sie den heutigen Vogelweid gelesen?" Und: „Der ist wieder unerreichbar, macht einen witzig für die ganze Woche. Und das alles nur so hingeworfen, man spürt ordentlich, wie er sich dabei unterhalten hat."

Über die Leichtigkeit, mit der Vogel produzierte, hatten sich Legenden gebildet, die man ihm erzählte, ihm ins bärbeißige Gesicht. Er konnte wütend werden und widersprechen, so viel er wollte; es half nichts, die Leute schworen auf ihren Unsinn. Auf den zum Beispiel, daß er seine Feuilletons am Setzkasten diktiere, oder daß er ihrer zwölf an jedem Samstage hinkritzle, eines davon ziehen lasse von der Hausmeisterin, die übrigen ins Feuer werfe.

In Wirklichkeit waren die lustigen Feuilletons, die ins Leben hineingeflattert schienen, lauter Zangengeburten, und Bertram fühlte die Qualen, unter denen sie entstanden, in dem selben Verhältnis wachsen, in dem seine Jugend abnahm. Sie war's, ihr Frohsinn, ihre Lebenslust, was einst in seinen Arbeiten gesprudelt hatte, er besaß kein eigentlich wahres, nur ein Formtalent. Die Form war auch noch immer anmutig, geschmeidig, tadellos rein, aber der Inhalt bot nichts Neues mehr. Die Feinde und Neider haben es längst gemerkt, die Leser noch nicht. Werden sie sich noch fünfundzwanzig Mal, werden sie sich noch ein Jahr lang darüber täuschen lassen, daß es dieselbe Voltige

ist, die ihnen bei veränderter Dekoration in einemfort vorgemacht wird?

Noch ein Jahr, nur noch ein Jahr und mit der widerlichen Tintenkleckserei ist's vorüber. Bertram Vogelweid ist tot, Bertram Vogel auferstanden. Er lebt in tiefster Zurückgezogenheit auf seinem eigenen Grund und Boden, auf dem Bauerngütchen, das er erworben und allmählich schuldenfrei gemacht hat. Er wird sein Feld bebauen, sein Gärtlein pflegen, Bäume pflanzen, ... Bäume, was gibt es Schöneres in der Welt? Was hat er je geliebt, wie Bäume, der im Wald geborene Försterssohn?

Bäume! Bäume! Heute noch wird er Bäume sehen und freies Feld. Es wirbelt ihm im Kopf bei dem Gedanken, es schwindelt ihm, er muß sich setzen. Er sieht wieder überall Gesichter, verträgt nicht einmal die Freude mehr; sein Arzt und Freund hat ihm mit gutem Grund vor kurzem erst gesagt: „Jetzt wird mir der Mensch in seinen alten Tagen noch hysterisch."

Auf dem Schreibtisch liegen die Früchte seines wahnsinnigen Fleißes. Vier Überblicke, vier Feuilletons, die letzten Fortsetzungen seiner, ja, das hatte er sich zugeschworen, letzten Romane. Des Volksromans mit seinen idealen Anarchisten, ausbeuterischen Kapitalisten, vom Blut und Schweiß des Volkes lebenden Baronen, Grafen und Fürsten, des Salonromans mit seinen Zweideutigkeiten, seinen Schlüpfrigkeiten. Nur allzu treu nach französischen Mustern, und doch überall Champagner in Bier verwandelt.

Ekel und Greuel! Eine plötzliche Wut erfaßte ihn über sich selbst, über die Wege, die er ging, und über alle die Hunderte von Narren, die sich an ihn herandrängten und seinen Spuren folgen wollten, und denen er davon abgeraten hatte, im Anfang seiner Karriere recht höflich, in der Folge derb und derber.

Er entsann sich auch der Singvögel männlichen und weiblichen Geschlechts, die ihm scharenweise zugeflogen waren. Er-

barmungslos hatte er sie verscheucht, und wer weiß, ob sich unter ihnen nicht vielleicht doch eine Nachtigall befand.

Da war eine Anna Mimona, deren er nicht ohne eine Art Reue gedenken konnte. Sie hatte ihm ein Heft Gedichte — ein kalligraphisches Meisterwerk — geschickt, und um sein Urteil gebeten. Ein empfehlendes Wort von ihm, schrieb sie, würde diesen poetischen Versuchen einen Verleger verschaffen und dadurch einer verarmten Familie die Existenz erleichtern.

Bertram hatte das Buch nicht aufgeschlagen. Was kann man einer Person zutrauen, die albern genug ist, die Lyrik als Einnahmequelle anzusehen! Als die Poetin nach langer Zeit wieder schrieb und auf das höflichste um Bescheid ersuchte, erhielt sie ihn. Er lautete: „Kaufen Sie sich eine Nähmaschine."

Seitdem hatte sie ihn nicht mehr behelligt, und das gefiel ihm; Anna Mimona war also eine feinfühlige Person und bildete einen gewaltigen Gegensatz zu den vielen, die sich ihm nahten, girrend wie die Tauben, sobald aber der Beifall, den sie verlangten, ausblieb, zu bösartigen Krähen wurden und die Augen des unerbittlichen Kritikers bedrohten.

Das alles aber wäre zu verschmerzen, es gibt viel Schlimmeres: die Anhänger und Freunde, die gelobt werden müssen, weil sie loben, die Gegner, die getadelt werden müssen, wenn auch der eigenen Überzeugung zum Trotze. So lange gelobt und getadelt, bis aus all dem Müssen eine Art Wollen sich entwickelt und die aufgedrungene Meinung zur eignen wird, weil man um sie gelitten und Anfeindung erduldet hat. Aus dem fortwährenden Bekennen entsteht ein Glauben. Das Vorurteil ist zur Religion geworden, das Amt hat den Menschen gefressen.

Bertram stieß ein höhnisches Gelächter aus und preßte beide Hände konvulsivisch an den Kopf.

Eine alte Kuckucksuhr, die in der Nähe der Tür ihr langes Pendel schwang, erhob jetzt ein lautes Geschnarre. Sie hatte die Absicht, elf zu schlagen, konnte sie aber nicht ausführen.

In einer Viertelstunde wird der Wagen da sein, der den Reisenden nach dem Bahnhof bringen soll. Bertram hat gestern einem Komfortablekutscher auf dem Stephansplatz das Versprechen abgenommen, sich Punkt ein Viertel auf Zwölf vor dem Haustore einzufinden. Wenn er nur kommt, der Mensch. Im Moment, in dem Vogel ihm das Angeld gegeben und er's eingesteckt hat, sind dem Besteller die unverläßlichen Augen des Menschen aufgefallen. Wenn er nur Wort hält. Wort halten ist eine große Tugend, und von einem Komfortablekutscher eine große Tugend verlangen die pure Romantik, die reine Torheit. Aber man begeht sie, man ist so dumm, man ist ein so vertrauensseliger Esel!

Bertram spürte einen gallbittern Geschmack im Munde und betrachtete mit Wehmut das hübsche Kofferchen, das er sich gestern angeschafft hatte. Es stand in der Ecke auf zwei Sesseln sauber zusammengeschnallt. Die Schlösser glänzten wie zwei Augen und schienen zu fragen: Nun — wird's? Wandern wir? Die Handtasche (auch neu und fertig gepackt) war auf dessen Rücken etabliert und noch offen. Sie wartete auf den Schreibtischschlüssel, den sie aufnehmen sollte. Aber der steckte und die Lade gähnte wie ein Haifisch. Bertram sprang auf und wollte sie mit einem gewaltigen Ruck zuschieben. Da entfaltete sie eine teuflische Bosheit und spie ihm, soviel sie von ihrem Inhalt nur herausbringen konnte, vor die Füße.

Sinnlose Wut übermannte ihn, er fiel über die Tückische her und rüttelte an ihr, daß sie stöhnte und in allen Fugen bebte.

Jetzt wurde an die Tür geklopft und ohne weitere Umstände eingetreten. Frau Hundlgruber, die Hausmeisterin, ein Bild grandioser Gelassenheit, zwang sich zu einem kleinen Schrei beim Anblick des Zimmerherrn, der seinen Schreibtisch prügelte:

„Jessas und Josef, Herr von Vogel, was sein's denn schon wieder nervios, was regen's Ihnen denn auf? Kommen's, gehn's weg, lassen's mich her."

Sie schob ihn fort mit einer sanften Macht und Leichtigkeit, wie sie ein Feldsesselchen fortgeschoben hätte, sammelte die auf dem Boden liegenden Schriften und legte sie mit glättenden Händen in die Lade, die, empfänglich für anständige Behandlung, den ganzen Reichtum nun gutwillig aufnahm und sich ohne Widerstand absperren ließ.

Frau Hundlgruber warf den Schlüssel in die Reisetasche und meldete auch, daß es Zeit, und daß der Einspänner vorgefahren sei.

Wieder geriet Bertram außer sich. „Zeit ist's; ich versäum den Zug! ich versäum den Zug!" stieß er hervor und riß Hut und Überzieher vom Kleiderstock.

Frau Hundlgruber erteilte ihm eine neue Ermahnung, gab ihm seine Tasche und seinen Regenschirm in die Hand, nahm selbst das Kofferchen unter den kräftigen Arm und fragte, was mit den Sachen auf dem Schreibtisch zu geschehen habe.

Bertram rief voll Hast: „Alles Rekommandierte auf die Post ... Die Rezepisse verwahren Sie, die bind ich Ihnen auf die Seele, mit Spagat, Frau Hundlgruber. Das große Paket tragen Sie, bitte, auf die Redaktion."

„Jessas und Josef, das is g'wiß das End von Ihrer schönen G'schicht," sprach Frau Hundlgruber und lächelte seelenvergnügt: „Sagen Sie mir nur noch g'schwind, ich könnt ja heut nit schlafen vor Neugier: Wird der Baron wirklich lebendig begraben? Verdienen tät er's, der Schuft, der miserable. Ist der Pülcher wirklich der Stiftsdam ihr Sohn, und wird der brave Anarchist richtig noch Minister bei der Polizei?"

„Das alles soll die Zukunft Ihnen enthüllen, jetzt lassen Sie uns scheiden. Leben Sie wohl, Meisterin dieses Hauses," sprach Bertram pathetisch, „und wenn hier Feuer ausbrechen sollte, dann retten Sie alles, nur den," er wies mit ausgestrecktem Finger nach dem Schreibtische, „den lassen Sie verbrennen, der ist assekuriert."

Damit rannte er die Treppe hinab, stieg in den vor dem Hause wartenden offenen Wagen, das Gepäck wurde untergebracht und fort ging's im Gezottel eines steifen Fliegenschimmels, dem Nordbahnhofe zu.

II.

Eine peinliche Fahrt. Wohl zehnmal tippte Bertram mit der Spitze seines Regenschirms dem Kutscher auf die Schulter und flehte: „Fahren Sie zu, vorwärts!" Er suchte zu imponieren und befahl: „Vorwärts. Fahren Sie zu!" Es machte keinen Eindruck. Er knirschte in Verzweiflung: „Wir kommen zu spät! Kutscher! Mensch! Zu spät!" Half alles nichts. Der Kutscher, breit wie sein Bock, antwortete nur mit undefinierbaren Lauten, einer Art Gegrunze, und sein Fahrgast schalt ihn im stillen eine Pappendeckelseele, ein stumpfsinniges Halbtier.

Wagen um Wagen, alle mit Koffern beladen, fuhren ihnen vor, der Fliegenschimmel schüttelte dazu nicht einmal den Kopf. Sein Lenker war unzugänglich, und er war ohne Ehrgeiz. Bertram rutschte immer weiter vor auf seinem Sitze und saß zuletzt nur noch auf der Polstereinfassung. Er meinte sich dadurch leichter zu machen; er hätte ums Leben gern mitgezogen und erreichte nichts anderes, als daß ihm zuletzt in seiner Aufregung alles vor den Augen tanzte, und daß er statt des breiten Kutscherrückens ein abscheuliches Gesicht mit Hängebacken vor sich sah. Vor Entsetzen wandte er den Blick ab, lehnte sich zurück im Wagen und gab alle Hoffnung auf, noch zurecht zu kommen. Das begab sich ganz in der Nähe seines Zieles, und ein paar Minuten später hatte er den Bahnhof erreicht.

Aber welch ein Gewirr und Getreibe herrschte da!

„Der Schnellzug is heut ungeheuer besetzt!" sagte ein riesenhafter Träger, der an den Wagen Bertrams herantrat und sich des Gepäcks bemächtigte.

Ungeheuer besetzt. O du liebes Schicksal! Just heute, an dem ersten Tag nach vier Jahren, an dem Bertram reisen kann, müssen Hunderte von Leuten reisen, die's wahrscheinlich ebenso gut früher hätten tun können. Er springt aus dem Wagen und will dem Träger folgen, der die Stufen zur Halle hinaufsteigt. Da wird der schläfrige Kutscher plötzlich lebendig und schreit:

„Erscht hetzen! und durchgeh'n a no? Halt's 'n auf!"

Bertram erschauderte bei dem Gebrüll. Der Vorwurf, den ihm der Grobian vom Bocke zuschleuderte, traf ihn wie der Blitz vom Himmel. Er hatte vergessen, seine Fahrt, wie es sich gehört, im voraus zu bezahlen, stand als Betrüger da, die Blicke der Menschen, die sich nach ihm umsahen, sprachen es aus. Er bemerkte auch, daß ein Wachmann ihn fixierte. In zitternder Eile, mit vor Kälte steifen Fingern (am 25. Juli um die Mittagsstunde, bei 28 Graden über Null) entnahm er seinem Portemonnaie eine Banknote und reichte sie dem Grobian, der augenblicklich den Hut zog und kriechend und demütig bat: „Schaffen Euer Gnaden ein andres Mal wieder."

Bertram eilte dem Träger nach, der schon auf ihn wartete, kurzweg fragte: „Wohin?" und ebenso kurzweg hinzufügte, nachdem er die Antwort: „Hullein" erhalten hatte: „Nehmen's Ihr Billett."

Ja, nehmen! Das ist leicht gesagt. Bei dem Fenster, durch das die Banknoten hinein- und die Fahrbillette hinausgeschoben wurden, gab es ein Gedränge, als ob dort Brot verteilt würde unter Hungernde. Bertram stand als der letzte zwischen den eisernen Schlangen, die zum Schalter führten, und zappelte vor Ungeduld und quälte sich mit gräßlichen Zweifeln: „Wohin ist der Zyklope gerannt, was hat er mit meiner Bagage angefangen? Was hat sein mysteriöses Verschwinden zu bedeuten? Der

Zyklope ist am Ende gar kein Träger, sondern ein als Träger verkleideter Strolch, der jetzt das Weite sucht mit meinem Hab und Gut."

Bertram späht ihm vergeblich mit verstörten Blicken nach, möchte nach Hilfe schreien und wagt es doch nicht recht, trotz der Überzeugung, daß er bestohlen ist, beraubt! O die Menschen! die Menschen! Was für ein ausbündiges Gesindel! Fluch über sie und ihre höllische Erfindung, die Eisenbahn, die allen Lastern eine nie dagewesene Fülle von Gelegenheiten bietet, sich auszubreiten, zu wuchern, hereinzustieben, triumphierend mit Dampf in die früher — verhältnismäßig wenigstens — unschuldige Welt. Bertram seufzte, schnaubte, stampfte und hatte zur Verstärkung seiner Pein ein dumpfes Gefühl, daß er lächerlich sei und sich so ausnehme.

Unweit von ihm, neben einer Säule in der Halle, stand eine junge, große, schlanke Frau in hellgrauem Reiseanzug, mit einem allerliebsten Mützchen ohne Schirm auf dem Kopfe. Sie blieb ganz gelassen mitten in dem fürchterlichen Trubel, der sie umgab, hatte ihre Reisetasche (wo ist die meine, dachte Bertram schmerzlich) auf den Boden gestellt und schien in vollkommener Gemütsruhe auf jemand zu warten. Dabei beobachtete sie den armen, zwischen den Eisenbarrieren zuckenden Vogel, diskret, mit höchster Wohlerzogenheit, aber offenbar belustigt. Ihre blauen, ehrlichen und unbeschreiblich sympathischen Augen sprachen: Du machst mir Spaß.

Der vorletzte Passagier war abgefertigt, Bertram trat an seine Stelle und quetschte mühsam das Wort „Hullein" hervor, während draußen — es fuhr ihm in die Knie, daß sie zusammenknickten — das erste Läuten erscholl. Der Beamte hinter dem Schalter streifte ihn mit einem flüchtigen Blick, hielt ihn für einen anderen, schob ihm ein Billett erster Klasse hin und sagte während des Herausgebens auf zwei Zehnernoten:

„Eile, Herr Baron, höchste Zeit."

„Träger! Wo ist der Träger?" rief Bertram und vergaß völlig, daß er ein Schuft, ein Strolch war und die Bagage entwendet hatte.

„Was für a Nummer?" fragten ein paar Blusenmänner.

„Weiß ich's?" Und noch einmal rief er, aber schon völlig hoffnungslos: „Träger!"

Siehe, da kam der Strolch aus dem Magazin herausgelaufen, und hatte ein vertraueneinflößendes Gesicht und sprach: „Da drin hat einer an Koffer falsch aufgeben."

„Den meinen," stöhnte Bertram.

„Na, na, den Ihnern nit. Jetzt aber machen's g'schwind. Wo is Ihr Billett?" Er bemerkte die Aufregung des Reisenden und lächelte — die Nervösen sind die einträglichsten — nahm ihn unter seinen väterlichen Schutz, führte ihn zur Wage und wieder an einen Schalter — was das für unnötige Förmlichkeiten sind! und wieder hieß es bezahlen, und Bertram glaubte zu bemerken, daß ihm ein Fünfer fehle. Jetzt aber war nicht die Zeit, nachzusehen, das zweite Läuten ertönte, und Bertram verlor völlig den Kopf. Er riß seinen Regenschirm dem Träger aus der Hand, rannte durch die Halle, über die Treppe, durch den Wartesaal, an dem verblüfften Portier vorbei auf den Perron.

Dort wieder ein schreckliches Gedränge und grausame Rücksichtslosigkeit gegen den Nächsten. Mit den Ellbogen, den Knien, den Füßen wird gerungen, gestoßen, gepufft. Die Männer denken nur an sich, die Frauen nur an ihre Brut, nie wird Bertram einen Platz erobern; auf den Faustkampf ist er nicht eingerichtet. Er bleibt stehen, sieht den andern nach und hat einen neuen verzweifelten Anfall von Menschenverachtung.

„Sie! Herr!" schreit ihm plötzlich jemand in die Ohren. Er wendet sich um, und vor ihm steht sein Träger, der gute Zyklope. Er hat sich Bahn gebrochen bis zu ihm und bringt ihm den Gepäckschein, die Handtasche und das Portemonnaie.

„Das alles haben's bei der Wag liegen lassen," spricht er, grüßt militärisch und will enteilen. Aber Bertram ruft ihn zurück, sein Herz quillt über vor Beschämung und Rührung. Wie unrecht hat er einem Ehrenmann getan! Er sucht nach in seiner Geldtasche, ein Fünfer ist noch drin, muß noch drin sein, den Fünfer hat er nicht ausgegeben, aber er findet oder sieht ihn jetzt nicht, knüllt krampfhaft alles Papierene, das ihm zwischen die Finger kommt, zusammen und schenkt es dem Ehrenmann. Dann rennt er weiter, die Ufer der tobenden Menschenflut entlang. Hinein wirft er sich nicht, das nicht, o pfui! ihm graut.

Mit Verzweiflung fand er sich plötzlich fast allein auf dem Perron. Der ungeheure Zug hatte alles geschluckt. Aus den Fenstern, unter denen Bertram herumirrte, zu denen er hilfeflehend emporsah, blickten böse Gesichter, drohende Augen auf ihn nieder. „Alles besetzt!" riefen grausame Stimmen. Einzelne noch offen stehende Türen wurden von innen heftig zugeschlagen.

„Einsteigen!" donnerte ein Schaffner dem armen Ausgeschlossenen zu, und der stöhnte:

„Wo?"

„Welche Klasse?"

„Erste."

„Was kriechen's also da herum? Also zurück, ganz hinten!" braust der Schaffner auf, selbst schon im Begriff, seinen luftigen Sitz zu erklettern, und der schreckliche Mensch an der Glocke hebt den Schwengel zum dritten Läuten.

Da öffnet sich der Schlag des letzten Waggons, ein junger Mann steckt den Kopf heraus und winkt dem atemlos heranstürmenden Bertram: „Da her, da ist noch Platz!"

Wenige Sekunden später setzte Bertram den Fuß auf das erste Trittbrett, sein Retter streckte ihm die Hand entgegen, er ergriff sie, ließ seinen Regenschirm fallen und sah sich nicht einmal nach ihm um, erklomm das zweite Trittbrett und stand im Wagen keuchend, verstört. Im selben Augenblick wurde die Glocke ge-

läutet — ein durchdringender Pfiff — ein Ruck, Bertram taumelte und saß, aber so schlecht, daß er gleich wieder aufsprang.

Der junge Mann hatte einen Schrei ausgestoßen:

„Donnerwetter! was tun Sie denn? Aber um Gottes willen, Sie setzen sich ja auf meine Tauben!"

III.

Auf dem Eckſitze des Halbcoupés, in das Bertram hereingestürzt war, stand ein Vogelbauer, und in dem befanden sich zwei prächtige Ringeltauben, die, ganz erschrocken über die plötzliche Verfinsterung ihres Lokals, Töne des Entsetzens ausstießen und mit den Flügeln schlugen. Ihr Eigentümer bemühte sich, die in eine Plattform verwandelte Kuppel ihres Bauers aus Draht wieder zurecht zu biegen, und Bertram konnte kein Ende finden mit Entschuldigungen:

„Es ist hoffentlich nichts geschehen?" fragte er besorgt.

„Den Tauben nichts. Aber so lach doch nicht," wandte der junge Mann sich an seine Begleiterin, die in der Ecke saß, und in der Bertram die anmutige Frau erkannte, deren wenig schmeichelhafte Aufmerksamkeit er schon auf dem Bahnhofe erregt hatte. Trotz der redlichsten Mühe vermochte sie das helle, herzerquickende Lachen, in das sie ausgebrochen war, nicht zu unterdrücken. Sie entschuldigte sich:

„Verzeihen Sie, es ist aber zu spaßig gewesen, der Schreck meines Mannes und dann der Ihre."

„O, gnädige Frau, was mich betrifft, lachen Sie weiter, es klingt so schön," erwiderte Bertram.

Da wurde sie sogleich ernst und lud ihn ein, sich zu setzen. Er wollte seinen Platz durchaus mit dem Vogelbauer teilen, durfte aber nicht, mußte sich allein in die Ecke placieren. Der Ehe-

mann, der auffallend schöne, braune Augen hatte und kurzgeschorene, schwarze Haare, stellte die Tauben auf den Mittelsitz, den er auch einnahm und sagte:

„Sie müssen sich's bequem machen, Sie sind unser Gast. Wir haben das ganze Coupé genommen wegen der dummen Viecher und weil die Leute so kurios sind. Wenn einer mit einem Bettsack von hundert Kilo, sechs Kopfpolstern und drei Decken anrückt, sagt niemand was, bringt man aber einen Kolibri in den Waggon, schreien sie gleich: „In den Ochsenwagen damit!"

Ein erbitterter Ausdruck tiefster Menschenverachtung lagerte wieder auf Bertrams Zügen. „Dummes, eingebildetes Volk!" brummte er. „Als ob man nicht hunderttausendmal besser aufgehoben wäre in der Nähe einer Taube als in der eines Tabakrauchers!"

Bei diesen Worten wechselte das Ehepaar einen Blick, dessen Bedeutung er sich nicht erklären konnte. Das setzte ihn in Verlegenheit; um sie zu verbergen und sich möglichst angenehm zu machen, begann er, die Tauben zu bewundern; ihre Größe, ihre sanfte Zedernholzfarbe, ihre Ringkragen à la Philippine Welser.

„Ja, ja, sind schön, wenn sie mir nur nicht davonfliegen," sprach der junge Mann und betrachtete sie mit halb stolzen, halb bekümmerten Eigentümerblicken, „ich habe sie in Wien gekauft für meine Zucht."

„Sie züchten Tauben?" fragte Bertram voll Begeisterung. „Ich werde auch Tauben züchten, ja, ja, das ist meine Absicht, ich habe sie eben gefaßt. Ich werde alles tun, was man auf dem Lande tun kann." Er war wie berauscht. Die kräftige Luft, der Sonnenschein, der Anblick der Felder in ihrer goldigen Pracht, rissen ihn hin. Unbeirrt durch das Erstaunen, das er mit seiner Beredsamkeit erregte, fuhr er fort: „Ich werde hinter dem Pfluge gehen und singen mit Alexei Koltzow: Vorwärts Gäulchen, vorwärts, zieh die Ackerfurche. O weh!" unterbrach er sich, „ich

zitiere wieder — Werkstattgewohnheit; ich bin wie der Kammerdiener im Proverbe Leclercqs, ich kann in der Freiheit die schönen Tage der Sklaverei nicht vergessen." Er klopfte mit dem Knöchel des Zeigefingers an seine Stirn: „Nichts als Bücher da drin, tote Buchstaben. Ich bin nämlich — Gott sei's geklagt Literat. Aber nicht lange mehr, bald schon — unnennbare Wonne — Bauer."

Der Mann und die Frau wechselten wieder einen Blick, den Bertram dieses Mal verstand. Sie hatten sich zurückgelehnt, er beugte sich weit vor, um ihnen in die Augen sehen zu können. Es war ihm so wohltuend. Diese Menschen schienen so ganz im reinen mit sich selbst, so friedlich, so ausgeglichen.

„Gnädige Frau," sagte Bertram, „und Sie, mein edler Retter, Sie halten mich für geistesgestört, ich bin es nicht, ich bin nur entsetzlich nervös. Das wird man in meinem sogenannten Berufe, der nicht der meine ist. Ich bin ein Försterssohn und durch Natur, Geburt, Neigung zum Forstwesen bestimmt."

Das Ehepaar antwortete mit „So?" — „Ja?" höflich, aber erschreckend kühl; er fühlte, daß er sich unangenehm machte, daß man sein Geschwätz zudringlich fand, und doch war's, als ob ihm ein Teufelchen auf der Zunge säße, das auf ihr herumhüpfte wie auf einem Trampolin und ihn zwang, all die Überflüssigkeiten vorzubringen.

Die junge Frau benutzte die erste Pause, die er machte, um ihn zu fragen: „Ist es Ihnen sehr unangenehm, wenn ich rauche?"

Er verneigte sich: „O gnädige Frau, wenn Sie rauchen, ist es mir eine Ehre und ein Glück!"

Sie lächelte, jetzt fand sie ihn offenbar wieder komisch, griff in ihren Reisesack und entnahm ihm eine Zigarrentasche, ein Feuerzeug und die gestrige „Grenzenlose," die mit dem Sonntagsfeuilleton.

„Jetzt will ich meinen Vogelweid erst genießen," sagte sie zu ihrem Manne, „in der Stadt kommt man zu nichts. Ich hab

gestern in die Zeitung grad nur hineingeguckt." Sie brannte einen ziemlich großen Glimmstengel an, drückte sich behaglich in ihre Ecke und rauchte und las und vergaß in ihrer genußreichen Versunkenheit alles um sich her — nur nicht ihren Mann. Der hatte sich tief hinuntergleiten lassen auf seinem Sitze, einen Fuß an die Wand des Waggons gestemmt, den andern übergeschlagen und sah unverwandt zu ihr hinauf.

„Er ist heut besonders gut, nicht wahr?" fragte er, wenn sie sich so recht zu unterhalten schien. Sie antwortete mit stummem Kopfnicken, und er suchte ihr Interesse noch zu erhöhen:

„Wart nur, lies nur, es wird immer besser."

„Exzellent!" rief sie plötzlich aus, „nein, der Vogelweid — wie ich den liebe!"

Bertram hielt sich nicht länger: „Sie haben Unrecht, gnädige Frau, das ist, ich bitte um Verzeihung, eine Geschmacksverirrung."

Sie wurde rot, ihr Mann fuhr auf: „Erlauben Sie mir" —

„In keinem anderen Punkte hätte ich Ihnen etwas zu erlauben oder zu verbieten, Ihnen, meine gnädige Frau, oder Ihnen, mein edler Retter," versetzte Vogel. „Aber in dem einen Punkte habe ich das Recht einer Meinung und die Pflicht sie auszusprechen. Sie dürfen mir glauben, daß dieses Feuilleton, das Ihnen besonders gut vorkommt, besonders schlecht ist, und daß Sie über etwas mühsam Zusammengequältes lachen. Lauter alte Witze und Späße, denen man aber ihr Alter nicht anmerken soll, immer das alte Ragout, nur mit neuem Überguß."

„Erstens," erwiderte die junge Dame, „haben Ragouts keine Übergüsse, sondern Saucen, und wenn mir die Sauce schmeckt —"

„Unglücklicherweise. Sie sollten sich das Gebräu nicht schmecken lassen und würden auch nicht, wenn Sie wüßten, aus welchen Ingredienzien es besteht und mit wie niederträchtiger Künstlichkeit es eingerührt ist. Künstlichkeit — Karikatur der Kunst! und natürlich auch Routine. Die zwei bringen das Tränklein fertig, das dann den Leuten so leicht eingeht, wirklich

wie nichts. Sie brauchen nur den Mund aufzutun, es läuft von selbst hinein, das charakterlose, für jeden Gaumen berechnete Zeug!"

Das Ehepaar hatte dem aufgeregten Reisegefährten schweigend zugehört. „Sie sind vom Fach, man sieht's," sprach der Mann, und die Frau erklärte:

„Nein, nein! ich lasse mir die Freud an meinem Vogelweid nicht verderben. Sie sagen immer wegwerfend: das Zeug. Wie viele würden ihrem Gott danken, wenn sie solches ‚Zeug' schreiben könnten."

„Das gewiß. Es trägt ja viel mehr Geld ein, als das Herstellen guter, gediegener Kost. Und — Geld! ‚Am Gelde hängt, nach Gelde drängt' usw. ist heute noch wahr, und bleibt es vielleicht noch ein Weilchen, bis uns die Sozialisten von dem elenden Tauschmittel befreien. Seien Sie ganz aufrichtig mit mir, gnädige Frau," begann er nach einer kleinen Weile von neuem. „Oder seien Sie es auch nicht — mit Worten, ich weiß doch, was Sie denken, ich sehe Sie denken. Der Neid spricht aus dir, denken Sie; Sie irren. Der literarische Bajazzo, den Sie in Schutz nehmen, und den ich angreife, der alte, verbitterte, müde Vogelweid flößt mir nicht den geringsten Neid ein, dazu kenne ich ihn zu gut, bin zu genau eingeweiht in die Geheimnisse seiner armseligen Journalistenexistenz. Ich bin ja selbst dieser Vogelweid. Habe die Ehre, mich noch einmal vorzustellen: Bertram Vogel, genannt Vogelweid."

Es entstand eine kleine Verlegenheitspause.

„Sie glauben mir nicht?" fragte Bertram.

Doch! ja, sie glaubten ihm. Sie entsannen sich jetzt, Porträts von ihm in illustrierten Blättern gesehen zu haben. Nicht sehr ähnlich, allerdings. Das entschuldigte, so hofften sie wenigstens. Der Retter nannte sich:

„Gerhart Neuhaus."

„Graf Neuhaus," rief Bertram und lüftete freudig den Hut,

„ein Nachbar meines Gönners und Jugendfreundes, Hugo von Weißenberg? Es ist mir eine ganz besondere Ehre."

„Uns auch," sagten der Graf und die Gräfin, und man schüttelte einander die Hände. „Wir haben nicht nur viel von Ihnen gelesen, wir haben auch viel von Ihnen gehört," setzte die junge Frau hinzu. „Sie sind doch auf dem Wege nach Obositz, bringen Ihre Ferien bei Weißenbergs zu, nicht wahr? Man kann Ihre Ankunft kaum mehr erwarten, wird Sie ganz ausschließend in Beschlag nehmen. ‚Vogelweid will niemand sehen, er ist ein bißchen menschenscheu,' reden sie uns immer zu Gehör. Nun, daß Sie nervös sind, gebe ich zu, aber menschenscheu, davon haben wir nichts bemerkt."

„Sie freilich nicht, meine Herrschaften, ich habe mich Ihnen an den Kopf geworfen und krame mein Innerstes vor Ihnen aus mit barbarenmäßiger Aufdringlichkeit. Stimmung! alles Stimmung! Ich bin ein Sklave meiner Stimmung! Das ist die Folge des unglückseligen Sichüberarbeitens. Arbeit ist der beste Inhalt unseres Lebens, Weisheit, Tugend, Gesundheit, Glück! Sich überarbeiten ist der Fluch, ist der Tod aller unserer Fähigkeiten, nicht der geistigen allein, auch der moralischen. Man taugt nichts mehr, man verliert allen Halt ... Sehen Sie mich; ich peroriere da unaufhaltsam und weiß, in einer halben Stunde, in fünf Minuten vielleicht, werde ich stumm sein wie ein Stock, nicht eine Silbe herausbringen und nicht mehr wissen, ob man sagt: Schöne Frau, ich habe die Ehre, oder: Schöne Ehre, — ich hab eine Frau."

Die Gräfin lachte: „Da sind Sie ja sehr zu bedauern."

„In einem Jahre werde ich sehr zu beneiden sein, wenn ich mein Glück erlebe, wenn ich nicht früher überschnappe; es kommen mir manchmal so elend feige Gedanken."

„Sie werden noch eine Menge Gutes erleben," sagte der Graf. „Der kleine Besitz, den Weißenberg für Sie gekauft hat,

ist sehr hübsch. Aber ich darf nichts verraten, das sollen ja lauter Überraschungen werden."

Die Augen Bertrams leuchteten, doch sprach er ängstlich: „Ich will mir nicht zu große Erwartungen machen. Alles hat zwei Seiten, auch mein Besitz wird sie haben. Vorläufig rechne ich mit Zuversicht nur auf ein ungetrübtes Glück. Auf das Glück, vier volle, gesegnete Wochen in einer unliterarischen Umgebung zu verleben. Sie können nicht ermessen, was das bedeutet für einen Tintenmenschen wider Willen. Vier Wochen, in denen er kein Buch in die Hand zu nehmen braucht, in denen ihm kein Manuskript unter die Augen kommt, niemand ein Autograph von ihm verlangt, vier Wochen himmlischer Seligkeit! Weißenberg war mein Schulkamerad, er ist mir der treueste Freund, meine Vorsehung ist er. O, wie freudig bin ich ihm zu ewigem Dank verpflichtet; in keines Menschen Schuld stände ich mit solcher Wonne, wie ich in der seinen stehe, und ich bin doch lieblos genug, mich weder auf ihn noch auf die Seinen so zu freuen, wie ich mich auf die absolut literaturfreie Atmosphäre seines Hauses freue."

Der Graf räusperte sich, die Gräfin sah befremdet aus. „Wann waren Sie zum letztenmal in Obositz?" fragte sie.

„Vor vier Jahren."

„Stehen Sie nicht in Korrespondenz mit Ihrem Freunde?"

„Alle Jahre zweimal schicke ich ihm Geld, und er schickt mir eine Empfangsbestätigung. Ein literarischer Tagelöhner wie ich, schreibt nicht Briefe zu seinem Vergnügen, und Freund Weißenberg schreibt überhaupt nicht. Bei meinem letzten Besuche wollte er einen Überschlag machen, dazu mußten wir in die Kanzlei gehen, weil die Tinte im Schreibzeug des famosen, männlich tätigen Mannes eingetrocknet war. Und seine liebenswürdige Gattin, die keinen Anspruch auf klassische Bildung macht, und ihre schöngeistigen Bedürfnisse mit ein paar Familienblättern bestreitet ... Bei ihrer letzten Anwesenheit in Wien waren wir

im Burgtheater und sahen Egmont. Am Schlusse sagte sie: ‚Der Egmont ist doch das schwächste Stück von Laube.‘ Eine verehrungswürdige Frau!“

Die Tür des Coupés wurde geöffnet, der Schaffner trat ein und bat um die Fahrkarten. Bertram zog sein Portemonnaie heraus, suchte, fand nichts, wurde kreideweiß, griff in die Brusttasche und fand auch da nichts.

„Wie kommt dieser Herr herein, der Herr Graf haben doch das ganze Coupé genommen?“ sprach der Schaffner.

„Und ich habe eine Karte genommen und bezahlt,“ schrie Bertram. Er war aufgesprungen und griff verzweiflungsvoll in alle seine Taschen. „Und dann — was hab ich dann getan?“ Ihm ward plötzlich alles klar und die Schamröte stieg ihm ins Gesicht: „Dann hab ich einem Komfortabler fünf Gulden gegeben, und der Mensch hatte es nicht verdient, denn er war sehr grob; und ich habe einem Träger, einem ausgezeichneten Manne, statt des Trinkgeldes, das ich ihm zudachte, meine Fahrkarte und meinen Gepäckschein in die Hand gedrückt. Nein,“ brach er aus, „daß ich reise ohne ein paar Kinderfrauen mitzunehmen, eine zur Rechten und eine zur Linken, daß ich überhaupt reise, — ein Mensch wie ich!“

IV.

Auch der Graf war aufgestanden, er drückte Bertram auf seinen Sitz zurück und redete ihm zu, sich zu beruhigen. „Sie sind mein Gast im Coupé. Sie fahren mit der Taubenkarte, und Ihren Koffer müssen wir halt schauen ohne Gepäckschein herauszukriegen. Nach Hullein ist er aufgegeben, da steigen wir ohnehin zusammen aus.“

Er besprach sich halblaut mit dem Kondukteur, Bertram verstand nur einzelne Worte, es sauste ihm so furchtbar in den

Ohren. Aber jetzt erhob sich die Stimme der jungen Frau, die auf eine nur geflüsterte Bemerkung des Schaffners laut erwiderte:

„Es war der große Michel, und der Koffer war neu und aus gelbem Leder, ich habe ihn gesehen und erkenne ihn gleich wieder."

Dann schienen der Graf und der Schaffner einen Händedruck zu tauschen, und der Schaffner wurde ein Lauzun an Höflichkeit, gab die tröstlichsten Versicherungen und entfernte sich, alle, auch Bertram grüßend.

Der lebte auf, aber noch recht dürftig, war ganz Weichheit und Wehmut und so voll Dankbarkeit gegen seine Wohltäter, wie ein glücklich Operierter gegen seine Ärzte.

Nach Journalistenbrauch dachte er im allgemeinen ziemlich gering von den Aristokraten und staunte, daß gerade zwei Angehörige dieser Menschenklasse sich frei von der rohen und egoistischen Rücksichtslosigkeit zeigten, die fast jeden ergreift, sobald er einen Bahnhof betritt. „Ja, ja," sagte er plötzlich laut, „willst du deinen Nächsten kennen lernen? Sieh dir ihn an im Gedränge und im Eisenbahnwaggon!"

Vogel wurde allmählich wieder beredsam, seine Reisegefährten verstanden gar diskret und mit achtungsvoller Teilnahme zuzuhören, und so hatte er, er wußte selbst nicht, wie's geschah, den fremden Leuten, bevor man Lundenburg noch erreichte, wo die große Kofferagnoszierung ins Werk gesetzt werden sollte — seine Lebensgeschichte erzählt.

Er war der Sohn eines seltsamen Ehepaares, nicht seltsam als einzelne für sich, seltsam als Paar, als glückliches, liebendes Paar. Der Vater, Sohn und Enkel von Forstleuten, ein Jäger durch und durch — alle Jäger sind gute Menschen, sagt Turgenjew — von klassischer Bildung nicht angeleckt. Aber auch kein Feind von Büchern, keineswegs; er las sie nur nicht. Wo hätte er die Zeit hergenommen Allotria zu treiben, er, ein Oberförster, verantwortlich für das Tun und Lassen eines großen Personals

und für jedes Stück Wild und für jeden Baum in einem Komplex von zweitausend Joch Wald! Er hatte immer zu tun, zu tun, was er gerne tat, höchste irdische Seligkeit! So mühe- und oft gefahrvoll sein Tagewerk gewesen sein mochte, er kam am Abend zufrieden heim, küßte seine Frau und seinen Jungen, hing sein Jagdzeug an den Rechen, versorgte seine Hunde und setzte sich zu Tisch mit gehörigem Weidmannshunger und -durst. Wenn die gestillt waren, zündete er seine Pfeife an, und nun kam das Plauderstündchen. Meistens sprach der Vater allein, und sein Junge hörte ihm mit begeisterter Aufmerksamkeit zu, weil sich's um Kulturen handelte, um den Holzschlag, um Hunde, um Wild und Wilddiebe. Und auch die Frau hörte ihn immer gern erzählen, nicht weil ihr Interesse an den Dingen, von denen er sprach, groß war, sondern weil sie ihn liebte, ihren braven alten Mann. Innigst liebte, trotz der großen Verschiedenheit ihres Alters und ihres geistigen Horizonts. Sie war die Tochter eines Professors an der Wiener Universität, und die Umstände, unter denen das hochgebildete, schöne Gelehrtenkind den einfachen Jägersmann vom Lande kennen gelernt und sich in ihn verliebt hatte, würden den Stoff zu einem wunderlieblichen Novellchen bieten. Nur schade, das Publikum, dem dieses Novellchen gefallen würde, liegt mit unseren Großmüttern begraben.

„Kennen Sie," fragte Bertram, „das liebenswürdige Buch: Als der Großvater die Großmutter nahm? Da hinein würde das Novellchen gehören. Immer begibt sich dasselbe, das Tun der Menschen bleibt sich beständig gleich; aber was die anderen von diesem Tun wissen wollen, darüber entscheidet die Mode. Alle großen Strömungen in der Weltgeschichte, alle Richtungen in der Wissenschaft, in der Kunst — Sache der Mode, nichts weiter."

Das Ehepaar wollte Einspruch gegen diese Behauptung erheben, Bertram schnitt jede Kontroverse mit dem Ausruf ab:

„Ich habe eine glückliche Kindheit gehabt! Die beste Lehrerin,

die ich hätte finden können, war auch die einzige, von der ich Unterricht erhielt: meine Mutter. Nun aber das Unglück: ich hatte ein merkwürdig gutes Gedächtnis; es machte mir das Studieren zu leicht und deshalb bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar. Das Wissen ‚flog mir am Kopf vorbei', um einmal wieder zu zitieren und zwar Lichtenberg. Nur Freude war für mich, was man Arbeit nannte, und Hochgenuß die Erholung — das Wandern durch den Wald mit meinem Vater. Es hat eine Zeit gegeben, in der ich jeden Baum, jeden Strauch, jede Blume kannte, ‚von Namen und von Angesicht,' und den Gesang jedes unserer Waldvögel nachahmen konnte, daß man ihn selbst zu hören glaubte. Ja, die Kindheit war schön. Und das alles auf einmal wie abgeschnitten. Mein Vater wurde eines Tages nach Hause gebracht — tot. Bauern, die an der Waldgrenze jagten, hatten ihn erschossen. Absicht? Zufall? es ist nie herausgekommen. Von den Geschworenen sind die Täter freigesprochen worden. Das begab sich kurz bevor das große, wie man einst sagte: herrschaftliche Gut, auf dem mein Vater und seine Vorfahren durch Generationen das Oberförsteramt versahen, unter den Hammer kam. Ein nichtsnutziges Erbgräflein hatte den väterlichen Besitz wenige Jahre, nachdem er ihn antrat, verspielt, verlumpt.

Meine Mutter wurde abgefertigt mit einer kleinen Summe, die ich aber für einen unerschöpflichen Reichtum hielt. Wir zogen fort aus dem Haus im Walde, nach einem Provinzialstädtchen, wo ein Bruder meiner Mutter an der Spitze des Gymnasiums und einer zahlreichen Familie stand. Lauter Buben, und alle studierten, und nun war's selbstverständlich, daß auch ich studierte. Ich tat's ungern, weiß Gott, aber nicht schlecht, dank meinem lächerlichen Gedächtnis. Als Vorzugsschüler zog ich durch die Klassen. Von Zeit zu Zeit bäumte es sich in mir auf: ‚Mutter, ich will nicht Philologe werden und Bibliothekenstaub schlucken. Ich will ein Förster werden und leben im tauigen

Wald, Bäume pflanzen, Wild hegen.' — ‚Alles schön,' sagte sie, ‚aber klassische Bildung ist doch das Höchste. Lerne wenigstens den Schatz kennen, den die Menschheit an den Klassikern besitzt, lerne ihre erhebende, veredelnde Macht empfinden.'

Sie selbst war eine tüchtige Lateinerin, und wenn wir an Winterabenden beisammen saßen, las sie mir vor aus ihren geliebtesten Autoren, und dabei bebte leises Entzücken in ihrem Tone, und ihr feines weißes Gesicht verklärte sich. Ich wieder deklamierte deutsche Gedichte, ich war mit fünfzehn Jahren eine wandelnde Anthologie. Mein kleinwinziges musikalisches Talent half das Unheil vollenden. Aus den vielen Versen und dem bißchen Musik entstand ein Summen, das herauskommen mußte und herauskam in einer Form, die blinde Mutterliebe und meine unerfahrene Jugend für Poesie hielten. Es regnet nicht, es schüttete Gedichte. Die Pseudo-Muse kargte nicht. Sie spendete ihr Reimgeklingel bei jedem Anlaß, bei Geburtstagen der Professoren, beim Schluß des Studienjahres, bei Fahnenweihen usw. Viele dieser Dithyramben erschienen im Wochenblatt, und wenn meine Mutter mich „gedruckt" sehen konnte, war sie glücklich.

In vorgerückten Jahren begann sie auf einmal gesellig zu werden. Sie ging regelmäßig bei jedem Wetter und an jedem Wochentage zu Bekannten, wie sie sagte, und kam manchmal, je nach der Jahreszeit, erhitzt, regentriefend oder durchfroren heim. Und zu meiner Betrübnis zog sie immer die selben Kleider an, und die wurden nur noch mit viel Kunst und Mühe in leidlichem Stand erhalten. Ich sah meine Mutter aber auch elegante Toilettestücke anfertigen, die sie niemals trug. Sie liebte es nicht, bei solchen Arbeiten von mir überrascht zu werden, verbarg sie gleich im Schranke, wenn ich eintrat. Trotzdem kam es mir einmal vor, als feiere ich ein Wiedersehen beim Anblick einer Sammetmantille auf dem Rücken der Bürgermeisterin.

‚Mutter', sagt ich, ‚die Bürgermeisterin hat deine Sammetmantille.' ‚Wieso? ich werde doch keine Sammetmantille haben.'

‚Aber gemacht hast du sie, ja, ja, ganz gewiß, und verschenkt, oder — Mutter!‘ Ihre Verlegenheit erweckte einen beschämenden Verdacht in mir; er hatte ein Gefolge von peinlichen Gedanken.

Meine Mutter verheimlichte mir allerlei. Es kamen manchmal Briefe mit kleinen Geldbeträgen von rätselhafter Provenienz ins Haus. Meine Mutter arbeitete doch nicht um Geld? Wir waren ja wohlhabend. Und wenn der Hausherr neulich den überhöflichen Bückling, den meine Mutter ihm machte, nur mit einem Kopfnicken erwidert hatte, so hieß das eben: Ich bin ein Flegel, und nicht: Sie sind im Rückstand mit dem Mietzins. Von Geldnot konnte bei uns keine Rede sein. In der Schule galt ich für reich. Hatte ich nicht alles, was ich brauchte, waren meine Kleider nicht immer im besten Stand? Fand ich nicht immer beim Heimkehren einen für mich gut besetzten Tisch? Alle diese Fragen konnte ich bejahen und wurde doch den Zweifel nicht los, der mich überkommen hatte und sprach: ‚Wenn die Renten nicht ausreichen, um den Mietzins zu bezahlen, so nimm doch einmal vom Kapital.‘ Sie erwiderte mühsam und mit leiser Stimme: ‚Unser Kapital hat einst aus dreitausend Gulden bestanden. Die Renten reichten nicht aus, um uns leben zu machen, ich habe Jahr für Jahr vom Kapital nehmen müssen. Da hat es sich denn sehr verringert, das heißt, nein,‘ sprach sie und öffnete mir die Arme und zog meinen Kopf an ihre Brust, ‚es hat sich verwandelt, aus sehr Schätzbarem in Unschätzbares. Unser Kapital, das bist jetzt du, das ist jetzt deine kräftige Gesundheit, deine roten Wangen sind's, deine guten Augen.‘

Ich war sehr enttäuscht und sagte: ‚Außerdem haben wir aber doch noch etwas?‘ Sie lächelte: ‚Etwas weniges — mich und meine Arbeitskraft.‘

Einige Tage danach erkrankte sie schwer und verlor das Bewußtsein. Und während sie dalag in Fieberträumen, mit geschlossenen Augen, gingen mir die Augen auf. Der Arzt hatte

Eisumschläge verordnet, ich mußte die Tücher dazu aus ihrem Schranke, einem Häng- und Legeschranke, nehmen, den sie — gar oft hatte ich sie damit geneckt —! immer vor mir versperrt hielt. Wie ein Dieb kam ich mir vor, als ich den Schlüssel aus der Lade ihres Tisches nahm und den Schrank öffnete.

Auf den ersten Blick erriet ich das Geheimnis, das sie darin vor mir verbarg, das Geheimnis ihrer tiefen Armut. Da hingen ein paar Gewänder, der Rest ihrer einst wohlbestellten Garderobe, und gewannen eine Sprache, in der sie sagten: Sieh uns an, wir sind in Wirklichkeit anders, als wir uns ausnehmen, wenn uns die Herrin trägt; ganz ausgedient und lebensmüde, kein guter Faden ist mehr an uns. Blütenweiß und fein geplättet war auf den Legebrettern, um sie nur halbwegs zu bedecken, die Wäsche Stück für Stück nebeneinander gebreitet. Alles geflickt und wieder geflickt mit beispielloser Sorgfalt. Ich hatte meiner Mutter oft einen Vorwurf gemacht aus diesem Sparsamkeitsfleiße. Aber da sagte sie: ‚Nähen kann bald eine, zum Flicken braucht man Bildung,‘ und zitierte das schöne Gedicht von Annette von Droste: Die junge Mutter. — ‚Ob man den Schleier um die Wiege hing, den Schleier, der am Erntefest zerrissen? Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett, daß alle Frauen höchlich es gepriesen.‘

Auf einem Taschentuche lag ein Säcklein aus verblichenem Seidenzeug mit Lavendelblüten gefüllt, eine Erinnerung an unsern Garten am Försterhaus. Die Blüten einzusammeln, war meine Arbeit. Ich tat sie gern und trug dann ihre Spuren als starken erfrischenden Duft tagelang in meinen Kleidern. Die Blüten im Säcklein strömten ihn längst nicht mehr aus; sie waren nur noch Staub.

Auch Schriften lagen im Schranke. Etwas vom Gericht, die Aufkündigung unserer Wohnung, Rechnungen für Modeartikel, von der Hand meiner Mutter geschrieben, und mit dem offenbar zagend hingesetzten Worte: ‚Duplikat‘ versehen, aber

nicht abgeschickt. Ein Brief mit der demütigen Bitte, das Honorar für dreißig Unterrichtsstunden gütigst entrichten zu wollen, gleichfalls nicht abgeschickt. Sie hatte gearbeitet, Unterricht gegeben, um die ihr gebührende Entlohnung gebettelt. Gott weiß, wie oft umsonst. Sie hatte gedarbt und gekargt, schweigend und glücklich, daß sie's für mich tun konnte — bis sie zusammenbrach.

Das alles erzählte mir der alte Schrank, und ich stand vor ihm ... Der Frömmste der Frommen hat noch nie andächtiger vor dem allerheiligsten Tabernakel gestanden.

Mit der Andacht war uns aber nicht geholfen, und helfen galt's, und wenn ich ein Kapital war, galt's Zinsen tragen.

Vor kurzem, da ich in der Redaktion des Wochenblattes mein Honorar für ein Gedicht abholte, das der Herausgeber zu einer offiziellen Feier bestellt hatte, sagte der zu mir: ‚Ihre Gedichte sind recht schön, wenn Sie aber die Leier, von der in jedem die Rede ist, in die Ecke werfen, und mir einige pudelnärrische Feuilletons leisten wollten, würde dabei für mich und Sie mehr herausschauen, als bei all dem Schwung. Aber der Humor! woher nehmen und nicht stehlen? Sie schon gar. Immer umrauscht von Zaubertönen und verheiratet mit den Kamönen. Von Zeit zu Zeit eine kleine Untreue tät nicht schaden, die verzeiht man auch dem besten Ehemann, aber freilich das Zeug dazu müßte man haben.'

Teufelmäßig gelockt hatte es mich, ihm gleich zu zeigen, daß ich das „Zeug" besaß, und daß die Kamönen, so eng verbunden ich mich auch mit ihnen hielt, mir doch noch nicht die Schlafhaube über die Ohren gezogen hatten.

Meine Herrschaften, am Bette meiner schwerkranken Mutter habe ich mein erstes lustiges Feuilleton geschrieben, und bin dabei — dummer Junge, der ich war — selbst lustig geworden. Eine große Zuversicht erfüllte und beseligte mich durch und durch: Morgen lacht das ganze Städtchen mit mir, und wir bekommen

Geld, und meine Mutter wird gesund, denn ich kaufe ihr die teuersten Medikamente und die besten Sachen zum essen und alles was sie freut.

Als ich fertig war mit meiner Arbeit und sie überlas, mußte ich mir den Mund zuhalten, um nicht laut aufzulachen, um nicht einen Jubelschrei auszustoßen, der meine Mutter geweckt hätte. Sie schlief sanft, und ich wagte nicht näher zu treten, schickte ihr nur einen langen, innigen Kuß zu und dachte: Meine Mutter ist jetzt auch mein Kind.

Meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen. Ich habe — welch ein Glück für den Geldmacher, welch ein Unglück für den Künstler! nie einen Mißerfolg gehabt, nur mehr oder weniger Erfolg. Mit zwanzig Jahren war ich Redakteur des ehemaligen Wochenblattes, das ich in ein Journal verwandelt hatte, von dem die großen Zeitungen in Wien Notiz nahmen. Dahin erhielt ich einen ehrenvollen Ruf in die Redaktion der ‚Grenzenlosen'. In Wien ist, jetzt sind es schon zwölf Jahre, meine Mutter, in der Überzeugung, daß sie der Welt in ihrem Sohne einen großen Schriftsteller hinterließ, bis zum letzten Augenblick zufrieden und glücklich, gestorben."

Er hatte immer leiser gesprochen, sich immer mehr vorgebeugt, seine Arme lagen auf seinen ausgespreizten Knien, er hielt die flachen Hände an sein Gesicht gepreßt. Plötzlich fiel auf den Teppich des Waggons eine Träne, die er rasch mit dem Fuße verwischte. Er wandte den Kopf, sah zum Fenster hinaus und sprach mit etwas erzwungenem Entzücken: „Sehen Sie doch das schöne Kartoffelfeld. Ich möchte auch ein Kartoffelfeld haben!"

Der Zug fuhr in eine große Station ein. „Lundenburg," riefen die Kondukteurs und öffneten die Türen der Waggons.

„Jetzt wird Ihre Koffergeschichte in Ordnung gebracht," sagte der Graf, stieg aus, und Bertram mußte ihm zum Gepäckwagen begleiten, wo er von „autoritativer Seite" die Ver-

sicherung erhielt, daß sein Kollo in Hullein ausgeladen werden solle.

Ins Coupé zurückgekehrt, brauchte er einige Zeit, um sich von seiner neuen Gemütsbewegung zu erholen, und sprach nur noch so viel als nötig war, um die teilnehmenden Fragen seiner Reisegefährten zu beantworten.

Er hatte nach dem Tode seiner Mutter einen einstigen Schulkameraden, Hugo von Weißenberg, auf dem Lande besucht, und damals schon den Entschluß gefaßt, an Fleiß zu leisten, was ein Mensch nur leisten kann, zu sparen wie ein Geizhals, und wenn er das nötige Geld zusammengebracht haben würde, ein Gütchen zu kaufen, auf dem er leben wollte nach seinem Sinne als Bauer, als Jäger. Vor mehreren Jahren schon hatte Weißenberg den kleinen Besitz für ihn erworben, aber damals war noch kein Wohnraum da, kein Stück Vieh, kein Ackergerät, nichts.

„Alles Fehlende mußte erschrieben werden. Der beste, fürsorglichste Freund, der sich mit dem Instruieren meines zukünftigen Tuskulums plagt, als gälte es seinem eigenen Sohn eine Heimstätte einzurichten, sagt immer noch: ‚Arbeite weiter, ein kleines Betriebskapital mußt du haben, du verhungerst ohne Betriebskapital!‘

Jetzt will ich mich ihm vorstellen und zu ihm sprechen: ‚Sieh mich an, dahin hat die Literatur mich gebracht. Ist's nicht besser im Freien verhungern, als überschnappen in einer zugigen, lichtlosen Kammer. Ich brauche Ruhe, Ruhe vor der Literatur.‘“

„Mögen Sie die in Obositz finden,“ erwiderte die Gräfin. Sie stand auf und trat ans Fenster, an dem Bertram saß. „In fünf Minuten sind wir angelangt, nehmen wir jetzt schon Abschied.“ Auch der Graf trat heran: „Auf baldiges Wiedersehen; sagen Sie Freund Weißenberg, daß wir nächstens kommen, ich bitte, Herr Doktor.“

„O, Herr Graf, ich bin nicht Doktor.“

„Wie tituliert man Sie also?“

„Vogel, ganz einfach."

„Was mich betrifft," sagte die Gräfin liebenswürdig, „ich bleibe bei Vogelweid. Meine Erklärung habe ich Ihnen schon gemacht und pflege nichts zurückzunehmen."

„Gerhart, da sind die Kinder," wandte sie sich an ihren Mann.

Vor der Bahnhofstation, in Begleitung eines kleinen, alten unbeschreiblich munter dreinblickenden Kindermädchens, warteten ein braunes, schlankes, etwa sechsjähriges Knäblein und seine noch jüngere, vor Lebhaftigkeit sprühende, blonde Schwester. Sie jubelten: „Vater! Mutter!" und die Gräfin antwortete ihnen nicht, winkte ihnen nicht zu, hielt die Arme gekreuzt, aber ein Ausdruck von tiefinnerlichem Glück breitete sich über ihr Gesicht, und ihre Augen lachten die Kinder an.

Bertram wollte ihr beim Aussteigen behilflich sein, sie war schon herabgehüpft und hatte dabei ihre Reisetasche in der Hand behalten und nicht einmal ihren Regenschirm fallen lassen. Ihr Mann folgte ihr, er trug die Reisetasche Bertrams, und der sah nun, in Aufmerksamkeit ganz versunken, der freudigen Begrüßung zwischen den Eltern und den Kindern zu.

„Ich möchte auch Kinder haben," sagte er plötzlich.

„Tauben, Erdäpfelfelder und jetzt auch noch Kinder? Ach, lieber Herr Nachbar, zu denen kommt man, ehe man sich's versieht," sprach der Graf.

Bertram aber schrie auf: „All ihr Götter, ich vergesse ja ganz, wo ist mein Koffer?"

„Da steht er, auf der Strecke."

Wahrhaftig! Da stand er wie von unsichtbaren Händen getragen. Er stand, während der Zug, in dem er sich eben befunden hatte, davonbrauste. Doch eine großartige Erfindung, die Eisenbahn!

V.

Eine Viertelstunde später fuhr Bertram auf breitem Wege zwischen Baumgruppen, Wiesen und Gebüschen dem Schlosse Obositz zu. Unter den grünumrankten Säulen des Altans erwartete Weißenberg, umringt von seiner ganzen Familie, den werten Gast. Der Hintergrund wurde von der Dienerschaft ausgefüllt. Sonntäglich angetan, in schneeiger Weste, schwenkte der Freund das Taschentuch und schrie aus Leibeskräften: „Willkommen!" In der ganzen Gruppe entstand eine freudige Bewegung, und in den Zuruf des Hausherrn mischten sich einzelne Vivats.

Es schien Bertram unmöglich, daß dieser feierliche Empfang ihm gelte; er wendete sich, um zu sehen, ob nicht hinter ihm der Statthalter einherfahre, oder der Bischof. Aber er erblickte nur ein Staubwölkchen, das die Räder des Wagens aufgewirbelt hatten. Ach, und rings dufteten die Wiesen, und im Gezweige eines breitblättrigen Lindenbaumes wurde eine Vogelsoiree mit Gesang und Wettflügen abgehalten.

Die Pferde waren in vollem Lauf, und ihr Lenker trieb sie noch an. Vom Wunsche beseelt, sich auszuzeichnen, wollte er vor dem Altan plötzlich parieren. Das Kunststück mißlang, die Equipage schoß wie der Blitz an den Herrschaften vorbei und dem Stalle zu.

„Hallo, halt!" rief der Baron, riefen die männlichen Diener und rannten nach, und sämtliche Schloßhunde setzten sich mit wütendem Gebell an die Spitze des Zuges. Nach wenigen Augenblicken riß der Kutscher sein Gespann zusammen, aber Bertram hatte Zeit genug gehabt, um voll Erbitterung vor sich hin zu knirschen: „Bravo! wir liegen schon. Wenn das nicht scheitern heißt im Hafen!"

Der Wagen hielt, und in der nächsten Minute reichte Weißenberg dem Freunde die Hand. „Bist einmal da, endlich!"

„Endlich!“ wiederholte Bertram, stieg aus und trat dem Schoßhündchen der Frau Baronin, das ihn umwedelte, auf die Pfote. Es floh heulend, und er rief: „Himmel, wieviel Unglück habe ich heute mit Haustieren!“

Die stattliche und gütige Wirtin war herbeigeeilt: „Es tut nichts, gar nichts, trösten Sie sich,“ sprach sie huldvoll, „Passi ist selbst schuld, warum drängt sie sich so heran? Freilich hat sie eine Entschuldigung; die Getreue machte sich zum Dolmetsch unserer Gefühle.“

Das Gesicht Weißenbergs leuchtete vor freudigem Stolze, während seine Gemahlin diese vortreffliche Ansprache hielt, und er massierte — bei ihm ein Zeichen hoher Erregung — sein rundes, ausrasiertes Kinn kräftig mit dem ringförmig zusammengebogenen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten.

Bertram verbeugte sich, küßte der Baronin die Hand und erhaschte einen Blick aus ihren noch immer schönen Augen — er traute den eigenen nicht — wahrlich einen zärtlichen Blick. Man trat unter das Portal; alte Bekanntschaften wurden aufgefrischt, neue gemacht.

Sieglinde, die Tochter des Hauses, vor vier Jahren ein schmales Backfischchen, prangte jetzt in vorzeitig strotzender Fülle. Sie litt zum Erbarmen unter den Ausbrüchen der Verwunderung, die sie durch ihre bavarienhafte Erscheinung bei aller Welt hervorrief und kämpfte bis zum Weinen mit beständigem, unmotivierbarem Erröten.

Den Gegensatz zur Schwester bildete Hagen. Das „Jungelchen“, wie seine Mutter ihn nannte, war hoch aufgeschossen, mager und fahl; es hatte ziemlich dünne, blonde Haare und blasse Augen von unbestimmter Farbe, ein aufgestülptes Näschen und einen großen Mund mit dünnen Lippen. Er wurde vorgestellt als Lateiner und Grieche:

„Ja, ja, bereits Schüler, beinahe Vorzugsschüler der sechsten Klasse. Und hier,“ die Baronin machte eine so zierliche Hand-

bewegung wie eine Ballettänzerin, die ein Bukett überreicht, und deutete auf einen jungen Mann von breiter Statur, mit rötlichen Haaren und rötlichem Schnurr- und Backenbarte: „Herr Doktor Meisenmann, der freundliche Gesellschafter und Professor unseres Sohnes."

Man begrüßte einander, und Bertram hütete sich wohl zu fragen, wozu der Gymnasiast, der beinahe Vorzugsschüler war, einen eigenen freundlichen Professor brauchte.

Der Zimmerwärter kam herbei: „Bitte um den Kofferschlüssel, daß ich auspacken kann," sprach er mit der Ungeniertheit und Wichtigtuerei verwöhnter alter Diener und nahm das Verlangte in Empfang, indem er dem Gaste vertraulich zunickte.

Weißenberg belohnte ihn mit einem: „Sehr gut, Vater Simon," hieß ihn vorausgehen und nahm den Arm Bertrams. „Wir folgen, komm, ich führe dich. Nicht deprezieren! Nein, sag ich dir, du findest den Weg nicht, wohnst nicht in deinem alten Quartier, wohnst im ersten Stock; wir wissen, was wir dir schuldig sind, Mann des Tages. Appartement mit Badezimmer und Badewannen, nen!" wiederholte er, die letzte Silbe nachdrücklich betonend.

Die Baronin ließ ein bedeutsames Räuspern vernehmen, und Sieglinde errötete.

Der Hausherr fuhr unentwegt fort: „Vorwärts also! Und ihr," wandte er sich an die Dienerschaft, „habt ihn gesehen, gebt euch zufrieden und tretet ab ... Das gilt nicht dir," rief er einem jungen Mädchen zu, das hinter der Baronin und ihrer Tochter gestanden hatte wie hinter zwei Ofenschirmen und sich jetzt den abgehenden Leuten anschließen wollte. Sie blieb stehen, sehr verwirrt, mit gesenkten Augen, die sie auch nicht erhob, als Weißenberg sprach: „Gertrud, Herr Vogel, genannt — na, du weißt schon. Bertram, das ist Fräulein von Weißenberg, das heißt unsere Nichte Gertrud."

Er zog den Freund mit fort, sie schritten durch die Halle,

über die Treppe. „Beeile dich mit der Wäscherei," empfahl der Baron. „Wir essen gewöhnlich um zwei Uhr, haben aber heute dir zu Ehren die Speisestunde verschoben. In zwanzig Minuten wird die Tischglocke dich rufen, die Köchin ist schon fertig."

„Was sie für Wimpern hat!" sagte Bertram plötzlich wie aus Träumen erwachend.

„Wer?"

„Deine Nichte. Und warum ist sie in Trauer?"

„Weil ihre Mutter vor einem halben Jahre gestorben ist."

„Eine liebliche Erscheinung, so fein und zart."

„Zart? Ist dir nur so vorgekommen neben unserem Sieglinderl."

„Und warum so verlegen, ja sogar bestürzt?"

„Unser Sieglinderl ist immer bestürzt."

„Nein, die andre mein ich."

„So, war die auch bestürzt? Ist sonst nicht ihre Sache. Aber du wirst ihr imponiert haben. Kein Wunder, die erste lebendige Berühmtheit, die ihr vor Augen kommt."

„Eine Berühmtheit wie ich! Da müßte sie bis heute in der Wildnis gelebt haben."

„In Wien hat sie gelebt. Freilich seit Jahren wie angeschnallt ans Bett der kranken Mutter."

Sie waren sehr langsam, denn Bertram blieb alle Augenblicke stehen, die sehr hübsche, freitragende Treppe hinaufgegangen. Weißenberg machte seinen Gast auf die Wände und die hochgewölbte Decke des Treppenhauses aufmerksam: „Sauber, nicht wahr? Ich habe einen Italiener da gehabt, der die Stukkaturen aus dem Mörtel herausgearbeitet hat, unter dem sie durch oftmaliges Übertünchen schon halb verschwunden waren."

Bertram bewunderte. „Reizend," rief er begeistert, „das ist Reichtum ohne Üppigkeit, edle Keuschheit, anmutige Fülle, Sehnsucht und Fähigkeit, sich aus steifen, veralteten Formen zu befreien, ohne Ausartung ins Maßlose. Ich sage dir," brach er

plötzlich aus, „deine Nichte ist eine Dame im österreichischen Barockstil!"

Der Baron legte die Hand auf Bertrams Schulter und sprach warnend: „Du, daß du dich nicht verliebst! Es wäre die größte Dummheit, du brauchst Geld, der Ökonom braucht immer Geld, und unsere Nichte — die reine Kirchenmaus. Da sind wir," unterbrach er sich, und sie blieben abermals stehen vor einer Flügeltür am Ende des bildergeschmückten, teppichbelegten Ganges, den sie durchschritten hatten. „Ich geh, sonst verplaudern wir uns, und wie gesagt, die Köchin wartet, um anzurichten, nur aufs Glockenzeichen. Nochmals willkommen, und laß dir's bei uns wohl sein."

Er enteilte geschäftig, und Bertram sah ihm nach. War auch nicht mehr der selbe, der liebe, alte Mensch! Er schien kleiner, sein Hals kürzer geworden, seine Haltung hatte etwas von der früheren Strammheit verloren. So kann man denn auch vorzeitig altern auf dem Lande, in dieser ozonreichen Luft, in herrlichem Frieden, in nervenstärkender Tätigkeit?

Simon hatte die Tür geöffnet, ermahnte den Gast einzutreten und weidete sich still und stolz an seinem Staunen über die schönen Räume, die ihn umfingen. Ein Salon in dunkelgrünem Sammet, ein luftiges, behaglich eingerichtetes Schlafzimmer mit Himmelbett und nebenan eine köstliche Badestube.

„Bitte, jetzt kommt das Scheenste," sagte Simon und schwebte auf den Zehen über die ganze Breite des Schlafzimmers. Dem Himmelbett gegenüber befand sich der Eingang zu einem vierten durch eine schwere Portiere verhüllten Gelaß. Der Diener zog sie zurück, und Bertram blickte in ein großes Arbeitszimmer, in dem ein kolossaler Schreibtisch stand, und das voll war von Bücherschränken, und jeder hatte ein anderes böses Gesicht, das ihn angrinste und triumphierend höhnte: Guck du, wir sind wieder da!

Er prallte zurück: „Vorhang zu! Ich bitte Sie um Gottes willen, Simon, befreien Sie mich von diesem Anblick.“

Simon rührte sich nicht. „Der Herr Doktor werden's da so scheen ruhig haben zur Arbeit, sagt die Frau Baronin. Wir haben die Bicher vom Boden heruntergeschleppt. Der Schreibtisch, der is aus der Kanzlei.“

Bertram wußte wohl, daß man den Alten nicht beleidigen durfte, weil er sonst in akute Stummheit verfiel und sich aufs Schmollen verstand, trotz einer Dame des vorigen und einer Kammerjungfer dieses Jahrhunderts.

„Lassen Sie mit sich reden, Simon,“ sprach er, seine Ungeduld mühsam bemeisternd. „Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht Herr Doktor, ich bin kein Doktor, ich bin Herr Vogel, ein armer ‚Herr‘, der von früh bis abends und manchmal von abends bis früh dasitzen und reines, weißes Papier in schwarz beschmiertes verwandeln muß.“

„Muß?“ fragte Simon ungläubig.

„Jawohl, um Geld zu verdienen mit meiner Arbeit. Hier aber will ich nicht arbeiten; ich bin gekommen, mich auszuruhen vom Lesen und Schreiben und will, solang ich hier bin, kein Buch aufschlagen und keine Feder berühren.“

Damit begab er sich in das Waschzimmer, und Simon folgte ihm, um als Lein- und Handtuchständer zu fungieren. „O Jekerle,“ seufzte er betrübt auf, „und wie haben sich schon alle so gefreit.“

„Worauf?“ fragte Bertram ahnungsvoll und tauchte aus dem Riesenlavoir empor, in dem er seinen Kopf gebadet hatte.

Aber Simon war ganz Sphinx. „Werden schon hören, bitte,“ erwiderte er.

VI.

Die Familie war vollzählig im kleinen Salon versammelt, als Bertram, sauber gewaschen und elegant angetan, eintrat. Im selben Augenblick wurden beide Flügel der Tür, die in den Speisesaal führte, geöffnet, der Gast bot der Hausfrau seinen Arm und erhielt am zierlich gedeckten Tisch den Platz zu ihrer Rechten und zur Linken des Hausherrn. Neben diesem saß der „Professor" und zwischen ihm und Hagen die ernste „Kirchenmaus". Dann kam Sieglinde, die ihren Sessel so nahe als möglich an den der Mutter gerückt hatte.

„Schau dir das Obst an," sagte Hugo, „die selben Sorten haben wir in deinem Garten gepflanzt."

Bertram sah den Freund glückverklärt an. „Wann werd ich ihn sehen, meinen Garten? Und solches Obst hab auch ich?"

Entzückt betrachtete er die goldigen Aprikosen, Himbeeren, die dem Rotkäppchen als Kopfbedeckung hätten dienen können, purpurne Kirschen, durchsichtige Weichseln, Erdbeeren von märchenhafter Größe und Gestalt.

„Nehmen Sie die Melone nach der Suppe oder zum Dessert?" fragte die Hausfrau und zeigte ihrem lieben Gaste freundlich die blanken Zähne. Sie war wirklich noch eine schöne Frau, trotz ihrer sechsunddreißig Jahre und ihrer überreich entfalteten Hochsommerblüte.

„Verehrte Frau," erwiderte Bertram, „ich esse Melone, wann Sie erlauben und befehlen."

„Nach der Suppe ist sie gesünder," bemerkte Weißenberg.

„Beirre ihn doch nicht. Bitte, entscheiden Sie."

„Es ist mir wirklich gleich."

Der Gymnasiast, der während dieses Austausches von Höflichkeiten höhnisch gelacht hatte, brach jetzt aus: „Macht keine solchen Geschichten. Ihm ist's gleich, hat er schon gesagt, wenn er nur überhaupt Melone kriegt."

Bertram sah einen Purpurschein sich verbreiten, er ging vom Gesicht Sieglindens aus, er vernahm ein Gekicher, es hatte sich der Brust Meisenmanns entrungen. Weißenberg zeichnete mit dem Messer die Umrisse einer Scheune auf das Tischtuch, die Hausmutter tat unbefangen und winkte plötzlich entschlossen den immer noch auf eine Entscheidung wartenden Bedienten, die Melone zu servieren.

„Ich lese jetzt ‚Die Kronenwächter' von Achim von Arnim," wandte sie sich von neuem an Bertram.

„Sie lesen, so? die Kronenwächter?" versetzte er und dachte: Sind wahrscheinlich auch vom Boden heruntergeschleppt worden.

„Ein merkwürdiges Buch, aber doch mehr merkwürdig als spannend."

„Wie meinst du das?" rief Hagen seine Mutter herausfordernd an. Weißenberg aber sagte rasch:

„Sie ist gut, die, was? eine gestrickte. Hast die selbe Sorte in deinen Mistbeeten."

Sieglinde errötete, und Mutter Berta berichtigte in rücksichtsvoll gedämpftem Tone: „Frühbeeten."

Der Hausherr begann nun freudig und ausführlich zu erzählen, wie er den Kauf des Bauerngutes — einer ehemaligen Erbrichterei — für Bertram abgeschlossen, wie er alles in leidlicher Ordnung übernommen habe und in musterhafter zu übergeben gedenke. Dann aber kam er auf sein altes Lied vom Betriebskapital zurück, und Bertram erklärte:

„Ich will kein Kapital, ich brauche keins; was würden die Sozialisten sagen, wenn ich ein Kapital aufhäufte."

„In die Gefahr wirst du schwerlich kommen. Nicht ums Aufhäufen handelt sich's, sondern ums Zustopfen, wenn irgendwo eine gefährliche Lücke entsteht; die Maschine, die zu stocken droht, muß in Gang erhalten werden. Wie schaffst du die Mittel dazu her ohne Reservefond?"

„Der Bauer hat keinen und lebt doch auch?"

„Bilde dir das nicht ein, der Bauer geht zugrunde."

„Durch eigene Schuld."

„Nicht immer."

Jetzt geriet der „Professor" in hohe Erregung und sprach überstürzt mit bebender Stimme und so leise, daß man ihn kaum verstand. Es zischte und pustete aus ihm heraus wie aus einem überheizten Teekessel. Er verwünschte die Juden und die Deutschen, die Feinde und Verderber des mährischen Bauern. Der Judenwirt verleitet den Bauern zum Trinken, gibt ihm Branntwein, so viel er will, bis er Hab und Gut versetzt hat. Dann kommt der Deutsche und kauft den Bauern aus.

Den Schluß seiner Rede hatte Meisenmann geradezu an den Baron gerichtet, und schien, einmal im Zuge, in immer heftigere Anklagen ausbrechen zu wollen. Aber Hagen fuhr drein:

„Sitzt schon! sitzt schon wieder auf seinem Steckenpferd. Du mußt wissen, Vogel, er ist Jungtscheche und Antisemit."

„In der Theorie, nicht in der Praxis. Sie können überzeugt sein, Hagen, und Fräulein von Weißenberg kann überzeugt sein" ...

„Wir sind alle überzeugt," rief der immer versöhnliche Baron dazwischen. „Sie deklamieren gegen die Juden und die Deutschen, aber Sie tun keinem etwas zuleide."

„Ein theoretischer Jungtscheche also?" sagte Bertram. „Auch das setzt mich in Erstaunen. Wenn man einen uralten deutschen Namen führt —"

Die Baronin hatte ein aristokratisches Bedenken: „Uralt?"

„Gewiß. Ich ahne zwar nicht, aus welcher Schöpfungsperiode die Meisen und die Männer stammen, aber sicherlich aus einer älteren, als die ältesten Adelsgeschlechter."

„Du sprichst pro domo, Vogel, weil dann auch du einen uralten Namen hast." Hagen lachte, und es war betrübend, ihn lachen zu hören und zu sehen. Er lachte wie er sprach, stoßweise

bellend, und schien dabei eine unangenehme Empfindung zu haben, seine Züge erheiterten sich nicht, sie verzerrten sich.

Sollte der nervöse Bertram unter Menschen geraten sein, noch nervöser als er? An dem jungen Sohn des Hauses mit dem alten Gesichte war alles krankhaft, auch die Hast, mit der er aß, und der prahlerische Übermut, mit dem er ein Glas Wein nach dem andern hinunterstürzte.

Sein Vater richtete eine schüchterne Ermahnung an ihn, sie blieb wirkungslos und wurde nicht wiederholt; augenscheinlich fürchtete Weißenberg des Sohnes offenen Widerstand heraufzubeschwören.

Auch Sieglindchen verriet eine Boa constrictor-Natur beim Verschlingen der turmhohen Portionen, die sie sich vorlegte. Das Mittagessen war allerdings ausgezeichnet, und Bertram bedauerte, ihm nicht so viel Ehre erweisen zu können, als seine gastfreien Wirte gewünscht hätten.

Was war's, das ihm den Appetit raubte? Der Anblick der beiden jungen Fresser am Tische, die beängstigende Liebenswürdigkeit der Hausfrau, oder vielleicht die Nähe des Fräuleins von Weißenberg? Sie wirkte mächtig auf ihn, beschäftigte seine Gedanken, zwang ihn zu fortwährender Selbstüberwindung, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sie gar zu oft anzusehen.

Eine eigentliche Schönheit konnte man sie nicht nennen, aber es war so vieles an ihr schön! Die Form des Kopfes, ihre Art ihn zu tragen, der wundervolle Ansatz des schlanken Halses, die reichen dunkelbraunen Haare, die Nase, der Mund, der hartnäckig schwieg und der, das glaubte Bertram zu erraten, doch so gern gelacht und gescherzt hätte. Und die streng blickenden Augen, dunkel wie die Flügel eines Trauermantels, wie mußten die leuchten können, wenn ein Glücksgefühl sich in ihnen widerspiegelte!

„Es ist schrecklich, Sie essen nicht," sagte die Baronin, und ihr Gast entschuldigte sich:

„O, bitte, warten Sie nur, in kurzem wird sich Heißhunger bei mir einstellen, wenn ich nur erst zu taglöhnern anfange."

„Wie meinen Sie das, zu taglöhnern?"

„Ich meine, daß ich arbeiten will, wie ein Taglöhner."

Alle lachten, sogar die Bedienten lachten verstohlen.

„Wie ein Taglöhner? mit Ihrer Bildung!" sprach die Hausfrau, und Bertram steigerte sich:

„Wie zehn Taglöhner, aus Bildung."

„Mit diesen Händen?" Berta sah bewundernd, und Bertram sah verächtlich und grollend auf seine schmalen, wohlgepflegten Hände nieder.

„Die werden bald anders aussehen, die werden bald Schwielen haben, wie die deinen, Hugo. Wer keine Schwielen hat, kommt nicht in den Himmel, sagt Tolstoi."

„Ach, Tolstoi," flötete die Baronin, „der große Tolstoi, glauben Sie an ihn?"

Bertram war betroffen. Jetzt wußte sie auch von dem? Sollte sie ihre literarische Unschuld verloren haben? Er scheute sich, Gewißheit zu erlangen über den heiklen Punkt und fuhr eifrig fort: Ich will alles lernen, mähen, Garben binden, aufladen, pflügen, säen. Wonne und Erholung wird für mich sein, was ihr schwere Arbeit nennt, weil ihr die wirklich schwere nicht kennt."

„Ein Vers," rief Sieglindchen und verlor einen Augenblick alle Schüchternheit, „das war ein Vers, Mama!"

„Jawohl, mein Engel. O, sie hat ein Ohr!"

Sie hat sogar zwei Ohren und hübsch große, dachte Bertram und betrachtete sie mißtrauisch. Der Teufel soll mich holen, wenn die nicht dichtet.

„Wann bereisen wir meine Besitzungen, lieber Hugo?" fragte er.

„Morgen mit dem frühesten, natürlich."

„Warum nicht gar schon nachts, wenn die Hähne krähen?"

„Was halten Sie von Mörike?" interpellierte Frau von Weißenberg.

„Ich habe den größten Respekt vor ihm."

Da fiel Hagen ein: „Respekt! Du wirst just Respekt haben vor so einem verschimmelten Pater. Überlasse die Heuchelei den Frauen, denen sie unabgeleistete Natur ist."

„Unabgeleistete Natur?" wiederholte Bertram. „Oho! Du studierst Nietzsche?"

„Ich bet ihn an. Ich habe einen Gott gesucht und ihn in Nietzsche gefunden."

„Hast du? Wenn ich nur wüßte, der wievielte du bist, von dem ich das höre."

„Und wenn ich der zweite oder der tausendste bin — seine Jünger sind wir alle. Das ist euch unheimlich, ihr Alten; das treibt euch alle Haare, die ihr noch habt, zu Berge."

„Aber Hagen! aber Hagen!" hatte Weißenberg einmal ums andere, beängstigt und flehend gesagt und sich dabei nicht an den Sohn, sondern an den Instruktor gewendet. Der zuckte die Achseln:

„Es ist heute nichts mit ihm anzufangen, man muß ihn gehen lassen. Er produziert sich, nicht bloß wie gewöhnlich vor dem Fräulein von Weißenberg, sondern auch vor Herrn Vogel."

„Daneben geschossen, mein Lieber!" erwiderte sein Zögling. „Sich produzieren! vor dir, Cousine! Als ob man das dürfte in seiner Gegenwart! Der girrende Ziska — eine neue Ziskaspezies, die girrende — brennt vor Eifersucht wie eine Pechfackel. Nicht wahr, Cousine?"

Gertrud hatte während dieses Intermezzos nicht mit einer Wimper gezuckt, nicht das geringste Zeichen von Ungeduld über das Jüngelchen gegeben, die mordbrennerischen Blicke, die Meisenmann ihr verstohlen zuwarf, ruhig ausgehalten. Und bei dem ehrfurchtsvoll auf sie gerichteten Blicke Bertrams wechselte sie wieder die Farbe und geriet in Bestürzung. Wie

sollte er sich das erklären? Was machte sie so verlegen vor ihm, sie, die den andern gegenüber wie eingefroren blieb in majestätischer Gelassenheit?

VII.

Das Mittagessen war vorbei, die Tafel wurde aufgehoben. Herr Meisenmann machte eine rasche, aggressive Verbeugung, die ganz unverkennbar den Wunsch ausdrückte: Hol euch alle der Teufel! und schoß davon. Mit anmutigem Neigen des Hauptes verließ auch Gertrud den Speisesaal. Geschah das freiwillig oder auf Befehl? Nahm sie im Hause nicht die Stellung eines Familiengliedes, sondern die einer Erzieherin ein, und durfte sie den geheiligten Raum des Rauchzimmers, in das man sich jetzt begab, nicht betreten?

Bertram führte die Baronin zu ihrem Platze. Das war ein rechtwinkliges kleines Kanapee mit dünnen Beinen und so steifen Lehnen aus polierten Stäbchen, daß es im Bereiche der Sitzmöbel schwerlich etwas Steiferes gab. Es stand vor einem Tische, auf dem der schwarze Kaffee und verschiedene Likörs serviert waren. Hugo bot dem Freunde Zigarren an, die er aus einer verschlossenen Lade geholt hatte.

„Vor dem da," sagte er, auf seinen Sohn deutend, „muß ich sie einsperren, er raucht mich sonst arm. Es sind meine Feiertagszigarren. Nimm, so nimm doch," nötigte er.

Bertram dankte: „Ich rauche nicht."

„Rauchst nicht?"

„Nicht mehr."

„Trinkst nicht, rauchst nicht," sprach Weißenberg betrübt, „was tust du denn?"

„Ich spare, wie du weißt."

Hagen, der schon eine schwere Zigarre angebrannt hatte, tippte mit dem Finger auf die kahle Stelle auf Bertrams

Scheitel: „Trinkst nicht, rauchst nicht, eine Tonsur hast du dir auch schon angeschafft, fehlt nur noch die Kutte."

Sein Vater schob ihn etwas unsanft weg und entschuldigte sich bei seinem Gaste: „Wir gehen jetzt die Hunde füttern, sind gleich wieder da. Kommst du, Sieglinderl?"

Das Töchterchen hatte die Arme um die Taille ihrer Mutter geschlungen und fragte im Tone eines fünfjährigen Kindes: „Mama, darf ich Schifferl fahren?"

„Nicht unmittelbar nach dem Essen, mein Herzchen. Begleite jetzt den guten Papa und sieh zu, wie die Hündchen speisen. Dann kannst du Gertrud holen. Ich lasse ihr sagen, daß sie mit dir zum Fischerhause gehen und achtgeben soll, daß du nicht ins Wasser fällst. Du wirst ihr meinen Auftrag bestellen, ich weiß, mein Herzchen ist gewissenhaft."

Mutter und Tochter umarmten einander, nahmen Abschied, als ob ihnen eine jahrelange Trennung bevorstände, und das Herzchen trampelte dem Vater nach.

Hagen hatte sein Mißfallen über die sentimentale Szene zwischen Mutter und Tochter in gewohnter Art durch ein mürrisches Gemurmel kundgegeben: „Kriegt man heute Kaffee oder nicht?" stieß er jetzt verdrießlich hervor.

Seine Mutter beeilte sich, ihm eine Tasse starken aromatischen Mokkas einzuschänken, und er titulierte das köstliche Getränk, das reichlich aus der Kanne floß, mit dem beleidigenden Namen „Zwetschkenwasser". Dann zog er sich mit seinen Vorräten an Kaffee, Likör und Zigarren in die Ecke des Zimmers zurück, nahm dort Platz in einem großen Fauteuil und vertiefte sich in einen Band der Fliegenden Blätter. Sein Gemurmel hörte auch jetzt noch nicht auf: „Fliegende, sauberes Fliegen, sollten die kriechenden heißen. So dumm, zu dumm!" Plötzlich schwieg er, die Zigarre war ausgegangen, das Buch glitt von seinen Knien zur Erde. Er schlief.

Seine Mutter hatte ihn voll Besorgnis beobachtet. Dieses

„foudroyante Einschlafen," wie sie sich ausdrückte, machte ihr unbeschreiblich bange. Es kam öfters über ihn, am Tage heißt das, bei Nacht hingegen „floh der Schlaf seine Augen". „O, es ist schwer!" Die Baronin seufzte, und das Kanapee, auf das sie sich setzte, seufzte auch.

Draußen erscholl lautes Hundegebell; die Tiere wurden nach der Abfütterung in den Garten hinaus gelassen. Bewegt und leise sprach die Baronin: „Mein guter Mann kommt zurück, und ich hätte Ihnen so gern ... ich muß Sie sprechen." Ihre mächtige Persönlichkeit bekam etwas gretchenhaft Hinschmelzendes: „Ich muß Sie sprechen, lieber Vogelweid, im Vertrauen sprechen."

„Nun, gnädige Frau, ich bitte, tun Sie es doch."

„Jetzt? nicht jetzt, später."

„Warum erst später?"

Sie schwieg, aber ihre flehenden Augen fragten: Verstehst du mich denn gar nicht? „Kein Wort davon, vor meinem guten Manne," begann sie nach einer peinlichen Pause wieder, „ich beschwöre Sie!"

Weißenberg trat ein, und Berta bemühte sich ihn anzulächeln; der Versuch mißlang kläglich, und die der Verstellung ungewohnte Frau war auf dem Punkte, in Tränen auszubrechen. Ein Schatten überflog das runde, freundliche Gesicht Hugos. Er trat voll Teilnahme heran und keilte sich höchst liebreich, aber mit schwerer Mühe zwischen seine Gemahlin und die Seitenlehne des Kanapees ein.

Placiert wären sie, dachte Bertram, wie sie aber wieder aufstehen sollen, das weiß Gott.

„Mein Berterl hat schon mit dir gesprochen, seh ich, von unserem Kummer." Hugo wies mit einer Kopfbewegung nach seinem laut schnarchenden Sohne hin. „Ach, der gibt uns was aufzulösen, der!"

„Ja," bestätigte die Baronin, „und wir haben auf Sie ge-

wartet und gehofft, Sie werden uns raten und helfen, ja, auch darin."

„Du hast neulich," sprach Weißenberg, „ein Buch über Erziehung total in den Grund gebohrt und seinem Autor, einem großen Professor, famos heimgeleuchtet. Meine Berta und ich, wir haben gleich gesagt: Wer so versteht, daß der andere nichts versteht, der versteht selbst sehr viel." Er ließ sich durch das betroffene: „O, Nemesis!" das Bertram ausstieß, nicht beirren: „Ja, du verstehst's, hast recht, unsere Schulen taugen nichts. Wie ausgetauscht ist mein Bub, seitdem er in die Schule geht. Du mußt dich noch erinnern, was für ein lieber Kerl er vor vier Jahren war."

„Gewiß. Etwas verzogen zwar schon damals, aber ein liebes Kind und voll Talent."

„Talent! was das betrifft" — die Eltern überboten einander an Versicherungen, wie talentvoll, phänomenal talentvoll ihr Sohn sei, das wüßten sie wohl. „Aber," meinte Weißenberg, „ein so starker Geist in einem noch unentwickelten Körper, das stimmt nicht. Das Mißverhältnis ruft Nervosität hervor, und diese eine Menge kurioser Erscheinungen. Zum Beispiel heute sein Benehmen bei Tische. Deine Anwesenheit hat ihn aufgeregt, er wollte sich, wie Meisenmann ganz richtig sagte, vor dir produzieren; du dürftest ihn für lümmelhaft gehalten haben, er war aber nur nervös."

Die Baronin kam auf den Geist ihres Hagen zurück, den starken Geist, der Glück und Unglück in sich schließt, und verglich ihren Sohn mit einer Kerze, die einen Scheffel durchbrennt und dabei flackert und züngelt.

Bertram sagte, daß er den Scheffel nicht sehe, dem Gatten jedoch gefiel das Bild, und er preßte seinen linken Arm, der auf der Lehne des Kanapees ausgestreckt lag, sehr innig an den Rücken seiner Gemahlin. Ihr war furchtbar heiß, und ihr ästhetisches Gefühl litt unter dem Bewußtsein des unschönen

Eindrucks, den die Einpferchung zweier dicker Personen in ein Sitzmöbel, das höchstens für zwei Elfengestalten berechnet war, hervorbringen mußte. So ließ sie denn schüchtern die Frage fallen, ob man nicht in den Garten gehen solle.

Weißenberg war dagegen: „Wir müssen ihm, bei dem wir Rat und Hilfe suchen, alles sagen, wir dürfen kein Geheimnis vor ihm haben, und so sollst du wissen, Freund, daß wir's vor zwei Jahren in den Ferien mit Strenge versucht haben bei dem Burschen. Das war schrecklich, da hat sich die Nervosität bis zu Wutanfällen gesteigert. Einmal lasse ich mich hinreißen und hau ihn, und er, auf mich losgegangen — ja! mit Augen wie rauchende Zündhölzeln, und dann plötzlich niedergestürzt, geschäumt und gezappelt. Wir, nach allen Richtungen um Ärzte ausgeschickt. Drei kommen. Zuerst zwei junge; die sehen ihn an und verordnen ein Gramm Bromnatrium drei Tage nacheinander vor dem Schlafengehen. Zuletzt kommt der Alte, der Kreisphysikus, schaut den Buben auch an und erklärt sich einverstanden mit der Verordnung der Kollegen. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, denken wir, und wie die zwei jungen fort sind, sagen wir: ‚Wirklich, Herr Kreisphysikus, hätten Sie dem Patienten auch nichts anderes gegeben als Brom?' Er — so scheint es uns wenigstens — verbeißt ein Lachen: ‚Vielleicht doch,' sagt er, ‚wenn ich statt in ein Schloß in eine Hütte gerufen worden wäre. Aber hier würde das Medikament, das ich ordinieren müßte, kaum verabreicht werden.' Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Verstehst du den Orakelspruch?"

„Ich glaube fast."

„Nun denn, leg ihn aus und handle danach."

„Ich?" fragte Bertram erschrocken, „das kommt mir nicht zu."

„Wir geben dir unumschränkte Vollmacht. Nimm dich unseres Buben an, er ist unser Glück, der Stolz des Hauses."

„Seien Sie für ihn ein Arzt der Seele! Sie haben doch eine große Vorliebe für dieses schöne Buch?" sagte die Baronin

gepreßt, nicht nur im bildlichen Sinne, denn ihr Gemahl rückte jetzt mit äußerster Anstrengung auf seinem Sitze vor und legte die mühsam freigemachte Rechte auf Bertrams Knie:

„Hilf uns, du kannst, du verstehst alles, man sieht's aus deinen Kritiken. Welche Vielseitigkeit! sagen wir immer, meine Frau und ich."

„Im Tadeln" erwiderte Bertram. „Die Kunst, alles zu tadeln, erlernt man mit meinem Metier. Aber die Kunst, es besser zu machen, natürlich nicht. So habe ich denn auch von Kinderzucht keinen Dunst, ausgemacht ist mir nur, daß die deine, lieber Alter, und die Ihre, gnädige Frau, nichts taugt."

„Dieser Meinung sind wir selbst," sprach Weißenberg kleinmütig, „unsere Kinderzucht hat Mängel. Gib sie an, sag etwas Positives."

„Etwas Positives ... Nun, wenn ich aufrichtig sein darf — diesen Mängeln abzuhelfen, scheint mir Hagens Lehrer nicht der rechte Mann."

„Dich geniert der Tschech und der Antisemit. Ja, Verehrtester, finde du mir heutzutage einen Lehrer, der nicht etwas ist, was er besser nicht wäre. Wir haben traurige Erfahrungen gemacht. Meisenmann hat Unarten, aber doch auch Qualitäten. Unterrichtet vorzüglich, ist famos in seinem Fache — Geschichte. Im Herbst wird er Professor am Gymnasium, und mit der Zeit ganz gewiß Direktor."

„So? so? ... Das ist das Holz aus dem ..." Ein neuer empörender Gedanke durchkreuzte Bertrams Hirn, eh noch der frühere ganz ausgesprochen war, und machte sich Luft in den Worten: „Und in deine Nichte ist er verliebt, der Mensch!"

Die Baronin lächelte sanft, Weißenberg massierte sein Kinn und war heiter. „Ja, der ‚Professor' ist tüchtig verbrannt. Ob hoffnungslos? Jetzt hat's freilich den Anschein. Doch wer weiß, was noch geschieht, wenn er sich nicht zu früh abschrecken läßt."

„Und du würdest, und Sie, gnädige Baronin, würden zugeben, daß sie ihn nimmt?"

„Warum nicht? vorausgesetzt, daß er sie anständig versorgen kann," sagte Hugo, und seine Gattin seufzte:

„Große Ansprüche darf sie nicht machen, die Arme."

Schrecklich! Entsetzlich! Dieser Schwärmer sollte doch nur versuchen, sich um euer Trampelgundchen zu bewerben, er käme schön an. O gute Menschen, wo bleibt eure Güte, wenn's abwägen gilt zwischen einer armen Verwandten und eurer Brut! dachte Bertram und rief: „Ich fasse dich, ich fasse Sie nicht, Frau Baronin. Dieses Mädchen würden Sie wegwerfen an einen bornierten, giftgeschwollenen Taboriten!"

„Gib acht!" warnte Weißenberg mit einem besorgten Blick auf seinen Sohn. Es war zu spät. Hagen regte sich.

„Unsinn. Ich habe nicht geschlafen, ich habe nur die Augen zugemacht, ich habe jedes Wort gehört, das ihr geredet habt."

„Was hast du gehört? sag es, wenn du nicht als Großsprecher dastehen willst," sprach Bertram mit unterdrücktem Zorne.

„Du hast meinen Korrepetitor beschimpft, hast ihn einen giftgeschwollenen Taboriten genannt." Der Stolz des Hauses erhob sich: „Das sag ich ihm!"

„Tu's, ich gönn dir die Freude."

„O, lieber Vogelweid, wohin denken Sie? Es fällt ihm nicht ein. Er liebt es nur, sich selbst zu verleumden. Auch eine seiner Eigenheiten," versicherte die Baronin. „Aber," fragte sie in plötzlich verändertem Tone: „Wollen wir nicht jetzt in den Garten gehen?"

Ihr Gatte erklärte sich einverstanden, beide erhoben sich rasch und zu gleicher Zeit, und das kleine Kanapee folgte dem selben Impulse. Der kurzen Verlegenheitspause, die dadurch entstand, machte Bertram ein Ende, indem er hinzusprang, die Hände auf die Lehne des wanderlustig gewordenen Sitzmöbels drückte und es zwang, seinen gewohnten Platz wieder einzunehmen.

VIII.

Die Pflege seines Gartens, das war die Erholung Weißenbergs, seine Liebhaberei. Er betrieb sie mit Kunst, mit Wissenschaft und mit Berücksichtigung der Mode, wenn sie nicht gegen ein Schönheitsgesetz verstieß: „Denn das gibt's! ich glaube dran," sagte er. „Ich lasse mich auslachen von meinem Buben und glaube an ewige Schönheitsgesetze."

Er machte Bertram auf jede der Neuerungen aufmerksam, die er in den letzten Jahren vorgenommen hatte. Keine flachen Wiesen mehr, alle künstlich gewellt, wie sie vielleicht von Natur aus gewesen waren, bevor man sie, um den Garten anzulegen, „planiert" hatte. Anmutige Hebungen und Senkungen, Hügel und Mulden, bewachsen mit dichtem, feinem Grase. Die Baumgruppen, nach den verschiedenen Farben des Laubes mit gutem Bedacht gepflanzt, sahen aus wie malerisch angeordnete Riesenbuketts.

Ekinnerst du dich des Perückenstrauches, der bei den Pyramideneichen gestanden hat? Das war fad. Wir haben Blutbuchen hingestellt, kommen prächtig, machen sich besser — was meinst du?" Weißenberg mußte sich umwenden, wenn er mit Bertram sprechen wollte, und der mußte ihm die Antwort zuschreien, denn Hagen hielt ihn fortwährend zurück und brummte:

„Laß die Alten vorausgehen. Ich habe dir etwas zu sagen."

Auch du, mein Sohn? Nun, wenn der Bursche mir sein Vertrauen schenkt, ist die Gelegenheit da, auf ihn einzuwirken, wie seine Eltern wünschen, dachte Bertram, und als Hugo sich wieder umsah, machte er ihm ein Zeichen. Der Freund verstand ihn sogleich, winkte freudig zustimmend und rief:

„Schau dir den Garten nur recht gemächlich an. Wir treffen uns dann bei der Fischerhütte."

Der Vater und die Mutter schlugen einen Sturmschritt ein,

um den Liebling so geschwind als möglich von ihrer unerwünschten Gegenwart zu befreien.

„Was die schlau sind, wie fein sie alles machen!" spöttelte Hagen. „Davon merk ich nichts, meinen sie, daß du auf mich dressiert worden bist und jetzt losgehen und mir ins Gewissen reden sollst. Für einen solchen Esel halten sie mich. Ich sag dir aber gleich: Spar deine Mühe. Ich bin kein Moraltrottel, ich bin ein überzeugter Nietzscheaner, stehe jenseits von Gut und Böse, und wer mir ins Gewissen spricht, spricht zu etwas, das nicht existiert."

Bertram lachte: „O Nietzsche! großer Krankheitserreger! Welch ein Bazillengezücht hast du in diesem Jünglingsgemüte ins Leben gerufen!"

Er sah den Burschen von der Seite an, der neben ihm dahinschritt, mit verdrießlich aufgeworfenen Lippen, die Nase in die Höhe gehoben, die Augenbrauen zusammengezogen, die Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben. Ein Jüngling ohne Jugend, mürrischer Hochmut die Krankheit, die an ihm zehrt, und den beständig Verletzten in beständiger Aufregung erhält.

„Auf dem Gewissen kannst du also nichts haben," sagte Bertram, „aber du hast etwas auf dem Herzen. Sprich dich aus, ich höre."

„Auf dem Herzen ist auch wieder zu viel," erwiderte Hagen nachlässig. „Ich will dir einfach anzeigen, daß ich eine Novelle geschrieben habe."

„Novelle? Geschrieben?" Bertrams Ton wurde plötzlich dräuend.

„Du wirst das Manuskript auf deinem Zimmer finden. Du kannst es lesen. Du kannst es drucken lassen."

„Bertram schnaubte ihn an: „Ich werde von deiner Erlaubnis keinen Gebrauch machen; ich bin nicht hierher gekommen um zu lesen, sondern um vom Lesen auszuruhen. Wie oft werde ich das noch wiederholen müssen! — Daß du schreibst," er maß den

Jüngling von oben bis unten, „hätte ich mir denken können. In eurem Städtlein erscheint ein Blättchen, war einmal ehrsam, ist jetzt ein Schandblättchen, das von frechen Bübchen herausgegeben wird. Da mußt du ja Mitarbeiter sein."

Beide waren stehen geblieben. Auf Hagens wutverzerrtem Gesicht bildeten sich grünliche Schatten; seine Augen schwammen in unheimlich phosphoreszierendem Lichte: „Bübchen! Bübchen! ... Satisfaktion!" keuchte er, seine Glieder zuckten konvulsivisch, er wankte und schien im Begriffe niederzustürzen. Bertram sah schon eine Wiederholung des Auftritts voraus, den Weißenberg ihm eben geschildert hatte; er empfand einen großen Ekel vor dieser Ohnmacht, die es nicht einmal zu einem tüchtigen Zornesausbruche bringen konnte, und zugleich bereute er, den Rangen so schwer gereizt zu haben.

„Beruhige dich, Hagen," sagte er. „Ich bin ein nervöser Mensch, den gewisse Worte, zum Beispiel: ‚Novelle,' ‚Manuskript,' ‚drucken lassen,' außer Rand und Band bringen. Nun hab ich mich wieder im Zaume. Mache mir's nach, Selbstbeherrschung, mein Lieber! Wenn ich dir sage, ich bedauere, dich geärgert zu haben, ist dir das Satisfaktion genug?"

Hagen hatte sich leidlich gesammelt. Ohne den Kopf nach Bertram zu wenden, hartnäckig und steif in die Ferne blickend, brummte er: „Lies meine Novelle, dann reden wir weiter. Die Katz im Sack brauchst du nicht zu kaufen. Aber schweige, das bitte ich mir aus. Für meine Leute schreibe ich nicht. Wirst du meine Novelle lesen?"

Ein schreckliches Wesen, der Junge, aber der Sohn des Mannes, dem Bertram so viel verdankt — es sei!

„Ich werde sie lesen — in Gottes Namen. ‚In Gottes Namen, sprach sie dann, und weinend hielt er sie umfangen,' deklamierte er und setzte bärbeißig hinzu: „Das hast du von mir nicht zu befürchten, Miseräbelchen!"

„Miseräbelchen?"

„Ich zitiere! Ich zitiere! Kennst du das schöne Gedicht vom Miseräbelchen nicht?"

„Nein," erwiderte Hagen wegwerfend. „Ich lese keine Gedichte."

„Ich aber soll deine Novelle lesen? Na, ich hab's gesagt — und ‚wenn was auf Erden heilig ist'" ... Er schüttelte sich.

Wäre er jetzt zu Hause gewesen in seiner Bratröhre, am Schreibtisch unter der Gasflamme, die trübseligste Entmutigung würde ihn ergriffen haben als Rückschlag seines Entschlusses. Aber er war auf dem Lande, in einem reizenden, von Wiesen, Hainen und Wäldern umgebenen Garten. In der Ferne vor ihm bauten sich schön bekuppte Bergketten auf, im Westen, wo das grüne Land mit dem Horizont zu verschwimmen schien, war die Sonne untergegangen und sandte der Erde ihre leuchtenden Abschiedsgrüße zu, lohende Lichtstrahlen, die, ein „Auge Gottes" bildend, fächerartig ausgebreitet, hoch hinaufstiegen bis ans Himmelsgewölbe.

„Atmen ist Glück!" rief Bertram plötzlich aus und jauchzte in jähem Stimmungswechsel:

„Herrlicher Sonnenuntergang, dem bald, o Wonne, eine göttliche Sternennacht folgen wird, und morgen wieder ein freier Tag im Freien!"

Er lief mehr als er ging der Fischerhütte zu, bewunderte überströmenden Herzens den Teich, der vergrößert worden war, und eine unregelmäßige Form bekommen hatte, geriet in Entzücken über den Springbrunnen, den „musikalisch niederplätschernden," wie die Baronin sagte, und war höchlich einverstanden, als die Hausfrau vorschlug, nach dem Schlosse zurückzukehren und den Tee auf der Terrasse „einzunehmen". Nur gegen das letzte Wort erlaubte er sich zu protestieren: „Trinken, Hochverehrte! nicht einnehmen. Einnehmen mahnt an die Apotheke, und wir sind frisch und gesund."

Seine Fröhlichkeit weckte in jedem einzelnen der Gesellschaft

ein mehr oder minder lautes Echo. Die Baronin führte munter eine so lange Reihe von Büchertiteln und Autoren an, daß in Bertram der Verdacht aufstieg, sie habe, um ihm ein Fest zu bereiten, einen Leihbibliothekskatalog auswendig gelernt. Er machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung, als alle die Namen ihn umtanzten wie ein unsichtbarer Fliegenschwarm, und sagte mit forcierter Höflichkeit:

„Ein neuer Vorzug, gnädige Baronin, Ihr Interesse für Literatur. Ich bin erstaunt ..."

„Sie haben keine Ursache! Sie nicht! ... Sie, der Urheber dieses Interesses. O, lieber Vogelweid, Ihre Romane und Ihre ‚Überblicke!' Stumpf müßte man sein, um nicht von ihnen gepackt und hingerissen zu werden; mitten hinein in den Strom des geistigen Lebens unserer Zeit ..."

Sie spricht gut, meine Frau, dachte Weißenberg einmal wieder und rieb sich vergnügt die Knie.

„Meine ‚Überblicke'," sagte Bertram schmerzlich, „das Seichteste, das es gibt, — Ist's möglich? ... Über die selbstgeflochtenen Ruten!"

Die Baronin wußte nicht recht, was er damit meinte und bat ihn dann aufs Geratewohl, nicht so bescheiden zu sein.

Ihr Gatte wurde immer heiterer, fing an, Jugenderinnerungen aufzuwärmen, und sang ein lustiges Studentenlied: ‚Ipse fecit!' Und der Text ist von dir, Mann des Tages. Das waren Zeiten! Einige Neidhammel behaupteten freilich, Ähnlichkeiten zwischen unserm Meisterwerk und schon Dagewesenem zu entdecken ..."

„Ein tschechischer Kollege machte sogar Vaterrechte auf das Kind unserer Talente geltend. Halb und halbe Rechte, die wir ihm ganz zugestanden. Hören Sie, Herr Meisenmann, so nachgiebig sind wir von jeher gewesen."

Die rötlichen Bärte des Angeredeten schimmerten siegreich,

er zuckte wieder mit den Achseln: „Ja, selbst die Deutschen geben nach, wenn sie nicht anders können," erwiderte er.

Zwischen der Baronin und Sieglinde fand eine leise, aber eifrige Debatte statt: „Mir zu Liebe, Lindchen," — „Ach, Mama, nein — ich bitte dich!" wurde hin und her geflüstert. Endlich durfte Mama der Versammlung ankündigen, daß Lindchen ein Gedicht vortragen werde. „Es ist nur, um ihr das Verlegensein abzugewöhnen," hauchte sie Bertram im Vertrauen zu.

Sieglinde sprach unter schweren Atembeklemmungen den Wanderer von Friederike Kempner und bereitete damit dem Auditorium ein wahres Vergnügen. Sogar Hagen ließ sich zu einem gnädigen: „Nicht übel!" herbei.

Die Kirchenmaus blieb zwar stumm, aber etwas weniger bedrückt, um einen Schein zuversichtlicher als am Nachmittage war sie doch. Es kam sogar einmal vor, daß sie Bertram, der eben sehr lebhaft sprach, ansah, sie ihn — o des lieblichen Wunders! — ganz kurz, aber recht aufmerksam. Und er studierte! — o des wonnigen Studiums! — jeden Zug ihres holden Gesichtes, jedes kaum merkliche Stirnrunzeln, jedes Lächeln, das um ihren jungen, klugen, ausdrucksvollen Mund erschimmerte Es zeigte sich in dem Augenblick, in dem sie ihn ansah und verriet eine angenehme Überraschung. Schau, schau, du bist nicht so arg, wie ich mir eingebildet hatte, sprach's ganz deutlich für den, der sich auf solche Sprache versteht.

IX.

Mit dem Schlage zehn Uhr wünschte Hugo den Seinen eine gute Nacht und forderte den Freund auf, auch zu Bette zu gehen: „Morgen in aller Gottesfrüh reiten wir. Nimm dir Zeit, auszuschlafen."

Bertram stand rasch auf. Sich Zeit nehmen können, ausschlafen können — das war ihm all die Tage als Inbegriff der Seligkeit erschienen. Er empfahl sich und folgte dem Hausherrn nach, der ihn an der Tür erwartete. Sie traten in den hell erleuchteten Gang hinaus.

„Du gehst rechts, ich gehe links," sagte Weißenberg. „Begleite dich nicht, will dir gestehen, ich dusele schon. Morgen also pünktlich ... Aber," unterbrach er sich, „was hast du denn? Bist rot geworden wie mein Sieglinderl."

„Gute Nacht, du Guter," erwiderte Bertram, und der Freiherr gab sich mit der Antwort zufrieden und segelte schlaftrunken seinen Gemächern zu.

Was hast du? hatte er den armen Bertram gefragt. Daß er sich reif fühlte, aus dem Hause geworfen zu werden, oder sich selbst hinauswerfen zu müssen, das hatte er. Als er eben auf die Baronin zugegangen, um ihr die Hand zu küssen, war sie aufgestanden, ihm entgegengeschritten und hatte ihm zugeraunt:

„Ich muß Sie sprechen, Sie wissen."

Und sie war dabei unaussprechlich bewegt gewesen. Wie durfte sie sich erlauben, bewegt zu sein? Donner und Doria! war's nicht genug, daß seine elenden „Überblicke" ihr Interesse für Literatur erweckt hatten, sollten seine verdammten Romane einen noch viel ärgern Schaden angerichtet haben? Schwärmereien für Künstler, für Schriftsteller, auf ein Bildwerk, ein Buch hin, kommen vor bei den edelsten Frauen, ja sogar nur bei denen. Geburten der Phantasie, nichts anderes; aber so eine sechsunddreißigjährige Phantasie ist zäh, gibt ihre Geburten nicht leicht wieder her ... Wenn es wäre, wenn er unschuldig schuldig, ahnungslos zum Verräter am Freunde geworden wäre, dann bliebe ihm nichts übrig, als sein Ränzel packen und — entfliehen. Dann ist ihm der Boden unter den Füßen weggerissen, sein eigner Grund und Boden, bevor er ihn noch betreten hat.

Von den schmerzlichsten Gedanken gequält, ging er weiter. Sein Weg führte an der Tür des Kammerjungfernzimmers vorbei; sie war nur angelehnt, er hörte dahinter kichern und wispern, fast schien es, als ob ihm dort aufgelauert würde. Wenn er in Palermo wäre, könnte er an einige von Hugo gemietete Banditen denken. Plötzlich stürzte jemand aus dem Zimmer, aber es war kein hagerer Bandit, sondern eine kleine dicke Person (in diesem Hause wurden die meisten dick), und wie mit tollkühnem Entschluß auf Bertram zu. Ebenso plötzlich gurgelte sie ein seltsames Gemisch von Angstgeschrei und Gelächter hervor und rannte wieder in das Zimmer zurück, wo das Gekicher und Gewisper sich in verstärktem Maße erneuerte.

Die hat sicher gemeint, ihren Liebhaber kommen zu hören und ist jetzt enttäuscht, nur mich getroffen zu haben, sagte sich Bertram, bog um die Ecke des Ganges und betrat seine Wohnung.

O Behaglichkeit, was für eine schöne Sache bist du! Wie wohl ist einem da zumute, wo du herrschest! In diesen hohen, geräumigen Stuben genießt man dich, man atmet dich ein. Beide Flügel der Schlafzimmertür sind geöffnet, das große, herrliche Bett ist zur Nachtruhe sorglich hergerichtet, die schneeweißen Polster, die seidene Decke verbreiten einen zarten Lavendel- und Veilchenduft und schimmern im matten Scheine zweier, von einem Lichtschirme beschatteten Kerzen. Im Wohnzimmer aber auf dem runden Tische, brennt eine stolze Bronzelampe, so hell wie Lampen nur in ganz gut geführten Häusern brennen. Unter der Lampe liegt ein unheimliches Ding, ein Manuskript in Folio, mit zahlreichen Tinten- und Fettflecken, mit umgebogenen, abgestoßenen Ecken — Hagens Novelle. Bertram gruselte es, er wandte sich rasch um und stand vor Simon, der ihm auf dem Fuße gefolgt war. Der Alte wollte sich dem Herrn Doktor durchaus nützlich machen beim Auskleiden und war trotz alles Protestierens nicht wegzubringen. Bertram täuschte sich nicht über den Grund dieses hartnäckigen Diensteifers.

„Sie wollen etwas von mir, ich weiß ja," sagte er ärgerlich, „kommen Sie nur heraus mit der Sprache."

So aufgemuntert trug Simon sein Anliegen, das der sämtlichen Dienerschaft und auch der Beamten vor. Die Sache war die. In acht Tagen feiert der Herr Verwalter seine silberne Hochzeit. Der Herr Verwalter hat zwei Töchter, von denen jede „etwas aufsagen" soll. Die eine etwas Böhmisches, und daran lernt sie schon auswendig, der Herr Meisenmann hat's gemacht. Aber zu Obositz gehören auch deutsche Gemeinden, und der Herr Baron und der Herr Verwalter sind für Gleichberechtigung der Nationalitäten. So braucht man denn für die zweite Tochter eine deutsche Ansprache. Herr Meisenmann hat auch die machen wollen, aber alle Leute haben gesagt: Gott bewahre! Wenn der Herr Doktor da sind, wird man doch von keinem andern ein Gedicht machen lassen, das wäre ja eine Beleidigung.

„Beleidigung!" Bertram donnerte den Alten an, daß er vor ihm zurückwich. „Glauben Sie, daß ich hierher gekommen bin, um Gedichte zu silbernen Hochzeiten zu machen? Sie sind nicht gescheit, Simon."

„Jekerle, bitte," sprach Simon kleinlaut, „die Frauenzimmer haben mich anstiftet, ich soll dem Herrn Doktor sagen. Die Frauenzimmer haben dem Herrn Doktor selbst sagen wollen, aber nicht können, haben nicht herausbracht. Die Köchin, die ist die Schwester der Frau Verwalterin, und die Kammerjungfer, die eine Cousine der Köchin ist ..."

„Könnten Sie mir die Verwandtschaften nicht aufschreiben?" fragte Bertram grimmig.

Simon, einmal im Zuge, ließ sich nicht irre machen. Die Köchin, die das beste Mundstück hat, erzählte er weiter, hat dem Herrn Doktor aufgepaßt bei der Kammerjungfer, und wie er vorübergeht, ist sie herausgeschossen und auf ihn zu. Wie sie ihm aber in die Nähe kommt, verliert sie die Courage und ist wieder hineingeschossen, sie fürchtet sogar mit Geschrei. Und jetzt schämt

sie sich und hat schon geweint und schwört bei allen Heiligen, daß sie sich lieber die Zunge abbeißen, als den Herrn Doktor je wieder ansprechen wird.

Bertram erklärte schon sehr aufgeregt: „Einen gescheiteren Entschluß hätte sie nicht fassen können."

Das kränkte den Alten, und er fragte mit großer Bitterkeit, wie es jetzt aussehen werde mit der Gleichberechtigung? Die Landsleute des Herrn Doktors hätten ihm eine Ehre erweisen wollen und nicht erwartet, daß er sie zum Dank dafür ganz und gar von der Gnade des Herrn Meisenmann abhängig machen werde.

Bertram erwiderte: „Meine Landsleute sind die Mährer ebenso gut wie die Deutschen. Ich bin ein Österreicher, ich habe ein Vater- und ein Mutterland, und wenn Sie glauben, daß ich hierher gekommen bin, um Öl ins Feuer der ehelichen Zwistigkeiten meiner Elternländer zu gießen, sind Sie auf dem Holzwege." Er wurde heftig, er verstieg sich derart ins Maßlose, daß er sich vorkam wie eine Feuerwerksrakete, die mit lächerlichem Spektakel in die Höhe fährt, um dort oben gar nichts auszurichten. Das sind die Nerven, dachte er und war auch schon voll Reue, und Simon tat ihm leid, der, völlig geknickt, kein Wort von allen, die Bertram hervorsprudelte, verstand, sich aber von jedem im Innersten und Heiligsten beleidigt fühlte. Er nahm sich vor, es genau so zu machen, wie die Köchin und den Herrn Doktor nie mehr um etwas anzusprechen. Mit diesem Entschlusse wollte er das Zimmer verlassen.

Aber der stille Kampf Bertrams war ausgekämpft, und er holte Simon zurück: „Sie unbarmherziger Mensch, verfallen Sie nicht in Stummheit, das ist mir schrecklich. Ich gebe nach, ich will den Kelch leeren, den Ihr Giftmischer mir zum Willkommsgruß — na! Ich mache euch das Gedicht. Schon gut," lehnte er die Dankesbezeugungen ab, in die Simon ausbrechen wollte. „Aber Daten brauche ich," rief er, „geben Sie mir ein paar Daten."

„Wie meinen?"

„Ich meine, daß ich etwas wissen muß von Ihrem Herrn Verwalter, wenn ich ihn ansingen soll. Also goldene Hochzeit, sagen Sie?"

„Silberne, bitte, Herr Doktor."

„Ganz recht, ich habe mich nur versprochen. Und allgemein beliebt ist er?"

„O, und wie, bei alle braven Leut! Schlechte gibt's freilich auch."

„Für die schlechten dichten wir nicht, Simon. Also" — er gähnte. Wie ein Gewappneter kam der Schlaf über ihn; er begann seine Kleider abzulegen und ließ sich dabei Simons Dienste gefallen: „Und sagen Sie mir noch — ist er verheiratet?"

„Jekerle, Herr Doktor, wenn er silberne Hochzeit hat!"

„Und Kinder hat er auch?"

„Aber bitte, ja, die zwei Töchter, bitte, die aufsagen sollen."

Sie waren während dieses Zwiegespräches aus dem Wohn- ins Schlafzimmer und bis ans Bett gelangt. Simon betreute den Gast wie eine Mutter ihre Tochter, die morgen debutieren soll, zog, als er sich auf dem köstlichen Lager ausstreckte, die Decke über ihn und löschte die Lichter. Bertram sah ihn noch die Lampe vom Tisch nehmen und hörte ihn die Tür schließen. Dann war alles dunkel und still.

Nach einer Weile lag er aber nicht mehr im Bette, sondern stand auf der Wiese, hatte grüne Arme, einen blauen Helm auf dem Kopf, einen Apfel in der Hand und war ein Ritterspron und zugleich Paris und sollte den Preis der Schönheit erteilen. Eine Teerose, eine dicke Gretl in der Staude, und eine Wunderblume, dergleichen er nie erschaut hatte, bewarben sich darum. Er wußte wohl: die Teerose ist die Dame aus dem Coupé, und die Gretl in der Staude seine zu gnädige Hausfrau. Wer aber ist die Wunderblume? Und ist sie schön? Das wußte er nicht, er konnte sie nicht einmal deutlich sehen, so nahe sie ihm auch stand.

Dennoch trat er auf sie zu und reichte ihr den Preis. Der war aber kein Apfel mehr, sondern eine Goldfeder von Morton in Neuyork und schrieb mit silbernen Lettern ein Hochzeitscarmen.

X.

Am nächsten Morgen war Bertram fast so früh auf wie die Sonne und mit dem Ankleiden fertig, als Simon kam, um ihm dabei behilflich zu sein.

„Sind schon lange wach, Herr Doktor, haben vielleicht nicht schlafen können?" fragte der Alte und warf suchende Blicke umher, die den leicht gereizten Bertram sofort ungeduldig machten.

„Sie suchen umsonst," sagte er. „Das Gedicht liegt weder da noch da, noch dort," — er deutete auf das Bett, den Nachttisch und die Badewanne. — „Das Gedicht ist noch nicht gemacht. Sie müssen die Güte haben, zu warten, bis ich nach Hause komme. Jetzt reit ich fort."

Simon erwiderte zugleich beschwichtigend und ermunternd: Eine ganze halbe Stunde habe der Herr Doktor vor sich und müsse doch frühstücken; serviert sei auch schon. Wirklich hatte ein Diener den Tisch im Wohnzimmer gedeckt und so gute Sachen aufgetragen, daß ihr bloßer Anblick jeden gesunden Menschen erheitert hätte. Aber einer, der zum Dichten gepreßt wird, den erheitert nichts, dem gefällt und schmeckt nichts. Bertram trank eine Tasse vorzüglichen Tees und gedachte dabei recht mit Fleiß all des Bösen, das „V—Vischer" diesem edlen Getränk nachgesagt hat. Es rächte sich, wie's dem Edlen geziemt, es erfüllte seinen Ankläger mit wohligem Behagen, klärte ihm den verträumten Geist und erweckte ihm die erlösende Erinnerung an eine, ihrerzeit vielgerühmte Elegie auf den Tod eines Professors, die er als Student gemacht hatte. Sie ließ sich für die jetzige Gelegenheit adaptieren. Der Enthusiasmus, mit dem

darin die Beliebtheit, die Tugend und das Eheglück des Professors besungen wurde, sollte nun den silbernen Hochzeitern zu Ehren noch einmal verwertet werden. Man brauchte nur jedes „deine in „eure," jedes „du warst" in ein „ihr seid" zu verwandeln, den Kindersegen bedeutend zu vermindern und das ganze Opus aus der wehmütigen Moll- in eine freudige Cis-Durtonart zu transponieren. Bertram wollte eben an die Arbeit gehen, als ihm gemeldet wurde, die Pferde seien vorgeführt. Da nahm er seinen Hut und eilte so rasch hinab, als ob er gefürchtet hätte, daß sie wieder davon laufen könnten.

Der Freund trat mit ihm zugleich vors Haus. Er kam aus dem Garten, wo er seit einer Stunde schon Gebüsche ausgeschnitten und Gras geschoren hatte. Sein Diener brachte eine Reitpeitsche, an der längst der Smiß fehlte, ein Paar große, uralte Handschuhe und Gamaschen, die aus der Haut eines vorsintflutlichen Tieres gemacht schienen. An den Füßen trug der Baron ein Paar starke, sehr abgenützte Schuhe, sein breiter Oberkörper war in einen kurzen, grünen Rock eingepreßt, und auf dem Kopfe saß ihm ein braunes, zerquetschtes Hütlein mit schmaler Krempe, unter dem rückwärts die Glatze hervorguckte.

Im Nu war er im Sattel; für Bertram hatte das Aufsteigen einige Schwierigkeit, und als die glücklich besiegt war und sein Pferd, sich ohne eine Aufforderung dazu abzuwarten, in Trab setzte, befiel ihn ein Schwindel, er wurde blaß und machte die kläglichste Figur.

„Was, Teufel, was hast?" fragte Hugo. „Sitz grad, halt dich nicht am Zügel. Courage! Das Pferd ist ja gar kein Pferd, ist ja eine Kuh!"

Bertram hatte aber vier Jahre lang nicht einmal auf einer Kuh gesessen. Ihn beseelten zwei heiße Wünsche: bald ankommen und nicht vom Pferde fallen. Die Freunde ritten im gemütlichen Zotteltrab quer über die Wiese. Rechts von ihnen lag schmuck und wohlgepflegt ein Musterwäldchen, links stieg der Boden

sachte auf, und die kleinen Anhöhen, hinter denen die Lepiden blauten, waren von den schneeweiß getünchten Stationen eines Kalvarienberges gekrönt. Vor den Reitern blinkte es manchmal wie Funken auf am hellen Horizonte. Die vergoldeten Kreuze auf den Kirchen und Kirchtürmen der erzbischöflichen Stadt erglänzten im Morgensonnenschein. Jenseits des Wassers erhoben sie sich, des klaren Gebirgsstromes, der seine Umgebung verschönerte, befruchtete oder auch — verheerte. Bis zum Meierhof, dem der Freiherr und Bertram entgegenritten, war er aber noch nie gedrungen. In respektvoller Entfernung von ihm aufgebaut, genoß die stattliche Besitzung die Segnungen seiner Nachbarschaft, ohne von ihren Gefahren bedroht zu werden.

Der Weg wurde schmaler, er führte jetzt durch eine Allee von Obstbäumen. Hugo sah sich nach allen Seiten um, sah auch alles, kümmerte sich um alles, nur nicht um sein Pferd. Mit dem war er wie verwachsen, der reine Zentaur, der dicke, alte Herr. Er ritt, wie ein anderer zu Fuß geht, lief mit vier Beinen statt mit zweien, das war der Unterschied.

„Schau," sagte er und deutete auf einen frischen, tiefen Hieb, der einem jungen Apfelbaume offenbar mit der Axt beigebracht worden. „Und schau, da und da!" Eine ganze Reihe von Bäumen war so bis ins Mark getroffen.

„Dumme Verwüstung," rief Bertram, „wer tut das? Und warum geschieht's?"

„Sagen wir aus Übermut," erwiderte Hugo achselzuckend, und der Freund bewunderte seine Gelassenheit, sein geistiges, moralisches, und in diesem Augenblick ganz besonders, und mit entschiedenem Neid, sein physisches Gleichgewicht.

In der Nähe des Meierhofes befand sich eine kleine Ansiedlung. Eine Gruppe von zehn Häusern. Jedes Haus hatte ein Gärtchen, und in jedem Gärtchen standen Bäume, und alles war nett und sauber gehalten und machte den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit.

Der Baron stellte sich auf in den Bügeln, richtete die Spitze seiner Reitgerte auf ein graues Schieferdach, das zwischen dem Meierhofe und dem letzten der kleinen Häuser sichtbar wurde, und sprach: „Da guckt's schon heraus, dein Palais."

Bertram riß den Hut vom Kopfe, schwenkte ihn in der Luft und jauchzte: „Hoch Palais Vogelweid! Nein, nicht Palais, nicht Vogelweid, Haus! Vogelhaus!"

„Gib acht!" schrie Hugo. Hinter ihnen kam ein Reiter im Galopp einhergesaust. Es war Hagen, der sie einholte, und vorüberjagte, ohne Notiz von ihnen und dem Schrecken ihrer Pferde zu nehmen. Der Braune des Freiherrn machte eine Lançade, die den Reiter aber kaum im Sattel hob. Mit einer Mischung von Ärger und Stolz blickte er dem Sohne nach:

„Da reitet er wieder die Fohlenstute, was ihm streng verboten ist. Ich hab's in meiner Jugend auch weit gebracht im Ungehorsam, aber so weit wie der lange nicht. Und wie er oben sitzt, wie ein Schneider!" Bei diesen Worten wendete er sich nach dem Freunde um, vermißte ihn aber auf seinem früheren Platze. Der Sattel der Kuh war leer, sie begann eben gemütlich zu grasen, und jenseits von ihr auf der weichen Wiese, die beiden flachen Hände auf den Boden gestemmt, saß Bertram und schien äußerst erstaunt.

Weißenberg hielt sein Pferd an und sagte: „O jeh!"

„Ja wohl," erwiderte Bertram. „Wie Hagen so vorbeigewettert ist, da muß sie erschrocken sein, die Kuh, und da hat sie sich geschüttelt."

„Und da hat sie dich heruntergeschüttelt. Macht nichts, steig nur wieder auf."

„Um keinen Preis. Zu Fuß will ich mein zukünftiges Daheim betreten, ehrerbietig wie Washington auf der Rückkehr von seinen Siegen sein Mutterhaus betreten hat." Er hing die Zügel seines Rosses über den Arm und ging wohlgemut neben Weißenberg

einher, der sein Pferd in Schritt gesetzt hatte. „Das Glück trägt mich, was soll ich mich von einem Pferde tragen lassen!"

Der kleine Besitz, den der Freiherr für Bertram gekauft hatte, bestand aus sechzig Hektaren fast durchwegs besten Bodens und zwar aus vier Hektaren Wald, zehn Wiesen, vier Weideland, der Rest Felder. Das Haus, von Grund auf neu gebaut, hatte fünf Fenster Front im ersten Geschoß, und vier im erhöhten Halbstock, je zwei neben dem Haustor. Es war aus massivem Eichenholz fest und kunstvoll gefügt, und mit einem so gediegenen Schlosse und Klopfer und so schön gezeichneten Beschlägen aus blankem Schmiedeeisen versehen, daß sein Anblick ein Genuß gewesen wäre, auch wenn es nicht den Eingang zum Vogelhaus gebildet hätte. Steinerne Stufen führten zu ihm hinauf, die kanellierten Säulchen, die den Abschluß des Geländers bildeten, trugen Blumenvasen aus Ton, in denen großblättriger Efeu wuchs und gedieh. Das Haus stand dicht vor dem Wäldchen und mitten in dem kleinen Garten, in dem schon allerlei Nutzpflanzen grünten, aber auch Blumen blühten und dufteten. Hinter dem Drahtgitter, das den Garten umfriedete, hoben junge Fichtenbäumchen die frischen, hellgrünen Köpfe aus der Erde und waren bestimmt, in einigen Jahren einen üppigen lebenden Zaun zu bilden.

Je mehr die Freunde sich dem Vogelhause näherten, desto stiller war Bertram geworden. Am Gitterpförtchen trat ihnen ein ältlicher, hagerer Mann in abgetragener Kleidung entgegen. Sein echt slawisches Gesicht hatte einen ernsten Ausdruck, seine breiten Hände schienen eben eine Tüncherarbeit verrichtet zu haben, denn sie waren inwendig ganz weiß.

Der Freiherr stellte ihn vor: „Joseph Waniek, ein Prachtmensch. Man darf es vor ihm sagen, es ist keine Schmeichelei, er weiß, was er wert ist. Er wird deine Wirtschaft führen, so lange du willst; er ist alles: Ökonom, Gärtner, Maurer, Schlosser, Zimmermann."

„Ich werde zu Ihnen in die Schule gehen, Herr Waniek," sagte Bertram und reichte ihm die Hand.

Waniek verbeugte sich höflich deprezierend, ergriff die Zügel der Pferde und führte sie fort.

„Wohin? wohin geht er mit ihnen?"

„Nun — in den Stall."

Der neue Grundbesitzer brach in Entzücken aus: „Ich hab einen Stall!" schrie er. „Wo?" Er wollte davonstürzen, besann sich aber, wandte sich und stürzte dem Freund an die Brust: „Wie soll ich dir danken!"

Der Baron wurde auf einmal kalt und ablehnend.

„Keinen Unsinn. Wofür? Daß ich dein Geld zweckmäßig (so hoff ich wenigstens) verwendet habe? Es hat mir Spaß gemacht. Du aber besinn dich, was du einst für mich getan hast. Auf deinen Schultern durch die Schulen getragen hast du mich, du, der viel Jüngere, mich, den ewigen Repetenten. Himmel, Himmel, waren das Zeiten! Mein guter, alter Vater, der selbst nichts gelernt hatte und das Lernen deshalb für eine so leichte Sache hielt. ‚Ich kränk mich zu Tod, wenn du nicht lernst.' Und ich, der ihn liebte, es ihm beweisen wollte und nicht konnte mit meinem Dickschädel, der so empfänglich war für Gelehrsamkeit, wie eine Rübe für Magnetismus."

„Tu dir nicht Unrecht, Hugo," versetzte Bertram und brach plötzlich in Schluchzen aus. Bei dem Anblick kamen auch dem Baron die Tränen in die Augen, er zog sein Taschentuch hervor und schneuzte sich kräftig. „So, fertig," sprach er. „Jetzt wollen wir deinen Grundbesitz in Augenschein nehmen." Sie traten ins Haus, durchwanderten seine wohnlichen, aber noch spärlich eingerichteten Räume, begaben sich dann in den Stall, in dem vier stattliche Kühe und zwei tüchtige Gäule standen. In einem kleineren Stalle waren einige Schafe untergebracht, und im Schweinekoben hörte man's vergnüglich grunzen.

„Borstenvieh hab ich auch!" jubelte Bertram. Dem Frei-

herrn wurde bange um ihn. Während er sein Grundeigentum beschritt, wechselten seine Stimmungen mit unheimlicher Schnelligkeit. Aus überwallender Freude verfiel er in tiefste Mutlosigkeit und rief händeringend:

„Ich bin Moses! Ich sehe das Land der Verheißung, aber in Besitz nehmen werde ich es nicht, erleb's nicht. Ein solches Glück erlebt man nicht. Des Lebens ungemischte Freude ..."

„Nur vor der keine Angst," unterbrach ihn Hugo. „Die Mischung findet sich. Für die Sorgen des Landwirts ist gesorgt."

Sie kamen zu einem Weizenfelde, wo eben geschnitten wurde; sechs Schnitter waren dabei beschäftigt, das heißt, zwei mähten, zwei schliffen ihre Sensen und schnupften dazwischen mit großer Umständlichkeit, zwei tranken Branntwein.

„Schau dir den Weizen gut an," sagte der Freiherr. „Für den rechne ich auf den ersten Preis bei der landwirtschaftlichen Ausstellung."

Er nahm eine Hand voll Ähren, zerrieb sie in den Händen, blies die Spreu hinweg, und hielt Bertram die schweren, goldgelben Körnlein hin: „Das ist eine Pracht."

„Wenn ich nur davon etwas verstände! Ich verstehe aber nichts, ich sehe auch nichts, mit mir dreht sich alles im Kreise. Ich kann nicht mit dir fort, kann mich vom Vogelhaus noch nicht trennen. Gehe du deinen Geschäften nach und laß mich da. Ich will arbeiten, mich physisch ermüden, meinen Grund und Boden mit meinem Schweiße düngen. Sage diesen guten Leuten, einer von ihnen möge mir seine Sense überlassen. Sage ihnen, daß ich Mühe und Plage und auch ihr Mittagessen mit ihnen teilen werde, gegen Bezahlung natürlich."

„Da kriegst du in Branntwein aufgeweichtes Brot und Hutzeln mit Grieß gekocht. Und was die Bezahlung betrifft — bei Sacher ist's billiger. Aber wie du willst."

Er trat an die Schnitter heran und teilte ihnen, selbstverständlich in slawischer Sprache, mit, daß Herr Vogel, ihr Arbeit-

geber, beabsichtige, beim Mähen mitzuhelfen. Einige lachten, die andern trugen eine hochmütige Teilnahmslosigkeit zur Schau. Ein einziger, ein alter, großer, schöner Mann nahm den Hut ab, und begrüßte Bertram mit einem deutschen: „Küß die Hand."

„Ihr zwei könnt euch zur Not verständigen," sprach Weißenberg, ermahnte den Freund, ja nicht zu spät zum Souper zu kommen, und verabschiedete sich.

Bertram hatte den Rock abgelegt, die Sense ergriffen und gedachte den Leuten, die ihre Arbeit mit erstaunlicher Schläfrigkeit verrichteten, zu zeigen, wie ganz anders ein gebildeter Mensch die Sache angreift. Aber vorerst zeigte er ihnen nur eine große Unbeholfenheit und mußte auch bald einsehen, daß es nicht lang weiter gehen könne in dem Tempo, das er angeschlagen hatte.

Seine Sense war stumpf geworden, er ersuchte in der Zeichensprache seinen Nebenmann um den Schleifstein, wetzte und wetzte, die Sense wollte nicht scharf werden. Bisher hatten die Arbeiter ihm von der Seite, verstohlen schmunzelnd, zugesehen, jetzt äußerte sich ihre Schadenfreude in spöttischen Zurufen und in munterem Lachen. Der Nachbar nahm Bertram endlich das Werkzeug aus der Hand, war mit dem Schärfen gleich fertig, streckte aber auch sofort die Rechte aus und sprach höflich: „Trinkgeld." Dieses deutsche Wort schien ihm geläufig. Großes Gelächter erhob sich, Bertram stimmte ein und spendete dem Taglöhner für den geringen Dienst einen blanken Silbergulden. Der Beschenkte steckte ihn hastig in eine Tasche seines zerrissenen Rockes und zog aus der andern ein Fläschchen hervor. Es war in ein schmutziges Tuch gewickelt und mit einer trüben, dicklichen Flüssigkeit gefüllt. Der Arbeiter entkorkte es und hielt es Bertram hin. Dem graute, aber um keinen Preis hätte er das kameradschaftliche Anerbieten zurückgewiesen. Er dachte an Neshdanow in Turgenjews Neuland und wollte stärker sein, als der russische Held. Heroisch setzte er die Flasche an und tat einen kräftigen Schluck. Es war gräßlich. Der Hals brannte, ein fast unüber-

windlicher Ekel ergriff ihn. Er machte sich rasch wieder an die Arbeit und kehrte den Leuten den Rücken zu. Sie sollten sein Gesicht nicht sehen, oder vielmehr die Gesichter, die er unwillkürlich schnitt. Aber bald drohte die Müdigkeit ihn zu überwältigen, seine Arme schmerzten, in kleinen Bächen floß der Schweiß ihm über den Leib, und jetzt mußte er wieder an Tolstois Ljoisin denken und ärgerte sich, daß er sogar beim Tagelöhnern nicht herauskam aus der Literatur. Nur noch ehrenhalber führte er die Sense und nahm sich vor, das nächste Mal die Arbeit mit geringerem Feuereifer zu beginnen, um länger bei ihr aushalten zu können. Gemächlich muß arbeiten, wer den ganzen Tag arbeiten soll. Bertram war zufrieden, als der alte Schnitter auf ihn zuschritt, und ihm lächelnd seine Sense aus der Hand nahm. Nun sah er zu, und es war ein völlig grandioser Anblick, wie der Greis im gleichmäßigen, weitausholenden Schwung einen großen Halbkreis mit seinem Werkzeug beschrieb und jedesmal einen Arm voll Halme vom Boden wegrasierte, daß sie hinsanken, so bereitwillig, als ob es ihnen ein wahres Vergnügen wäre. Ihre goldenen, bärtigen Köpfchen, die eben noch zum strahlenden Blau des Himmels hinaufgeschaut hatten, ruhten jetzt wohlig und sanft an der Brust der alten Mutter Erde.

XI.

Plötzlich hielt der Alte in seiner Arbeit inne, streckte den Hals und rief: „Ferd! Ferd!“ Die Fohlenstute raste einher — ledig. Die Steigbügel peitschten ihre Flanken, die zerrissenen Zügel ihren Kopf. Wild gemacht durch die überflüssigen Hilfen, tollte sie wie rasend querfeldein ihrem Wohnorte zu. In weiter Entfernung von ihr folgte ihr Exreiter, übel zugerichtet, wie sich immer deutlicher zeigte, je näher er kam. Bertram lief ihm entgegen,

und ein förmliches Ringen entspann sich zwischen ihnen. Bertram wollte ihn zwingen dazubleiben, der Junge wollte durchaus weiter rennen. Das Blut floß ihm aus der Nase in den Mund, er spuckte wie eine böse Katze, nieste, machte alle möglichen Anstrengungen, um zu sprechen, und konnte nicht. Mit Gewalt führte ihn Bertram ins Haus und zwang ihn, sich pflegen zu lassen. Im Zimmer neben der Küche stand eine mit Stroh gefüllte Bettlade, Waniek breitete einen Kotzen darüber, den er aus dem Stalle gebracht hatte, und trug, ohne einen Befehl abzuwarten und ohne ein Wort zu verlieren, einen Krug mit frischem Wasser gefüllt herbei. Der Verwundete mußte sich auf dem Lager ausstrecken. Sein und Vogels Taschentuch wurden einstweilen abwechselnd zu Umschlägen verwendet. Der alte Arbeiter kam mit dem Rocke, den der fleißige Stadtherr auf dem Felde liegen gelassen hatte, und wurde beauftragt, ins Schloß zu gehen, um Wäsche zu holen und der Baronin eine Karte, auf die Bertram eilends einige Worte schrieb, zu überbringen.

„Wozu? wozu das? Was schreibst du ihr?" rief der Patient und wollte aufspringen. Wieder suchte Vogel ihn zu beschwichtigen. „Wenn deine Mutter erfährt, daß dein Pferd ohne Reiter nach Hause gekommen ist, erschrickt sie tödlich. Ich habe sie über dein Befinden beruhigt. Wäre ich's nur selbst. Dein Auge sieht entsetzlich aus und muß dir infam weh tun."

„Mir tut nichts weh, nichts," polterte Hagen, „und wenn du sagst, daß ich vom Pferde gestürzt bin, bist du mein Feind. Ich bin nicht gestürzt, ich bin abgestiegen, habe das Vieh an einen Baum gebunden, da hat sich's losgerissen."

„Und dein geschwollenes, zerschlagenes Gesicht, und dein Auge, Hagen. Dein Auge sieht aus wie ein einziger großer Blutstropfen. Wie kommst du dazu?"

„Eine Fliege hat mich gestochen."

„Junge, Junge! du bist verdreht. Zugeben, ich habe mich auf ein Pferd gesetzt, das ich nicht reiten kann — welche Schande!

Aber lügen wie ein Schulbub, der sich ausreden will, das geht dir nicht an die Ehre."

Der Kranke kehrte ihm den Rücken zu und blieb eine Weile regungslos. Bertram beugte sich über ihn und sah ihn voll Besorgnis an. Da öffnete Hagen das gesunde Auge und sprach langsam:

„Ich habe stürzen wollen. Ich habe sterben wollen. Es ist mißlungen."

Zuerst glaubte Bertram, es sei Geflunker. Aber nein. Aus der Miene des Jünglings, aus seiner plötzlichen, ungewohnten Ruhe sprach wahrhaftige Verzweiflung.

„Um Gottes willen, du phantasierst. Ich hoffe, du phantasierst!" Er griff hastig nach Hagens Puls.

„Ich phantasiere nicht; ich bin ganz kalt."

Deine neueste Pose, dachte Bertram. Er schwankte zwischen Entrüstung und Schrecken: „Du hast dich töten wollen. Herrgott im Himmel! Und deine Eltern — hast du nicht an deine Eltern gedacht?"

„Nein, nur an sie, an der ich mich rächen will, der ich einen Stachel ins Herz bohren will ... Sie hat mich verschmäht — wenn du wüßtest, wie! Ich biete ihr meine Liebe, und sie demütigt mich — mich, den Sohn ihrer Wohltäter ... beleidigt mich, ich kann es nie sagen, wie sie gewagt hat, mich zu beleidigen. — O Nietzsche, du hast recht, du allein — die Peitsche für die stumpfsinnigen, imbezilen Weiber!"

Er wand sich, er biß in den Rock, den Bertram als Decke über ihn gebreitet hatte.

„Erstens bitte ich dich," sagte er, „laß meinen Rock in Ruh! Er ist neu und kostet ein sauer verdientes, ein Heidengeld. Zweitens: von wem sprichst du? doch nicht von Fräulein Gertrud? Oder ja? — Ja so! Du willst deine Cousine heiraten?" Seine Mundwinkel umspielte etwas, das Hagen zu dem Ausruf berechtigte:

„Darüber lachst du selbst. Ans Heiraten werd ich denken, wenn ich einmal fünfzig bin. Meine Liebe habe ich ihr angetragen, meine Leidenschaft, mich habe ich ihr angetragen, mich! und mich verschmäht die Närrin, die prüde, eingetrocknete, versauerte alte Jungfer, die mir die Hände küssen sollte ..."

„Warum nicht gar. Schweig! Du bist beunruhigend. Ich weiß wirklich nicht, was bei mir überwiegt, das Mitleid mit dir oder die Empörung über dich. Schweig!" wetterte er ihn an. „Ich befehle es dir. Du kommst um dein Auge," fuhr er sanfter fort. „Du mußt ja fühlen, wie's um dein Auge steht. Leg dich hinüber, sprich nicht, denk auch nicht, verlaß dich drauf, was du jetzt sprichst und denkst ist Unsinn. Ich bin hier Herr, bin gesund, und du bist mein Gast und bist krank. Kranke müssen gehorchen." Er beugte sich wieder über ihn: „Hagen, mein Junge, ich beschwöre dich, sei ein standhafter Mann, der einen Puff aushält, ohne gleich an feige Flucht aus dem Leben zu denken."

O Wunder, der Unbändige gehorchte, legte sich hin und blieb ganz still. — Das Wasser im Kruge war warm geworden, Bertram ging zum Brunnen, frisches zu holen. Es freute ihn, das selbst zu besorgen, und er hatte dabei einen Anfall von Aberglauben. Daß er das erste Wasser aus seinem eigenen Brunnen zur Linderung fremder Leiden schöpfte — hatte gewiß etwas zu bedeuten, etwas Gutes, Schönes. Zur Linderung fremder Leiden? Nicht fremder, kein Mensch war ihm fremd, am wenigsten der vertrackte Junge, das verirrte Schaf, das er auf den rechten Weg führen wird.

Als er ins Zimmer zurückkam, war's darin mäuschenstill. Er erneuerte den Umschlag auf dem Auge des Patienten und setzte sich auf einen Schemel neben das Bett. Daheim! Über seinem Kopfe wölbt sich sein eigenes Dach, und jede Schiefertafel, die darauf liegt, hat er sich selbst verdient. Wie herrlich dieses Bewußtsein, wie wonnig die Ruhe in der kühlen Stube. Vor zwei Tagen erst hatte er sich krank und elend gefühlt und

heute — eben erst sprach er zu seinem Gaste: Ich bin gesund. Ein Glücksgefühl ergriff ihn, und er murmelte: „Dank, Dank." Ach, ihm war wohl! Draußen brütete die Hitze des Sommertages millionenfaches Leben aus. Allerweckerin! Allernährerin! himmlische Sonne! Du hast auch Bertrams Getreide zur Reife gebracht, und bleichst jetzt in goldenen Hülsen das silberweiße Mehl. Man riecht's, es duftet so nahrhaft. Man hört die Arbeiter auf dem Felde sprechen, man hört auch Vögel zwitschern, und jeder Schall schlägt, gleichsam wie gereinigt durch die ätherklare Luft, als Wortlaut ans Ohr.

„Du!" sprach der Patient auf einmal mit unheimlich heiserer und gequälter Stimme.

„Was denn, mein Junge?"

Die Antwort ließ auf sich warten, wurde aber doch mühsam hervorgepreßt.

„Hast sie gelesen?"

„Was gelesen?"

„Zum Teufel, die Novelle."

„Ach ja — die deine. Noch nicht."

„Nicht?" knirschend kam es heraus dieses: Nicht. „So schick sie zurück, zum Teufel, wenn du sie nicht lesen willst. Schick sie zurück, augenblicklich."

„Ich laufe schon," erwiderte Bertram ärgerlich, „ich warte nur noch den Besuch deiner Mutter ab." Er trat ans Fenster und sah hinaus. „Da kommt sie gefahren mit deiner Schwester und dem Doktor."

„So? Natürlich, der muß dabei sein; der Flohbißchirurg, die Wanze, der Zeck!"

Die Baronin hielt sich beim Anblick ihres verwundeten Sohnes tapferer, als Bertram es ihr zugetraut hätte. Sieglinde schwamm in Tränen. Der Doktor, ein ältliches, pfiffig dreinschauendes Männlein, war bald fertig mit der Untersuchung des Patienten.

„Ihnen fehlt nichts," sagte er ironisch. „Stehen Sie auf. Sie können nach Hause reiten, wenn Sie's freut. Schmerzen werden Sie ja nicht haben."

„Ich will nach Hause fahren," sagte Hagen.

„Tun Sie das," erwiderte der Doktor. „Weil wir aber ganz überflüssigerweise einen Kübel mit Eis mitgebracht haben, werde ich Ihnen einen Umschlag machen und Sie verbinden."

Das geschah. Hagen stand sofort auf, wankte, nahm ziemlich gutwillig den Arm seiner Mutter und verließ das Zimmer, ohne ein Wort des Grußes an Bertram zu richten.

„Sind Sie besorgt?" fragte dieser den Arzt.

„Es wird hoffentlich alles gut, aber leiden muß er wie ein Hund."

Bertram blickte der, auf Befehl des Doktors langsam fahrenden, Equipage nach und dachte: Ein Gezücht, dieser Hagen, und kann doch ein tüchtiger Mensch werden. Hundemäßige Schmerzen heldenmäßig ertragen, das ist etwas. Er blieb bis gegen Abend in Vogelhaus, aß wirklich Hutzeln mit Grieß, kam vor, während und nach der Mahlzeit wirklich so oft in Gelegenheit, Trinkgelder bezahlen zu müssen, daß er endlich mit leerem Portemonnaie sein Rößlein bestieg und in einem Schritt, der sich immer mehr verschärfte, ja näher „die Kuh" dem Stalle kam, heimritt nach Obositz.

XII.

Beim Souper auf der Veranda war's schön und gemütlich, trotz einiger kleiner Zwischenfälle, die das gute Einvernehmen vorübergehend störten.

Der Baron kam wehmütig ergriffen von einem Besuche bei seinem Sohne zurück, verriet aber seine Gemütsbewegung nicht. Er setzte sich mit Nachdruck nieder, steckte die Hände in die Hosen-

taschen und sprach mit rauher Stimme: „Recht ist ihm geschehn! ganz recht."

Seine Gattin entsetzte sich: „O, wie grausam du bist!" und er erwiderte kurz:

„So ist es und nicht anders." Er war stolz auf die Brutusgefühle, die er an den Tag gelegt hatte, und wenn er einmal in der Toga steckte, kam er nicht sobald wieder heraus.

„Der Meisenmann ist bei ihm geblieben," fuhr er fort. „Guter Kerl, der Meisenmann."

„So?" fragte Bertram — „der Fanatiker?"

„Weich wie Watte. Willst du ihn weinen sehen?"

„Trage gar kein Verlangen danach."

„Nun, ich meine nur. Wenn du vielleicht wolltest, dann sprich ihm nur von seinem alten Vater. — Ein sehr guter Mensch, der Meisenmann!" (diese letzten Worte richtete der Baron direkt an Gertrud). „Und was seinen Fanatismus betrifft — Naturerscheinung. Das kommt so über die Menschen, wie die Nonne über die Bäume und die Reblaus über die Weinstöcke. Der Weinstock ahnt auch nicht, daß die Reblaus ihn hat und aufspeist, er glaubt, er hat die Reblaus und soll sie verbreiten zum Wohl des Weinbergs. Und deshalb," schloß Weißenberg mit scharfer Logik und warf einen nicht minder scharfen Blick auf seine Nichte, „ist Meisenmann ein grundguter Mensch, der auch eine gesicherte Zukunft hat und jede Frau glücklich machen würde. Und du," wandte er sich an seine Tochter, und sein Ton verwandelte sich plötzlich in einen gutmütig scherzenden: „Was treibst du? ich muß mich wundern. Bin grad auf dem Gang deiner Dobka begegnet. Sie hat etwas Versiegeltes aufs Zimmer unseres Freundes getragen. Was war das? Diskret wie ich bin, wollte ich sie nicht fragen, um dich nicht vielleicht zu beschämen vor deinem Stubenmädchen; von dir selbst aber erführe ich gern: Was hast du geschickt?"

Sieglinde rang die Hände unter dem Tische, sie litt Qualen,

und die treue Mutter litt mit ihr, und Gertrud sah die beiden teilnehmend und dann Bertram an, und er meinte in ihrem Blicke die Bitte zu lesen: Kommen Sie ihnen zu Hilfe.

Da konnte er nicht widerstehen und sagte mit bittersüßem Lächeln: „Die Baronesse sammelt ohne Zweifel Autographen und hat mir ihr Album geschickt."

„Ja — ich werde auch — aber . . ." Sie kam nicht weiter, Tränen erstickten ihre Stimme. Sie stand auf und warf sich weinend in die Arme ihrer Mutter, die ebenfalls aufgestanden und ihr entgegengegangen war. Leise und unverständlich flüsterten sie miteinander. Weißenberg führte seine große Teetasse an den Mund und setzte sie erst wieder ab, als die Baronin und Sieglinde auf ihre Plätze zurückgekehrt waren.

„Lieber Vogelweid," nahm die Hausfrau das Wort, „meine Tochter wird Ihnen selbstverständlich ihr Album schicken, verzeihen Sie, daß es noch nicht geschah."

„Verzeihen?"

Gertrud erhob den Kopf. Bertram hatte diese Frage mit so bösartiger Ironie gestellt, daß einem bange werden konnte vor ihm. Die Baronin schwebte wieder ein paar Meter hoch über den Parketten und merkte nichts.

„Sie sollten vorher wissen, lieber Freund," fuhr sie fort, „daß es eine kleine Kollegin ist, die um einige Zeilen von Ihrer berühmten Hand bitten kommt. Sieglindchen dichtet."

„Ob ich mir nicht so was gedacht hab," rief Weißenberg verdrießlich aus. „Sie spielt ja schon seit einiger Zeit alle Farben, wenn jemand sagt: ‚Poet' oder ‚lyrisches Gedicht'."

„Bisher," setzte die Baronin hinzu, „haben nur die Augen der Mutter auf den jungen Geistes- und Gemütsblüten des Kindes geruht."

„So? Die eigenen hat das Kind dabei zugemacht, es wird ihr im Schlaf gekommen sein," brummte Hugo, sagte sich aber im stillen: sie spricht gut, meine Frau.

„Sieglindchen ist so bescheiden, so ängstlich. ‚O Mutter, wenn ich nur Talent habe', klagt sie oft gar rührend. ‚Ich weiß nicht, ob ich weiter dichten soll.' Nach schweren Kämpfen hat sie sich entschlossen, Ihnen die Entscheidung zu überlassen. Lesen Sie, prüfen Sie ernst und gewissenhaft, raten Sie, soll sie weiter dichten oder nicht?"

„Wenn sie nicht ein Riesentalent hat, nein!" erklärte Weißenberg. „Dichten ist heutzutage Männersache. Wundre dich nicht, daß ich das weiß," rief er Bertram triumphierend zu. „Kein Geringerer als du hat es mich gelehrt. Die Bücher, die du lobst in deinen ‚Überblicken', darf eine anständige Frau nicht lesen." Er nahm keine Notiz von dem lauten Widerspruch aller: „Nicht lesen! Die Literatur ist in einer großartigen Reform — der Rückkehr zur Männlichkeit aus weibischer Versumpfung, begriffen — sagt Vogelweid. Und ich sag: Bravo! Jetzt ist die Männerliteratur dran. Will meine Tochter mittun? will sie Bücher schreiben, die ihre Mutter nicht lesen darf?" fuhr er Sieglinde an.

Diese und die Baronin blieben stumm vor Verwirrung über seinen heftigen Ausfall, nur Gertrud entgegnete:

„Aber, lieber Onkel!"

Bertram horchte hoch auf, verneigte sich gegen sie und sprach: „O, wie recht haben Sie, mein verehrtes Fräulein!"

Da wurde sie gleich wieder verlegen: „Warum denn? ich habe ja nichts gesagt."

„Doch! Sie haben gesagt: Aber, lieber Onkel! Ich wiederhole: Aber, lieber Hugo!"

„Kann nicht helfen, Mulier taceat in ecclesia! Daß nach diesem Worte getan wird, das erhält die Kirche groß. Wären die Frauen auch in der Literatur nicht zu Wort gekommen, wäre auch die Literatur groß geblieben."

„O lieber Freund, es ginge der Kirche schlecht, wenn sie auf die Frömmigkeit der Männer allein angewiesen wäre, und der

Literatur ging's schlecht, wenn ihr die Frauen ihr Interesse entziehen würden."

„Das sollen sie auch nicht. Nachbeten sollen sie, aber nicht vorbeten, nicht in ecclesia, nicht in litteris."

„Einige Vorbeterinnen möchte ich doch nicht missen," versetzte Bertram. Ihm schwoll die Galle, weil er nun doch in ein literarisches Gespräch hineingeraten war, und als der Freund schlagfertig entgegnete:

„Ausnahmen bestätigen die Regel," sprach er gereizt:

„Stehende Redensart. Unsere Rede soll nicht stehen, sie soll wenigstens fließen, wenn sie nicht sprudeln kann." Er zwirbelte an seinem Schnurrbart: „Sie schreiben also, Baronesse?"

„Ich schreibe nicht, ich dichte," hauchte sie.

„Sie dichten und wollen gedruckt werden. ‚Hat er es einmal aufgeschrieben, will er, die ganze Welt soll's lieben,' sagt Goethe. Das ist ein Unglück, wissen Sie; eine unselige, weitverbreitete Krankheit. Die Vielschreiberei ist epidemisch geworden. Das Skelett im Hause ist heutzutage — das Manuskript. Es fehlt nirgends, nicht in den Schreibtischen der Erlauchten, nicht in der Lade des Krämers, nicht im Pult des Studenten und des Schulmädchens, nicht im Arbeitskorb der Näherin. Alles schreibt, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind!"

„Das wußten wir in unserer unschuldigen Abgeschiedenheit freilich nicht. Sie setzen mich in schmerzliches Erstaunen, Vogelweid," sagte die Baronin offenbar verletzt. Sieglinde glühte wie eine Feuerlilie, und Gertrud, fast so rot wie sie, senkte den Kopf und beschäftigte sich eifrig mit einer Häkelarbeit, die sie aus ihrer Tasche gezogen hatte.

Bertram stieß einen schweren Seufzer aus: „Naturerscheinung, alles Naturerscheinung. Du hast recht, Hugo. Das schreibt und schreibt und will berühmt werden. Es ist die Zeit, in der jedes Individuum sich selbst vergöttert, nach Vergötterung lechzt. Es ist aber auch die Zeit, in der der Sozialismus in breiten

Kolonnen anrückt, sein ungeheures Prokrustesbett hinstellt und den Genius und den Trottel, den rastlosen Arbeiter und den Faulenzer, den Asketen und den Lüstling, nebeneinander einpfercht als Genossen und als gleichwertige Knechte der unumschränkten, unfehlbaren Tyrannin — der Gesellschaft! Dann wieder eine andere Strömung: Keine Gesellschaft! kein Staat! keine Gesetze! Jeder sein eigener Lykurg. Egoismus das einzige Menschenrecht, Nächstenliebe fluchwürdige Schwäche. Und wie viele andere Strömungen noch! Und jede in den Augen ihrer Vertreter der alleinig zur Überschwemmung der Welt berufene, die Zukunft befruchtende Nil! Mit täglich wachsender Furie platzen sie aufeinander — bäumen sich zu Gischtsäulen empor ... Wartet nur, wartet, bis die rasenden Naturgewalten verheerend losbrechen. Die Stunde kommt. Wie es jetzt in der Welt aussieht, so hat es immer ausgesehen vor dem Untergange einer Zivilisation!"

Während er diese Rede hielt, starrte er unverwandt vor sich hin in den Garten. Weil aber Sieglinde ihm gegenüber saß, schien sein Blick auf ihr zu ruhen. Der Ärmsten war, als ob sie mit glühenden Nägeln an die Pfeiler der Veranda genagelt würde. Weißenberg hatte dem Freunde fortwährend seine Zustimmung zu erkennen gegeben, jetzt sagte er, wie einer, der seiner Sache zwar nicht sicher ist, den Kampf aber um keinen Preis aufgeben will, zu seiner Tochter:

„Siehst du, siehst du, das alles kommt von der Dichterei."

„Oder die Dichterei von alledem, und sie ist krank und faul, wie wir selbst," versetzte Bertram.

Gertrud erhob den Kopf und lachte: „Sie scheinen zur Übertreibung geneigt, Herr Vogel."

Sie hatte ihn angesprochen. Endlich! Er verneigte sich so freudig, als ob sie ihm die größte Schmeichelei gesagt hätte: „Ja, ganz gewiß! Ich übertreibe, ich bin übertrieben, im Treibhaus wird man übertrieben."

Er wurde auf einmal ungeheuer vergnügt, faßte himmelhohe Hoffnungen und entwarf traumhaft schöne Zukunftspläne. Sein hitziger Ausfall von vorhin erschien ihm jetzt wie ein Bombenattentat auf die armen Damen. Er wollte ihn vergessen machen, wollte unterhalten, liebenswürdig sein, gefallen mit einem Wort. Es gelang ihm, er hatte davon eine bestimmte Empfindung und wurde immer heiterer und sprühte Geistesfunken, denen eine so zündende Kraft innewohnte, daß selbst Sieglinde, die seit dem heißen Guß, der über sie ergangen war, mehr einer gebadeten Maus als einer begeisterten Dichterin und stolzen Baronesse gleich gesehen hatte, sich zu einigen Witzchen und Späßchen aufraffte, die belacht wurden. Ihre Eltern waren selig. Einen solchen Abend hatte man in Obositz nie erlebt.

Beim Gutenachtwünschen war Bertram noch voll Begeisterung. Er drückte beide Hände Weißenbergs, nannte ihn zum hundertsten Male seinen Wohltäter und dankte ihm mit überströmendem Gefühl, er küßte die Hand der Baronin und die Sieglindens und hätte gar zu gern auch die Gertruds geküßt; er ging auf sie zu. Aber sie erriet seine Absicht und wich ihm aus, und so küßte er denn noch einmal die Hand der Baronin.

„Sie sind groß, Vogelweid," sprach die edle Frau. „Nein, nein, deprezieren Sie nicht, Sie sind groß ... Morgen um neun Uhr unter den Platanen. Dort erwarte ich Sie, Vogelweid," setzte sie rasch und mit leisem Flehen hinzu.

XIII.

Wenn das nicht ein Stelldichein war, dann hatte Bertram sein Lebtag keins gehabt. Was sie nur von ihm wollte, diese Frau? Wie sie ihm die Nerven angriff mit ihrem ewigen Gewisper: „Ich muß Sie sprechen, bleiben Sie bei mir." In welch ein Wespennest war er geraten! Blind hätte er sein müssen, um

nicht zu sehen, daß die beiden jungen Damen, als er gegen die Vielschreiberei wetterte, Butter auf dem Kopf gehabt hatten. So trug denn auch sie, der sein Herz zujauchzte, im geheimen blaue Strümpfe ... Auch sie, wie merkwürdig! An ihr kam die „Naturerscheinung" ihm nicht so widrig vor wie an andern, er konnte sich Gertrud mit der Feder in der Hand denken, ohne daß der alte Raubvogel sich in ihm regte. O wie liebte er sie schon! Liebte sie bis zum Verleugnen seines tiefst eingewurzelten Vorurteils!

In seinem Zimmer angelangt, setzte er sich an den Tisch. Zur Arbeit, zur verpönten! Er riß die schneeweiße Umhüllung von dem Buche, das Sieglinde ihm geschickt hatte. Ein prachtvoller Einband kam zum Vorschein, vergoldete Beschläge, Monogramm, Freiherrnkrone.

Auf der ersten Seite begrüßte den Leser das in moderner Steilschrift hingemalte Motto. Wo mochte Sieglinde die Verse aufgestöbert haben? Sie kamen Bertram nicht ganz unbekannt vor:

Wenn einst durch ein zentralisch Feuer
Dieser große Planet zerspringt,
Sitzt noch der Dichter mit der Leier
Auf dem letzten Stein und singt.

Mit ihm um die Wette sang die Dichterin von Obositz und besang ihren Gesang und schrieb gewissenhaft unter jedes ihrer Lieder, wann und wo es gesungen worden war. „Am Neujahrstage, in der Kaffeeküche," „Am 10. März, im Gemüsegarten," „Am 9. April, um sechs Uhr früh, im Bette;" und an allen diesen Orten hatte Sieglinde zur Harfe gesungen. Aber Bertram wollte während seines Erdenwallens von Harfen nichts mehr hören; er blätterte weiter in dem schönen Buche und stieß auf eine Leier (o je — eine alte Bekannte!), die gestimmt wurde. Auf Seite 7 zu einer hohen, himmlischen, auf Seite 8 zu einer ordinären, häuslichen Feier. Da hatte er genug. Ernstlich prüfen — diese Lyrik? Anker werfen in einem Lavoir! Warum nicht gar!

Er riß Hagens dickes und schmutziges Manuskript an sich. Die Schrift fuselig und liederlich; Form und Inhalt genau so, wie Bertram sie erwartet hatte. Mit Widerwillen las er eine Weile und fluchte dabei halblaut: „Hysterischer Schweinigl!"

Auf einmal fuhr er zusammen. An der Tür hatte es geklopft. Wer ist's? Ein Todesschrecken lief ihm durch die Glieder. Wär's denkbar? — Er hielt den Atem an, er hatte Lust, die Lampe auszulöschen. Es klopfte wieder, laut und kräftig.

„Ich schlafe schon," schrie er außer sich.

„Spaßvogel," antwortete eine wohlbekannte, o Wonne, o Glück! eine männliche Stimme. Er sprang auf, er öffnete die Tür vor dem Freunde.

„Warum sperrst du dich denn ein wie eine Komteß?" fragte der. „Hast du denn kein Vertrauen zu unserm Burgfrieden?" Er hatte eine geheimnisvoll sieghafte Miene und trug ein großes, viereckiges Paket unter dem Arme. Damit schlug er auf den Tisch, daß es einen Knall gab, wie von einer schnalzenden Kinderklatsche.

„Um Gottes willen," sprach Bertram, „das ist Papier!"

„Ja," sagte Hugo und setzte sich. „Ich bin nicht zu Ende mit den Überraschungen, die größte stand dir noch ins Haus, da ist sie." Noch einmal wurde das Paket mit beiden Händen ergriffen und damit auf den Tisch geschlagen, daß es noch lauter knallte.

„Ich habe ein Lustspiel geschrieben!"

„Du?"

„Ich und kein anderer! Dir zu Lieb und Ehr. Du schreist ja beständig nach einem Männerstück, einem Lustspiel nur für uns Männer. Da ist eins. Da hast du's. Zum Kuckuck, das wird dir stark genug sein."

Bertram brachte kein Wort hervor. Er saß da mit weit aufgerissenen Augen und betrachtete den Freund, wie er den alten bis zur Decke reichenden Schrank dort an der Wand, mit seinen

armdicken, gewundenen Säulen betrachtet haben würde, wenn der sich plötzlich auf die Kanten seiner plumpen Füße gestellt und angefangen hätte, zu tanzen und zu pirouettieren.

„Du staunst," rief Weißenberg. „Das hättest du mir nicht zugetraut. Nun — ich mir selbst nicht. Jetzt schau nur, daß sie mir's auch aufführen am Burgtheater ... Um den Erfolg ist mir nicht bange. Ich weiß nur nicht" — er fuhr mit der Hand etwas ratlos über seine Glatze, „ob ich mich entschließen werde, herauszukommen, wenn sie mich rufen."

„Wir haben jedenfalls noch Zeit, darüber nachzudenken."

„Die haben wir. Jetzt heißt's vor allem andern: Schweigen, Schweigen wie das Grab. Du schwörst? — Gut. Begreifst ja meine Frau, meine Kinder dürfen keine Ahnung haben, daß ich etwas so Starkes ..." Er unterbrach sich und streichelte liebevoll sein Manuskript.

„‚Don Juan am Lande' heißt's."

„Am Lande. So?"

„König Lear, Hamlet, Romeo und Julia auf dem Dorfe haben wir. Jetzt kommt ein Don Juan dazu. Das ist ein Kerl!" Weißenberg schmunzelte schon beim Vorlesen des Personenverzeichnisses und schüttelte sich vor Lachen, als sein Held im ersten Auftritt drei betrogene Ehemänner durchprügelte.

Bertram suchte, wenigstens die Karikatur eines Lächelns hervorzubringen und sprach: „Was du für lustige Einfälle hast — es ist zum Weinen." Und als der erste Aufzug schloß, ermannte er sich zu dem tiefsinnigen Ausspruch: „Das war also der erste Akt."

Weißenberg hatte eine kleine Anwandlung von Verlegenheit: „Gib acht, jetzt kommt der zweite."

Vogel bog sich zurück im Fauteuil, hielt die Lehne fest und hob die Augen zur Decke, wie jemand, der entschlossen ist, eine Zahnoperation tapfer auszuhalten. Der „zweite" ging vorüber, und der Zuhörer wußte wieder nichts anderes zu sagen als:

„Das war also der zweite Akt."

Hugo war etwas zaghaft geworden: „Nun, wie findest du's?"

Der Kritiker kämpfte einen schweren Kampf. Sein feines, blasses Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck. Das nervöse Zucken, das seit der Abreise von Wien verschwunden war, stellte sich wieder ein.

„Wie findest du's?" fragte Weißenberg abermals, und Bertram ergriff beide Hände des Freundes, drückte sie unendlich liebevoll und sprach aus der Fülle der Überzeugung:

„Niederträchtig!"

Die großen Hände, die er mit den seinen vergeblich zu umklammern suchte, entzogen sich ihm. Das war alles. Von den Lippen des Freundes kam kein Laut. Nach einer Weile erst wagte Bertram ihn anzusehen und wandte die Augen sogleich wieder ab, der Anblick tat ihm zu weh. Sein Rezensentenamt mußte aber dennoch gewissenhaft ausgeübt werden.

„Dein Stück ist roh und unsittlich," sprach er, „das Gegenteil von allem, was du selbst bist. Einen besseren Beweis dafür, daß du gar kein Talent hast, gibt es nicht. Unser Talent ist der Ausfluß unseres ureigensten Wesens, ist sein tiefster und höchster Ausdruck."

„Talent? Lieber Gott," murmelte Hugo eingeschüchtert, „ich mache ja gar keinen Anspruch auf so was."

„O, wenn du mir weniger lieb wärst, wenn ich dich weniger schätzte und verehrte, ich würde mich nicht verpflichtet fühlen, dir die Wahrheit zu sagen und damit dir und mir weh zu tun!"

Das war keine Phrase. Mit Schmerz sah der Delinquent, daß sein Richter mehr litt als er: „Weh tun, was dir einfällt!"

„Flunkere nicht. Es tut immer weh, wenn einem eine Hoffnung zerstört wird."

„Lächerlich — einem Ökonomen. Dem werden ganz andere Hoffnungen zerstört, und er muß sich's gefallen lassen."

Bertram rückte ganz nahe zu ihm heran und sprach im Tone

einer Mutter, die ihr Kind ermahnt, es zugleich aber zu trösten sucht über die Ermahnung: „Das Stück ist nicht einmal ganz von dir. Du hast — Ehrlichster der Ehrlichen — du hast gestohlen — was für ein gottverfluchtes Ding ist doch die Literatur, wozu verleitet sie! Du hast für dein Lustspiel (es paßt hinein wie ein junger Tiger in eine Bocksfamilie), eine ganze Szene aus der ‚Macht der Finsternis' von Tolstoi gestohlen."

Hugos mächtige Adlernase erglühte viel tiefer, als die Wangen seiner Tochter je erglühen konnten: „Merkt man das?" fragte er beschämt.

„Leider, oder sagen wir — zum Glück! Ich freue mich, daß sich diese Sachen nicht in dir gestaltet haben; das ist kein Vergnügen, so gräßliches zu . . ." Er hielt inne und blickte dem Freunde tief in die Augen: „Du nimmst mir meine Aufrichtigkeit gewiß nicht übel?"

„Im Gegenteil, ich bin dir dankbar," erwiderte Weißenberg ohne eine Spur von Groll, aber recht bekümmert. Er stand auf und packte mit der mechanischen Sorgfalt eines ordnungsliebenden Mannes sein Manuskript wieder in den Umschlagbogen. — Dem ist jetzt, als ob er einen lieben Toten ins Bahrtuch hüllen würde, dachte Bertram und wurde schwach:

„Laß es da," sagte er, „vielleicht macht sich's gegen das Ende besser."

„Nein, da gerade nicht. Das Ende geht mir nicht recht zusammen. Ich habe mich aufs Vorlesen verlassen und gemeint, dabei fällt mir noch allerlei ein. Statt dessen ist mir aber allerlei herausgefallen. Merkwürdige Sache das, mit dem Vorlesen. Die eigne Stimme schon übt Kritik. Na," seufzte er voll Resignation, „ich hab mich halt blamiert. Versprich mir noch einmal: kein Wort davon gegen irgendwen. Es ist eine Dummheit, aber ich bitte dich — versprich mir's."

„Wie kannst du glauben?" rief Bertram mit zärtlichem Vorwurf.

„Versprich's doch —"

„Ich versprech's."

„Du wirst nicht einmal dran denken, es vergessen."

„O wie gern!"

„Dank dir. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Er ging, und Bertram wischte sich die Stirn, auf der die hellen Schweißtropfen perlten. Das war ein Stück Arbeit, das er da vollbracht, indem er dem Freund, dem Wohltäter erbarmungslos seine Meinung gesagt hatte.

An der Tür hielt Weißenberg an, kehrte um und blieb zwei Schritte vor Bertram stehen: „Noch einmal ehrlich," sprach er, „Mann gegen Mann, bin ich in deinen Augen gesunken?"

„Gesunken? Du? Nie höher gestanden, Mensch ohne Eitelkeit, guter, lieber Alter!"

XIV.

Als Bertram am nächsten Morgen erwachte, schlug die Schloßuhr acht, und Simon trat zum zweiten Mal ins Zimmer. Er war schon vor einer halben Stunde dagewesen und hatte den Herrn Doktor noch fest und süß schlafend gefunden. Hatte der Herr Doktor das „Schpektakel" gehört in der Nacht? das Horn des Feuerwächters, das Gerassel der Spritzen und Wasserwagen, das Geschrei der Leute? Mit der Überlegenheit eines Menschen, der etwas erlebt hat, während der andere ruhig im Bette lag, erzählte Simon, daß ein großes Feuer gewesen war. Der entlassene Ochsenknecht, der schlechte Kerl, hatte es gelegt. Ein Meierhof war abgebrannt, die Mutter des Schaffers und sein kleinstes Kind wären bei einem Haar mit verbrannt. Aber der Herr Baron hat sie mit eigener Lebensgefahr gerettet.

Bertram war aufgesprungen, hatte hastig einige Kleidungsstücke angetan und wollte auf und davon — zum Freunde, zum Feuer.

„Der Herr Baron sind aber wieder da und schlafen jetzt, und Feuer ist keins mehr," sagte Simon, innerlichst zufrieden mit dem Effekt, den er hervorgebracht hatte. Er redete Bertram zu, Toilette zu machen und zu frühstücken, und Bertram übergoß sich mit kaltem Wasser und rief:

„Mein Freund im Feuer, mein Freund in den Flammen, und ich lieg da und schnarche. O Simon, Simon! warum haben Sie mich nicht geweckt!"

Wecken? Jekerle, wo hätte Simon die Zeit dazu hergenommen? Er war ein paarmal in der Nacht zur Brandstätte gelaufen, der Frau Baronin Nachricht zu bringen, die bei ihrem Sohne wachte und in großer Angst gewesen ist um Hagen, weil er fieberte, und um den Herrn Baron, weil sie schon weiß, wie der ist, wenn's brennt.

„Tummeln sich, bitte," schloß er, „die gnädige Frau Baronin haben grad wieder nach Herrn Doktor gefragt und warten auf ihn im Garten."

Das Stelldichein gab sie also nicht auf, die Unselige! Ein Verbrechen war begangen, es war Feuer gelegt worden. Ihr Sohn hatte Fieber gehabt, ihr Mann hatte in Lebensgefahr geschwebt, ihres Stelldicheins vergaß sie über alledem nicht!

O Weiber! Weiber! — Mächtig ergriff ihn Schopenhauersche Indignation gegen das treubrüchige, breithüftige, leichthirnige Geschlecht.

Sie wünschen ein Rendezvous, Madame? Sie sollen es haben!

Mit schroff ablehnender Miene erschien er eine Viertelstunde später unter den Platanen. Baronin Weißenberg erwartete ihn. Sie trug ein Morgenkleid aus Batist mit Spitzen und Stickereien und hellgrauen Schleifen. Auf ihren etwas altmodisch, aber

hübsch frisierten Haaren saß ein allerliebstes Häubchen. Ihre Gesichtsfarbe war wie gewöhnlich frisch und rosig, aber ihre Augen hatten etwas Verschleiertes, sie schien geweint zu haben.

Bertram begrüßte sie und fing sogleich an vom Feuer zu reden, in so barschem Tone, als ob sie es gelegt hätte. Die arme Frau war ganz eingeschüchtert, und ihr Mund verzog sich krampfhaft.

„Hugo hat keinen Schaden genommen, dem Himmel sei Dank. Er exponiert sich bei solchen Gelegenheiten immer entsetzlich. Alles Lebendige ist gerettet, und das Gebäude war versichert," sagte sie und blickte hilflos und wie suchend umher. „Man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein."

„Da haben Sie wohl recht, assekuriert muß man sein, und ich leichtsinniger Tor habe noch nicht gefragt, ob diese so notwendige Maßregel in Vogelhaus getroffen wurde," rief Bertram. „Entschuldigen Sie, wenn ich keinen Augenblick länger zögere, mir Gewißheit darüber zu verschaffen." Er stand auf.

„O Vogelweid, wie grausam Sie sind! Ja, ja, das ist Grausamkeit!" wiederholte die Baronin und lehnte sich völlig gebrochen an die Gartenbank: „Sie müssen doch ahnen — ein Mann wie Sie!... Und statt mir mein schweres Geständnis zu erleichtern — ein Geständnis, das zu tun so beschämend..."

„Wie wär's, wenn Sie sich's ersparten?" fragte Bertram kalt und spöttisch.

„Gut wär's, wenn ich's könnte, aber ich kann nicht. Ich bin zu Ende mit meiner moralischen Kraft... In drei Nächten kein Auge geschlossen. Heute die dritte Nacht, die schrecklichste von allen. Mein Sohn im Fieber, mein Mann im Feuer, ich in Höllenqualen... O Vogelweid, ich rufe Ihre Hilfe an. Schwören Sie mir, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden."

„Wozu schwören, was sich von selbst versteht?" erwiderte er; aber sie gab nicht nach.

„Ihre Hand darauf!" und sie reichte ihm ihre Rechte hin,

ihre schön geformte, weiße Rechte, die er drückte und bewundern mußte, obwohl ihm graute und er sich vorkam wie ein Zolascher Held.

„Zuerst, was mich zum Teil wenigstens entschuldigt," sagte Berta hastig und beklommen. „Ich habe Phantasie —"

„Seit wann?"

„Ich werde sie wohl immer gehabt haben, ich bemerkte sie nur nicht. Ich bin jetzt so allein. Hagen ist auf dem Gymnasium, Lindchen lernt oder dichtet, die Poesie ist eine einsame Kunst. Meinen Mann sehe ich oft wochenlang nur bei den Mahlzeiten. Das gibt dem besten ehelichen Verhältnis einen gewissen Anstrich, ich möchte ihn einen prosaischen Anstrich nennen. Ich habe doch auch poetische Bedürfnisse."

„Seit wann?"

„Seitdem ich mehr lese —"

„Da haben wir wieder die verfluchte Literatur!" murmelte Bertram.

„Und wenn man viel liest und wenn man viel allein ist und wenn man Phantasie hat, träumt man und bildet sich allmählich ein Ideal, einen Inbegriff alles Schönen, alles Vollkommenen. — Man gibt diesem Inbegriff einen Namen und versetzt ihn in bestimmte Verhältnisse — und sich an seine Seite — und — was dann vorgeht, malt man sich aus —"

„Aha!" Die Brauen Bertrams zogen sich dräuend zusammen, und er kreuzte die Arme über der Brust.

Die Baronin zitterte: „O wie unerbittlich Sie aussehen, Vogelweid. Mitleid! Mitleid! Ich habe es zu Papier gebracht. Erbarmen Sie sich, ich habe einen Roman geschrieben."

„Einen Roman haben Sie geschrieben?" Er atmete, er jubelte auf. Ihm war zumute wie dem treuen Heinrich, als die Eisenringe, die ihn umpanzert hatten, sprangen. „Erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küssen," bat er und tat es stürmisch. „Sie Wunderbare! Nie hätte ich's für möglich gehalten, daß ich

in Entzücken geraten könnte, weil eine Dame einen Roman geschrieben hat!"

Berta lächelte wehmütig und blieb beklommen. „Entweder überschätzen Sie meine Leistung oder andere unterschätzen sie. (Als sie das sagte, dachte sie selbst: Ich spreche gut.) Mein Manuskript erfuhr manche Zurückweisung. Es gelangte zuerst an die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse.'"

„Es gelangte — das heißt, daß Sie es hingeschickt haben."

„Nun ja, mit einem sehr, sehr höflichen, ich darf sagen, einem demütigen Brief."

„Wehe!" sprach Bertram.

„Nach einiger Zeit kam meine Sendung zurück. Die Herren schrieben, daß sie für drei Jahre mit Romanen versorgt seien. Nun wandte ich mich an die ‚Alte Presse', an die Tageblätter — dieselbe Antwort. Alle diese Zeitschriften haben Romanvorrat für drei Jahre. Ach! es wird doch viel geschrieben!"

„Das wäre nicht so schlimm," versetzte Vogel, „schlimmer ist, daß das Geschriebene ein Gedrucktes werden will ... O, Frau Baronin, sehen Sie, ich an Ihrer Stelle würde eine leuchtende Ausnahme machen; ich ließe nichts drucken — just nicht."

„Wenn es noch in meiner Macht stände, Freund! Aber ich bin schändlich hintergangen worden. Just Carolus ..."

Bertram schrie auf: „Just Carolus? Wie kommen Sie zu dem?"

„Er annoncierte vor einem halben Jahre die Gründung einer neuen Zeitschrift, lud zur Einsendung von Beiträgen und ..."

„Und besonders zum Abonnement ein."

„Ganz recht. Ich schrieb, ich sandte meinen Roman und erhielt einen Brief. Vogelweid, ich bin eine glückliche Frau, aber der Tag, an dem dieser Brief kam, war doch einer der schönsten meines schönen Lebens, ein Ausbruch der Bewunderung der ganze Brief. Carolus stellte mich in eine Reihe mit Heyse, Keller und

Meyer. Ihr Manuskript, schrieb er, ist von der Lesekommission einstimmig angenommen worden."

„Aus dem einfachsten aller Gründe — sie hatte nur eine Stimme."

„Er wollte seinen ersten Jahrgang mit mir eröffnen. Mein Herz quoll über, ich antwortete in Ausdrücken, ich bekenne Ihnen alles, Vogelweid, es werden wohl überschwängliche Ausdrücke gewesen sein. Nach so bitteren Enttäuschungen ein solcher Erfolg. Carolus steht im Kürschner an der Spitze einer langen Reihe von Werken. Ich verehrte ihn, ich pries ihn, er ragte als Halbgott in meinem Herzen."

„Ja, das ist so! Es schmeichle einer nur unserer Autoreneitelkeit, und wir sind zu jeder Selbsterniedrigung bereit. Baronin, daß Sie in diese Falle gingen!"

„Richten Sie nicht, Vogelweid, helfen Sie. Ich bin in einer furchtbaren Klemme. Er bat um meine Photographie, ich schickte sie ihm mit einer Widmung ... und dann, denken Sie, nannte er mich: Erhabene Schloßfrau, angebetete Herrin."

„Sie haben ihm gewiß auf dem schönen Briefpapier geschrieben, mit der in Gold geprägten Aufschrift: Schloß Obositz, und der wehenden Fahne mit dem Doppelwappen."

„Mein Gott, ja. Und nun hält er mich für eine Millionärin, spricht von den Kosten, die das Gründen einer Zeitschrift verursacht, und ich soll eine Aktie zu zehntausend Gulden nehmen. Und ich habe nur ein ganz kleines Vermögen, das Hugo verwaltet. Ich konnte das Geld nicht geben, ich mußte es gestehen. Seitdem hat Carolus den Ton geändert, er schmeichelt nicht mehr, er droht ... Womit am ärgsten? Mit der Veröffentlichung meines Romans! Damit, behauptet er, macht er mich lächerlich vor der ganzen Welt. Er droht auch, meinem Manne meine Photographie mit jener Widmung und meine Briefe — Liebesbriefe nennt er sie — zu schicken. Das sind sie nicht, aber — o, ich bin sehr schuldig! — ich sprach von ungestillter Sehnsucht nach regerem

Geistesleben, — von Seeleneinsamkeit. Ich weiß nicht, wessen Hugo fähig wäre, wenn er erführe, daß ich mich an seiner geliebten Seite seeleneinsam gefühlt habe ... Mir schaudert und ich zittere um den Frieden meiner Ehe ... Ach, Vogelweid! und soeben brachte man mir ein Telegramm auf Hagens Zimmer. Ich habe es noch nicht eröffnet. Eine furchtbare Ahnung sagt mir: es ist von Carolus und enthält mein Schicksal. Himmel, warum mußte ich an einen so elenden Menschen geraten!"

„Das eben ist Ihr Glück im Unglück, beruhigen Sie sich, Baronin. Ich rette Sie, ich habe den Mann in der Hand. Einige meiner Kollegen und ich sind vor Jahren durch ihn arg geschädigt worden, und wir haben uns vor seinen Schlichen sicher gestellt. In einem gewissen eisernen Schrank bei einem gewissen Advokaten sind Beweise gegen ihn deponiert, die ihn jeden Augenblick ins Kriminal bringen können. Daran will ich ihn erinnern und die Herausgabe Ihres Eigentums verlangen." Er seufzte tief und schwer: „Ich will ihm schreiben."

„O Vogelweid, wie dank ich Ihnen! Aber lesen Sie zuerst das Telegramm."

Bertram öffnete das gefaltete Blatt, warf einen Blick hinein und sprang auf. „Nein," rief er, „nicht schreiben, handeln! Da ist keine Zeit zu verlieren, er will mit dem Zwölfuhrzug kommen, ich geh, ich reite," steigerte er sich, „ihm entgegen, fang ihn auf an der Station."

„Kommen? Hierher?" Die große, starke Frau stammelte, erbleichte, ihre Augen wurden starr, sie rang mit einer Ohnmacht. Bertram ermahnte mit Energie:

„Mut, Baronin! Nehmen Sie sich zusammen. Sie dürfen jetzt nicht ohnmächtig werden. Erstens ist es nicht mehr modern, und zweitens müssen auch Sie jetzt handeln." Er erhob die Arme, seine Hände ballten, seine Brust erweiterte sich. „Knapp, sattle mir mein Dänenroß. Geben Sie Befehl, Frau Baronin, daß

die Kuh vorgeführt werde. Ich will Ihr Ritter sein, ich fühle das ganze Mittelalter in meiner Faust."

XV.

Bertram lief ins Schloß, um seine Morgenschuhe mit Reitstiefeln zu vertauschen, bei einem Haar hätte er Sporen angeschnallt. In den Sattel stieg er nicht, sondern schwang er sich und ergriff die Zügel mit solcher Entschlossenheit, daß die Kuh die Ohren spitzte. Aber das imponierte ihm mitnichten. Spitze du, dachte er, ich sitz das aus. Hier bin ich Mann und nicht Schreiber! Munter und kühn trabte er vorwärts und traf eine Viertelstunde vor dem Zuge auf der Station ein. Die Kuh war dort eine bekannte Persönlichkeit. Sie wurde bei besonderen Anlässen, dem Aufgeben und Inempfangnehmen von Geldbriefen und dergleichen, vom Postboten herübergeritten, und während der seine Gänge besorgte, in den Schuppen eingestellt.

Das geschah auch heute auf die freundliche Einladung des Herrn Expeditors, sie erhielt Gastfreundschaft für den Nachmittag, und Bertram ließ ihr zur Unterhaltung ein Bündel Heu vorsetzen. Dann trat er an den Schalter mit großartiger Ruhe — er war freilich der einzige Passagier — und löste zwei Billette erster Klasse, eines zur nächsten Station, eines nach Trzebinia, begab sich auf den Perron und erwartete den Zug. Ein paar Träger schlotterten daher, vorahnend, daß es keine Beschäftigung für sie geben werde. Ein kleines Mädchen, barfüßig und zerlumpt, mit verwilderten, staubigen Haaren, brachte auf einem angebrochenen Teller schöne, schwarze Kirschen herbei. Jeder der Träger machte sich das Vergnügen, ihr einige davon zu entreißen, und Bertram, der Landessprache unkundig, mußte zu dieser Brutalität schweigen. Aber auch schweigend vollbringt der Hochgemute eine rettende Tat. Er ging auf die Kleine zu, steckte

ihr einen Gulden in die Hand, eine Kirsche zwischen die Zähne und wies mehrmals nacheinander von dem Inhalt des Tellers auf ihren Mund, und von dem Fleck, auf dem sie stand, nach dem Ausgang. Sie lachte, sie begriff, stopfte gleich ein halbes Dutzend der saftigen Früchte in den Mund und rannte davon.

Das Glockenzeichen wurde gegeben, majestätisch fuhr der Zug ein. Aus dem Fenster eines Coupés dritter Klasse neigte sich ein schwarzes Lockenhaupt, das ein riesiger Rembrandthut malerisch beschattete.

„Hierher, Schaffner! hierher!" rief eine dünne Stimme, und im nächsten Augenblick erglänzten auf den Stufen des Waggons ein Paar Lackstiefeletten, zwei kurze Beinchen hüpften zur Erde, blieben aber plötzlich steif und regungslos stehen.

„Willkommen, Just Carolus!" sprach Bertram und lüftete den Hut. Der Rembrandt wurde einen halben Meter hoch über das Lockenhaupt gehoben.

„Sie, Herr Vogel, welche Überraschung."

„Wir haben nur eine Minute Aufenthalt! steigen Sie wieder ein und wundern Sie sich später. Die Frau Baronin schickt mich Ihnen entgegen. Infolge eines Mißverständnisses wurde der Wagen aus Obositz nicht hierher, sondern zur nächsten Station dirigiert. Steigen Sie ein. In dieses, das nächste Coupé!"

„Erste Klasse, so? ach ja, das ist ja sehr aufmerksam von der Frau Baronin."

„Sie haben Gepäck bei sich?"

„Diese Tasche."

„Es ist doch alles drin, was Sie der Frau Baronin mitbringen wollten, ihre Briefe, ihre Photographie?"

„Woher wissen Sie ..."

„Fragen Sie nicht, steigen Sie ein!" befahl Bertram so kühl und gebieterisch, als ob er auf der Nordbahn zu Hause wäre und zu ihren Machthabern gehörte.

In dem Coupé, in das er Carolus vorantreten hieß, hatte

eine ältliche, sehr dicke Dame mit türkischem Gesichtstypus sich häuslich eingerichtet. Ihre Füße ruhten auf dem Sitze ihr gegenüber, der außerdem von einem wundervollen, grauen Affenpintscher eingenommen wurde. Neben ihr stand eine geöffnete Reisetoilette mit kostbarer Einrichtung, die verschiedensten Effekten, seidene Decken, Kissen, ein Vermeillebesteck, eine goldene Zigarettentasche, lagen auf den Wagenpolstern umher. Die Luft war etwas dumpf und mit Peau d'Espagnedüften und denen des feinsten ägyptischen Rauchtabaks erfüllt.

Die Fremde warf den beiden Herren, die sich bescheiden in die Ecken neben dem Eingang gesetzt hatten, einen feindseligen Blick zu, der aber milder wurde, nachdem er Justs Lockenkopf gestreift, auf den er auch öfters und immer freundlicher wiederkehrte, bis er endlich wie gebannt auf ihm ruhen blieb.

Sollte das der berühmte französische coup de foudre sein? fragte sich Bertram.

Carolus aber bemerkte in seiner Verwirrung nicht den guten Eindruck, den er hervorrief. Ihm wurde bang und bänger in Vogels Nähe. Er war ihm draußen schon furchtbar gewesen, als er mit natürlicher Stimme zu ihm gesprochen hatte, jetzt fand er ihn doppelt furchtbar, als er sich zu ihm neigte und ihm leise zuflüsterte:

„Sie werden mir die Photographie und die Briefe, die Sie bei sich haben, sofort ausliefern, und dann werden Sie eine Vergnügungsfahrt unternehmen nach Trzebinia."

„Warum nach Trzebinia?"

„Diese Gegend ist ohne Reize," sprach die Dame, und statt Justs, an den sie sich gewendet hatte, erwiderte Bertram kurz abbrechend:

„Gänzlich." Er setzte seinen Fuß mit Wucht auf das Füßchen des zierlichen Männleins, neigte sich vor und begann wieder im früheren Tone.

„Sie übergeben mir die Sachen, die ich verlange, auf der

Stelle und schicken mir das Manuskript der Frau Baronin morgen nach Obositz oder ..."

„Oder was? Keine Drohung ... Ich bitte mir aus" — Carolus hauchte es nur; er hatte sich zurückgelehnt, seine Zähne klapperten. Die Mitreisende betrachtete ihn voll Erbarmen. Sie fand ihn gar zu herzig in seinem samtenen hellbraunen Künstlerhaus, in seinen taubengrauen Höschen, und unbeschreiblich rührend war ihr der Ausdruck der Qual in seinem interessanten Gesichtchen.

„Ihr Freund befindet sich schlecht," sagte sie und reichte Bertram ein Riechfläschchen: „Bitte, lassen Sie ihn dieses atmen."

„Atmen Sie," rief Bertram, hielt dem bleichen Carolus mit einer Hand das Flakon unter die Nase und nahm mit der andern ein Päckchen in Empfang, das der Bedrängte aus der Brusttasche gezogen hatte. Die Herren führten ein kurzes Gespräch, das der Lärm des über eine Brücke hinrasselnden Zuges für ihre Gefährtin im Coupé unhörbar machte.

„Sie überfallen mich wie ein Straßenräuber."

„Wie ein Straßenräuber, der über alle Errungenschaften der Kultur verfügt, ja. Wenn Sie mir das," er spielte mit dem Päckchen, ließ es kreisen zwischen seinen Fingern, „nicht gutwillig anvertraut hätten, würde Ihrer irgendwo unterwegs eine bescheidene Empfangsfeierlichkeit gewartet haben."

„In Trzebinia, meinen Sie. Als ob es mir nicht freistände, auszusteigen, wo ich will."

„Unbemerkt nicht. Dafür wäre leicht gesorgt. Ein Passagier erster Klasse, mit Ihrem Äußern, so auffallend hübsch gekleidet, wie Sie immer sind. Ich bin Ihrer sicher, verlassen Sie den Train, wo es Ihnen beliebt; seien Sie nur gewiß morgen nachmittags wieder in Wien. Mein Advokat, den Sie ja kennen, wird den Auftrag haben, abends bei Ihnen anzufragen, ob das Paket abgeschickt ist."

„Es wird abgeschickt sein," knirschte Carolus. „Aber bei nächster Gelegenheit — machen Sie sich gefaßt."

„Auf einen Vipernstich in die Verse ist unsereins immer gefaßt — Sie fahren also bis Trzebinia, geehrter Freund," sagte er laut, „und so benützen Sie wohl den nächsten Zug, der morgen um 7 Uhr 55 Minuten von dort abgeht, zur Rückkehr nach Wien?"

„Nach Wien?" mischte die Dame sich ins Gespräch. „Ich komme von dort, eine scharmante kleine Stadt, dieses Wien."

„Und gnädige Frau," fragte Bertram, „sind auf dem Wege nach? —"

„Nach Hotin."

„In Bessarabien?"

„Meine Güter sind in der Nähe."

„Güter in Bessarabien?" Carolus machte eine rasche Schwenkung auf seinem Sitze und sandte einen Blick voll heißer Sympathie zu der Reisenden hinüber. Sie hatte die Zeit der Reife längst überschritten, und sie hatte sehr schwellende Formen, aber sie hatte eine goldene Zigarettentasche und Ringe von unermeßlichem Werte und eine mit Diamanten besetzte Uhr, und sie kam, wie er bald erfuhr, aus England, wo sie eine Saloneinrichtung für ihr Schloß gekauft hatte, und auch den schönen Affenpintscher. Für fünfzig Pfund — ein Bettel; hundert waren ihr schon für das Prachttierchen geboten worden.

Das Gespräch zwischen Carolus und der Bessarabierin belebte sich immer mehr. Sie nannten einander ihre Namen. Der ihre war ihm unaussprechbar, der seine entzückte sie. Just Carolus. Wie das klang! wie mild und fest, wie edel und gelehrt. Er war gewiß ein Gelehrter. Ihr verstorbener Gatte, der Bojar, wäre auch gern ein Gelehrter gewesen, aber die Verwaltung seiner Besitzungen gab ihm viel zu tun, er konnte sich seiner Liebhaberei nicht widmen.

Verstorben der Gatte! O seliger Bojar, Wohltäter! Carolus

pries sein Andenken. Er bezeigte der Dame tiefste Teilnahme und hoffte nur, daß ihr daheim zu ihrem Troste liebliche Kinder blühten ...

Aber nein, sie war kinderlos und stand einsam und trotz einiger Glücksgüter, mit denen der Himmel sie gesegnet hatte, doch recht arm in der Welt.

Die langen Wimpern Justs, seine große Schönheit, senkten sich und verschleierten seine habgierigen Augen. Er seufzte tief, und auch die Witwe seufzte.

Der Schaffner kam, war mürrisch, entschuldigte sich bei der gnädigen Frau. Er hatte die Herren nicht einsteigen gesehen, er würde ihnen sonst andere Plätze angewiesen haben.

Auch Bertram entschuldigte sich und nahm zugleich Abschied. Er stellte der Reisegefährtin ihr Flakon zurück und reichte Just sein Fahrbillett. Mit Mißvergnügen entdeckte dieser, als er es in die Brusttasche steckte, daß er nur große Banknoten bei sich habe. Am Schalter wechselt man so ungern.

„Sie können mir," sagte er nachlässig, „dreißig Gulden zur Rückreise vorstrecken, Vogel."

„Verdammter Kerl," fluchte Bertram im stillen und suchte in seinem Geldtäschchen: „Kann ich? Da sind fünfzehn. Sie werden gegen Ihre Gewohnheit zweiter Klasse fahren müssen."

Die Bojarin erschrak. Zweiter Klasse durfte nicht einmal ihre Kammerjungfer mehr fahren. Ein deutscher Baron hatte ihr dort einen Heiratsantrag gemacht. In die Gefahr, meinte Bertram, werde Carolus nicht kommen, aber die liebenswürdige Witwe bestand darauf, ihm für alle Fälle aus der Verlegenheit zu helfen.

„Mein Diener kommt auf jeder Station meine Befehle holen," sagte sie. Er führt die Kasse, er wird die Banknote Herrn Justs Carolus wechseln."

Der Zug hielt. Bertram betrat die Plattform im Augenblick, in dem ein großer, bärtiger Russe im Nationalkostüm die Stufen

heraufstieg. Er hatte eine wohlgefüllte Geldkatze umhängen und trat mit der Mütze in der Hand an die Tür des Coupés.

Nun gilt's dein Meisterstück, Just Carolus, dachte Vogel; finde Mittel, die kleinen Banknoten einzustecken und die Abwesenheit der großen zu erklären.

XVI.

Bertram ging auf der Landstraße denselben Weg zurück, den er eben mit der Eisenbahn vorwärts gebraust war. Eine echt mährische Gegend. Der Gebirgszug, der in der Ferne blaute, mit stumpfen Höhen gekrönt, goldig schimmernde Felder und üppige Wiesen soweit das Auge reichte, Pflaumenbäume mit Früchten überladen, kräftiges Weideland, auf dem schöne Rinder grasten und in der Nähe jeder menschlichen Ansiedlung helle, laute Scharen des mährischen Schwans, des Haustiers ohne Furcht und Tadel, der glorreichen Gans. Auf einen Tiger würde sie losfahren, mit aggressiv vorgestrecktem Halse, mit zornig wackelndem Schwanze. Das härteste Schicksal trifft sie, beugt sie aber nicht. Jahr für Jahr erbarmungslos gerupft, ihres zarten Flaums beraubt, erhebt sie sich aus den Händen ihrer Peiniger und flattert mit blutendem Flügel und hinkt mit verstauchtem Fuße wund und nackt eben so stolz, wie ehedem in blühender Gesundheit und prangendem Gefieder.

Und die Dorfleute, die nicht nur gegen dieses, sondern gegen jedes Tier die naivste Grausamkeit ausüben, sind beinahe durchwegs gutmütig und haben eine freundliche Würde und eine angeborene Höflichkeit in ihrem Benehmen. Fast alle, denen Bertram begegnete, grüßten ihn, er dankte aufs freundlichste, nahm sich vor, die Landessprache eifrig zu studieren und träumte von künftiger Popularität. Dann dachte er an das Duett, das jetzt im Waggon, den er verlassen hatte, gesungen werden dürfe,

klopfte lachend auf das in seiner Brusttasche untergebrachte Päckchen, und sang nach der ins Heitere übersetzten Melodie von: Der gute Kamerad:

„Was immer auch daraus entsteh',
Ich hab' eine Tat getan, Juchhe!
Eine bessere sind'st du nit, Juchhe!"

So lustig ging's eine Weile fort, dann begann ihm sehr heiß zu werden. Die Sonne brannte — wie glühende Liebe! rief er laut. Ich liebe dich, o Mädchen — du Königliche! Ich kenne dich kaum und kenne dich doch. Du imponierst mir, und ich fühle mich doch zu deinem Beschützer berufen.

Die Hitze wurde drückend, einige Müdigkeit stellte sich ein, aber seltsam — ging's nicht zu wie im Märchen? im Augenblick, in dem er sich das zum Bewußtsein brachte, wurde er von einem raschen Gefährt ereilt, das plötzlich neben ihm anhielt.

„Wohin, Herr Vogelweid?" ertönte vom Kutschbock herunter die Stimme Gerhart des Retters.

„Zur Station, Herr Graf."

„Da bringe ich Sie hin. Kommen Sie."

So las er ihn zum zweitenmal von der Straße auf. „Sie machen aber sehr weite Spaziergänge," sagte er. „Mir scheint, daß Sie es schon nötig haben, sich von der durchaus nicht literaturfreien Atmosphäre in Obositz zu erholen. Ja, der Zug der Zeit. Uns hat er noch nicht ergriffen."

„Sie sind ihm entronnen. Sie gehören gewiß zu den wahrhaft, den vom Buche zum Leben Vorgeschrittenen."

„O, ich bitte, wir haben uns vom Buche durchaus nicht ganz emanzipiert. Meine Frau liest sogar recht viel und auch ernste Sachen."

Wenn er sagte: „Meine Frau," nahm seine Stimme einen ganz eigen lieben Ausdruck an, und ein schönes Leuchten brach aus seinen dunkeln Augen. „Meine Frau," Zärtlichkeit und Ehrfurcht, freudige und stolze Liebe verkündete sich dabei unwill-

kürlich und unbewußt in seinem Blicke. Heil dir, dachte Bertram, du braver Mensch bist auch ein glücklicher Mensch.

„Das Fräulein Gertrud von Weißenberg," sprach er plötzlich, „hat große Ähnlichkeit mit Ihrer Frau Gemahlin."

„Das wäre mir nie aufgefallen."

„Groß, wenn auch nicht so groß, schlank, wenn auch nicht so schlank ... und das Gesicht ..."

„Nun ja, ein Gesicht hat jede. Was aber die Ähnlichkeit betrifft ..."

„Sie liegt in dem Eindruck, den die ganze Erscheinung hervorbringt. Edelste Anspruchslosigkeit, die schönste Ruhe, die vollkommenste Natürlichkeit ist beiden Damen eigen." Er schwieg eine Weile und sagte dann nachdenklich: „Wie sich wohl die Zukunft des Fräuleins gestalten wird?"

„Nicht besonders heiter."

„Warum? warum sollte sich das Fräulein nicht glücklich verheiraten?"

„Weil wir vor lauter Geldgier dumm geworden sind, wir Männer; wer heiratet heutzutage ein armes Mädchen?"

„Ich wüßt wohl einen, der sich selig preisen würde ..." platzte Bertram heraus. Hätt er doch geschwiegen! Der Graf sah ihn von der Seite unangenehm fragend, in einer Weise an, die ihn verwirrte; er bereute gesprochen zu haben und — redete weiter: „Sie glauben also nicht, daß sie ihn nehmen würde?"

„Ich glaube nicht."

„Also nicht." — Er war so bestürzt, daß der Graf ihn besorgt fragte:

„Was ist Ihnen?"

Die Antwort blieb aus, und im nächsten Augenblick wurde die Aufmerksamkeit beider durch ein wildes Schreien und Fluchen, das sich in der Ferne hören ließ, in Anspruch genommen. Gerhart gab den Pferden die Zügel und fuhr die jetzt ziemlich steil ansteigende Straße rasch hinauf. Inmitten der Anhöhe sah man

ein mit Brettern beladenes Fuhrwerk halten, dem zwei armselige, alte Mähren vorgespannt waren. Unfähig, ihre schwere Last weiter zu schleppen, hatten sie ihr nachgegeben und den Wagen in ein Rinnsal gleiten lassen, in dem er nun quer über dem Wege stand. Der Lenker des unglücklichen Gespanns schlug drein in sinnloser Wut mit dem Peitschenstiel, den Fäusten, den Stiefelabsätzen, und die Gäule senkten ihre Köpfe zur Erde, rührten sich nicht mehr, ließen die Mißhandlungen ihres Peinigers in stumpfer Verzweiflung über sich ergehen.

Gerhart hielt knapp bei ihnen an. Er war dunkelrot und biß die Zähne zusammen: „Entschuldigen Sie einen Moment, Herr Vogel," sagte er und winkte seinem Kutscher, der sofort absprang. Er schien zu wissen, um was es sich handelte, und schob einen Stein hinter eines der Wagenräder. Auch Gerhart sprang ab, ging mit drohenden Worten auf den Fuhrmann zu, entriß ihm die Peitsche und schleuderte sie zur Erde. Einen Augenblick war's, als wolle der Mensch sich zur Wehre setzen; als er aber sah, daß der Graf und der Diener die Stränge ihrer Pferde zu lösen begannen, und erriet, daß man ihm zu Hilfe kommen wollte, zog er den Hut und brach in jämmerliche Klagen aus.

Nach wenigen Minuten waren die kräftigen Pferde den erschöpften vorgespannt und zogen das Gefährt den Berg hinauf.

Bertram blieb sitzen und sah ihnen nach.

Ein gutmütiger Mensch, der Graf. Da half er gequältem Getier aus der Not, ihm aber hatte er ganz gelassen einen Stachel ins Herz gebohrt, mit seinem zweifelnden Blick und mit seinem grausamen: Ich glaube nicht.

Als Gerhart nach einer Weile zurückkam und die unterbrochene Fahrt fortsetzte, sagte er: „Sehen Sie, dieser Fuhrmann ist ein armer Teufel; ich weiß nicht, was mit ihm geschieht, wenn seine Pferde umstehen, und dennoch schindet er sie zu Tod. Die Armut ist eben nicht sparsam."

Es war spät am Nachmittag, als Bertram heimkehrte; die Schatten wuchsen und die Sonne sank, und das Vesperbrot war, wie Simon Befehl hatte Herrn Vogel zu melden, auf der Terrasse serviert.

Dort fand Bertram die Baronin in peinlicher Erwartung, ruhelos auf und ab wandelnd. Sie empfing ihn mit einem unterdrückten Aufschrei.

„Ach Sie! Endlich, Vogelweid! Was bringen Sie? Erlösung? Befreiung ... Bin ich gerettet?"

Als er alles bejahte, kannte ihr Dank keine Grenzen. Eine Sechzehnjährige hätte ihn nicht heißer empfinden, und kindlicher ausdrücken können, als Bertram die verfänglichen Briefe an Carolus und die Photographie mit der Widmung hervorzog und ihr überreichte.

Wie hatte diese Frau sich und ihre Gefühle konserviert! So etwas wäre unmöglich in der Stadt.

„Ich will nicht ungestraft gefehlt, geirrt haben," sagte sie. „Ich werde ehrlich Buße tun; ich habe das Bedürfnis, zu sühnen, Vogelweid."

Über die Art, in der das geschehen sollte, konnte sie ihm im Augenblick keine Aufklärung geben, denn Hugo kam eben in Begleitung Meisenmanns herbei. Der Freund und die Gattin bereiteten dem Herrn des Hauses einen Empfang, auf den er nicht gefaßt gewesen war.

„Hugo! Hugo! mein Alter! Ich hab dich noch nicht gesehen, seitdem du im Feuer gewesen bist und Menschenleben gerettet hast. O, ich weiß — ich weiß, du Braver!" rief Bertram ihm begeistert entgegen, und die Gattin schwebte im wuchtigen Fluge auf ihn zu und lag an seiner Brust und weinte auf seine lichtblaue Piqueweste „Tränen der Wiedergeburt."

Ihr Mann fand das schön gesagt und gut gegeben, ersuchte sie aber Maß zu halten: „Du warst am Vormittag schon ge-

rührt, Berterl, das ist hinreichend, auch für eine so liebe und treue Frau wie du."

„Treu?" — die Baronin zuckte zusammen wie eine verwundete Taube.

„Nun, vielleicht nicht? Ich bitte dich, Berterl, mache dich nicht interessant. Wir wollen jausen ohne Interessantmacherei und ohne Rührung. Solche Sachen verderben einem nur den Appetit."

„Vor meiner Rührung brauchen Herr Baron sich nicht zu fürchten," sprach Meisenmann mit forciertem Humor. „Haben unter anderen einen deutschen Juden aus dem Feuer gezerrt. Ich an Ihrer Stelle hätte ihn tiefer hineingeworfen."

„Sie, Meisenmann? Wie macht das ein Theoretiker? Ich bin neugierig. Sie müssen es mir zeigen bei nächster Gelegenheit."

Der Professor rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und er. „Nächste Gelegenheit? Was für eine Gelegenheit meinen?"

„Wir werden ja sehen, sie kommt."

„Wenn man sie herbeiführen will, kommt sie freilich."

„Ohne Sorge! Ich werde nicht extra Feuer legen, damit Sie Juden hineinwerfen können."

Sieglinde und Gertrud kamen, die erstere aufgelöst in Verlegenheit, im scheuen Blick die Frage: Was sagen Sie zu meinen Gedichten? die zweite sehr ernst und noch stiller als gewöhnlich. Bertram glaubte zu bemerken, daß Meisenmann sie schon einigemale triumphierend angesehen habe, und war empört und hätte ihm gar zu gern zugerufen: Sie nimmt dich nicht; mich nicht und dich ebensowenig.

Etwas freier atmete er, als Hugo und Meisenmann sich zu Hagen verfügten und er allein blieb mit den Damen. Die Baronin und Sieglinde fingen an zu flüstern und einander gegenseitig aufzumuntern: „Du Lindchen, du!" „Um Gottes willen, nein, du, Mama!" Die liebende Mutter gab nach. Sie räusperte

sich, sie hielt eine kleine Rede, in der sie ihren sehnlichen und den nicht minder sehnlichen Wunsch ihrer Tochter ausdrückte, Bertrams Urteil über die Gedichte Lindchens in Erfahrung zu bringen.

„Gedichte?" Er mußte sich besinnen. „Gedichte — ja so!"

„Mama, Mama, Herr Vogelweid hat ganz vergessen ..." klagte Lindchen tief gekränkt.

„Nein, Baronesse, ich habe nicht vergessen, ich habe ge— geblättert, sagen wir, in den Gedichten, die Sie mir geschickt haben ..." Erbarmungslose, die einen Überfütterten noch stopft, wollte er hinzusetzen, aber die ängstlich gespannten Mienen der Mutter und der Tochter, die demütig sehnsüchtige Erwartung, mit der beide Damen zu ihm emporschmachteten, entwaffnete ihn. Diese Dilettanten! sie haben alle Aspirationen, machen alle Leiden des echten Künstlers durch — nur was dabei herauskommt, ist anders. „Vor allem, Baronesse," wendete er sich an Sieglinde, „was haben Sie vor mit Ihren Gedichten?"

„Drucken lassen" — sie stöhnte es fast, und er seufzte, wurde aber nicht grimmig, sondern sprach in weichem, zuredendem Tone:

„Sehen Sie sich um in der Welt. Wohin Sie blicken, überall begegnen Sie den allgemeinen, unaufhaltsamen Fortschritten..."

„Unserer Literatur!" fiel Berta begeistert ein.

„— Der Sozialdemokratie, Frau Baronin."

„Ach ja," versetzte sie und lächelte ihn höchst unsicher an.

„Wir gehen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung entgegen. Lösung der wirtschaftlichen Fragen, heißt der nächste Schritt zum Ziele, und er liegt, wie man sagt, in der allgemeinen Verstaatlichung. Meine unmaßgebliche Meinung ist nun, daß der Übergang zu dieser breiten Straße des Heiles uns wieder auf jetzt ganz verlassene Fußpfade führen wird, zum Beispiel — zur Hausindustrie."

„Ach ja," wiederholte die Baronin und gab ein heuchlerisches: „Ganz recht!" dazu, um zu verbergen, daß sie ihn durchaus nicht begriff.

„Eilen Sie uns voran, Baroneſſe! Streben Sie keine fabriksmäßige Vervielfältigung Ihrer Dichtungen an, verſchmähen Sie die kapitaliſtiſche Bücherproduktion durch den Verleger — ſingen Sie, ein liebliches Vögelchen, Ihre zarten Lieder den Eingeborenen von Oboſitz, zirpen Sie, ein trautes Heimchen, am häuslichen Herde."

XVII.

Als man ſich am Abend trennte, nahm Bertram Abſchied von ſeinen Wirten für den ganzen morgigen Tag, den er in Vogelhaus zubringen wollte. Lieber auch räumlich von der Unerreichbaren getrennt ſein, als in ihrer Nähe ſchmerzvoll hangen und bangen. Er ging allein ſeinen Zimmern zu; der Freund, der ihn ſonſt geleitete, die Dienerſchaft, die heute bis zum Morgen gewacht, hatten ſich früher als gewöhnlich zur Ruhe begeben. Die Lampen waren gelöſcht, vor der Mondesſcheibe lagerte eine langgeſtreckte Wolke, ein träumeriſches Halbdunkel herrſchte, eine ſchöne Stille, Balſam für den geräuſchesmüden Stadtbewohner. Jeder Blick durch die hohen Fenſter des Ganges in den Garten bot Erhebung, wirkte ſanft und beſchwichtigend. Leiſe wie ein angefachtes Fünkchen begann die erloſchene Hoffnung wieder zu glimmen. Quälſt du dich nicht mit Hirngeſpinſten, du Narr? fragte er ſich. Waren die Worte, die dich unglücklich machen, auf dich gemünzt, oder beziehſt du ſie nur auf dich, krankhaft empfindlicher Tor? Muß der Graf an mich gedacht haben, als er ſagte: Ich glaube nicht. Er dachte vielleicht an —

„Meiſenmann!" rief Bertram wonnig mit wahrem Entdeckerjubel aus. Zu ſeinem Schrecken antwortete eine Stimme aus der Tiefe des Querganges:

„Ich bin's, bitte." Simon trat hervor. Der junge Herr

Baron schickte ihn, er ließ den Herrn Doktor bitten, zu ihm zu kommen.

„Jetzt? jetzt gehe ich schlafen, und Hagen soll auch schlafen gehen. Sagen Sie ihm das von mir."

„Er schlaft aber nicht, er schreibt und lest die ganze Nacht."

„In dem Zustand, mit dem Auge?"

„Ach Gott ja! 's is schaudriös. Gehen Sie zu ihm, bitte, auf den Herrn Doktor wird er hören; auf uns hört er nicht, auf mich und den Meisenmann."

„Ein schrecklicher Kerl, ein Tyrann," murmelte Bertram, folgte dem Alten widerwillig und trat verdrießlich bei Hagen ein, der ihn verdrießlich empfing und anbrummte:

„Ist dir's endlich gefällig?"

Er saß mit verbundenem Kopfe in einem großen Lehnstuhl unter der grell leuchtenden Hängelampe und sah elend aus. Auf einem Tische neben ihm waren die neuesten Werke der modernsten nordländischen, französischen und deutschen Unsittenschilderer recht zur Schau ausgelegt. In einer Hand hielt der Jüngling Juvenals Satiren, in der andern einen Rotstift.

Das Zimmer befand sich in greulicher, in gewollter Unordnung. Bücher, Schriften, Zigarrenkistchen, Waffen, Fecht- und Turngeräte bedeckten die Möbel und einen Teil des Fußbodens; an den Wänden hingen, mit Nägeln befestigt, schamlose Photographien. Auf einem Schranke neben der Tür lag eine Pistole; der Hahn war gespannt, das Zündhütchen aufgesetzt.

Komödiant! dachte Bertram und sprach mit eisigem Spotte: „Ich muß dir doch den Gefallen tun, dir zu bestätigen, daß ich dich gefunden habe, im Juvenal lesend. Das Grellste hast du wohl mit Strichen versehen, damit niemand zweifeln könne, daß du's verstanden hast. Mir freilich wäre nie ein Zweifel gekommen, bei den Erfahrungen, die du schon gemacht haben mußt, im Kaffeehaus oder in der Zuckerbäckerei."

Bei dem letzten Worte fuhr Hagen zusammen, Zorn und Schrecken verzerrten sein Gesicht.

„Verzeih, wenn ich dich ärgere, ich sollte dir dankbar sein, weil du dir so viele Mühe gegeben hast, mir zu Ehren dein Zimmer zu dekorieren."

„Dir zu Ehren, ja just, was der sich einbildet!"

Bertram deutete auf die Bilder an der Wand: „Die wirst du doch nicht da lassen, wenn du deine Mutter erwartest, oder ..."

Hagen hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu: „Gib deiner Beredsamkeit Urlaub, ich frage nicht nach deinen Moraltrotteleien, ich frage ..."

„Hast du meine Novelle gelesen?" unterbrach ihn nun Bertram seinerseits. „Ja, denn, ich habe sie gelesen, leider." Er rückte einen Sessel an den Tisch und setzte sich.

Hagen spielte den Gleichgültigen und den Höhnischen, aber die Knie zitterten ihm. „Hast du wirklich die Gnade gehabt?"

„Die Gnade, ganz richtig. Wie du weißt, bin ich nicht hierher gekommen, um mich mit dem Lesen dilettantischen Pfuschwerkes zu beschäftigen, sondern um mich vom Lesen zu erholen und von der Literatur überhaupt. — Saubere Erholung ..." Er hielt inne, er würgte tapfer die Klagen hinunter, die sich ihm auf die Zunge drängten. „Genug davon. Trotzdem hab ich, wie gesagt, deine Novelle gelesen."

„Großartig! Nicht zu glauben! Und was meint der patentierte Kritiker? Hab ich Talent?"

„Vielleicht, ja, möglicherweise hast du Talent."

Ein häßliches, rechthaberisches Lächeln verzog die blutlosen Lippen Hagens. „Wie mühsam er das herausquetscht! Einen Jungen loben, tut ihnen gar zu weh, den Alten. Kann dir nicht helfen ... Ich hab Talent und weiß es, und wollte dich nur zwingen, es zuzugeben."

„Und dann? was weiter? Talente laufen zu Hunderten auf der Gasse herum. Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent,

mein Lieber, ist viel und — nichts. Was du daraus machst, und was dieses ‚du' für ein Ding ist, darauf kommt's an! Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent."

„Ist mir zu hoch, die Weisheit."

„Streck dich! am Ende langt's."

„Wenn man eine gute Novelle geschrieben hat."

„Wer spricht von einer guten Novelle? Die deine ist elend, als Vorwurf, als Komposition, Charakterzeichnung, Stilprobe. Man muß scharf hinsehen, um eine Spur von Talent darin zu entdecken. Kein anderes als ein Ferkeltalent natürlich. Nun, auf ein Adlertalent machst du ja keinen Anspruch."

„Du bist beleidigend."

„Wenn die Wahrheit beleidigt."

„Richtig! die hast du gepachtet ... Moraltrottel!" das eine Wort murmelte er nur, dann schrie er wieder: „Bleib bei der Stange! Mag die Novelle sein, wie sie will, Talent verrät sie. Empfiehl mir einen Verleger."

„Da steht er," erwiderte Bertram und deutete auf den Ofen.

„Das würde dir in den Kram passen. Wir kennen euch, ihr doktrinären Zöpfe. Aus dem Weg die Werke der Neuen! Du irrst, wenn du glaubst, daß ich dir aufsitze. Geh zum Teufel. Ich werde meinen Weg allein machen. Ich werde mir selbst einen Verleger suchen."

„Wirst ihn auch finden, wenn du Unglück hast. Brauchst dich nur an den Rechten zu wenden, der besorgt alles, den Widerspruch provozierenden Tadel, das aller Würde hohnsprechende Lob. Irgend eine Zeitung sagt dann wohl: Dergleichen wurde noch nie gewagt — und der Erfolg ist da. Freilich gibt es nur eine Entschuldigung für das Jagen nach solchem Erfolg — den Hunger."

Während er sprach, verfolgte er aufmerksam in den bewegten Zügen des Jünglings den Eindruck, den seine Worte hervorbrachten. Es ging viel vor in diesem Werdenden, und so viel

Sensationen, so viele Zügel, an denen ein Mensch gefaßt werden kann.

„Hagen," begann Bertram von neuem und jetzt in versöhnlichem Tone, „ich habe diese Entschuldigung gehabt. Nicht etwa, daß ich schnöden Erfolgen nachgejagt wäre, aber dafür, daß ich einen Beruf ergriff, zu dem ich nicht berufen war. Die Zwangslage, in der ich mich befand, kann allein verzeihlich machen ..."

„Und weißt du, Alleswisser, ob ich nicht auch in einer Zwangslage bin?"

„Oho, hast du etwas versprochen, dein Wort verpfändet? Gesteh! hab in Kuckucksnamen Vertrauen zu mir"

„Ich hab nur zu viel." Seine Stimme versagte, die Spannung, in der er sich künstlich erhalten hatte, ließ plötzlich nach. Er weinte, er schluchzte heftig, leidenschaftlich. Sein schmächtiges Körperchen wand sich in Schmerz und in ohnmächtiger Wut über den weibischen Ausbruch, den er verachtete und dem er nicht Einhalt tun konnte.

Bertram hätte gern Mitleid mit ihm gehabt und brachte es nicht zuwege. Ach, wenn uns jemand unsympathisch ist, wo bleibt da die Güte, die vielgerühmte, die allumfassend, unendlich, ewig gegenwärtig sein soll? Bertram war angst und bang um den Jungen, aber ein warmes Gefühl für ihn konnte er sich nicht abringen. Guter, starker Mensch, schlag an dein Herz, nicht einen Funken Erbarmen schlägst du heraus, wenn es ihn nicht freiwillig gibt.

„Ich bin der ärmste Teufel," rief Hagen, „ich stehe ganz allein in der Welt. Gertrud verabscheut mich, der Vater versteht mich nicht, die Mutter zieht mir diese Gans von einer Sieglinde vor. Auf dem Gymnasium bin ich verhaßt ... Das freilich ist mir Wurst. Ich kann ohnehin ins Gymnasium nicht mehr zurück. Hier kann ich auch nicht bleiben; wohin soll ich? Aus der Welt!"

„Warum kannst du denn nicht aufs Gymnasium zurück?"

„Weil ich Schulden hab, zum Teufel. Beim Zuckerbäcker."

Bertram brach in Lachen aus: „Beim Zuckerbäcker? Der blasierte Dekadent sitzt beim Zuckerbäcker und stopft sich mit Kuchen, der Übermensch ist eine Naschkatz! Einen Lutschbeutel hast du doch auch, der liegt vielleicht als Merkzeichen im Juvenal?"

„Lache du ... Elende Possen zu reißen, wenn dein Freund ins Unglück geraten ist, paßt für dich."

„Es wird nicht groß sein, das Unglück" —

„Woher vermutest du das? Meinen Alten darf ich's nicht klagen, sie haben ohnehin schon Schulden für mich gezahlt. Sie hinter seinem, und er hinter ihrem Rücken, und ihm habe ich mein Ehrenwort geben müssen, nichts mehr auf Rechnung zu nehmen. Und jetzt schreibt mir dieser verfluchte Zuckerbäcker Brief auf Brief ... Hilf du mir," er faltete die Hände, „ich werde dir ewig dankbar sein."

Bertram blickte finster vor sich hin: „Wieviel bist du schuldig? Antworte! Zehn Gulden? Zwanzig Gulden?"

„Zwanzig! Ein solcher Bettel brächte mich doch nicht in Verlegenheit."

„Einen Bettel nennst du das? Ich habe in meinem ganzen Leben nicht zwanzig Gulden für Backwerk ausgegeben."

„Andere Verhältnisse, mein Lieber," versetzte Hagen hochmütig.

„Bilde dir noch etwas ein auf deine ekelhafte Genäschigkeit. Also nochmals: wieviel bist du schuldig?"

„Zweihundert Gulden."

„O du Entsetzlicher! Um zweihundert Gulden hat dieser Mensch Backwerk gegessen und Likör getrunken."

„Ich habe auch traktiert," sagte Hagen kleinlaut.

Abermals bestand Bertram einen schweren Kampf mit sich selbst und abermals ging er siegreich aus ihm hervor. Es hatte große Selbstüberwindung gekostet.

Aber durfte er zögern? Er durfte nicht. Er besann sich, wie mächtig es ihn ergriffen hatte beim Anblick von Vogelhaus:

Was könnte ich für dich tun, du Treuer? Wie würd ich die Stunde segnen, die mir eine Antwort brächte auf diese Frage. Nun war die Stunde unerwartet schnell gekommen, nun konnte er etwas tun für seinen Freund.

Er stand auf. „Gib mir die Rechnung. Ich werde zahlen, nicht deinetwegen, deines Vaters wegen. Es tät ihm zu weh, wenn er erführe, daß er einen Sohn hat, der sein Ehrenwort bricht. Wenn du aber glaubst, daß ich mein Geld umsonst gebe, irrst du. Ich geb und nehme."

„Was nimmst du?"

„Dein Manuskript —"

„So hättest du doch Verwendung dafür?" rief Hagen mißtrauisch.

„Jawohl. Und diese Photographien."

„Das ist Erpressung."

„Jawohl, Erpressung und Gewalttätigkeit." Er nahm die Bilder von der Wand und riß sie in Stücke. Er tat's ganz ruhig, und Hagen ließ es ohne Einsprache geschehen, lehnte den Kopf zurück, streckte die Beine weit aus und lag da wie ein Toter.

Der Arzt kam, nach seinem Patienten zu sehen, fand ihn erschöpft und etwas fieberhaft, und wollte bei ihm wachen.

Bertram verließ das Zimmer. Beim Weggehen hatte er einen Diebstahl begangen. Er hatte die Pistole abgespannt und sie mit sich genommen.

XVIII.

Er ging zu Bette, konnte aber nicht einschlafen. Die Sorge um Hagen hielt ihn wach. Nach einer Stunde stand er auf und begab sich zu ihm hinüber, um nach seinem Befinden zu fragen. Es war gut; der Ungerechte schlief den Schlaf des Gerechten, und dieser ängstigte sich um das saubere Früchtchen, das ihn sicherlich

auslachen würde, wenn es davon wüßte. Doch bereute er seine nächtliche Wanderung nicht, denn er brachte Seelenruhe von ihr heim.

In aller Gottesfrühe, nach einigen Stunden kurzer, köstlicher Rast, war er auf dem Wege nach Vogelhaus. Unaufhaltsam hatte er vorwärts eilen wollen, aber die Schönheit des Gartens hielt ihn fest. Eine wahrhaft vollendete Schönheit.

Auf einer Brücke, die über das klare und wasserreiche Bächlein führte, das den Garten durchschlängelte, blieb Bertram stehen. Er legte die verschränkten Arme auf das Geländer und versank in die Wonne still bewundernden Schauens. Zwischen den Bäumen und Baumgruppen auf den welligen Wiesen eröffnete sich ein weiter Ausblick auf die Berge und Wälder. Ein Blick voll Frieden. Wohnt er auch wirklich dort? Er wohnt, wohin du ihn träumst, und das ist in der Natur ewig und immer — die Ferne. Tritt näher, du siehst den Kampf.

Ein Knistern des Kieses, das Geräusch nahender Schritte, weckte ihn aus seinen Betrachtungen. Er wendete den Kopf und erblickte Gertrud, die langsam auf ihn zukam. Sie sah ihn nicht, sie wandelte unter dem Schutze eines großen Sonnenschirms, dessen breiter Spitzenrand ihr Gesicht verdeckte, und fuhr zusammen bei dem freudigen Gruße, den Bertram ihr zurief. Sie wäre ihm offenbar gern ausgewichen, konnte es aber nicht mehr tun, ohne geradezu die Flucht zu ergreifen. So entschloß sie sich denn, ihren Weg — noch langsamer als vorhin — fortzusetzen.

Sie scheint nicht angenehm überrascht durch meine Anwesenheit, sagte sich Bertram — ich störe sie — worin nur? Warum steht sie so früh auf? Sie dichtet! Ohne Zweifel, sie dichtet. Man kann nicht anders in diesem Milieu. Sie geht vielleicht ins Fischerhaus, um dort zu dichten.

Merkwürdig! Als ihm der Einfall kam, da war's, als ob eine Mauer niedergefallen wäre, die zwischen ihm und ihr ge-

standen hatte. Sie Dichterin, er Journalist: er fühlte sich beinahe auf dem gleichen Fuße mit ihr. Beinahe, nicht ganz. Sie war ihm doch noch zu fremd und — „eine Würde, eine Höhe . . ."

Er setzte den Hut, den er feierlich abgenommen hatte, wieder auf, ging ihr entgegen und wand dabei, wie man beim Waschen tut, eine seiner Hände um die andere, was immer etwas sehr Verbindliches hat. Vor ihr angelangt, neigte er sich mit einer gewissen freundlich erwartungsvollen Spannung und sagte: ‚Nun, mein gnädiges Fräulein . . . und was schreiben denn Sie?"

Gertrud war betroffen: „Ich?"

„Sie! — Sie werden doch auch schreiben."

„Nein, gewiß nicht."

Nun war er betroffen. „Ist das möglich? Und warum nicht?"

„Warum? — weil ich kein Talent habe," gab sie mit großer Gelassenheit zur Antwort und zuckte ein wenig die Achseln.

„Kein Talent? . . . Eine Dame von heute ohne Talent zur Schriftstellerei?" Die niedergesunkene Mauer richtete sich sogleich wieder auf, und die Geliebte stand ihm wieder so hoch wie je, und er hätte das Knie vor ihr beugen mögen und ausrufen: „Verzeih, Erhabene, daß ich dich anbete!"

Zum ersten Male während ihres Gespräches hatte sie die Augen zu ihm erhoben und sah ihn mit einem Gemisch von Verlegenheit und Mutwillen flüchtig an: „Ich wäre vielleicht so gut wie andere imstande gewesen, mir poetisches Talent zuzutrauen, wenn mich nicht eine Autorität beizeiten aus der Gefahr gerettet hätte."

„So sind Sie, mein gnädiges Fräulein" — das kam mit einem Anflug von Wehmut heraus — „doch auch in Gelegenheit gewesen, sich an eine Autorität in dergleichen Dingen zu wenden?"

„Jawohl, wie ich in Gelegenheit gewesen bin, bei Blumenmacherinnen und Stickerinnen anzufragen: Ist meine Arbeit etwas wert und könnt ich Geld dafür bekommen? Was ver-

sucht man nicht alles, wenn man jung ist und voll Selbstvertrauen."

Und arm, ergänzte er in Gedanken.

Nun kamen sie an dem Weg vorüber, der zur Straße nach Vogelhaus führte. Bertram ließ ihn links liegen und schritt weiter, an der Seite seiner holden Begleiterin. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, aber ihm ging dabei das Herz auf; die Scheu, die Gertrud bei jeder neuen Begegnung mit ihm zu überwinden hatte, war verschwunden bis auf die letzte Spur; da wagte er's, da sprach er die Frage aus, die ihm schon so lang auf der Seele brannte:

„Was haben Sie gegen mich gehabt, Furcht oder Abneigung? Eines dieser beiden Gefühle war ich so unglücklich, Ihnen einzuflößen."

„Das erste," erwiderte sie ohne Zögern.

„Du lieber Gott, wer ist schuld? Wer hat mich verleumdet?"

„Niemand; bei uns wird nur Ihr Lob gesungen, ich habe aber meine Privatempfindung."

„Und die ist Furcht?"

„Ich staune, daß Sie darüber staunen. Wenn man grausam sein kann wie Sie, wenn man arme, vielleicht feinfühlige Menschen an den Pranger stellen und dazu lachen kann ... denn Sie lachen, wenn Sie Ihre Feuilletons schreiben ..."

„Längst nicht mehr. Ich schwitze, schwitze Blut! Und was die armen, feinfühligen Menschen betrifft — die sich ohne Berechtigung an die Öffentlichkeit drängen, die haben eine dicke, eine Rhinozeroshaut. Denen geschieht nichts, aber die Pfeile meines Witzes stumpfen sich ab an ihnen; haben Sie noch nicht bemerkt, wie stumpf meine Pfeile geworden sind?"

Sie waren beim Teiche angelangt, sie standen im Schatten hoher Bäume und dichter Gebüsche. Gertrud hatte ihren Sonnenschirm auf die Achsel fallen lassen, er bildete einen lichten Hintergrund zu ihrem schönen Kopfe mit den reichen, braunen Haaren,

die zusammengewunden einen schweren Knoten im Nacken bildeten. Einzelne von ihnen, dem Zwang entschlüpft, kräuselten sich auf dem Scheitel und an den Schläfen und schimmerten zart und goldig. Sie trug ein schwarzes Morgenkleid, und aus der Tasche guckte grellrot mit goldenem Schnitt ein Elzevirbändchen, auf das Bertram langsam und zagend mit dem Zeigefinger wies:

„Mein gnädigstes Fräulein, ich besorge, Sie lesen meine letzte Novelle."

„Ja, auf Empfehlung der Tante."

„Hm! Wenn Sie eine Nichte hätten, würden Sie ihr die Novelle auch empfehlen?"

„Ich weiß noch nicht, ich bin noch nicht sehr weit."

„O, dann lesen Sie auch nicht weiter! Lernen Sie mich nicht von meiner schlechtesten Seite kennen, von der schriftstellerischen. Ich habe bessere Seiten, ich schwör's. Damit ist allerdings nicht viel gesagt, denn meine Romane ..." Er blickte ihr fest ins Gesicht: „elend, nicht wahr?" Sie errötete und wendete sich ab; plötzlich aber wich die leichte Verlegenheit, von der sie ergriffen worden war, einem heiteren, fast übermütigen Ausdruck.

„Ich darf's nicht sagen," sprach sie. „Sie könnten sonst glauben, daß ich Repressalien gebrauche."

„Ich verstehe Sie nicht," sagt er.

„Erinnern Sie sich vielleicht einer gewissen Anna Mimona?"

„Ja, nicht ganz ohne Gewissensbisse. Anna Mimona —"

„Das war ich."

Er prallte zurück bis an den Rand des Teiches.

„Geben Sie acht!" rief sie erschrocken, und er blieb stehen und starrte sie an.

„Nähmaschine!" schrie er auf. „O, dann ist alles verloren, dann fürchten Sie mich nicht nur, Sie hassen mich auch. Nähmaschine! ... Das können Sie mir nie und nimmer verzeihen!"

„Ich kann es freilich nicht mehr, weil ich es längst getan habe.

Ihr Rat war ja gut, aber befolgen konnte ich ihn nicht. Um eine Nähmaschine zu kaufen, braucht man Geld, und ich hatte keines."

„Sie hatten keines. O, ich roher, gedankenloser Dummkopf! Und ich habe die Gedichte nicht einmal gelesen."

„Mit welchem Pathos Sie das sagen! Wie Gräfin Orsina."

„Jetzt aber will ich's tun und mit dem innigsten Interesse, mit Andacht! Ich bitte um Ihr Manuskript, mein gnädiges Fräulein."

„Das kann ich Ihnen nicht geben, es existiert nicht mehr."

„Haben Sie's vernichtet? Ja? — Ewig schade!"

„Doch nicht; das Manuskript ist fort, der Inhalt ist da. Sie können ihn in Sieglindens Gedichten wiederfinden."

„So? Schreibt sie ab?"

„Niemals — es fällt ihr eben das selbe ein: das alte Lied, das in jedem jungen, aufknospenden Herzen erklingt."

„Ich gäbe alles darum, es von Ihnen singen zu hören."

„Unmöglich, ich bin keine Dichterin mehr." Das hatte sie lachend gesagt, wurde aber bald wieder ernst und vertraute ihm, daß sie das Haus ihrer Verwandten zu verlassen gedenke.

„Hagens, dieses jungen Lasters wegen!" rief Bertram. Sie antwortete nicht, er geriet in Bestürzung, und Funken tanzten ihm vor den Augen.

„Oder — verzeihen Sie einem ängstlichen, aufgeregten Menschen, den ein Hirngespinst um den Schlaf bringt, denken Sie vielleicht — nein, Sie denken nicht daran, Frau Meisenmann zu werden?"

„Gewiß nicht," erwiderte sie, „es ist ja auch undenkbar. Sie finden mich auf dem Wege zur Fischerhütte, da bin ich am frühen Morgen ruhig und ungestört. Ich will an eine alte Frau schreiben, bei der wir gewohnt haben, meine Mutter und ich, die nimmt mich gern wieder auf."

„Nach Wien also wollen Sie? Und was dort?"

„Eine Stelle suchen oder — mein guter Onkel gibt mir die

Mittel dazu," — wieder flog ein Ausdruck von Heiterkeit wie ein Sonnenstrahl über ihre Züge: „oder eine Nähmaschine kaufen."

Hellodernde Liebe flammte in Bertram auf und funkelte ihm aus den Augen — eine andere Sprache fand er nicht; nach einer Pause erst wiederholte er voll des innigsten Mitleids: „Eine Stelle wollen Sie suchen, mein gnädiges Fräulein?"

„Schwer zu finden, ich weiß. Es gibt ja Bonnen, Gouvernanten und Gesellschafterinnen in Hülle und Fülle. Aber ein Mangel herrscht, wie ich höre, an guten Krankenwärterinnen. So gedenke ich mich denn zur Krankenwärterin auszubilden."

„Dann etabliere ich mich im Spital!" rief er aus.

„Sie scherzen —?" fragte Gertrud befremdet. „Mir war's mit allem Ernst, was ich Ihnen gesagt habe."

Bertram wollte sich entschuldigen, sie ließ ihm dazu keine Zeit: „Auf Wiedersehen," sagte sie, neigte den Kopf und trat in die Fischerhütte.

Er war entlassen und ging und verwünschte sich einmal wieder. Was für eine Taktlosigkeit hatte er begangen! Wenn er ihr mißfiel und sie es ihn fühlen ließ, geschah ihm recht.

Unterwegs begegnete er Herrn Meisenmann und einigen Bauern, denen der Agitator fleißig vordeklamierte. Sie hörten ihm aufmerksam zu und ließen den Gruß Bertrams unerwidert.

In Vogelhaus war's schön und herrlich, und doch — mitten in seinem lieben Eigentum, schon nah dem Ziele, dem er in leidenschaftlichem Bemühen jahrelang entgegen gestrebt hatte, wußte der neue Herr: all das Errungene ist wertlos, und nie werde ich seiner froh, wenn ich nicht auch Die erringe, die mir so unsagbar lieb geworden ist.

Als er am Abend nach Obositz zurückkehren wollte, kamen von dort zwei Phaetons einhergerollt. Den ersten kutschierte Hugo, und im Wagen saßen Berta und Sieglinde, den zweiten kutschierte der Retter, und im Wagen saßen die liebenswürdige Reisegefährtin und Gertrud.

„Wir sind da, um dich abzuholen, Ausreißer!“ rief Hugo.

„Und um Sie als Grundherrn willkommen zu heißen, ‚bei uns zu Lande, auf dem Lande.‘ Annette von Droste, nicht wahr?“ sprach die Baronin, indem sie sich aus der Wagendecke wickelte.

„Ja — ich glaube.“ Sehr dankbar, wenn auch etwas zerstreut, empfing Bertram alle seine Gäste im Vogelhaus, als aber Gertrud die Schwelle überschritt, sprach er leise und glückstrahlend: „Segen meinem Hause!“

XIX.

Der Besuch der Nachbarn wurde von Weißenberg und seinem Gast am folgenden Nachmittag erwidert. Als ihr Wagen über die Grenze fuhr, begann der Freiherr Vergleiche zwischen Obositz und Luchov anzustellen, die alle zugunsten Luchovs ausfielen:

„Obwohl die Bevölkerung ärmer ist als bei uns, hat sie fast keine Steuerrückstände und hat ein hinreichend dotiertes Armenhaus und Spital und eine gut organisierte Feuerwehr und einen Veteranenverein, der nicht wie der unsere drei Viertel seiner Einnahmen auf Landpartien verjubelt. Das Beste von allem aber ist: Gerhart hat Einfluß auf die Leute, während meine Obositzer lieber zugrunde gehen, als einen Rat von mir befolgen würden. Und doch ist nie etwas geschehen, wodurch ihr Mißtrauen sich rechtfertigen ließe. Meine Eltern und Großeltern waren gute und hilfreiche Herren. Das Gut Luchov geht seit Generationen von einer Hand in die andere; warum ist gerade hier die Bevölkerung rechtschaffen, fleißig, nüchtern, warum erhält und entwickelt sich gerade hier die Kultur, während ringsum alles verwildert? Ja, warum? Wie kommt das Goldkorn in den Kies, in die Quarzgänge? Naturerscheinung, und die Kulturgeschichte ist Naturgeschichte.“

Am Ende des Dorfes bog ein breiter Weg, der zum Schloßgarten führte, von der Straße ab. Das Tor stand offen, und an einem der Pfeiler war eine Tafel mit einer böhmischen Inschrift angebracht.

„Schau," nahm Weißenberg wieder das Wort. „Da steht: Hier wohnt der Vorsteher des Ortes Luchov. Gerhart ist zum Bürgermeister gewählt worden, nachdem er kaum einige Jahre hier zugebracht hatte. Einstimmig gewählt. Ich kann meine Wahl nicht durchsetzen, mich wollen sie nicht. Und sie könnten doch wissen, daß ich es ehrlich mit ihnen meine. Beweise haben sie genug."

Die zwei Kinder, die Bertram schon auf der Bahnstation gesehen hatte, kamen mit offenen Armen auf Hugo zugelaufen, als er aus dem Wagen stieg. „Der Vater und die Mutter sind im Dorf, werden aber bald kommen," sagte das Knäblein und schwenkte den breiten Strohhut vor Hugo, vor Bertram, vor dem Kutscher, begrüßte auch die Pferde, die er beim Namen anrief, und erkundigte sich nach dem Befinden der Hunde in Obositz.

Indessen hatte Bertram einen Handschlag mit dem kleinen Mädchen gewechselt, das auf die Frage, ob es ihn noch kenne, antwortete: „O ja, du bist ein Vogel und ich," sie warf sich in die Brust, „bin die Tochter des Bürgermeisters. Da kommt er schon und die Mutter auch."

„Lauft ihnen entgegen, Kinder," sagte Hugo. Aber der kleine Junge stellte sich der Schwester, die schon davonstürmen wollte, mit ausgespreizten Beinen in den Weg und redete eifrig mit einer wahren Richtermiene auf sie ein:

„Du darfst nicht, du weißt recht gut. Du siehst doch, daß der Vater mit dem Leschka spricht. — Wir dürfen nicht zu ihm, wenn er mit einem großen Menschen spricht," wandte er sich erklärend an Weißenberg.

„Das nenn ich Kinderzucht," meinte der. „Ja, ja, da könnt

ich was lernen. Mein Junge war seinerzeit auch ein lieber Kerl. Weiß Gott, wie's kommt, daß er sich so kurios herausgewachsen hat."

Der Graf und die Gräfin wurden von einem bäuerlichen Ehepaar, einem stattlichen Greise und einem hochgewachsenen, spindeldürren Weibe, begleitet. In dem Mann erkannte Bertram einen der Bauern, die er gestern auf dem Wege nach Vogelhaus in Gesellschaft Meisenmanns getroffen hatte; die Frau war eine unheimliche Erscheinung, mit ihrem wie aus Zitronenholz geschnittenen Gesichte und dem stechenden Blick ihrer dunkeln Augen.

Gerhart grüßte seine Gäste, blieb aber am Tor stehen und ließ sich nicht stören in seiner Verhandlung mit dem Bauern. Die Gräfin eilte auf Weißenberg und Bertram zu, und das Weib folgte ihr, unaufhörlich sprechend in gleichmäßig klapperndem Tone. Plötzlich vertrat die Alte ihr den Weg, streckte die Rechte aus, streichelte ihr die Wange, sagte dabei etwas, das sich offenbar auf die Kinder bezog, und hastete davon.

Die Gräfin hatte die unerwünschte Liebkosung ruhig erduldet, deutete mit einer Bewegung des Kopfes nach der Forteilenden und sprach zu Weißenberg: „Antisemitischer Wahnsinn, importiert aus Obositz. Die Leschkova hat mir eben empfohlen, auf meine Kinder acht zu geben, damit sie nicht einem Ritualmorde zum Opfer fallen und er, Leschka, will, daß alles daran gesetzt werde, den einzigen Juden, den wir im Dorfe haben, den kleinen Handelsjuden Moschko, der seit zehn Jahren unangefochten hier haust, um sein Wohnungsrecht zu bringen. Gerhart hat zu tun, dem Herrn Gemeinderat, hinter dem schon eine Partei steht, den Kopf zurecht zu rücken."

„Schad um die Müh. Sie ist verschwendet. Einen Bauern kriegt unsereins nicht herum."

„Mein Mann hat schon so manchen herumgekriegt," erwiderte die Gräfin mit ruhiger Sicherheit, und Bertram sah sie

bewundernd an. „Mein Mann," das hatte sie mit dem selben beglückten Stolze, mit eben solcher Zärtlichkeit gesagt, wie er sagte: „Meine Frau."

Nach zehn Ehejahren war die Zuneigung dieser beiden Menschen noch warm und begeistert wie junge Liebe und durch die Zeit vertieft, durch Treue geheiligt worden.

„Dein Meisenmann säet Drachenzähne," sprach Gerhart, der nun auch herbeikam, zu Weißenberg. „Er predigt Deutschenhaß und Antisemitismus. Wann kriegen wir ihn endlich einmal fort aus unserer Gegend, wann zieht er als Professor in das goldene Prag?"

„Im Herbst, denk ich."

„Erst?" Die Gräfin zuckte die Achseln. „Nein, lieber Freund, daß Sie den nicht hinausgeworfen haben, als er sich bei Ihnen um unsere Gertrud bewarb, verzeih ich Ihnen nie."

„Je nun, sie könnt's schlechter treffen. Er hat sie sehr gern und ist ein guter Mensch."

„Ein guter Mensch, der Böses tut."

„Ach was! Deklamiert gegen die Deutschen und gegen die Juden und würde doch keinem ein Haar krümmen."

„Werden die Leute, die er verhetzt, ebenso platonisch hassen?" fragte Gerhart. „Ich glaube, daß sie sehr aufgelegt sind, zu Knütteln und Beilen zu greifen. Das bedenkt er nicht, der Maulheld, oder macht sich kein Gewissen draus. Ein roher Kerl, der aus eigenster Überzeugung selbst dreinschlägt, ist mir lieber."

„Mit einem solchen kann ich dir auch aufwarten; habe erst neulich meinen Heger vor ihm retten müssen, der ein paar Holzdiebe arretiert hatte und den er dafür zur Rechenschaft zog. Er ist ein ehemaliger Schlossergeselle, zieht hier herum und verbreitet die sozialistischen Lehren auf dem Lande. Ich kenn ihn seit Jahren; er war ein tüchtiger Arbeiter, bis er ein Rednertalent in sich entdeckte. Das ist das einzige, das er jetzt ausübt, und wo seine Zunge nicht ausreicht, hilft er mit den Fäusten nach."

Der Graf führte seine Gäste in den Garten, der hübsch angelegt war, sich aber an Größe und Schönheit mit dem Obositzer nicht vergleichen konnte. Vor zwei Jahren hatte ein Wirbelsturm hier gehaust und die schönsten Bäume ihrer Kronen, viele auch der Hauptäste beraubt.

Bertram wurde immer schweigsamer. Schadenfeuer, Deutschenhaß, sozialistische Agitation, Wirbelsturm — das waren freilich Dinge, an die er nicht gedacht hatte, als er noch in seiner Bratröhre saß und den Aufenthalt auf dem Lande für die reine Idylle hielt.

Aus dem Garten ging man in den Meierhof nnd in die Stallungen; die Fütterung war vorbei, den Rindern die Streu zum Nachtlager zurecht gemacht, der Boden wurde gekehrt, die Barren wurden gereinigt. Beaufsichtigt oder nicht, verrichteten die Leute emsig und ruhig ihre Arbeit, und Bertram bewunderte die Sauberkeit und Ordnung, die nach vollendetem Tagewerk allenthalben herrschte.

„Es bleibt noch manches zu wünschen übrig," erwiderte der Graf, „und, glauben Sie mir, lernen können Sie bei uns nichts. Wir sind selbst Schüler, wir richten uns, so viel wir können, nach der Wirtschaft in Obositz. Da steht unser Vorbild." Er klopfte Weißenberg liebreich und respektvoll auf die Schulter.

Der lehnte ab: „Den Mechanismus hab ich in leidlichen Stand gesetzt, aber mein Werk ist tot, weil ich die Menschen nicht gefunden habe, die auf meine Absichten eingehen; im Gegenteil, mit wenigen Ausnahmen lauter Gegner, offene und geheime. Abgetrotzt muß ihnen werden, was sie mir leisten sollen. Dir tun deine Leute was zu lieb, mir zu leid, was sie können!" Er kam wieder auf seine Naturerscheinung zurück, und man sah wohl, daß Gerhart ihm nicht recht gab, sich aber schwer entschloß, dem verehrten Manne zu widersprechen.

„Daß deine Obositzer nicht viel taugen, ist ausgemacht," sagte er. „Vielleicht hat gerade die Großmut ihrer früheren

Herren, die ihnen materiell nützte, ihnen moralisch geschadet. Du, Lieber, Bester, bist in vielem zu gut und nachgiebig."

„Aha, ich verstehe, das heißt schwach."

„Verzeih, ja, in vielem — in anderem wieder — wie soll ich sagen? — zu empfindlich. Bist halt vom alten Schlag, hast noch Erinnerungen an eine Zeit, in der der Grundbesitzer der Herr gewesen ist. Das merken diese Menschen, die sich nicht mehr beugen und unterordnen wollen. Bei mir ist's anders, ich bin hier von allem Anfang an ein Gleicher unter Gleichen gewesen. Manches, was dir rücksichtslos erscheint, kommt mir selbstverständlich vor. Sie haben mich zum Bürgermeister gewählt, ja, aber wer weiß, ob sie mich wieder wählen, wenn meine Zeit um ist? Ihre Interessen liegen mir am Herzen wie die meinen, sie sind die meinen, wie die meinen die ihren sind — trotzdem: der Klassenhaß, der Argwohn wurzeln schon zu tief in den Gemütern. Meine Treuesten wissen nicht, was sie antworten sollen, wenn ein Sozialist — ich achte jeden uneigennützigen! — sie fragt: Warum wählt ihr einen Grafen?"

Die Gräfin hatte sich mit den Kindern ins Haus begeben und ließ nach einer kleinen Weile die Herren zur Jause rufen. Aber Gerhart, der eben angefangen hatte, eine nötig gewordene Grenzregulierung mit Weißenberg zu besprechen, ersuchte Bertram, einstweilen allein voraus zu gehen.

Der Salon, in dem die Hausfrau ihn empfing, war behaglich eingerichtet, spiegelhell und geräumig. Die bunten, doch geschmackvollen Kretonnetapeten und Draperien erinnerten Bertram an Turgenjews Schilderung des Gastzimmers bei Frau Shipjagin, und zugleich fiel ihm ein, daß er hier das Widerspiel der Gattin des russischen Staatsmannes vor sich habe. Einen größeren Kontrast zwischen ihrem gemachten Wesen und dem der lieben Frau, die ihn jetzt einlud, am Tische Platz zu nehmen, konnte es nicht geben.

„Die Herren sprechen von Grenzregulierung. Da findet

sie kein Ende, und wir wollen nicht auf sie warten. Nehmen Sie eine Tasse Tee?" fragte sie.

Aber er wünschte ihrem Beispiel und dem der Kinder zu folgen und bat um ein Glas Milch. „Ich muß wenigstens im kleinen alles Nervenaufregende vermeiden."

„Wenn Sie das nur auch im großen könnten."

„Freilich wenn! Aber Sie wissen, Frau Gräfin, ein Jahr lang muß noch gesündigt werden auf meine Nerven, ein Jahr lang muß ich noch fronen, widerstrebend, verzweifelnd, aber ich muß!"

„Durchaus?"

„Durchaus. Ich darf meine Zeitung, meine alte Nährmutter, nicht sitzen lassen. Es wäre eine Treulosigkeit."

„Dann tun Sie's nicht," versetzte die Gräfin rasch. „Wie schwer es Ihnen auch falle, tun Sie's nicht."

Er hob den Kopf, den er hatte sinken lassen, und blickte ihr in die Augen. Einen andern Rat, als den, treu zu sein, kann nicht geben, wer so ehrliche Augen hat. Alles echt an der Frau und klar wie der Tag. Wieder kam die Ähnlichkeit zwischen ihr und Gertrud ihm in den Sinn, eine rein geistige Ähnlichkeit. Er konnte nicht umhin, der Gräfin diese überraschende Beobachtung mitzuteilen und ihm schien, als ob ein Lächeln voll gutmütigen Spottes ihre Lippen umspiele, als sie sprach:

„Mein Mann hat mir schon gesagt, daß Sie das finden." Dabei blickte sie ihm fest und freundlich ins Gesicht, und schon war er im Begriff, sein Herz vor ihr auszuschütten, als Weißenberg und Gerhart eintraten.

Die beiden Kinder hatten wie auf Verabredung ihre Sessel immer näher an Bertram herangerückt. Auf einmal legte sich ein kleiner Arm um seinen Hals, und Gretl flüsterte ihm zu:

„Du sollst später zu uns kommen."

„Komm nur," ergänzte Hans, „wir haben einen Rutschberg, da kannst du mit dem Dackerl fahren, er fährt auch gern."

„Ich komme gewiß," erwiderte Bertram und drückte den kleinen Arm an seinen Mund und hatte antizipierte Vatergefühle. In der Nähe dieser Frau, dieser Kinder, im Frieden dieses Hauses wehte eine Atmosphäre der Lauterkeit, der Gesundheit, die einzuatmen Heilung und Segen war.

Beim Abschied küßte er der Gräfin die Hand, schüttelte die Gerharts viele und viele Male und erschöpfte alle Beredsamkeit, über die er zu verfügen hatte, mit den Worten:

„O Herr Graf, o Frau Gräfin, o Seelenkurort Luchov!"

XX.

Die erste Stunde nach Sonnenuntergang war angebrochen. Mild und klar die Luft, alle Farbentöne gedämpft und harmonisch, alle Schatten durchsichtig. Aber schon vertiefen sie sich, wie heiterer Frieden in feierliche Wehmut übergeht, wenn sich in Erinnerung verwandelt, was seliges Genießen war. Hochsommerabend. Kein jubelvolles Wachsen der Tage mehr, die Höhe ist überschritten, nun kommt die Wende.

Die Freunde hatten während ihrer Heimfahrt lange schweigend nebeneinander gesessen. Auf einmal sprachen beide fast zugleich, und sie mußten so ziemlich den selben Gedanken verfolgt haben, denn Weißenberg sagte:

„Ich bin auch ein glücklicher Mensch," und Bertram sagte:

„Es wäre höchste Zeit für mich, glücklich zu werden."

„Meine Frau ist eine Frau allerersten Ranges," begann Hugo von neuem, und Bertram erwiderte mit plötzlicher Heftigkeit:

„Und wenn ich nicht auch eine Frau allerersten Ranges bekomme, wenn deine Nichte mich verschmäht, bin ich ein ärmerer Teufel, als ich je war. ‚Wer die Schönheit hat gesehen mit Augen' . . ."

Weißenberg verschränkte die Hände über dem Magen und sprach: „Ob ich's nicht vorausgesehen habe! Ich hätte sie wegschicken sollen. Hab mir noch gedacht: schick sie weg."

„Das konntest du dir denken? Du wußtest, er muß sie lieben und hättest sie aus dem Wege räumen mögen? Du hättest mir das antun können? Du, du!" Er schüttelte den Kopf wie einer, der die bitterste, die schmerzlichste Enttäuschung erlebt hat.

Weißenberg drückte sich in die Ecke des Wagens und sah ihn von der Seite an: „Wenn du sie nicht gesehen hättest, würdest du sie schwerlich geliebt haben, mein ich." Und jetzt fiel er aus dem Ton des weichen Vorwurfs in den der Anklage: „Du bist unrettbar verliebt. So unvernünftig redet ein sonst Vernünftiger nur, wenn er unrettbar verliebt ist."

„Und wenn ich's bin?"

„Und wenn sie's wird und dich nimmt — du bist nicht reich, und sie bekommt von uns nur ein ganz kleines Heiratsgut — dann hast du dich sehr geirrt, wenn du auf ein sorgenfreies Leben in deinem Vogelhaus gehofft hast. Dann geht die Müh und Plag erst recht an."

„Frevle nicht! Sprich nicht von Müh und Plage — du kennst sie nicht. Mensch, der immer hat, was man nicht zu schätzen weiß, wenn man's hat — Zeit. Was schiert mich Müh und Plage, wenn ich Zeit hab, mich zu mühen und zu plagen? Es gibt nur eine Qual: Mehr Arbeit als Fähigkeit sie zu bewältigen, innerhalb einer unverrückbaren, eisernen Frist. Und was für Arbeit — nicht gebenedeite Feldarbeit unter Gottes freiem Himmel, bei der die Brust weit, das Auge hell wird und die Kräfte wachsen — wie ich sie jetzt schon wachsen fühle in diesen meinen Armen!" Er hob sie hoch empor. „Nein, Gedankenarbeit, ein Aufwerfen schillernder Blasen, in denen fremde Gedanken sich spiegeln, mehr ist's nicht. Mein ganzes sogenanntes Schaffen Rauch und Dunst, aber auch der, lieber Freund, auch der kann nur einem siedenden Gehirn entsteigen."

„Na, na," sagte Weißenberg. „Ich bitte dich, hör auf. Du sprichst dich sonst in einen Anfall von Nervosität hinein."

„Er ist vorüber. Ich wollte dir nur erklären —"

„Brauchst nicht. Wenn man auch nur einen ‚Don Juan' usw. vor der Ankunft eines gewissen Jemand fertig bringen wollte, kann man sich schon einen Begriff machen ... aber ich sag dir doch ... es gibt Ärgeres."

„Du sagst mir?" — Mit Entrüstung hatte er's hervorgestoßen und — schämte sich ihrer sofort, denn der Freund sprach: „Was wird aus meinem Hagen werden?" — Plötzlich, mit einem schmerzlich gepreßten Laut entrang es sich seiner Brust. Man sah es wohl, das war seine Lebenspein. Wie selten er sie aussprach, sie quälte ihn immer.

„Ich will dir einen Vorschlag machen," erwiderte Bertram. „Gib mir den Jüngling mit nach Wien."

„Nach Wien? Dort geht er vielleicht ganz zugrunde."

„Hier aber gewiß, in seiner Ausnahmestellung auf dem Gymnasium eurer kleinen Stadt. Die einen hofieren ihm aus Interesse, die anderen feinden ihn an aus Neid oder Vorurteil — lauter Gift. Schmeichelei oder Verfolgung — seine Eitelkeit wird durch beide genährt."

Nun sprach er von einem gemeinsamen Freunde aus früherer Zeit, einem gewiegten Pädagogen, mit dem er in Verbindung geblieben: „Dem möcht ich Hagen anvertraut sehen, das ist der rechte Mann! Der würde ihn im Zügel halten, ohne ihn je die Abhängigkeit unnötig fühlen zu lassen."

„Aber Wien ... die Versuchungen einer großen Stadt."

„Versuchungen hat er in der kleinen auch. Sie rücken ihm da noch viel näher."

Halb und halb gab Hugo ihm recht, wollte die Sache erwägen, sich jedenfalls mit seiner Frau darüber beraten.

„Tu das," versetzte Bertram, und sie versanken wieder in ihr früheres Schweigen.

XXI.

Morgen rede ich mit ihr, — heute rede ich mit ihr, war Bertrams letzter Gedanke beim Einschlafen und sein erster beim Erwachen gewesen. Er stand zeitig auf und ging in den Garten und hoffte sie dort zu finden, aber umsonst. Das Wetter war freilich nicht einladend, der Himmel aschgrau, am Horizont ballten sich schwer und drohend riesige Wolken und glichen einem phantastischen Gebirgszuge.

Später erst traf Bertram die Ersehnte in Gesellschaft ihrer Cousine, auf dem Wege nach der Nähschule im Dorfe, und von dort aus gedachte Gertrud einen Krankenbesuch bei einer alten Pensionistin im Namen der Tante abzustatten.

Das könnte die gute Baronin auch selbst tun, dachte Bertram, ging auf sein Zimmer, legte seinen neuen Lodenanzug an, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen wetterfest machte und begab sich nach Vogelhaus.

Auf dem Felde nächst der Villa war eine Anzahl Tagelöhner und Fuhrleute in voller Tätigkeit. Das Getreide sollte noch vor Ausbruch des Regens unter Dach gebracht werden. Ein hochbeladener Erntewagen fuhr eben ins breit gähnende Tor der Scheune ein, auf einen anderen wurden die letzten Garben kunstvoll gehäuft. Waniek leitete die Arbeit, hatte die Augen überall, gab gelassen seine Befehle, und ohne Einwand und ohne aufhaltsame Hast wurden sie vollzogen.

Als Bertram erschien, änderte sich das Bild. Die Weiber legten die Rechen weg, wischten den Schweiß vom Gesicht und jammerten über die Hitze. Die Arme und Beine der Männer waren plötzlich wie mit Blei eingegossen. Die aufgespießten Garben schwankten lange auf den Zinken der Gabel, ehe die Lader die Kraft aufbrachten, sie zum Ordner emporzuheben, und den hatte eine solche Müdigkeit überkommen, daß Waniek ihn vom Wagen herabsteigen hieß und seine Stelle einnahm.

Ein paar heftige Windstöße erbrausten, Staubwolken wirbelten, dann fielen die ersten schweren Regentropfen. Männer und Frauen verlegten sich auf Wetterbeobachtungen und drangen alle zugleich auf Bertram ein; einige bittend und klagend, andere mit brüsk heischenden Gebärden.

Er verstand sie nicht, wandte sich an Waniek und fragte:

„Was wollen sie?"

„Ganzen Tagelohn wollen's," war die phlegmatisch und verächtlich erteilte Antwort.

„Sie sollen ihn haben, natürlich, was können denn sie dafür, daß es regnet?" Bertram nickte gewährend und rief den Leuten eines der wenigen Worte zu, die er erlernt hatte:

„Ano, ano!"

„Ano!" wiederholten sie und lachten den großmütigen Arbeitgeber an, und er konnte sich mit dem besten Willen nicht verhehlen, daß diese Lustigkeit eine starke Zugabe von Geringschätzung hatte. So schweigsam man früher gewesen war, jetzt wurde geplaudert, geschrien, aller Tätigkeitsdrang schien sich in die Zungen geflüchtet zu haben. Nicht ruhig, wie die früheren, fuhr der letzte Wagen in die Scheune. Die Pferde, übermäßig angetrieben, wurden stutzig, mußten ausgespannt und andere vorgespannt werden. Einzig und allein der Energie Wanieks war's zu danken, daß auch diese Fuhre eingebracht wurde, ehe der Platzregen niederging.

Bertram begab sich ins Haus. Es kam ihm heute ganz besonders schmuck vor und war in der Tat auf den Glanz hergerichtet. Auf der Stiege lag ein Lauftuch aus Kokosstroh, eine Binsenmatte auf dem Gange, die Klinke der Tür, die zum Wohnzimmer führte, blinkte freundlich einladend wie ein Freundesauge. Komm nur, komm, tritt ein, schien sie zu sagen. Jetzt sah er auch, daß ein Pergamentstreifen an dem Schlüssel hing, und auf dem waren die Worte zu lesen: Bertas Dank.

Nein, diese Baronin, diese allerletzte Romantikerin, welch

einen wunderbaren, guten, lieben Einfall hatte sie gehabt! Bertram fand seinen Salon genau wie den Goethes in Weimar eingerichtet. Im Schlosse mußten sich Möbel aus der Zeit der großen Klassiker vorgefunden haben, denn da standen sie, altmodisch ehrwürdig und prächtig erhalten. An der Wand das wohlbekannte Kanapee mit steifen Rücken- und Seitenlehnen und abgestumpftem Aufsatz unter einer trefflichen Reproduktion der aldobrandinischen Hochzeit und davor der runde, mit einem Teppich bedeckte Tisch. Auch ein Klavier war da, dieses aber kein altertümliches Juwel, sondern ein, wenn auch nicht neues, doch vorzügliches Instrument. Hingegen stand im Arbeitszimmer ein dem Goetheschen ähnlicher Bücherschrank. Das Stehpult ihm gegenüber, der Tisch in der Mitte der Stube, die beiden Sessel, das Kissen erinnerten gleichfalls deutlich an ihre Urbilder. In solcher Nutzanwendung ließ sich Bertram die Literatur gefallen und ging äußerst gerührt von einem Einrichtungsstück zum andern, ans Klavier aber setzte er sich und schlug einige Akkorde an. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er keine Taste mehr berührt. Nun kam plötzlich die Begeisterung über ihn. Sein musikalisches, sein kleines, aber sein wirkliches, armes, vernachlässigtes Talent gab einige schwache Lebenszeichen. Er phantasierte, er begann zu singen: „Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten," anfangs leise, dann immer lauter, immer hingerissener, endlich brüllte er's hinaus: „Hier gedachte still . . ."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn, Waniek trat ein, und Bertram ward bestürzt und entschuldigte sich:

„Lieber Waniek, ich glaube, ich habe gesungen, ich kenne mich nicht vor Freude, müssen Sie wissen; welche Überraschung habt ihr mir bereitet!"

Waniek sah ihn mit der freudigen Teilnahme eines gerührten Vaters an: „Wirdé hochwohlgeborene Frau Baronin fraien, wenn héerte, daß gnädiger Herr Fraide haben." Ein gutes

Lächeln lagerte auf seinen breiten Lippen, er wußte etwas von jedem Gegenstand zu erzählen, der aus dem Möbeldepot des Schlosses nach Vogelhaus geschafft worden war. Das Schreibpult hatte dem seligen Exzellenzherrn gedient, auf dem Kanapee hatte Kaiser Josef gesessen, als er den Großvater des Herrn Baron in Obositz besucht hatte. Bald aber ging Waniek vom Historischen zum Praktischen über. Er mußte sagen, daß der gnädige Herr Vogel nicht weiter wirtschaften dürfe, wie er angefangen habe. Für einen halben Arbeitstag einen ganzen Taglohn auszahlen, „ise nix." Die Leute sollen nicht eben soviel Geld wie gewöhnlich und noch einmal soviel Zeit haben, um es auszugeben. Dabei kommen nur Räusche heraus, die statt um vier Uhr früh, wie sich's gehört, erst um Mittag ausgeschlafen sind. Auch mit dem Arbeiten des gnädigen Herrn Vogel auf dem Felde war Waniek nicht einverstanden. Wenn er sich durchaus nützlich machen wolle, könne es höchstens als Aufseher geschehen, sonst lachen die Leute den gnädigen Herrn aus.

„Aber, mein lieber Waniek, wie soll ich denn ein Aufseher sein, wenn ich gar nichts verstehe!" wandte Bertram ein.

„Wer'n schon lernen."

„Von Ihnen! Nehmen Sie mich in die Schule, ich habe Ihnen gut zugesehen. Die Leute gehorchen Ihnen und haben Respekt vor Ihnen, weil Sie alles hundertmal besser verstehen und machen können als jeder andere. Darum will auch ich Ihnen gehorchen und so lange Unterricht bei Ihnen nehmen, bis aus mir ein tüchtiger Ökonom geworden ist. Sie sind Soldat gewesen, richten Sie mich ab, wie ein Wachtmeister den Rekruten, kommandieren Sie mich."

Waniek hatte wieder sein prächtiges Lächeln: „Werd schon kommandieren, wenn befehlen," sagte er und verabschiedete sich in seiner kraftvollen und besonnenen Ruhe; der Beneidenswerte!

Bertram trat ans Fenster und sah ihm nach. Da stand er im Vorgärtchen und schnitt aus breitliegenden Rasenziegeln Streifen zurecht, die wahrscheinlich zur Einfassung von Blumenbeeten bestimmt waren. Bei der Arbeit könnte Bertram ihm helfen und würde es mit dem größten Vergnügen tun; aber leider ging's nicht an. Leider gebot ihm die einfachste Pflicht der Höflichkeit, augenblicklich nach Obositz zurückzueilen, um der Frau Baronin zu danken, gleich im ersten Freudenausbruch. Hastig knöpfte er die Lodenjoppe zu und griff nach seinem Hute. Ein dunkles Gefühl sagte ihm freilich: Was dich jetzt wieder auf und davon jagt, ist ein ganz anderes als reines, pures Dankbarkeitsbedürfnis, es ist die fieberhafte Unstetheit, die dich seit Tagen in schwebender Pein, ein lebendes Pendel, hin und her treibt zwischen Obositz und Vogelhaus. Ja, das war's und war ein unabwendbares Schicksal, in das es hieß, sich fügen mit männlicher Ergebung.

Nachdenklich ging er die Treppe hinab und mit etwas verlegenem Gruße an dem fleißigen Waniek vorbei in den strömenden Regen hinaus. Gar bald besiegte das Bewußtsein, daß jeder Schritt ihn der Vielgeliebten näher führte, alle unbehaglichen Empfindungen. Herrlich erschien ihm sein Spaziergang unter der Himmelstraufe. Welch ein Unterschied zwischen der Stadt und dem Lande! Dort schütten die Wolken nassen Ruß auf unsere Häupter, hier weiches, tauklares Wasser. Übermütig schob Bertram den Hut ins Genick, warf den Kopf zurück und bot sein Gesicht dem Regen dar. Wohltuend kühl rann er ihm über die Stirn und die Wangen. Der Sturm hatte sich gelegt, mit sanftem, gleichmäßigem Rauschen fiel der Regen zur heißdürstigen Erde nieder, die ihm alle ihre Poren öffnete und neu belebt den Duft ihrer urkräftigen, zähen Schollen als urgesunden Atem ausströmte.

In der Nähe der Wegstelle, an der ein Fußsteig abzweigte und dem Dorfe zulief, waren einige Linden im Dreiecke gepflanzt.

Am Stamme der einen lehnte eine weibliche Gestalt, in einem langen, grauen Mantel, und sie schien etwas Rotes in den Armen zu tragen, und nun etwas Weißes in Bewegung zu setzen. Sollte das vielleicht ein Taschentuch sein, und gab sie ein Notsignal?

Er beschleunigte seine Schritte und hörte ganz deutlich seinen Namen rufen, und nun überrieselte es ihn auch im bildlichen Sinne, denn o Zufall, verhüllter, geheimnisvoller Gott! Die ihn rief, war sie, seine unbewußte Quälerin, die geliebte Feindin seiner Seelenruhe.

Er rannte, er sprang mit beiden Füßen über einen Graben (was der Mensch nicht alles kann, ohne zu ahnen, daß er's kann) und war bei ihr und fragte: „Was befehlen Sie, mein Fräulein?"

„Sehen Sie nur diese Verzweiflung," antwortete sie und wies auf ein Knäblein von etwa fünf Jahren, das auf dem Boden lag, sich an ihren Mantel anklammerte und jämmerlich schluchzte. Der rote Gegenstand aber, den Bertram von weitem gesehen hatte, war ein Federbett, und in dem steckte ein Wickelkind, das zu Gertrud, die es sanft und liebkosend wiegte, mit weitgeöffneten, erschreckten Augen emporsah und jeden Augenblick bereit schien, in ein Geheul auszubrechen.

O du dummes Kind! dachte Bertram.

Er hörte nun, daß der Junge, der sein kleines Schwesterchen trug — sie hatten es nach hiesiger Sitte mit einem Tuch an seinen Hals festgebunden — vor Gertrud hergelaufen war, als sie von ihrer Pflegebefohlenen zurückkehrte. Plötzlich glitt er aus und fiel und konnte nicht aufstehen, ehe sie ihm zu Hilfe kam.

„Und nun muß man ihn nach Hause tragen," sagte sie, „seine Eltern sind im Meierhof bedienstet. Er hat sich weh getan, kann nicht gehen, sehen Sie nur, sein Knie blutet, bitte, heben Sie ihn auf."

Bertram war betreten: „Ich habe noch nie ein Kind aufgehoben," sagte er.

„So will ich's tun, übernehmen einstweilen Sie das Kleine."

Ihn überfiel ein Grauen. „Da nehme ich doch lieber den Buben," erwiderte er, beugte sich nieder und hob ihn in die Höhe, und das Knäblein schrie wie am Spieße und schlug mit den Füßen und Fäusten gegen ihn. „Gebrochen hat er sich wenigstens nichts," sprach Bertram beruhigend.

Plötzlich und mit merkwürdig kräftiger Stimme fiel das Baby ins Gezeter des Bruders ein. Unter schmetternder Vokalbegleitung zogen Herr Vogel und Fräulein von Weißenberg in den Hof und erregten die Heiterkeit aller, denen sie begegneten. Zwei junge Mägde standen vor dem Tor des Kuhstalles; Gertrud richtete in gebrochenem Tschechisch eine Bitte an sie und deutete dabei nach der Wohnung der Meierknechte. Aber die Angeredeten schüttelten die Köpfe und wiesen mit ausgestreckten Fingern auf ein dürres, schiefgewachsenes Weib, das jetzt von der andern Seite des Hofes herübergestoben kam.

„Das wird wohl die Mutter sein," sagte Gertrud.

Megärenhaft drohend war die Frau der Gruppe am Stalltor zugeeilt und übergoß das betroffene Menschenpaar, das ihre kreischenden Sprößlinge in den Armen trug, mit einem Schwall von Verwünschungen. Sie schien Rechenschaft von den beiden zu fordern, Antwort zu heischen. Ebensogut wie mit ihr hätte man sich aber mit dem Rheinfall in eine Kontroverse einlassen können. Sie befreite zuerst Bertram von seiner Bürde, indem sie ihm den Buben entriß und ihn so jäh und heftig auf den Boden stellte, als ob sie ihn hineinstoßen wollte, legte ihm eine Hand auf den Scheitel und drehte ihn mit der anderen an der Schulter einigemal wie einen Kreisel um seine eigene Achse.

Er war plötzlich verstummt und ließ sich das rauhe mütterliche Verfahren lautlos gefallen. Mit bedenklichem Kopfschütteln, aber sichtlich enttäuscht, schob das Weib ihn hinweg, trat auf Gertrud zu und nahm ihr das Kindlein vom Arm. Es hörte alsbald zu weinen auf und jauchzte und strampelte seiner

Mutter entgegen. Sie blickte mit boshaftem Triumph um sich, lauter und lauter erscholl ihr Geschrei, und wenn ihre Worte für Gertrud und Bertram auch unverständlich blieben, deutlich sprachen ihre wild anklagenden Gebärden, ihr leidenschaftlicher Ton: Seht, seht, das Kind atmet auf, ich hab's von seinen Peinigern erlöst. Die Mägde lehnten am Türpfosten, zwinkerten ihr zu und machten sich ein Vergnügen daraus, durch eine Bemerkung, ein Auflachen, Öl ins Feuer ihres Zornes zu gießen.

„Ich bitte Sie," sprach Gertrud, „schenken Sie ihr etwas, ich habe nichts mehr bei mir. Sie führt diese ganze Szene nur auf, weil sie etwas geschenkt haben will."

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein," erwiderte Bertram, „ein so nichtsnutziges Vorgehen darf man nicht belohnen." Stark wie ein Löwe kam er sich vor, weil er vermochte, der Vielgeliebten eine Bitte abzuschlagen. Er wendete sich und rief dem kreischenden Weibe mit Entschlossenheit das zweite tschechische Wort zu, das er wußte: „Ne! ne!"

Dann wurde der Rückzug angetreten, aber langsam, um ihm jeden Anschein von Flucht zu nehmen. Gertrud hatte ihren Gleichmut gewahrt, Bertram war tief gebeugt.

„Diese fürchterliche Person scheint zu glauben," sagte er, „daß wir ihre Kinder überfallen und mißhandelt haben und sie ihr meuchlings hinlegen wollten, wie der grimme Hagen den erschlagenen Siegfried."

„Gott behüt's, sie glaubt nicht das geringste Böse, sie wollte uns nur eine unangenehme Komödie vorspielen und Geld bekommen — fürs Aufhören."

„Sie meinen?"

„Gewiß. Es macht mich oft staunen, wie wunderbar die Leute hier Komödie spielen können."

Er blickte sie liebreich an und rief: „Ich danke, danke Ihnen!"

„Wofür denn?"

„Dafür, daß Sie die Sache so leicht nehmen; wenn ich jetzt

allein gewesen wäre, ohne Sie, meinen eigenen Grübeleien überlassen — den ganzen Tag hätte der Auftritt mit dem widerwärtigen Weibe mir verdorben. Einen ganzen, von den wenigen Tagen, die ich mir gönnen darf zur Erholung von jahrelanger, verhaßter Tätigkeit."

„Wirklich so sehr verhaßt? Und es war doch eine erfolgreiche Tätigkeit."

„Erfolgreich? Wenn ich etwas nicht sehe, ist's eben der Erfolg. Wen hab ich belehrt, erhoben, gebessert?"

„Nun, Sie haben doch gewiß veredelnd auf den Geschmack der Schriftsteller und des Publikums gewirkt, Sie haben auch viele erheitert."

„Aber eine verletzt, die mir mehr gilt als viele, als alle."

„Sie sind fast Ihr Leben lang von dieser Tätigkeit erfüllt gewesen; wird sie Ihnen nicht abgehen? Wird die ungewohnte neue Beschäftigung Ihnen die alte ersetzen können?"

„Welche Frage! Was Sie die neue nennen, ist mein Ausgangspunkt, ist das, wozu ich mich als Knabe schon berufen fühlte, nach dem ich mich als Mann heiß gesehnt habe. Eine Heimkehr wird es sein, die ich hier, einlaufend wie in den Hafen, feiern werde. Dort draußen war ich bloß ein schwaches Echo aller Stimmen in der modernen Literatur, ein venetianischer Löwenrachen, eine Art Dionysiusohr."

Gertrud unterbrach ihn lachend: „Was nicht alles noch?"

„Verstehen Sie mich, ich will sagen, ich war nichts und gebe nichts auf... Aber denken Sie an Shakespeare, der sich in Fülle der Kraft schaffens- und ruhmesmüde nach seinem Stratfort zurückgezogen hat und wieder Landmann und Jäger geworden ist. Und ich armseliger Skribler sollte Sehnsucht empfinden nach meiner jämmerlichen Fronarbeit?"

Sie waren aus dem Bereich der kleinen Seen, die sich auf der Straße zu bilden begannen, in den Schutz des Gartens gelangt. Ganz nahe dem Eingang breitete ein blütenbedeckter

Tulpenbaum sein dichtes Gezweig über eine Bank, die seinen Stamm umschloß. Bertram und Gertrud traten unter die grüne Kuppel und standen eine Weile schweigend voreinander. Er versank in ihren Anblick. Sie war herzbezwingend in ihrer ruhigen Anmut, ihrer edlen Gelassenheit.

„Krankenwärterin also," sagte er auf einmal ganz unmotiviert. „Und Sie wollen natürlich viele Patienten pflegen, mein gnädiges Fräulein ... Aber entschuldigen Sie! ich sage immer ‚mein Fräulein', statt Ihnen den Titel zu geben, der Ihnen gebührt."

„Dafür habe ich Ihnen von Anfang an gedankt."

„Um so besser. Ich weiß freilich keinen, so hold und adelig, wie die Verkleinerung des schönsten deutschen Wortes: Frau, Herrin, Gebieterin. Fraue mein! wer das sagen darf zu der Geliebten, was bleibt dem zu wünschen übrig, was kann das Schicksal ihm anhaben? Und wenn ihm sein Haus über dem Kopf angezündet wird, und wenn ihn die Sozialisten um Hab und Gut bringen und wenn er für einen Vivisektor kleiner Kinder gehalten wird, er trägt's, er bleibt aufrecht, was soll ihn beugen, so lange sie in Treuen zu ihm steht? Fraue mein! ... ich will sagen, mein Fräulein, mein gnädiges ..."

Er hielt inne, er zitterte am ganzen Leibe. „Setzen wir uns," sagte er. Und sie setzten sich neben einander auf die Bank; er warf seinen Hut ins Gras und lehnte den Kopf an den Stamm des Baumes.

„Viele Patienten, ja, ja. Einen einzigen zu pflegen, einen unerträglichen, nervösen Menschen, der sein eigentliches Selbst verloren hat und erst wiederfinden muß, zur Vernunft bringen, ihm helfen, seinen Frieden wiedergewinnen, die Aufgabe wäre Ihnen zu gering?"

„Sie ist nicht gering. Es ist eine schöne Aufgabe."

„O, wäre sie's! Dann wäre sie ja Ihrer würdig ... und Sie

könnten sich entschließen, sie zu übernehmen, es wenigstens zu versuchen?"

„Versuchen? ja — vielleicht."

Ein unaussprechliches, ein kindisches Entzücken erfaßte ihn: „Wissen Sie, was Sie sagen? Wissen Sie, daß in dem Falle ein Versuch schon das Gelingen und himmlische Gewißheit ist? ... Antworten Sie mir ... oder nein, antworten Sie nicht, erwägen Sie! Das Leben, das ich Ihnen zu bieten habe, ist ernst und arbeitsvoll ..."

„Hab ich je Anspruch auf ein anderes gemacht?" unterbrach sie ihn. „War ich nicht darauf gefaßt, meinen Weg durch dieses ernste Leben allein zu gehen?"

„Und wenn sich nun ein Gefährte findet, der Sie beschwört, lassen Sie uns miteinander wandern, lassen Sie uns fest und treu zusammenhalten" — er machte eine jähe Bewegung, als ob er auf das Knie sinken wollte.

„Nicht knieen," flüsterte sie, „nicht auf dem feuchten Boden knieen!"

Aber da lag er schon zu ihren Füßen: „Doch, doch! so muß ich Ihnen in Demut gestehen, daß ich Sie liebe, Sie geliebt habe vom ersten Augenblick an."

„Und ich — wenn ich denke — ich habe Sie gefürchtet."

„Gertrud!" Er nahm ihre Hände und preßte sie an seine Lippen: „Fraue mein, darf ich Sie so nennen? O Gertrud, welche Wonne, welche Wohltat!"

Sie beugte sich über ihn und drückte mit scheuer Zärtlichkeit die Wange auf seinen Scheitel: „Sagen Sie doch nicht Wohltat, ich habe Sie ja von Herzen lieb."

„Ist das möglich? wirklich möglich?"

„Es ist. Ich kenne Sie erst seit kurzer Zeit, und doch kommt mir vor, als hätte ich Sie schon lang sehr lieb."

„Wie lang?"

„Seitdem ich aufgehört habe, Sie zu fürchten ... oder vielleicht sogar schon etwas früher ..."

„Früher? trotz der Furcht?"

„Trotz der Furcht, und wahrscheinlich auch vom ersten Augenblick an."

„Ihr Ernst? Gertrud, Sie Wunderbare, ich muß es glauben, wenn ich weiterleben soll — aber lehren Sie mich es glauben. Daß ich nur Vogel heiße, macht Ihnen das nichts? ... Und," er fuhr erschrocken mit der Hand nach seinem Kopfe, „daß ich eine Glatze habe, macht Ihnen das auch nichts?"

„Gar nichts," erwiderte sie und lächelte ihn an, freundlich, zutraulich, liebreich.

Glückstrahlend sah er zu ihr empor, sprang auf, setzte sich wieder an ihre Seite, schlang den Arm um sie und sprach, sprach sehr viel und nicht ein gescheites Wort und gab sich davon gar keine Rechenschaft. Er hatte vergessen, wonnig vergessen, daß es je sein Metier gewesen war, geistreich zu sein.

Sie fand das nicht lächerlich, es rührte sie. Dann erzählten sie einander ihre Lebensgeschichte, und das Schönste war, daß sie keine hatte, oder doch nur eine, deren Inhalt sich in zwei Sätze fassen ließ: Ich habe kränkliche Eltern gepflegt. Ich habe standesgemäß gedarbt von Jugend auf.

Und die seine?

So streng er sein Gewissen erforschte, so sehr ihm daran lag, der Geliebten ein wahres und nicht ein geschmeicheltes Bild von sich zu entwerfen, er mußte seiner milden Richterin zugeben, daß er im Leben mehr Plage als Genuß gehabt und mehr gelitten als gesündigt hatte.

Sie hörte ihm teilnehmend zu und fand eine Entschuldigung für jede seiner Selbstanklagen. Und er war ein stolzer, glückseliger Mann, küßte sie und hielt sie in den Armen wie ein Heiligtum.

Der Regen hatte ein wenig nachgelassen; von den kleinen

Zweigen, aus den Tulpenkelchen fielen einzelne helle Regentropfen schwer zu Boden. In dem Wipfel des Baumes ließ ein sanftes, wohliges Rauschen sich vernehmen, als wüßte der Alte, daß er zwei glückliche Menschen unter seinem mächtigen Gezweige barg.

Bertram und Gertrud traten in das Zimmer Weißenbergs. Sie hatte sich Zeit genommen, ihren Hut und ihren Mantel abzulegen, er brachte den Regen des Himmels auf seinen Kleidern mit.

„Freund, o Freund, sie ist mein, ich hab ihr Jawort!" rief er aus, stockte aber plötzlich, denn sein Erscheinen hatte Verlegenheit hervorgerufen. Hugo und seine Gattin, die neben ihm stand, schienen sehr ergriffen; die Augen Weißenbergs waren feucht, die Baronin schwamm in Tränen und sah aus wie eine ältliche Rose im frischen Morgentau.

Auf einem Tische in der Nähe des Kamins lagen zwei Pakete. Das eine war Bertram wohlbekannt; unter seinen Augen hatte der Freund es kürzlich erst in stiller Ergebung so nett zusammengefaltet, wie es sich da wieder präsentierte. Das andere war viel größer, eine gewaltige, verschnürte und versiegelte Postsendung. Auf der Adresse las man außer dem Namen der Baronin: „Hundert Gulden Nachnahme."

Bertram schlug mit der Faust darauf: „Schuft von einem Carolus!"

„Verzeihen Sie ihm, wie ich ihm verzeihe," sprach Berta mit vielem Gefühl, „in meiner Seele ist heute kein Platz für eine herbe Empfindung, ich grolle nicht."

„Wie gut für uns, daß wir Sie in so milder Stimmung finden, teure, verehrte Frau!... Hugo, mein Freund, segne uns, wir sind ein Brautpaar. Gnädige Baronin, segnen Sie uns."

Die vortreffliche Baronin sandte einige gerührte: „Ah!"

zum Himmel, gratulierte ihrer Nichte, gratulierte Bertram und gratulierte sich selbst zu ihrer Divinationsgabe. Sie hatte es ja gedacht, daß es so kommen müsse. Ein seltener Geist, eine eben so seltene anmutige Gediegenheit können nichts Besseres tun, als sich vereinigen zum ewigen Bunde. Schön bewegt wollte sie die Hände erheben, aber ihr Gatte sprach:

„Einen Augenblick; jetzt will auch ich eine Rede halten." Er hatte diesen Vorsatz etwas voreilig ausgesprochen, blickte nun hilflos umher, suchte nach Worten und fand sie erst nach einer Weile: „Junges Paar, vor dir steht ein altes, das zum erstenmal nach zwanzigjähriger Ehe ein Geheimnis voreinander gehabt hat. Der Vertraute beider, ein Ehrenmann, würde es ewig bewahrt haben, aber sie hielten es nicht aus, die beiden, daß ein Dritter in irgend einer Sache von einem von ihnen mehr wußte, als einer der beiden vom andern. Sie hielten es nicht aus..." Seine Stimme geriet ins Schwanken. „Ihre alte, treue Liebe — alte Liebe... ich will sagen"... Jetzt kippte die Stimme völlig um.

Die Baronin hüllte ihren Gatten in einen Blick voll Zärtlichkeit und sprach: „Du willst sagen, Hugo: das Geheimnis war begraben in der Brust des Freundes, aber nicht einmal den Schatten eines toten Geheimnisses konnten die beiden zwischen einander dulden."

„So ist es, sie spricht gut, die Tante," sagte der Baron etwas kleinmütig zu Gertrud, und diese ergriff seine Hand und küßte sie rascher, als er's wehren konnte.

„Wir verstehen dich aber doch und lieben dich, Onkel Weißenberg."

„Und auch mich?" fragte die Baronin und machte ihrerseits Anstalt, die Arme auszubreiten — aber gegen Bertram.

„O gnädigste Frau!"

„Sage Tante, mein Neffe Vogelweid."

Und nun kam es zu mehreren Umarmungen.

„Rührstück, fünfter Aufzug, letzte Szene," ließ eine schrille Stimme sich vernehmen. Hagen, gefolgt von Sieglinde, war eingetreten. Er warf einen kurzen Blick auf Bertram, der Gertrud an seine Brust gezogen hatte und prallte zurück. In der nächsten Sekunde aber schon wurde er seiner Bewegung Herr und sprach kalt und höhnisch: „Der reine Kotzebue, wir verschimmeln hier."

In einem Tone, so streng, wie er ihn dem Liebling gegenüber noch nie angeschlagen hatte, versetzte Weißenberg:

„Du wenigstens nicht. Du kommst fort aus dem Elternhause, du kommst nach Wien."

„Nach Wien?" Die Wangen des Jünglings flammten in freudiger Röte auf; alsbald jedoch kam der Skeptiker wieder zum Vorschein: „Nach Wien, das geschieht nicht, das wäre zu gescheit."

„Mama!" rief Sieglinde weinerlich. „hörst du? er fährt nach Wien, und ich kann hier sitzen bleiben, an mich denkt niemand."

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, junge Dichterin," tröstete Bertram. „Sie bleiben, um in Erwartung des eigenen Glückes das unsere zu besingen."

Sieglinde lächelte unter Tränen. Daß der strenge Kritiker sie Dichterin nannte, war ein heilendes Pflaster auf die Wunde, die man ihr durch eine vermeintliche Zurücksetzung geschlagen hatte.

Am Mittagstische fehlte Herr Meisenmann. Die Baronin deutete auf seinen leeren Platz und sprach:

„Der Professor läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff — nach Böhmen."

Beim Dessert eine neue Überraschung, ein Telegramm für Herrn Vogel. Er erbat von der Hausfrau die Erlaubnis, es zu lesen. Es lautete:

Artemis Wassiljewna Tschertschaptschikow, Gutsbesitzerin, Just Carolus, Schriftsteller, empfehlen sich als Verlobte.

Bertram brach in Lachen aus: „Ist das eine unmoralische Geschichte! Einem Spitzbuben wird die Bußfahrt, die er antreten soll, zur Brautfahrt."

Für Bertram und Gertrud folgten wunderschöne Tage. Der unbarmherzige Vogelweid war weich wie ein Kind in der Rekonvaleszenz. Das Glück hatte alle Bitterkeit in ihm aufgezehrt. Längst entschlummerte Tugenden: Nachsicht, Geduld, erwachten wieder in seiner Brust und regten schneeweiße Engelsflügelchen. Ohne den leisesten Spott berichtigte er die nicht ganz zutreffenden Schlagworte der Baronin, und lächelte sanftmütig, wenn sie sich gedrungen fand, ihm die Honneurs der Literatur zu machen.

Ganz selig und geläutert und über alle irdische Mühsal erhaben fühlte er sich, wenn Gertrud in einem solchen Augenblick aufstand, zu ihm trat, seinen vielgeplagten Kopf zwischen ihre Hände nahm, ihn auf die Stirn küßte und sprach:

„Mein Freund, mein geliebter." Einmal sagte sie auch: „Vielgefürchteter, du bist das Höchste, das es gibt, du bist die Güte selbst."

Viel, viel zu rasch kam die Stunde der Trennung herbei. Nicht allein, wie er gekommen war, trat Bertram die Rückreise an. Der Herr und der Sohn des Hauses begleiteten ihn; die sämtliche Dienerschaft nahm Aufstellung unter dem Tor.

Weißenberg umarmte seine Frau und seine Tochter: „In acht Tagen, sobald der Junge installiert ist, bin ich wieder da."

„Und ich im Juli," rief Hagen, und schwang sich, flatternd vor Ungeduld, neben den Kutscher auf den Bock: „Adieu, adieu." Ein unterdrücktes Schluchzen der Baronin, Sieglindens, einiger Diener und Dienerinnen machte sich Luft. Gertrud und Bertram standen Hand in Hand. Sie war sehr blaß; über sein Gesicht blitzte das fatale Zucken, das die ganze Zeit hindurch nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Traumverloren stieg er in den Wagen, schrie aber, sobald sich der in Bewegung gesetzt hatte:

„Halt! halt! um Gottes willen halt! ich habe ja vergessen mich zu empfehlen." Der Kutscher riß die Pferde zusammen, Bertram sprang zur Erde, eilte auf die Baronin zu und küßte ihre Hand: „Dank für alle Ihre Güte und Gnade. Dank dafür, daß Sie mich zu den Ihren zählen. Gnädigste Baronin, verehrte Tante, bewahren, behüten Sie mir mein Glück!"

Die Baronin wollte sprechen, konnte aber nicht, sie war zu bewegt.

Bertram wendete sich zu Sieglinde: „Baronesse ..."

„Cousine," verbesserte sie errötend.

„Liebe, teure Cousine, leben Sie wohl; außerordentlich wohl! Ich bitte um Ihre Photographie. Und Sie — und du Gertrud, mein Trost, mein Hoffnungsstern, mein Alles, bleib mir treu und gut ... übers Jahr meine, meine Gertrud." Er breitete die Arme aus, er schloß die Geliebte noch einmal vor der langen Trennung an sein Herz.

Agave

Aus dornloser Hülle, Agave, bist du
In Schönheit erstanden, seltsame du,
Wie Blumen im Märchen durch Zauber erweckt.
Auf zierlichem Schaft, ihn bekränzend, ragst du,
Geworden noch kaum, vollendet doch schon.
Für einen berauschenden Frühling gibst du
Die Kraft eines Lebens, Agave, dahin
Und stirbst am Erblühen — ein Wunder bist du.

I.

Zu Beginn des goldenen Zeitalters Italiens lebte im Städtchen Ariccia, unweit von Rom, der Töpfer Pietro Venesco. Er war ein kleiner, unscheinbarer Mann, der sein mürrisches Wesen nicht einmal seinen besten Kunden gegenüber ablegte. Das brachte aber seinem Geschäfte keinen Schaden. Die Ware, die er führte, war eben von ganz vorzüglicher Art, und daß dem Padrone nicht gerade Frohsinn aus den Augen blickte, nahm ihm niemand übel; es gab dafür schwerwiegende Gründe.

Dieser Venesco hatte eine schöne Frau und einen herrlich schönen Sohn. Wer den Jüngling Antonio daherkommen sah in seiner Pracht über die Piazza oder durch die Gassen des Städtchens, so hochgewachsen, so stark und so schlank, der dachte: Du Gottgeliebter! und folgte dem Beispiel des Höchsten und liebte ihn auch.

Die Frauen und Mädchen ließen es an Zeichen ihrer freundlichen Gesinnung nicht fehlen; Antonio hätte seinen Lebensweg mit zertretenen Weiberherzen pflastern können, machte indessen von seiner Zaubermacht keinen Gebrauch. Nicht etwa, daß er dem jungen Weibervolke aus dem Wege gegangen wäre; er sprach und scherzte und tanzte mit den Schönheiten, an denen Ariccia großen Reichtum besaß, erwies aber keiner von ihnen die geringste Bevorzugung. Wenn die Unterhaltung oder der Tanz aus war, wandte er sich von seinen Partnerinnen so gleichgültig ab wie der Marionettenspieler von seinen Püppchen nach dem Ende der Vorstellung. Sehr oft sah man ihn in die Be-

trachtung einer hübschen Mädchengruppe am Brunnen oder vor der Kirche, der Osteria versunken. Doch war es kein anderes Betrachten als das eines Bildes an der Wand, und die Gegenstände dieser Aufmerksamkeit fühlten sich durch sie eher beleidigt als geschmeichelt. Er täte besser, meinten sie, einen gar nicht anzusehen als mit so schweigsamen Augen. Sie fingen an, ihn gering zu schätzen, zu verspotten und ihm nachzusagen, er sei überhaupt kein Mensch, sondern ein Gebilde aus Ton und könne sich nur für das erwärmen, woraus er selbst gemacht sei. Man betrachte ihn doch, wenn er vor seinem Hause sitzt, ein dummes Stück Lehm in seinen Händen, mit dem er spielt, das er knetet und streichelt. Da fährt ihm die Zärtlichkeit aus allen Fingerspitzen, da flammen ihm die Wangen, da sprüht's ihm aus den Augen. Die kleine Cencetta, die Tochter des Winzers Vinutelli, dessen Gehöft an den Garten des Töpferhauses stieß, wollte den verrückten Menschen belauscht haben, als er einen eben fertig gewordenen Krug, der den Kopf eines alten Mannes mit einem Ziegenbart und spitzen Ohren vorstellte, hoch emporhielt und lachend und entzückt zu ihm redete.

Übrigens durfte Antonio sich nie lange an dem Anblick einer seiner Arbeiten erfreuen. Kaum beendet, war sie auch schon verkauft, und es wurden so viele Nachahmungen verlangt, daß die Werkstätte Pietros bald nicht mehr ausreichte, um allen Aufträgen zu genügen. Sie mußte vergrößert, ein paar Gesellen mußten aufgenommen werden. Die Nachfrage steigerte sich noch, als Antonio begann, die Waren zu bemalen, mit Arabesken, Blumen, einzelnen Figürchen, mit Darstellungen von allerlei komischen oder ernsten Vorgängen im Leben der Leute von Ariccia.

Dem Padrone wuchs die Arbeit über den Kopf. Ihm wäre es recht gewesen, wenn sein Kundenkreis sich verkleinert hätte, und er meinte, das Mittel dazu gefunden zu haben, indem er seine Preise erhöhte. Die Käufer schimpften, feilschten — be-

zahlten. Das Geschäft gedieh, förmlich gegen den Willen seines Besitzers, immer glänzender. Äußerlich stand alles zum besten, im Inneren herrschten Unzufriedenheit und Hader. Der Sohn verlangte hinaus in die Welt, wollte das Handwerk an den Nagel hängen und ein Bildhauer werden oder ein Maler. Der Vater sprach ihm das Talent zum einen und zum andern ab. Es gab Zeiten, in denen sie kein Wort wechselten, dann wieder hörte man Venesco, aufs höchste gereizt durch den kalten Trotz Antonios, bis tief in die Nacht hinein wüten und toben, hörte das Klirren von zerschelltem Geschirr. Am nächsten Morgen lasen die Gesellen die Scherben kostbarer Schüsseln und Schalen vom Boden auf, und Cecilia, die Töpfersfrau, kam noch blasser als gewöhnlich und mit rotgeweinten Augen zur Frühmesse in die Kirche.

Sie zu fragen, was es wieder gegeben habe, wagte nur noch selten jemand. Cecilia wehrte jeden Versuch, sie auszuforschen, so entschieden ab, daß die Neugierigsten sich beschämt zurückzogen, fest entschlossen, dem unnahbaren Weibe nie mehr ein Zeichen der Teilnahme zu geben. Bei jeder solchen Gelegenheit stieg die Abneigung höher, die ohnehin gegen sie herrschte, weil sie glücklicher war, als sie zu sein verdiente, und dabei der Hochmut selbst.

Ihr Mann trug sie auf Händen, er hatte für sie nie ein hartes Wort, kaufte ihr die kostbarsten Kleider, den schönsten Schmuck. Einen so guten und großmütigen Eheherrn wie ihn fand man in Ariccia und wohl in der ganzen Welt nicht wieder. Seelenstark und treu erfüllte er das Gelübde, das er in der furchtbaren Stunde getan hatte, in der Cecilia von ihrem Verführer verlassen, vor den betrogenen Mann getreten war und ihr Schuldbekenntnis abgelegt hatte: So steht's um mich, tue, was dir zukommt. Da hatte er ein Messer vom Tisch genommen und es ihr in die Brust gestoßen. Aber beim Anblick der scheinbar tödlich Getroffenen war sein Zorn erloschen und die alte Liebe

allüberwindend wieder erwacht. Und er hatte zum Himmel gerufen: Du ein Wunder, lasse sie mir, und ich will sie halten wie mein treues Weib, und das Kind in ihrem Schoße soll mein Kind heißen.

An einem schönen Frühlingsabend saß das Ehepaar Vinutelli in Gesellschaft des Baders Luigi Fenderigo und einiger anderer Bekannten beim Weine im Garten des Winzers. Fenderigo war eben aus Rom zurückgekehrt und von den Eindrücken, die er dort empfangen hatte, ganz berauscht. Als der Stuhl Petri wieder in der ewigen Stadt aufgerichtet worden, als mit dem Riesengefolge des katholischen Oberhirten Glanz, Reichtum, Pracht eingezogen waren, hatten sie einen schreienden Kontrast zu dem Trümmerfelde gebildet, auf dem sie sich entfalteten. Nun residierte Oddo Colonna, der erste seit vierzigjähriger Kirchenspaltung einmütig gewählte Papst, als Martin V. im Palaste seines edlen Geschlechtes bei den Santi Apostoli. Kühne und glückliche Condottieri eroberten der Kirche ihren Staat zurück, den Frieden sicherten kluge Verträge. Eine große Bautätigkeit war rege, der verfallene Vatikan, die zerstörten, geplünderten Gotteshäuser erstanden verjüngt wieder. Gelehrte und Künstler wurden an die Höfe des Papstes und der Kardinäle berufen. Neues Leben pulsierte im alten Rom. Eine neue Kunst war seine schönste Blüte. Fenderigo bewunderte und pries sie voll Entzücken. Nirgends aber, meinte er, entfalte sie sich so wundersam wie in San Clemente, in der vom Kardinal Branda di Castiglione gestifteten Katharinenkapelle.

Eben begann der Redselige, was er gesehen hatte, feurig zu schildern, als Pietro Venesco vorüberkam und die freundlichen Grüße, die ihm zugerufen wurden, in seiner trockenen, kurz angebundenen Art erwiderte.

„Der Unglückliche," sagte Julia Vinutelli, lehnte sich mit ihrer ganzen Wucht in ihren Sessel zurück und kreuzte die Arme

und zur Erhöhung der Behaglichkeit auch die Beine. „Am vorigen Sonntag in der Kirche habe ich ihn beobachtet. Da stand er wie eine Säule der Verkündigung gegenüber und erhob kein einziges Mal den Blick. Nun ja — um den Engel nicht sehen zu müssen, dem sein Antonio von Tag zu Tag ähnlicher wird."

Sie hatte das „sein" spöttisch betont, und man lachte; nur Fenderigo ereiferte sich:

„Einbildungen!... Der Engel hat Ringellocken wie aus Draht und ein leeres Gesicht und Gliedmaßen so dünn und steif wie der Lilienstengel, den er in der Hand hält. Der Toskaner — ich habe ihn ja auch gekannt — war glutäugig und seidenweich gelockt — und gebaut! — und eine Gestalt! Der heilige Georg Drachentöter hätte sich ihrer nicht zu schämen gebraucht."

„Der ganze Antonio," schaltete Julia ein, indes der Bader lebhaft fortfuhr: „Kann ja sein, daß der schöne Pfuscher beabsichtigt hat, uns außer dem lebendigen noch ein anderes Abbild seiner selbst zu hinterlassen, gelungen ist es ihm nicht."

„Wieso nicht gelungen?" rief eine weißhaarige Frau, die ein klassisches Gesicht hatte und eine große, zerzauste Frisur. „Aufgeschrien haben wir, wie das Bild enthüllt worden ist: Gott verzeih ihm die Sünde, das schwere Ärgernis! — da hat er sich selbst als Verkündigungsengel und seine Geliebte, die Cecilia Venesco, als künftige Heilandsmutter gemalt."

„Gemalt! gemalt!" entgegnete Fenderigo, „ich kann das Wort, auf solches Machwerk angewendet, nicht aussprechen hören. Geht nach San Clemente und holt Euch dort einen Begriff davon, was malen heißt. Masolino da Panicale gibt ihn Euch und sein junger Schüler Tommaso Guidi, den sie Masaccio nennen."

„Kann ihn freuen, das Schwänzlein an seinem Namen! Paßt es auch? Ist er schmutzig und ekelhaft?" fragte die Weißhaarige.

„Besonders gepflegt freilich nicht," erwiderte der Bader und führte unwillkürlich die Hände über seine Wangen.

„Hättet Euch seiner erbarmen und ihm den Bart scheren sollen," sagte Vinutelli.

„Es wächst ihm keiner. Gerade nur ein bißchen am Kinn."

„Am Kinn — wie einer Ziege?"

„Nein, nein, ganz kurz, und auf der Oberlippe ein Bärtlein, wie ein Schatten. Aber sein Gesicht ist männlich und ernst und hat viele Ecken und Hügel."

„Ecken und Hügel?"

„Über den Augenbrauen zwei große und auch oben auf der Stirn, und alles voll Genie ... Und wenn er malt, da hätten die Engel des Gerichtes gut blasen, er würde sie nicht hören. Bei der Arbeit stört ihn nichts und nichts! Und wenn ihn noch so viele umdrängen, Lernbegierige oder bloßes Gaffervolk ..."

„Zu welcher Sorte gehörtet Ihr?" fragte Julia, und wieder lachten alle.

„Es gibt auch Leute, die man Kunstfreunde nennt," erwiderte der Bader, „und es gibt, Gott sei Lob und Dank, noch jugendliche Begeisterung."

„Bei Euch doch nicht?"

„Warum nicht?" — Zum Beispiel die meine für Euch, Schönste, will nicht altern," sagte Fenderigo galant. „Übrigens dachte ich jetzt nicht an mich, sondern ..." er machte eine Pause, blickte sich mit seinen klugen Augen im Kreise um und sprach: „Ist keinem von euch aufgefallen, daß wir den Antonio am Sonntag nicht mehr zu sehen bekommen?"

Julia besann sich, daß es allerdings ihrer Tochter Cencetta aufgefallen war und daß die Kleine sich einbilde, der Tonklumpen müsse am Ende doch Feuer gefangen und irgendwo in der Nähe ein Liebchen haben, bei dem er seine Sonntagsfeier halte.

„Ist richtig — bis auf die Nähe," versetzte Fenderigo. „Er

hat eine Geliebte, aber sie wohnt in Rom, und zwei Nächte muß er mit Hin- und Hergehen verbringen, um ein paar süße Stunden hindurch ihren Anblick genießen zu können."

„Ihren Anblick? — Ach, geht — nur ihren Anblick? — Sähe ihm fast ähnlich!" riefen die Männer und die Frauen durcheinander, und es hagelte zweideutige Reden und derbe Witze.

Eine Weile verging, bevor der Bader sich wieder verständlich machen konnte. „Anblick sage ich! Anblick meine ich! und mehr vermöchte auch der Kühnste nicht von ihr zu erlangen, denn die Angebetete ist die heilige Katharina selbst und von Masaccio an die Wand der ihr geweihten Kapelle gemalt."

Eine gemalte Geliebte! — Die Enttäuschung war groß.

„Lauter Unsinn!" sagte Julia. „Ihr könnt den Unsinn doch selbst nicht glauben."

„Was man mit seinen Augen gesehen hat, braucht man nicht zu glauben, man weiß es. Ich habe die Verzückung gesehen, in die der Jüngling vor diesen Bildern versinkt. So merkwürdig ist sie, so schön, daß es sogar dem Maler, dem nichts auffällt, auffiel, und daß er neulich, nachdem Antonio sich losgerissen und die Kapelle verlassen hatte, gefragt hat, wer der Jüngling sei, der so bescheiden und inbrünstig zur Heiligen bete. Niemand wußte es," fuhr Fenderigo, immer mehr in Eifer geratend, fort. „Da trat ich auf ihn zu, verneigte mich wie vor einem Kardinal im Purpur und sprach: ‚Ich kenne ihn, er ist der und der.' Und — jetzt staunt! bei meinen Worten fliegt eine sehr liebliche Freundlichkeit über seine Züge. ‚Der Töpfer aus Ariccia,' sagt er, ‚der die hübschen Vasen und Schüsseln formt und bemalt?' Denkt Euch das! Weiß der Masaccio von ihm und — schmeichle ich mir — will gern noch weiteres von ihm erfahren. So gibt ein Wort das andere, und ich erzähle . . ."

„Das kann man sich vorstellen," rief das dicke Ehepaar wie aus einem Munde, „was Ihr erzählt haben werdet."

„Was Gott verboten hat, werdet Ihr erzählt haben," fiel

ein bärtiger Geselle ein, der, einen Fiasco Rotwein zärtlich im Arme haltend, hinter Vinutelli stand.

Fenderigo sprang auf und fuchtelte ihm mit ausgestrecktem Zeigefinger vor der Nase hin und her: „Nichts Verbotenes, nur Gutes! Daß der Antonio ein Künstler werden möchte und wohl auch könnte und nur nicht darf, weil der Alte es nicht will. Meint vielleicht: Stammt von einem Pfuscher, wird nur ein Pfuscher ... ‚Das ist nicht gesagt,‘ sagte der Meister und erkundigte sich mit vielen ‚Warum?‘ und ‚Wieso?‘ derart eindringlich und genau nach all und allem, daß es mich nicht wunder nähme, wenn er heut oder morgen an die Tür des Töpfers klopfen und fragen würde: ‚Was ist's, Padrone? Wollt Ihr Vernunft annehmen und mir den Antonio anvertrauen, damit ich einen großen Maler aus ihm mache?‘“

„Lauter Unsinn. Das wird ihm einfallen,“ sprach Julia.

„Kann man nicht wissen, kann alles sein und alles werden,“ entgegnete der Bader. „Kann sogar sein — wenn es auch unbegreiflich scheint —, daß Antonio dereinst seinen Meister überflügelt, wie dieser den seinen jetzt schon überflügelt hat — den Masolino da Panicale.“

„Wie heißt er?“ fragte die Weißhaarige herausfordernd.

Fenderigo wiederholte den Namen, ohne zu bemerken, daß sie fieberig war vor Ungeduld. „Einige behaupten — es braucht freilich deshalb nicht wahr zu sein —, daß er seine Arbeiten in San Clemente nur deshalb plötzlich abgebrochen hat, weil er sah, daß sie den Vergleich mit denen seines Schülers nicht bestanden. Es braucht nicht wahr zu sein — ich wiederhol's! Mir aber würde es einleuchten. Was meint Ihr dazu, weiser Vinutelli?“

„Nichts. Ich meine immer ... in derlei Dingen meine ich am liebsten nichts.“

„Jetzt malt der in Florenz, der Meister Masolino, in der Kapelle der Brancacci bei den Karmelitern. An den Gewölben

malt er, und Masaccio soll ihm nachfolgen, sobald er seine Bilder in Rom vollendet hat."

„In Gottesnamen soll er!" fuhr ihn die Weißhaarige an. „Ich kenne den Masolino nicht und nicht Euren schmierigen Masaccio, und Eure Malergeschichten wachsen mir zum Halse heraus."

„Sancta Sim-pli-ci-tas!" — Der Beredsame war so verwundert, daß er ins Stottern geriet. „So sprecht Ihr, weil Ihr die Werke dieser Wundermänner nicht gesehen habt, weil Ihr keinen Begriff habt von der neuen Kunst. Ihr werdet anders sprechen, wenn Ihr einmal in Rom wart, wenn Ihr die heilige Katharina gesehen habt, wie sie dasteht, kaum dem Kindesalter entwachsen, im Götzentempel. Eine Heidenschar zieht ein unter Tubenschall, das Idol anzubeten. Die Jungfrau aber, von himmlischer Eingebung und von himmlischem Mute beseelt, hebt den Arm so!" Er reckte den seinen empor mit der Grazie eines Elefantenrüssels. „‚Triff mich, wenn du kannst!' spricht sie zu dem Idol; ‚schleudere deine Blitze auf mich herab, die dich verleugnet und verabscheut . . .' — Und noch tausendmal schöner ist sie im Kaiserpalaste, überirdisch und doch irdisch, wie vom Himmel niedergestiegen und doch unter uns wandelnd in Fleisch und Blut. Tief im Hintergrund des Saales thront Maxentius. Zu seiner Rechten eine Reihe Philosophen, zu seiner Linken eine Reihe Philosophen. In der Mitte steht die Heilige und widerlegt ihnen ihre heidnische Weisheit vom A bis zum Z. Die Philosophen schämen sich in ihre gelehrte Haut hinein, und man sieht sie denken: Du hast uns überwunden, du mußt sterben. So deutlich sprechen ihre Mienen, ihre Gesichter, ihre Hände, und alles ist natürlich. Und wenn Masaccio mit seiner Kunst einen Tempel malt, eine Gasse, eine Landschaft, meint man, man könnte eintreten in den Tempel, man könnte spazieren in der Gasse, in der Landschaft. Es ist genau wie in der wirklichen Welt."

„Und lauter Unsinn," sagte Julia. „Ein Bild hat ein Bild zu sein, und es soll niemand in ihm spazieren gehen wollen; und die Heiligen sollen nicht so gemalt werden, daß junge Männer, die einen Hausstand gründen könnten, sich in eine farbige Figur verlieben statt in ein lebendiges junges Mädchen. Wohin kämen wir? Lauter Unsinn, Eure neue Kunst."

Der Himmel blaute, und die Sonne schien. Aber rauh kam die Tramontana über das Apenninische Gebirge herübergestrichen, schüttelte die Blüten von den Apfelbäumen und fegte sie zu einem dichten Teppich vor dem Hause des Töpfers von Ariccia zusammen. Ein Fremder, der den Weg dahin erfragt hatte, bückte sich, nahm so viele von ihnen, als er fassen konnte, vom Boden auf, betrachtete sie lange mit liebreicher Aufmerksamkeit, preßte sein Gesicht in die mit Blütenschnee gefüllten Hände und sog den lieblich feuchten Duft tiefatmend ein. Dann schritt er vorwärts und zum Fenster der Werkstätte. Einige Tonwaren befanden sich dort, unter ihnen ein auffallend schön geformter Krug. Ein naiv und keck gemaltes Bildchen schmückte ihn: der angetrunkene Silen, der den kleinen Bacchus seinen Pflegerinnen, den Nymphen, entführt. Sie trugen alle, wie die Jungfrauen in Ariccia, Schleier und Halskrausen, Schnüre von Achatsteinen hingen ihnen über die Brust herab, ihre weißen Schürzen waren mit bunten Stickereien, ihre weißen Schuhe mit roten Absätzen geschmückt. Wie sie in dem gegebenen Raume Platz fanden, blieb dem Beschauer ein Rätsel, bis die papierne Dünnheit ihrer Leiber es ihm löste. Aber höchst lebendig waren ihre Gebärden und die Mienen des Schreckens, mit denen sie den Räuber verfolgten. Er raste dahin über Stock und Stein, sehr in Gefahr, eines seiner Beine zu verlieren, das er in der Hast unvernünftig weit von sich geschleudert hatte. Überraschend gelungen war dem Künstler der kleine Olympier. Er saß auf der

Schulter Silens, griff ihm mit einer Hand in seine wirren Haare, hob die andere in die Luft und jauchzte; lustig strampelten seine Beinchen gegen die Brust des Alten.

Während der Fremde das Bild ansah, wurde er selbst beobachtet. Von seinem Platz am Fenster aus hatte Venesco ihn erblickt und fragte sich, wer das sei und was der wollen möge, der regungslos im Sturme stehen blieb und einen Krug anlächelte. Ein Händler schien es nicht und auch kein Käufer, am wenigsten ein besonders wünschenswerter. Sein Anzug war ärmlich. Das Barett aus schwarzem Sammet, der braune Mantel aus grobem Mönchstuch zeigten Spuren langer Dienstbarkeit. In dem Äußeren des Mannes lag nichts Gewinnendes. Er war von mittlerer Größe und zart gegliedert. Seine dunklen Haare flossen, hinters Ohr gestrichen, auf den Nacken herab. Die Hagerkeit des Gesichts, der scharfe Schnitt der kurzen, geraden Nase ließen ihn auf den ersten Blick älter erscheinen als er, dem Schmelz der Haut, dem jugendlichen Glanz der tiefblauen Augen nach zu schließen, wohl war. Ihn für einen von den vielen, durch die Wechselfälle der unruhvollen Zeit herabgekommenen Edelleuten zu halten, konnte niemandem einfallen. Zu den geringen Leuten gehörte aber dieser Mensch, der so unscheinbar und ohne Geleite durchs Land zog, gewiß nicht.

Als Venesco auf die Schwelle seines Hauses trat und schroffen Tones fragte: „Was steht Euch zu Diensten?" traf ihn ein Blick aus den Augen des Fremden, der ihn überraschte — und ihn gewann. Ein merkwürdig leuchtender, in die Tiefe schauender Blick.

„Schenkt mir Gehör, Meister Venesco. Ihr seid es doch?"

Pietro nickte und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Sie stiegen über ein paar Stufen in einen Vorraum, der zu der Werkstätte führte, einem länglichen, dämmerigen Gelaß mit niedriger, aus Balken gefügter Decke. Auf breiten Borden an den Wänden lagerte der Vorrat an Geschirr. Drehscheiben,

schwere Tische, die den zubereiteten Lehm und allerlei Werkzeug trugen, eine Wasserkufe standen auf dem ziegelgepflasterten Boden umher. In der Tiefe der Werkstatt, dem breiten Fenster gegenüber, das auf die Straße ging, befand sich ein kleineres mit der Aussicht in ein Gärtchen. Helles Sonnenlicht drang von dort herein, bildete einen blendend goldigen, scharf abgegrenzten Streifen und ließ die ganze Umgebung grau erscheinen. Wie eine Glorie aber lag es auf dem Haupte des Jünglings, der im weißen Arbeitskittel, ein weißes Mützchen auf dem lockigen Scheitel, am Fenster saß. Er war eifrig mit dem Bemalen einer Schüssel beschäftigt und hob den Blick nicht beim Eintreten der beiden Männer.

Um so mehr Interesse schenkte der Besucher ihm. Er stand und betrachtete das schöne Menschenbild, das ihm da wie in einen Lichtmantel gehüllt erschien, mit freudigem Wohlgefallen. „Euer Sohn Antonio," sprach er.

„Ihr kennt ihn?"

„Und er mich — fragt ihn nur."

Antonio hatte aufgehorcht. Nun sprang er empor. Die Schüssel entsank seinen Händen und lag in Stücken. Und er stürzte vor und dem Fremden zu Füßen. „Tommaso Guidi! Tommaso Guidi!" schrie er. „Ihr, Meister! . . . Ihr bei uns! . . ."

„Du hast mich oft aufgesucht, wie ich höre, nun komme ich einmal zu dir . . . zu Euch — um seinetwillen," verbesserte sich Masaccio, das Wort zugleich an Venesco und an seine Frau richtend, die aus dem anstoßenden Zimmer getreten war. Groß, fast überschlank, eine königliche Erscheinung in ihrer reichen Tracht.

„Mutter, meine geliebte, süße!" rief Antonio, „das ist Meister Tommaso Guidi — er selbst — er kommt zu uns!"

Sie verneigte sich mit einer eigentümlich schüchternen Hoheit, und Masaccio dachte an seine Madonna am Fuße des Kreuzes,

und sie kam ihm unedel vor im Vergleiche zu dieser herrlichen Matrone.

„Steh auf!" herrschte Pietro den Sohn an, der schweigend gehorchte. „Um seinetwillen kommt Ihr, Herr Guidi? Was soll er?"

„Mein Schüler werden, wenn Ihr es gestattet, mir folgen nach Florenz, wohin Masolino mich ruft."

Ein Jubellaut drang aus Antonios Brust: „Nach Florenz, dem gebenedeiten!... Mit Euch, Meister..."

„Beruhige dich," unterbrach ihn Pietro finster. „Meint Ihr einen Maler aus ihm machen zu können?"

„Er ist es, halb und halb."

Pietro lachte höhnisch: „Halb und halb — und was er ist, wird er bleiben."

„Wie könnt Ihr das wissen? Seine Malereien auf Euren Schüsseln und Schalen versprechen mehr als Ihr ahnt."

„Gut, gut, er erfülle die Versprechungen — an anderen Schüsseln und Schalen."

„Damit Euer Geschäft gedeihe," fiel Antonio ein, fahl vor Grimm und Qual. „Ob ich darüber zu Grunde gehe, danach fragt Ihr nicht... Aber Ihr, Mutter," er wandte sich an sie. „Ihr, die mich liebt — helft mir, ich bitte Euch, Mutter, helft!" Ein glücklicher Einfall schien ihm plötzlich gekommen: „Ihr könnt es! Hat er nicht neulich gesagt: ‚Nimm ihn! verfüge über ihn! Ich überlasse ihn dir.' So verfügt denn, Mutter — meine geliebte —"

„Nicht so, nicht so," unterbrach sie ihn mit sanftem, inbrünstigem Flehen und streckte die Hand abwehrend gegen ihn aus. „Dein Vater sprach die Worte im Zorn, sie sind nicht gesprochen. Berufe dich nicht auf sie, Antonio."

„Also nein!" Er stieß heftig mit dem Fuß gegen den Boden, zerbiß die Lippen, und Tränen, heiß wie Feuerfunken, schossen ihm in die Augen. „Auch bei Euch kein Erbarmen. Ihr verlaßt

mich wieder, wie Ihr mich verlassen habt, als Lucca della Robbia um mich schickte. Also nein! Aber wißt — es ist aus! Hier zurückhalten lasse ich mich nicht mehr, sperrt mich ein, bindet mich, ich entkomme Euch doch. Darf ich nicht mit Euch gehen, Meister Guidi, so folge ich Euch nach, und Euch will ich gehorsam und untertänig sein. Den Weg zu meinem Meister finde ich, das schwöre ich Euch, Mutter, und — Euch!" Mit unaussprechlichem Haß schleuderte er das letzte Wort dem Padrone zu, der verächtlich an ihm vorübergeblickt hatte und nun zusammenzuckte.

Seine Frau trat an seine Seite und berührte leise und beschwichtigend seine Schulter. „Laß ihn ziehen, Pietro," sagte sie, „laß ihn in gutem ziehen."

Er sah sie an. „Du willst es? du willst dich von dem Lichte deiner Augen trennen?" fragte er mit grausamem Spott.

„Es ist Zeit. Ich bin, wenn er bei uns bleibt, weiter von ihm getrennt als durch Berge und Seen."

Eine Weile noch kämpfte er, den Blick starr zur Erde gesenkt, die krampfhaft geballten Fäuste zusammengepreßt. Dann raffte er sich auf und sprach hart: „Die Folgen über ihn und dich! Er gehe. Er werde, was zu werden der Teufel ihn treibt, von dem er besessen ist. Ein Halber, der sich ein Ganzer dünkt und anderen weis macht, daß er es ist... Ein Schurke bloß und lebt auf Borg, aber gut, borgen kennt kein Ziel. Die Zukunft zahlt, die große Zukunft, die er hat... Ja der! was der noch leisten wird. Wartet... wartet nur! Und darauf hin stiehlt er und raubt, stiehlt Hochachtung und Bewunderung und das Vertrauen der Männer und die Liebe der Frauen..."

Ein fast unhörbares Wimmern, ein Flehen um Gnade zitterte auf den Lippen seines bleichen Weibes, und plötzlich, als hätte ein Peitschenhieb ihn getroffen, hielt Pietro inne.

Antonio trat auf seine Mutter zu und schloß sie in die Arme. Sie lehnte sich an seine Brust und sah voll Leid und Liebe zu ihm empor. Masaccio war ganz vertieft in ihren Anblick. Er

betrachtete die feinen Linien ihres edlen Profils, und vor sein malendes Auge trat ein Bild voll hoher und rührender Schönheit, dessen Mittelpunkt und Glanzpunkt das emporgerichtete, vergeistigte Angesicht der wundervollen Matrone war.

„Merkt Euch Eure Worte!“ rief Antonio über das Haupt der Mutter hinüber dem alten Manne zu. „Der Tag kommt, an dem Ihr sie bereuen werdet. Merkt Euch Eure Worte, ich vergesse sie nie!“

Außerhalb der Stadtmauer von Florenz, unfern des zypressengekrönten Monte Oliveto, stand ein schmutziggelbes Haus mit schmaler Eingangstür und breiter, niedriger Loggia. Es hatte die Form eines großen Würfels, auf dem ein kleiner thronte: der nicht mehr ganz wetterfeste Turm. Von den ärmlichen, wie aus der Wildnis emporgewachsenen Häusern in seiner Nachbarschaft unterschied es sich vorteilhaft durch seinen wohlgepflegten Garten. Eine üppig wuchernde Rosenhecke umgab ihn, und er bildete gegen den Monte Oliveto hin ein ziemlich ansehnliches Grundstück, aber nur einen Streifen zwischen dem Hause und der Straße zur Porta San Frediano, deren massigen Bau man von der Loggia aus betrachten und bewundern konnte. Das wurde redlich von der Herrin des Villino besorgt, schon aus Familienstolz. Zählte doch der Erbauer der Porta zu ihren Ahnen, war sie doch eine Pisano und durfte sich rühmen, dem Geschlecht zu entstammen, das der Welt die großen Bildhauer und Architekten dieses Namens geschenkt hat.

Ihre Vermögensverhältnisse waren bescheiden, erlaubten ihr aber ausschließend zu sein in der Wahl ihrer Mietsparteien. Sie nahm überhaupt nur Künstler bei sich auf, am liebsten Maler, weil sie diesen so manche launige und sogar wertvolle Ausschmückung ihrer kahlen Stubenwände verdankte.

Mit Stolz wies Jungfrau Pulcheria auf die Zeugnisse des

Aufenthalts berühmter Leute unter ihrem Dache hin. In dem großen, gegen Norden gelegenen Raume, der von ihnen als Werkstatt benutzt worden, sah man unter vielen anderen Schildereien die ersten Versuche Paolo Uccellos, Reiter und Schlachtengemälde in grüner Erde auszuführen. Man sah eine Wirrnis von breiten, kühnen Strichen, in denen Pulcheria ganz deutlich die Entwürfe des Spinelli da Luca Aretino zu seinen Bildern des heiligen Benedikt erkennen wollte. Man sah auch drei sprechend ähnliche Darstellungen der Padrona selbst. Nicht zu verkennen war ihre schmächtige Gestalt und der kühn gewölbte Rücken, die stolze Adlernase und das spitzige Kinn. Gherardo Starnina hatte sie als Amazone an der Spitze eines Katzenheeres in Lebensgröße, Lorenzo Bicci als Sibylle verewigt. Da prophezeite sie ihm selbst aus einem winzigen Speiseschüsselchen, daß er sich heute nicht satt essen werde. Und dem übermütigen Karmeliternovizen Filippo Lippi, war ihm nicht jüngst eingefallen, ein Seitenstück zu dieser genialen Darbietung zu liefern? In seinem ganzen tollen Übermut war er erschienen, hatte sich über Pulcheria und ihre Schutzbefohlenen, die Katzen und die Künstler, lustig gemacht, und die schätzbare Jungfrau mit Überbleibseln von Farben, die er im Atelier vorfand, abkonterfeit. Wieder als Sibylle; diesmal aber prophezeite sie aus einer reich besetzten Platte einem ruppigen Gesellen, daß er satt werden würde; und mit einem Ausbruch der Entrüstung erkannte Pulcheria in dieser elenden Figur den Liebling ihres Herzens, Tommaso di Ser Giovanni Guidi, den sie — ihr zu Gram und Schmerz — Masaccio nannten.

„Tut das weg! tut die abscheuliche Fratze sofort weg!" hatte sie dem Novizen befohlen, er aber lachend die Flucht ergriffen. Vor dem Hause war er stehen geblieben, hatte zu der Loggia, auf die Pulcheria, ihm nachscheltend, getreten war, hinaufgeschielt und laut und hastig ausgerufen: „Was ich vergaß, Euch zu melden: Steckt einen Braten an den Spieß und Euch selbst

in ein neues Gewand. Macht Euch so schön Ihr könnt und noch viel schöner. Er kommt."

„Wer kommt?"

„Er. Meister Masolino läßt es Euch sagen."

„Wer kommt? frage ich, seid Ihr taub?"

„Ihr seid's, fürchte ich. Wäre schade. Ihr kämt um alle die süßen Reden, mit denen er Euch aufzuwarten brennt, dieser Höfling, dieser Arbiter elegantiarum!"

„Wen meint Ihr, Spottvogel, Possenreißer?... Du guter Himmel!... Mir läßt Masolino sagen: Er kommt?... Da meint er am Ende gar... Filippo, Filippino — Schatz!... Filippo — Schlingel!"

Er hörte sie nicht mehr; er war unter den Bäumen verschwunden. Ihr Geschrei unterbrach die schöne, grüne Stille, weckte aber keinen Widerhall.

Die Seele Madonna Pulcherias befand sich in Aufruhr. Sie glaubte erraten zu haben, wessen Besuch Masolino ihr hatte ankündigen lassen. Es konnte sehr wohl der ihres Tommaso sein, der seine Aufgabe in Rom gelöst hatte und den Masolino nun nach Florenz berief zur Mitarbeiterschaft an der Kapelle Brancacci. Ein großer Maler, der Tommaso di Christofano Fini, genannt Masolino, wer zweifelte daran? Am wenigsten sie, die ihn vor Jahren zum Lehrer Maso Guidis erkoren, weil er kein höheres Vorbild finden konnte als ihn. Heute stand es freilich anders; heute reichte die Kunst des Lehrers zu der des Schülers nicht mehr hinan.

Ob Masolino das empfand? Wie empfand, mit Stolz oder mit Neid?

Die alte Kunstfreundin setzte sich auf einen Strohsessel, sah in die liebliche Landschaft hinaus und sah auf ihren Garten hinab, aber ziemlich zerstreut und ohne Interesse an ihren sorgfältig und eigenhändig gepflegten Blumen und Gemüsebeeten. Ihre Gedanken wanderten in die Vergangenheit zurück.

Des Ausflugs erinnerte sie sich, den sie vor Jahren nach Castel San Giovanni die Valdarno unternommen hatte. Und wie sie dort vor einem Hause stehen geblieben, auf dem mit Kohle eine staffagenreiche Landschaft gezeichnet war. Im Hintergrunde ragte eine Burg empor, und auf den Wegen und Wiesen spazierten Menschen und Tiere, so gut und natürlich ausgeführt, daß man nicht nur einen Mann von einer Frau und eine Kuh von einem Hund, sondern einen Erwachsenen von einem Kind und sogar eine Gans von einem Truthahn unterscheiden konnte.

Pulcheria hielt Nachfrage und erfuhr, daß es in San Giovanni noch mancherlei Wandschmuck dieser Art gebe, und daß er durch einen der fünf Söhne, die der verstorbene Notar Giovanni di Simone Guidi hinterlassen habe, hergestellt werde. Die Leute schenkten ihm dafür ein wenig Geld oder Eßwaren, und er nahm die geringste Spende voll Dankbarkeit in Empfang und trug sie heim zur Mutter. Die Familie lebte in großer Dürftigkeit, und man durfte auf eine Besserung ihrer Lage nicht hoffen, denn weder die Notarswitwe noch ihre Söhne waren danach angetan, sich durch Arbeit emporzuhelfen.

Einer unter den Fünfen vielleicht doch! dachte Pulcheria Pisano und ging hin und suchte die Familie auf.

Es wurde ihr leicht, die Notarswitwe zu bestimmen, ihr den kleinen Maso, der auf den ersten Blick ihr Herz gewann, anzuvertrauen.

Der Tag, an dem sie ihn zu Masolino gebracht, war ihr wie der gestrige. Unvergeßlich die Miene und das Achselzucken des Meisters und seine Worte: „Der Käfer will schon etwas können?“ Er hatte aber doch eine Kohle vom Tisch genommen und gesagt: „Hier ist eine Kohle, und dort ist die weiße Tür. Auf die zeichne, was dir gefällt.“

Und da hatte der Käfer die Kohle ergriffen und nach kurzer Überlegung erwidert: „Da will ich Euch zeichnen, Maestro,“ und war zur Tür hingeschritten ...

O, sie sah ihn noch! Sie wußte noch, wie ihr zumute gewesen, als sie ihn dort stehen sah. Auf seinen spindeldürren Beinchen stand er, im armseligen, zerschlissenen Höslein und schickte sich an, eine Probe seines Talents abzulegen, von der vielleicht seine ganze Zukunft abhing.

Nachdenklich hatte er den Maler angesehen, sich gestreckt, die Augenbrauen zusammengezogen wie ein Alter... die Zungenspitze zwischen die Lippen geklemmt wie ein Kind, wenn es recht aufmerksam ist... Es war so lächerlich, Pulcheria hätte weinen können, wenn sie sich besann, wie lächerlich das war...

Du lieber Gott!... Und die Spannung, mit der sie jeder Linie folgte, die Masos kleine Hand auf die weiße Fläche hinzog. Und ihr Stolz, als der feierliche Meister ihr lächelnd zugenickt: „Ihr habt ganz recht gesehen, Madonna. Respekt vor Eurem Auge! Aus dem Käfer kann etwas werden, laßt ihn mir da."

Nie hatte die plötzlich erwachte Liebe des alten Fräuleins zu ihrem Schützling sich verleugnet, obwohl er ihr viel Sorgen machte und sie beständig Krieg mit ihm führte.

Von dem, was es heißt, geordnet leben, zu bestimmten Stunden essen und schlafen, seine Kleidung in leidlichem Stand halten, wußte Maso nichts und wollte nichts davon wissen. War es denn nicht völlig gleichgültig, ob er das Stück Brot, das er brauchte, um seinen Hunger zu stillen, am Morgen oder am Abend verzehrte, und ob er mit dem bißchen Schlaf, das ihm nötig war, einige Tag- oder Nachtstunden verlor? Was vor allem lag daran, ob er ein Kleid nach dem oder jenem Schnitte trug und ob es braun oder blau, alt oder neu war? Er geriet in Trost- und Ratlosigkeit, wenn seine Wohltäterin ihn ermahnte, doch einige Sorgfalt auf sein Äußeres zu wenden.

„Ich kann das nicht!" rief er, „ich müßte mir dazu neue Sinne wachsen lassen. Mich hat Gott auf die Welt gesetzt, damit ich schöne Bilder mache, und nicht damit ich den Leuten gefalle.

Er hätte mich sonst ganz anders hergestellt. Ich handle in seinem Geiste, wenn ich mich um mein Aussehen nicht kümmere. Gebt das zu und kümmert auch Ihr Euch nicht darum, Mütterchen."

So grenzenlos Masos Guidis Bewunderung für seinen Lehrer war, so unerreichbar Masolino ihm in vielen Dingen auch erschien, strebte er doch in manchen über ihn hinaus. Gerührt durch seine Bitten, ließ Brunellesco sich herbei, ihm Unterricht in der Perspektive zu erteilen, der liebenswürdige, immer hilfbereite Donatello unterwies ihn im Aktzeichnen und in der schwierigen Kunst der Verkürzungen.

Der rastlos Strebende segnete die zwei großen Männer, die sich zu ihm herabneigten und ihm Unbezahlbares spendeten aus dem Schatz ihres Könnens und Wissens. Pulcheria hingegen verwünschte den Baumeister und den Bildhauer. Sie sündigten auf Masos Genie, diese zwei! Er arbeitete sich zuschanden an den Aufgaben, die er von ihnen heimbrachte.

Eines frühen Morgens, als sie in die Werkstatt trat, um nachzusehen, ob die Magd schon Anstalt getroffen hatte, auch hier ihres Reinigungsamtes zu walten, fand sie Maso am Arbeitstisch eingeschlafen. Die Mappe lag vor ihm, er hatte die Ellbogen aufgestützt und hielt den Zeichenstift in der Hand. Sein Kopf war tief auf die Brust gesunken, und sein Gesicht sah aus so blaß und schmal wie das des Heilands auf Giottos Kruzifix, vor dem die ewige Lampe brannte.

Pulcheria stand eine Weile da, betrachtete ihn und dachte: Du stirbst jung! Ich sehe mich schon, mich Alte, Unverwüstliche, dich zu Grabe tragen. Dürfte ich dir doch etwas abgeben, mein Liebling, von der zähen Kraft, die mir geschenkt ist, ich weiß nicht warum und wozu.

Sie konnte ein schmerzliches Aufstöhnen nicht unterdrücken, und er erwachte, erblickte sie und entschuldigte sich. Er begriff nicht, daß er bei seiner eben erst begonnenen Arbeit eingeschlafen war.

„Eben begonnen?" rief Pulcheria, „die ganze Nacht hast du über ihr gesessen. Vor Erschöpfung sind dir endlich die Augen zugefallen. Die Zeichnung ist fertig, die Lampe ist ausgebrannt, der Tag guckt zum Fenster herein, er ist nur," und jetzt gebrauchte sie einen der originellen Vergleiche, in denen sie Meisterin war: „Er ist nur noch grau wie ein eben ausgekrochenes Vögelchen."

„Wahrhaftig," der Jüngling richtete sich auf, erhob sich. „Ja, ja, Ihr habt recht ... die Nacht ist vergangen, ohne daß ich ein Bewußtsein davon hatte, und die Zeichnung ..." er warf einen Blick auf sie, „mag für beendet gelten. Seht den Säulengang — reicht er nicht weit zurück? Seht auch, wie die Säulen sich verjüngen ..."

„Die Säulen, ja, die wohl," sprach sie kummervoll. „Wenn nur auch du dich verjüngen würdest! Wenn du nur so jung sein wolltest, als du wirklich bist ... Du willst nicht, du willst dich alt machen vor den Jahren, du tötest dich aus Gier, ein großer Maler zu werden ... Und," setzte sie lebhaft und eindringlich hinzu, „hat man je gehört, daß ein toter Mensch ein großer Maler geworden ist?"

„Deshalb muß ich es früher geworden sein," erwiderte er, „und wer weiß, wieviel Zeit mir dazu gegönnt ist. Laßt das gelten, Mütterchen."

Wenn er „Mütterchen" zu ihr sagte, war die alte Jungfrau entwaffnet und widersprach nicht mehr.

„Ja," fuhr er fort, „wenn ich nicht so elend gezimmert wäre, wenn ich auf ein langes Leben zu rechnen hätte, wie Giotto es erreichte und wie meine Lehrer es erhoffen dürfen, könnte ich behaglich schreiten. — Aber so ..." Er öffnete die Arme, er tat einen tiefen, leise keuchenden Atemzug: „So heißt es: Rastlos vorwärts stürmen ... die Kunst ist so schwer — das Ziel ist so fern!"

— — — — — — — — — — — — — —

Jahre waren vergangen. Sie hatten ihm Ruhm gebracht. Um welchen Preis? Wie stand es sonst mit ihm? Hatte er sich nicht aufgerieben im Kampfe?... Wie sah er aus, ihr Maso? Daß sein Name nur noch mit einem verunglimpfenden Zusatz genannt wurde, machte seiner alten Freundin schwere Sorgen.

Er war kaum wieder da, der lang Ersehnte, als der Streit zwischen ihm und Pulcheria Pisano von neuem entbrannte. Ärmer als er gegangen war, kam er zurück. Jeder Goldgulden, den der verdient hatte, war in die Taschen der habsüchtigen Mutter oder der leichtsinnigen Brüder gewandert. Und jetzt wollte der älteste einen Hausstand gründen und hatte, um das zu ermöglichen, Masaccio dazu gebracht, seine Einnahmen auf ein Jahr hinaus zu verpfänden.

„Früher hattest du nichts. Das war glatt, das war einfach," dozierte Pulcheria. „Jetzt aber steht zwischen dir und diesem glatten, einfachen Nichtshaben ein Berg von Arbeit und Mühsal."

Eine schwere Enttäuschung bereitete ihr Antonio. Sie hatte seinen Eingang gesegnet und bei sich ausgemacht: Diesem Götterjüngling würden die Liebesabenteuer aus dem Boden sprießen, wie Gras im Frühling sprießt. Sein nur um wenige Jahre älterer Lehrer könnte unmöglich gleichgültig bleiben all der Lebensfreude gegenüber, die sich rings um ihn entfalten dürfte. Ein Widerschein dieser Lebensfreude müßte farbenhell in seine ernste Seele fallen und den Wunsch in ihm entfachen, auch sein Teil Erdenglück zu erringen.

Unmut ergriff die Jungfrau Pisano, als sie entdeckte, daß der Schüler von derselben Art war wie der Lehrer. Ebenso emsig, ebenso still, ebenso abgewendet von Zerstreuungen und Freuden. Zeichen und Wunder! da fanden sich in Italien zwei Exemplare männlicher Gattung, die mitten im Getriebe der

Welt standen und freiwillig ein Mönchsleben führten und mit Fra Giovanni da Fiesole um die Tugendpalme ringen durften. Was geht vor? fragte sich Pulcheria. Hat unsere Sonne etwas von ihrer Glut eingebüßt? Vermag sie keine andere Leidenschaft mehr gar zu kochen als die, Farben aufzutragen auf Leinwand und auf Mauern?

Schon am ersten Tag nach der Ankunft in Florenz nahm Guidi den Antonio mit in die Brancaccikapelle. Der Jüngling war Zeuge des Wiedersehens Masolinos und Masaccios und fragte sich, ob denn auch wahr und denkbar sei, was er erlebe. Die er immer nur in Sternenweite über sich gesehen, unerreichbar hoch und fern, mit denen durfte er nun eine Luft atmen, sich versenken in ihren Anblick, durfte mit ihnen verkehren. Die Ehrfurcht, die Masaccio seinem ehemaligen Lehrer bezeigte, verdoppelte die Ehrfurcht Antonios für seinen Meister, der sich immer noch als Schüler fühlte.

Beide Maler hatten die Ausschmückung des Gewölbes beendigt. Guidi zeichnete den Entwurf zu den Figuren des ersten Menschenpaares nach dem Sündenfall, die am Eingangsbogen das Seitenstück zu den von Masolino gemalten Stammeltern unter dem Baume bilden sollten. Die Fresken in der Kapelle selbst waren bestimmt, eine Verherrlichung der Taten und Wunder der Apostel Petrus und Paulus zu sein, und die erste Aufgabe, die Masolino für sich wählte, war die Wiedererweckung der Tabita.

Er hatte die Arbeit eben begonnen, als ein Ruf des Kardinals Branda di Castiglione ihn nach Rom beschied.

Einige Tage nach seiner Abreise sagte Guidi zu Antonio: „Jetzt hat er den Kardinal schon gesprochen und wird nach San Clemente gegangen sein und meine Bilder kennen gelernt haben."

Die Unruhe und bange Spannung, die den großen Künstler erfüllten, taten seinem Jünger leid. Alles Lob, alle Bewunderung, die Masaccios Werke ihrem Schöpfer eingetragen hatten,

waren vergessen. Von dem Urteil Masolinos schien allein die Entscheidung über ihren Wert oder Unwert abzuhängen.

Inzwischen verbreitete sich in Florenz ein seltsames Gerücht. Filippo Scolari, der im Dienst des Königs Sigismund stand und die Würde eines Obergespans von Temesvar bekleidete, sollte den berühmten Masolino unter glänzenden Anerbietungen eingeladen haben, nach Ungarn zu kommen, um dort seine Kunst auszuüben. Die Kühnheit dieser Zumutung erweckte allgemein Staunen, Entrüstung und Spott.

„Scolari hat den Verstand verloren," sagten die Mitglieder der Malergilde. „Unmöglich könnte er sonst von einem, der bei uns ein großer Maler geworden ist, verlangen, daß er die Früchte seiner Meisterschaft den Barbaren vorwerfe."

Früher, als man erwartet hatte, kam Masolino aus Rom zurück. Masaccio fand ihn eines Morgens in der Kapelle. Sein Herz klopfte, als er den Verehrten grüßte. Der betrachtete prüfend das eben beendete Bild der Vertreibung aus dem Paradiese. Er studierte jede Linie an den Gestalten des unseligen ersten Menschenpaares, die Modellierung der Körper, den Ausdruck jammervoller Verzweiflung im Angesicht des Weibes, der Trostlosigkeit und glühenden Scham, mit der der Mann das seine in den Händen vergräbt. Über ihnen schwebt der Bote des Herrn und treibt sie von der Stätte der Schönheit und des Friedens in eine fremde, feindliche Welt.

Sehnlich wartete Masaccio auf ein Wort des Lobes — oder des Tadels. Auf eine Unterbrechung nur des grausamen, beschämenden Schweigens. Und nicht minder heiß verlangte Antonio, der in seines Meisters Seele durch dieses Stummsein litt, nach einem befreienden Wort.

Masolino stieg auf das Gerüst, das an der oberen Hälfte der Linkswand vor seiner Freske angebracht war, die Schüler gingen an die Einteilung der anderen Wände nach seinen Plänen.

Sie sprachen nur flüsternd miteinander. Die Verstimmung der beiden Meister teilte sich allen mit, lastete auf allen.

Ist er nicht in San Clemente gewesen? fragte sich Masaccio. Das ist ja undenkbar. Scheint ihm meine Arbeit nicht der Erwähnung wert? Ist der Eindruck, den sie ihm gemacht hat, schon verwischt?

Er suchte zerstreut nach einer Vorlage in seiner Mappe. Da war ihm, als ob er den Blick Masolinos auf sich ruhen fühle. Er erhob den seinen und begegnete den kalten, fast vorwurfsvollen Augen des Meisters. „Was ist?" fragte er unwillkürlich. „Was habe ich getan?"

„Du hast mich getäuscht," erwiderte Masolino, „oder vielmehr ich täuschte mich über dich. Als wir zusammen in der Katharinenkapelle malten, dachte ich oft: Eine Zeit wird kommen, in der die Menschen sich die Köpfe darüber zerbrechen werden, ob dieses oder jenes Bild, diese oder jene Gestalt dir oder mir zugeschrieben werden soll. Möglich sogar, daß ich selbst, wenn ich nach Jahren wiederkäme, mich fragen würde: Hat das Maso Guidi, habe das ich gemalt? Nun aber ..."

„Nun aber?"

Alle blickten gespannt zu ihm hinauf. Er war stolz und prächtig und fuhr in majestätischer Gelassenheit fort: „Nun weiß ich, daß ich so nicht fragen werde, daß ich nicht mit dem Bewußtlein sterben werde, einer bleibt zurück, der mein Werk fortsetzt. Nicht nachfolgen wirst du mir, du wirst deine eigenen Wege gehen, Maso, lichtere, weiterführende Wege. So räume ich dir denn auch hier das Feld und sage Euch Lebewohl. Ich habe den Antrag Filippo Scolaris angenommen."

Stimmen der Überraschung, der Empörung wurden laut. Von allen Seiten erhob sich heftiger Widerspruch, dringendes Beschwören.

„Unmöglich!" — „Das darf nicht geschehen!" — „Um keinen Preis!" — „Bleibt bei uns!"

Masolino gebot Schweigen, schritt langsam vom Gerüste herab, trat auf Masaccio zu und legte die Hand auf seine Schulter. „Florenz braucht mich nicht mehr, es hat einen größeren, es hat dich!"

Guidi war wie betäubt, wie geblendet durch einen plötzlich hereinbrechenden Lichtstrahl. „Mich," wiederholte er leise und wie gewürgt, „dem der Lebensnerv der Größe fehlt: Selbstvertrauen? Mich, der in allem, was er schafft, nur die Fehler sieht? ... Mich elenden Schwächling, der lange nicht mehr da sein wird, wenn Ihr die Welt durch Eure Werke noch in Entzücken versetzen werdet?"

Masolino sah ihn an, und etwas ihm bisher Unbekanntes regte sich in ihm: Rührung.

Sein Ton war weich, und aus seinen strengen Augen brach ein milder Strahl, als er sagte: „Sei ruhig, Tommaso, wenn du morgen von uns gingest, für deine Unsterblichkeit wäre gesorgt."

Nach der Abreise Masolinos erweiterte und bereicherte Guidi die Komposition der „Wiedererweckung der Tabita." Er umgab die Bahre der Heiligen mit einer lebensvollen Gruppe. Selige Beklommenheit, atemraubendes Staunen, stilles, frommes Entzücken drückte sich in den Zeugen des Wunders aus. Jede Gestalt war von eigentümlichem Leben beseelt; die Hand segnend erhoben stand der Apostel; Heilandsgröße und Heilandsmilde verklärten ihn, das todbesiegende Wort schwebte auf seinen Lippen. Und als Antonio eines Nachmittags in die Kapelle trat, da war auch die Hauptfigur des Gemäldes beendet. Das Bild seiner Mutter leuchtete ihm in Schönheit und Verklärung entgegen. Hingerissen stürzte er vor ihm auf die Knie. Guidi hatte ihr Gesicht im Profil dargestellt, wie er es sah, als sie gepeinigt an der Brust ihres Sohnes lehnte. Er ließ sie zu dem Wundertäter emporblicken mit einem erschütternden Aus-

druck im großen, von tiefen Schatten verdunkelten Auge. Sie schien sich mühsam aufgerichtet zu haben, Leichenblässe lag auf ihren Zügen. Die auf der Brust gekreuzten Arme hielten noch die weißen Grabtücher fest, von denen sie umhüllt waren. Der Blick der Heiligen ruhte in dem des Apostels: Warum weckst du mich? Muß es denn sein? Du weckst mich zum Leiden.

Mit jedem Bilde, das er beendete, stieg der Ruhm Maso Guidis und zugleich — seine Unzufriedenheit mit sich selbst. Während er die letzten Striche an einer Arbeit führte, erfaßte ihn schon ein fieberhafter Drang, die nächste zu beginnen, in der es ihm gelingen müsse, die Unvollkommenheiten der früheren zu vermeiden. Gelegenheit, immer Neues zu unternehmen, bot sich ihm reichlich. Kirchenfürsten und weltliche Stifter geizten danach, fromme Stätten mit Werken von ihm zu schmücken. Er mußte, um nur die dringendsten Aufträge zu erfüllen, oft monatelang seine Arbeiten in dem Carmine unterbrechen. Wenn er sie dann wieder aufnahm, war der Zugang zur Kapelle mit Schau- und Lernbegierigen umlagert. Die einen vertraten ihm den Weg und sprachen ihn an, um sich rühmen zu können, daß sie einige Worte mit ihm gewechselt hatten; die anderen wiesen ihm ihre Arbeiten vor und hofften, daß er sie annehmen werde als Schüler. Sich so nennen zu dürfen, war ein schwer errungenes Glück. Daß es dem Töpferssohn aus Ariccia gleichsam in den Schoß gefallen, daß er zwei Jahre nach seiner Aufnahme schon neben Guidi auf dem Gerüste stehen und Einzelheiten an seinen Fresken ausführen durfte, erregte bei den anderen Kunstbeflissenen Neid und Feindseligkeit.

Am giftigsten äußerte sie in seinen Reden und Anspielungen der viel ältere, düstere Andrea del Castagno, am übermütigsten trug Filippo Lippi sie zur Schau. Antonio nahm alles, was ihm angetan wurde, ruhig hin, als wenn es sich um Geduldproben handelte, die zu bestehen einem Schüler zukommt. Es ließ sich keine Lücke finden in dem Panzer seiner Kaltblütigkeit. Ver-

spotteten sie ihn, schimpften sie ihn „Schüsseldreher," klagten sie ihn, um seines Fleißes willen, der Wohldienerei an — er zuckte die Achseln. Umdrängten sie ihn und suchten sie ihn bei der Arbeit zu stören, schob er sie still und gelassen von sich. Doch verriet er dabei eine so überlegene Kraft, daß sie es für geraten hielten, ein Handgemenge mit ihm lieber zu vermeiden.

Er war nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, weil er seiner selbst, seines Talents, der großen Zukunft, der er entgegenging, sicher war. Er bereitete sich auf sie vor wie auf ein Priestertum. Er wußte wohl, mit Malen und Zeichnen ist es nicht getan. Die geschickte Hand, das sehende Auge machen den Künstler nicht aus. Er braucht mehr. Er braucht die klare Weltanschauung, die er nur aus dem Wissen schöpfen kann, er braucht das Verständnis für andere Künste, das den Blick weitet.

Mühselig lernte er lesen und schreiben, studierte, was es gab an Übersetzungen der Alten, wußte ganze Gesänge der Divina commedia und mehr Sonette Petrarcas auswendig als selbst Pulcheria, die sich einer tiefen Kenntnis der Werke des hochgefeierten Dichters und Humanisten rühmte. „Wohl hat er seinen Namen," sagte sie, „und den seiner Laura unsterblich gemacht durch seine Liebesgesänge, aber bloß diese nennen, das wäre, wie wenn man von einem Heros nur wüßte, was er sich ab und zu Schönes träumen ließ."

Eines Nachmittags war Antonio mit der Vollendung eines Studienkopfes, der ihm besonders gelungen schien, beschäftigt, als Pulcheria und Filippo in die Werkstätte traten.

Das Fräulein verlangte einmal wieder kategorisch die Übermalung von ihrer und Guidis Karikatur. Sie zog den Novizen beim Ohr zu seiner fratzenhaften Schilderei hin: „Ändert das! Übersetzt das ins Menschliche!"

„Wie soll ich?... Womit?" Wie suchend, kindliche Unbefangenheit im feinen, rosigen Gesicht, sah er sich um. „Damit vielleicht?" In einer Ecke hatte er einen Reisbesen entdeckt, sich

seiner bemächtigt, war von hinten auf Antonio zugesprungen und hatte blitzschnell seine Zeichnung verwischt.

Antonio wandte sich. Er war feuerrot. „Büberei!" murmelte er.

Pulcheria kreischte, entriß Filippos Händen den Besen und führte mit ihm einen Schlag auf sein Haupt, der es in Staub hüllte: „Unheil, das Ihr seid! Ja, Unheil! Da habt Ihr dem armen Jungen die Arbeit von vielen Stunden ruiniert. Ihr aber, Ihr Allerweltschadenbringer, was könnt denn Ihr? Nichts — das könnt Ihr!"

„Freilich, freilich! Es ist so," sagte Filippo in kläglichem Tone und senkte in affektierter Demut die Augen.

„Macht wenigstens eine Eurer Schandtaten gut — das macht gut." Sie reichte ihm einen der großen Pinsel Guidis und wies auf die Wandmalerei.

„Wie soll ich? Wenn ich nicht kann? Sagt Ihr doch selbst, daß ich nicht kann..."

„Versucht zu können, Heuchelkatz!"

„Ich will! ich will!" rief er, als hätte plötzlich Begeisterung ihn ergriffen. „Her mit dem flammenden Borstenbündel! her mit dem glorreichen Werkzeug, das einem Unsterblichen dient. Etwas von ihm ist darin zurückgeblieben, es durchdringt mich — ich fühl's. Bleib stehen, Madonna Pulcheria, und seht mich an, ich male Euch um, daß Ihr Euch in dieser Fratze nicht mehr erkennt, sondern ausruft: Wer ist die Herrliche? Bin das ich, oder ist es die Venus Anadyomene?"

Er tauchte den Pinsel tief in den ersten besten Farbentopf, trat vor die Karikatur der Hausfrau und war im Begriff, sie zu übertünchen, als Antonio auf ihn zusprang, ihm in den Arm fiel, und mit ungewohnter Lebhaftigkeit ausrief: „Laßt das! Laßt das stehen!"

Verwundert trat Lippi einen Schritt zurück und senkte die Hand mit dem Pinsel, von dem die Farbe herabtropfte auf sein

Novizenkleid. „Warum?“ fragte er. „Wär Euch leid um das Zerrbild? Gefällt es Euch?“

„Mir nicht. Aber schade wär's darum. Es soll stehen bleiben.“

„Wenn es niemandem gefällt?“

„Man muß es doch bewundern,“ erwiderte Antonio. „Es ist sehr häßlich, und man muß es doch bewundern.“

Filippo brummte einige unverständliche Worte. Daß der Schüsseldreher, dem er eben eine Arbeit verdorben hatte, die seine vor ihm selbst schützte, beschämte ihn. Hinzugehen und ihm die Hand zu reichen, daran dachte er freilich nicht. Was hatte der Schüsseldreher ihn zu beschämen?

Pulcheria komplimentierte ihn kurzweg zur Tür hinaus. Zu Antonio sagte sie nichts, dachte aber lange über ihn nach. Er hatte Instinkte, die ihr äußerst wohlgefällig waren, der Mensch. Nur leider nicht mehr Blut in sich als ein Malstock und nicht mehr Courage als eine Maus in der Falle.

Neapolitanische Kaufleute, die auf dem Wege nach Genua waren, brachten Antonio die ersten Nachrichten von den Seinen. Venesco ließ ihm sagen, er möge des Abkommens eingedenk sein, das mit Meister Tommaso Huidi getroffen worden war. Mehr als die Hälfte der Zeit sei verflossen, in der es sich gezeigt haben müsse, ob Antonio bestimmt war, die Erwartungen seines Lehrers oder die Prophezeiung des Vaters zu erfüllen. Die Mutter hatte hinzugefügt, er solle nur endlich einmal Nachricht geben, und wissen solle er: ob ihr Sohn als angehender Künstler, ob als Handwerker zurückkehre, sie würde ihn mit offenen Armen und mit immer gleicher Liebe empfangen.

Sie sei schwach und kränklich, erzählten die Kaufleute, und Venesco schwer bekümmert. Im Geschäfte ließe sich ein arger Rückgang bemerken; die Borde ständen voll von unverkauften Geschirr, die Lehrlinge seien entlassen.

Von alledem ging Antonio nur das wirklich nahe, was sich auf seine Mutter bezog. Er bereute, sie so lange ohne einen Gruß,

ohne die kleinste Kunde gelassen zu haben und empfand es als Trost und Glück, daß sich ihm nun Gelegenheit bot, sein schweres Versäumnis gut zu machen. Die Kaufleute, die, auf ihrer Heimkehr, in einigen Wochen Florenz wieder berühren wollten, um eingehandelte Waren abzuliefern: für die Maler Gold und Purpur, für die Reichen Seiden- und Sammetstoffe, erklärten sich bereit, eine Botschaft an seine Eltern zu übernehmen.

Antonio benutzte die kurze Frist, um einen Brief und drei Zeichnungen für seine Mutter fertig zu bringen. Sie stellten drei Fresken Guidis dar, die Vertreibung aus dem Paradiese, die Wiedererweckung der Tabita und die Befreiung Petri aus dem Kerker durch den göttlichen Boten. Unter die Wiedererweckung hatte Antonio geschrieben: „Seht, Mutter, meine liebe Mutter, so habe ich Euch immer vor Augen, und wenn ich zu Euch zurückkomme als der große Künstler, der ich mit Gottes und meines Meisters Hilfe werden muß, sollt auch Ihr zu neuem Leben erwachen wie die Heilige, die Eure Züge trägt, aber viel glücklicher sein als sie, so glücklich, wie meine schwache Feder es nicht aufschreiben und wie keine Sprache es aussprechen kann."

Masaccio spendete den Zeichnungen volles Lob. Er staunte über die Treue, mit der sie zur Anschauung brachten, das seine Kunst als ihr höchstes Ziel anstrebte, „die Dinge nachzuahmen wie sie sind." Trotz des kleinen Maßstabs fehlte nichts. Die strenge Komposition, jede einzelne Gestalt, der Faltenwurf der Gewandung, der Ausdruck der Gesichter sogar fand sich auf den verjüngten Kopien wieder.

„Aber," meinte der Meister, der alle diese Vorzüge gelten ließ, „du solltest dir doch auch selbst etwas einfallen lassen."

Wohin ist die Keckheit gekommen, mit der er seine Tongefäße bemalte und die mich entzückte? dachte Masaccio. Gehört er zu denen, die verkümmern im Zwang der Schule? Wird ihm das Wissen zur Last statt zum Flügel? Bedeutet das Finden eines Schönheitsgesetzes ihm nicht ein Wiederfinden?

Der bisher so saumselige Antonio erwartete jetzt mit kaum bezähmbarer Ungeduld die Rückkehr seiner Boten. Als sie eintrafen, überraschte ihn Pulcheria mit der Nachricht, daß sie in eigener Person seine Sendung bestellen wolle. Sie konnte ihrer Sehnsucht, Masaccios Fresken in San Clemente kennen zu lernen, nicht länger widerstehen, und „einmal in Rom, will ich denn auch bis nach Ariccia stoßen und," sprach sie, „das Urbild der Tabita, Cecilia Venesco, begrüßen. Ich werde ihr von dem lieben Sohne erzählen, der die Bienen an Fleiß, die Fische an Stummheit und alle Tiere an Unfähigkeit, etwas Schriftliches von sich zu geben, übertrifft."

„Ihr haltet das Schriftliche in Händen," bemerkte Antonio.

Und sie rief: „Rühme dich noch!" und drehte sich so rasch gegen ihn, daß ihr Mäntelchen flog. „In Jahren ... zwei sind's und drüber — ja, drüber — in zwei Jahren schriebst du einmal, Unhold du! und einmal ist keinmal. Das wußte schon Adam im Paradiese, und in der Arche galt's für abgedroschen."

Wohlverpackt und mit Reisezehrung versehen, wurde Pulcheria von Guidi den Neapolitanern übergeben. Voll Wagemut zog sie aus und kehrte einen Monat später in hochgehobener Stimmung heim.

„O mein Maso, Apostel du!" waren beim Wiedersehen des Pflegesohnes ihre ersten Worte. „Fromm wie nie habe ich in San Clemente gebetet. Auch mich hätte man martern können, während ich vor deiner Heiligen stand, ich würde so wenig wie sie etwas davon gemerkt haben. Der Engel der Andacht hätte die Stacheln der Qual stumpf gemacht."

Donna Pisano kam nicht allein aus Ariccia zurück. Sie brachte Cencetta Vinutelli mit. Im Winzerhause, in dem der Kindersegen nicht aufhörte sich einzustellen, war der Raum sehr eng geworden. Cencetta, die Erstgeborne, stellte ihren Eltern vor, daß für die Herangewachsenen die Zeit gekommen sei, dem Nachschub Platz zu machen. Sie setzte es durch, daß man

sie mit der Pulcheria Pisano ziehen ließ, von der sie gern als Dienerin angenommen wurde.

Nun war sie da und freudeverklärt, denn Antonio benahm sich gegen sie nicht mehr so tonklumpig wie früher. Seine Augen leuchteten und lachten, als er die anmutige Heimatsgenossin erblickte. Nicht satt hören konnte er sich an den Botschaften, die sie brachte, aus dem Städtchen, von den Bekannten, den Freunden und vor allem — von seiner Mutter. Entzückt war sie gewesen und gerührt von seinen Zeichnungen und von seinem Briefe. Die Zeichnungen mußte auch der Vater bewundern, tadelte nur den kleinen Maßstab, in dem sie ausgeführt waren. Aber Fenderigo belehrte ihn, in dieser Kleinheit läge eben die größte Kunst. Der gebenedeite Fra Angelico verschmähe nicht, die seine in dieser Art auszuüben und elfenbeinerne Täfelchen und Osterkerzen mit winzigen Figürchen zu bemalen.

— — — — — — — — — — — — — —

Masaccio vollendete jetzt das Bild des taufenden Petrus auf der rechten Seite der Wand, die dem Eingang zur Brancacci-Kapelle gegenüber liegt. Die Komposition war reicher als die seiner früheren Gemälde. Eine dichte Menge umdrängte einen kristallklaren, grottenartig überwölbten Wasserspiegel. Der Heilige hatte aus ihm in eine Schale geschöpft und goß ihren Inhalt über das Haupt eines Jünglings, der, die Hände fromm gefaltet, vor ihm kniete. Edel wie auf dem Tabita-Bilde war die Erscheinung des Apostelfürsten, und wieder sprach seine hoheitsvolle Miene und Gebärde: Ich wecke dich zum Leben.

Dem Knieenden zunächst und schon losgelöst von der Gruppe der anderen der Taufe Harrenden stand ein Nackter, schlank und schön, und blickte mit kindlicher Verehrung zu Petrus hinüber. Ihn fror; es durchrieselte ihn kalt vom Wirbel bis zur Sohle, er verschränkte die Arme fest um die Brust, und seine jungen Glieder zitterten.

„Herrlich!" ließ eine Stimme hinter dem Meister und seinem

am Gewande Petri malenden Gehilfen sich vernehmen. „Ich weiß keinen schlimmeren Herabwürdiger der Werke Masaccios als ihn selbst. Mit jedem neuen, das er malt, setzt er den Wert des früheren in Schatten."

Lippi hatte es ausgerufen in völliger Hingerissenheit. „Herrlich," wiederholte er, „in hoher Schaffenslust habt Ihr das dargestellt. Herrlich alles, der Apostel, der Neophyte, herrlich die Burschе, die warten, daß die Reihe des Getauftwerdens an sie kommt... Wie dicht aneinander gepreßt sie sind, und wie doch jeder nur seinen eigenen Raum einnimmt, ihn nicht dem Nachbarn wegschnappt... Das hätte Giotto nicht machen können, den Ihr in den Himmel erhebt."

„Wohin er gehört," versetzte Masaccio. „Wo ständen wir ohne diesen Neubegründer unserer Kunst. Was wäre ich, wenn sein Ruhmesstern mir nicht vorangeleuchtet hätte?"

„Ihr wäret, der Ihr seid!" rief der immer gern und um jeden Preis widersprechende Novize. „Eure leidige Demut will immer den anderen alles verdanken. Ihr hättet keinen Lehrer gebraucht als Euer Auge und keine Schule als die Natur." Eine Weile sah er dem Meister zu, der sich in seiner Arbeit nicht unterbrechen ließ, und sprach dann: „O Einziger, so malen wie Ihr, ist schön!"

„Lernt es doch, Talent habt Ihr; Euch fehlt nur der Fleiß."

Da war das Wort gesprochen, das Lippi nicht hören konnte, ohne heftig zu werden. Er schob die Unterlippe trotzig vor; zornig funkelten seine freundlichen, eben noch um Wohlwollen und Sympathie werbenden Augen. „Fleiß!" rief er und deutete voll Hohn auf Antonio. „Tugend der Maulwürfe und Handwerker. Aber auch die Eure, Meister, Eure sträflich übertriebene Tugend."

Der jähe Stimmungswechsel, dem er unterworfen war, hatte sich vollzogen; das Bedürfnis, den herabzusetzen, der ihm eben Bewunderung abgerungen, ergriff ihn. „Ich werde mich

hüten, mich von der Teufelin behexen zu lassen wie Ihr; mich hüten, die Jugend, die Gesundheit ungenossen zu lassen, das Leben zu versäumen und das Glück, damit es einmal ein paar bunte Wände mehr in Kirchen und Palästen gäbe ... Ich werde nicht in geflickten Kleidern herumlaufen wie Ihr, zum Mißfallen aller schönen Frauen, ich werde Eurem Beispiel nicht folgen und mich Pippaccio nennen lassen um eines Ruhmes willen, dessen Früchte ich vielleicht nicht einmal mehr zu kosten bekäme."

Als er das sagte, wandte Antonio sich um und maß ihn wegwerfend: „Im Wams aus Goldbrokat mit den langen Ärmeln, in dem Ihr auf und ab segelt vor den Fenstern der Schönen, Eurem Stande zum Trotz, könntet Ihr freilich nicht malen. Zum Baden und Salben hättet Ihr freilich keine Zeit."

Antonio, der Schweigsame, der bis zum Stumpfsinn Nachsichtige, raffte sich auf, erteilte eine Zurechtweisung? Durch das unerhörte Ereignis gereizt, ließ Filippo seinem Übermut die Zügel schießen. Er sprang aufs Gerüst, faßte den Arglosen von rückwärts an beiden Ohren und rief: „Baden und Salben dünkt dich sträflicher Luxus, Töpfersohn? Du kennst die Reinlichkeit nur vom Hörensagen."

„Euch haben sie schon in der Wiege gesalbt mit Schweinsfett und Ochsenblut; nicht wahr, Fleischerssohn?" entgegnete Antonio, und Guidi lachte.

Da begann Filippo zornglühend den Kopf seines Widersachers wie ein Pendel hin und her zu schwingen und schrie dabei: „Schmutzfinke, Schmutz—fin—ke, alle zwei! Schmutz—fin—ke von der Kunst Gnaden!"

„Hört auf!" sprach Antonio, und als Filippo fortfuhr, ihn zu quälen, machte er sich mit einem kräftigen Ruck von ihm los, gab keinen Laut von sich, war aber weiß vor Wut. Im Nu hatte er den schmächtigen Novizen an den Schultern gepackt, drehte ihn um die eigene Achse, preßte ihn an die Wand und bohrte ihm das Knie in den Leib. Lippi stöhnte, seine Augen

quollen aus ihren Höhlen, doch rief er nicht um Hilfe, bat nicht um Gnade. — Eher sterben! stand ihm in seiner höchsten Bedrängnis noch auf dem zarten und energischen Gesicht geschrieben. Er stieß mit dem Kopf gegen Antonios Brust, mit dem Fuß gegen Antonios Fuß, er biß und kratzte, aber alle seine Wildheit vermochte nichts über den Stärkeren, der ihn bezwang, wenn auch nicht bändigte.

Guidi machte dem Kampf ein Ende mit Gewalt, denn seine Befehle waren ungehört geblieben. Nun stand er zwischen den zwei Gegnern und wollte Frieden stiften. Das sollte ihm aber nicht gelingen. Lippi, dem er sagte: „Ihr habt ausgesehen wie eine an die Mauer genagelte Fledermaus," fraß seinen Zorn in sich hinein. Antonio, dem er zuherrschte: „Gib ihm ein gutes Wort! Versöhne ihn!" antwortete, nun wieder Herr seiner selbst und mit der angeborenen Würde, die dem Töpferssohn von dem popolo grasso so übel genommen und plebejischer Hochmut genannt wurde: „Verlangt etwas anderes von mir, lieber Meister. Zwischen Filippo Lippi und mir gibt es keine Versöhnung. Wir hassen einander und wollen ein anderes Gefühl nicht heucheln."

„Einverstanden!" rief Filippo erleichtert. Auch er scheute die Komödie einer rein äußerlichen Versöhnung.

Pulcheria hörte mit Vergnügen von der Balgerei zwischen Lippi und ihrem jungen Hausgenossen. „Du bist mir heute geboren," sagte sie zu ihm, „eben erst lebendig worden. Mich freut deine plötzliche Entfaltung, du schöne Menschenknospe. Mich freut die feuerfarbige Blume des Zornes, die aus dir hervorgeschossen ist. — —

Eines Nachmittags kehrte Maso Guidi früher als gewöhnlich heim, denn er hatte Modelle zu sich bestellt. Am Gartenpförtchen kam Pulcheria ihm entgegen und sah recht unbehaglich aus. Der kurze Mantel, der stets ein eifriges Bestreben zeigte, die Gestalt seiner Gebieterin zu umkreisen, hing in müden Falten an

ihr herab. Aus den scharfen Zügen der kleinen Dame sprach eine ihr völlig ungewohnte Betroffenheit und Ratlosigkeit. Nicht laut, wie es sonst ihre Art war, sondern mit einem stummen Wink begrüßte sie ihren Schützling.

„Was ist Euch, Mütterchen?" fragte der. „Was hat sich Neues begeben bei uns?"

„Bei uns nichts. Zu uns begeben hat sich etwas, etwas Wundervolles — ob zum Verhängnis, ob zum Glück, wer das wüßte — und dort sitzt es, auf der Bank vorm Haus."

Der Platz, den sie bezeichnete, und auf den sie und Masaccio zuschritten, war von einem jungen Mädchen eingenommen, das sich jetzt, als die beiden nahten, erhob.

Guidis Augen ruhten auf der Fremden, und es war, als ob sie Licht tränken. In diesem herrlichen Geschöpfe war das Schönheitsideal verkörpert, das ihm in solcher Vollkommenheit nur als selige Vision vor die Künstlerseele getreten. Nichts klein, nichts zierlich an dieser göttlichen, das Mittelmaß überragenden Gestalt. Tadellos jede Form, die breite Brust, der runde Hals, der edel gewölbte Kopf. Unsagbar hold aber und von leiderlösender Macht der Blick der großen, schwarzbraunen Augen, die sich auf Masaccio richteten, etwas sorgenvoll, mit tiefem Staunen.

Er stand und sah sie an und rief plötzlich: „Wahrhaftig, das ist eine Leistung der Natur!... Verzweifle, arme Kunst!" Seine Stirn verdüsterte sich, sein Ton wurde rauh. „Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Wollt Ihr gemalt werden?"

„Ich bin Margherita Guidi aus Fontana bei Castell San Giovanni. Meine Mutter schickt mich zu Euch ... meine Mutter, die gestorben ist ..." Sie hatte mit leiser, aber fester Stimme zu reden begonnen; nun stockte sie und kämpfte einen schweren Kampf mit den Tränen, die heftig hervorzubrechen drohten. Doch blieb sie siegreich und vermochte nach einer kleinen Weile hinzuzusetzen: „Sie hat Giustina Guidi geheißen, meine Mutter, und war die Witwe eines nahen Verwandten von Euch."

„Des Jacopo Guidi?"

Sie nickte.

„Da begrüße ich also in dir meine Base Margherita," sprach er. Ein inniges Mitleid mischte sich in seine Bewunderung.

Base Margherita war die Tochter einer braven Frau und eines wüsten Gesellen und mußte Not und Entbehrung aus dem Grunde kennen. Die Reinlichkeit ihres ländlichen Anzugs täuschte nur im ersten Augenblick über seine Armut hinweg. Die Stoffe des Mieders und des Rockes waren abgenützt, ihre Farben verblaßt. In besonders traurigem Zustande befanden sich die Schuhe. Sie hatten, vielfach übernäht und geflickt, ihre ursprüngliche Gestalt verloren und verhüllten kaum noch die klassisch geformten Füße.

„Deine Mutter schickt dich?" fragte Masaccio. „Deine Mutter, die gestorben ist?"

„Ja, Messere, ja. Vor drei Tagen. Und in ihrer letzten Stunde noch hat sie zu mir gesagt: ‚Bei uns, im armen Dorfe ist niemand, der sich deiner annehmen würde, wenn ich nicht mehr da bin ...'" Wieder rang sie mit den Tränen, und wieder siegte ihre Willenskraft, und sie weinte nicht. „‚Geh nach Florenz,' sagte meine Mutter, ‚dort lebt einer, an dem du eine Stütze finden kannst, Tommaso Guidi, der ein berühmter Maler ist und reich. Ich habe seine Großmut nie angerufen, in den schwersten Tagen nicht; vielleicht bestimmt ihn das, sie an dir zu üben ... Geh zu ihm, erinnere ihn an Giustina Guidi, die ihr Mittagsbrot mit ihm geteilt hat, wenn er von San Giovanni herüberkam, ein magerer, dürftiger Junge, vom Vater aus verwaist, von der Mutter vernachlässigt ...'"

„Weiter," unterbrach sie Masaccio, „was sagte sie dir noch?"

„Nichts mehr. Sie meinte nur — habe ich es nicht schon gesagt? ... ‚Ich habe ihm von meinem wenigen gegeben,' meinte sie, ‚vielleicht gibt er dir von seinem Überfluß.'"

Pulcheria und Masaccio sahen einander an und lachten.

„Von deinem Überfluß, mein Maso!"

„Von meinem Überfluß, Mütterchen!"

Margherita hätte fast mitgelacht, wagte es aber nicht. Es kam ihr wirklich sehr sonderbar vor, daß dieser Vetter im Überfluß leben sollte; konnte er doch in den Zeiten, von denen ihre Mutter gesprochen hatte, kaum magerer und dürftiger gewesen sein und kaum ärmlicher gekleidet wie jetzt. Nur war er damals ein Kind und jetzt alt — unbegreiflich alt. Und das gute Frauchen, bei dem er wohnte, und das er sehr zu lieben und das ihn anzubeten schien, und das gewiß hundertjährig sein mußte, bot auch kein Bild des Überflusses in ihrem wetterwendischen Mäntelchen.

„Was gedenkst du nun anzufangen?" richtete Guidi wieder das Wort an seine Base. „Willst du zurück nach Fontana?"

„Ich kann nicht. Ich habe dort keine Unterkunft."

„Wieso keine Unterkunft? Deine Mutter besaß doch ein kleines Haus."

„Ach Gott! das Haus gehört seit Jahren dem Bäcker Lazzaro ... und der erklärte — gleich nach dem Tode meiner Mutter erklärte er, daß er mich keine Stunde länger drin dulden würde, wenn ich nicht ... wenn ich ..." Sie vermochte nicht, es auszusprechen, sie schluckte einige Male und mußte innehalten; zornige Verachtung funkelte ihr aus den Augen.

„Keine Stunde länger — wenn Ihr nicht ... das erklärte der Lazzaro, die Kanaille?" sprach Masaccio. „Und so seid Ihr ohne Dach und Fach ... Was fangen wir mit ihr an, Mütterlein Pulcheria?"

Sie überlegte. Guidi wußte nichts davon, daß sie ihr ohnehin nicht mehr schuldenfreies Grundeigentum mit einer neuen Hypothek belastet hatte. Ihrem armen Maso mußten doch wenigstens die dringendsten Gläubiger vom Halse geschafft werden. Der Sorglose gab immer mehr, als er hatte, willfahrte den unverschämtesten Heischern und vergaß, seine eigenen Forderungen einzutreiben. Pulcheria verarmte neben ihm. War es

klug, sich unter sochen Umständen eine neue Last aufzubürden? Gewiß nicht. Aber, dachte sie — ich bin zu alt, um mich noch erst lang mit der Klugheit auseinanderzusetzen, und ihr höchster Triumph wäre es doch auch nicht, ein schönes junges Ding wie diese Margherita schutzlos in die Welt hinauszustoßen. Pulcheria seufzte und sprach zu Maso: „Was wir mit ihr anfangen? fragst du. Nun, ich denke, im Hause der Pisano wird sich Platz schaffen lassen für eine heimatlose Guidi. Wir wollen in Gottes Namen unseren ‚Überfluß' mit ihr teilen, soweit er reicht."

II.

Antonio hatte den Tag in der Brancacci-Kapelle zugebracht mit Filippo Lippi. Dieser Sklave seiner Launen war plötzlich von der Lust angewandelt worden, die „Vertreibung aus dem Paradiese" zu kopieren. Antonio malte am Sockel unter dem Taufbilde. Sie kehrten einander die Rücken zu und wechselten kein Wort. Ohne Gruß verließ Lippi zuerst die Kirche, und bald darauf wurde auch sein Widersacher durch die Dunkelheit, die einzubrechen begann, gezwungen, von seiner Arbeit abzulassen. Filippos Staffelei stand vor dem Eingangsbogen der Kapelle. Ein letzter Tagesschein beleuchtete die Kopie schwach, aber deutlich. Antonio verweilte vor ihr, und neidische Bewunderung ergriff ihn. Wie das mühelos hingestrichen war, wie das von Talent strotzte! Wie dieser Filippo Lippi straflos alles durfte, wie er sogar zum Frevel berechtigt schien und sich vermaß, die Worte Fra Giovanni Angelicos mit der Anwendung auf sich zu wiederholen: „Ich ändere nichts, denn so wie ich's zuerst gemacht habe, so hat es Gott gewollt."

Er genoß das Leben, seine Heiterkeit gewann ihm alle Herzen, er wurde gesucht und geliebt und ließ sich finden und lieben.

Schenkte er hie und da auch der Arbeit einen Tag, lohnte sie ihm dieses karge Geschenk überreich — um wie vieles reicher als dem unermüdlich strebenden Antonio! Der kannte keine andere als die herbe Wonne des Fleißes; in sie vergrub er, was jung und freudedurstig in ihm war, wie in ein Grab und hatte nur eine Sehnsucht und rang nur nach einem Ziel — nach der Macht eines großen Könnens.

Er war nicht verblendet über sich, er sah: Was ich so heiß begehre, wonach ich rastlos jage — der das gemalt hat, der hätte es, sobald er die Hand danach ausstreckte ...

Eine fressende Pein ergriff ihn. Ist denn die Kunst eine Dirne, die sich dem treuen Bewerber versagt, um ihre Gunst dem Gleichgültigen zu schenken, der ihrer in flüchtiger Laune begehrt?

„Ich Narr! ich Narr!" ... Sein Schrei schlug an die Wände der leeren Kirche, die ihn dumpf widerhallten. Der unheimliche Schall sagte ihm zu; die rieselnden Schauer, die ihn durchliefen, milderten seine ätzende Qual; das leise Grauen, das ihn erfaßte, schläferte sie wohltuend ein. So fuhr er fort, in den hohen, dunklen Raum laut hineinzurufen: „Narr! Narr! Ich diene umsonst. Jahrelang umsonst. O der alte Mann, der mich haßt! O die Worte, die ich nie vergesse: Ein Halber! Ich habe den Fluch, er haftet. Hört es, ihr heiligen Mauern: Ich werde euch nie mit unsterblichen Werken schmücken. Ihr seht meine Herzensnot, meine heiße Arbeit, meinen Ruhm werdet ihr nie sehen. Ich werde sterben, wie der Schrei meiner Verzweiflung zwischen euch stirbt."

Er warf sich zur Erde nieder, stöhnend, rasend, in wahnsinnigem Schmerz. Er preßte sein wild klopfendes Herz an die kalten Steine und fühlte sich unsäglich elend und um alles Glück und um alle Hoffnung betrogen.

Daheim auf dem ersten Treppenabsatz traf er Cencetta.

Wie gering war die Beachtung, die er ihr schenkte, und doch

wartete sie Tag für Tag geduldig auf ihn, um ihm, wenn er kam, einen leisen Gruß zu bieten, der meist unerwidert blieb. Heute einmal nicht. Sie hatte, an die Rampe des Halbstockes gelehnt, mit weit ausgestrecktem Arm die kleine Lampe über die Stufen gehalten, die er heraufstieg, so langsam, so merkwürdig langsam. Und nun erhob er den Kopf und richtete die Augen auf sie und lächelte sie an, die so demütig und so sehnsüchtig nach einem Blick der Güte von ihm verlangte, wie er nach einem Zeichen der Huld von seiner Göttin. Es war aber ein gar trauriges Lächeln, das ihr ebenso weh tat als wohl. Und doch hätte sie aufgejubelt beim leisesten Ahnen der Gedanken, die ihm in diesem Augenblick durch die Seele schwebten ...

Du bist jung, Cencetta, hold und gut. Und du bist arm, und vor dir liegt eine glanzlose Zukunft wie vor mir. Wär's nicht das beste, wenn wir einander die Hände reichen und fortwandern würden, weit weg von dieser Stätte des Ruhmes und des Glückes der anderen, nach dem stillen Ariccia? Dort klopfen wir an die Tür des Töpferhauses, und eine alte Frau schließt dich freudig in die Arme, wenn ich ihr sage: Da ist, die mein Weib werden soll, und ein alter Mann feiert den süßesten Triumph und vergißt darüber einen langgehegten Groll, wenn ich zu ihm sage: Da bin ich und wieder dein Geselle, gib mir Krüge und Schüsseln zum Bemalen.

Das ganze Bild stand vor ihm. Wehmütig, leidvoll, bitter kam ihm alles zu Sinne, was seiner wartete ... auch aller Spott und Hohn ... Nur zu! Dir wird, was dir gebührt, du Tor und Träumer, du hoffärtiger Selbstbetrüger!

Cencetta blickte ihm beseligt nach, als er in das Zimmer des Meisters trat. Der Gruß, den er ihr im Vorbeigehen gegönnt hatte, war zutraulich und herzlich gewesen.

Den langen Sommertag hatte die Nacht abgelöst. In Masaccios großer Stube brannte die dreiarmige Lampe. Der Meister saß am Tische mit dem Rücken gegen die Tür. Unbe-

rührt lagen Mappe, Pinsel und Stifte neben ihm, der sonst sogar während der Mahlzeiten die Arbeit nur für Augenblicke unterbrach. Er hatte sich behaglich zurückgelehnt und führte — er, der Schweigsame — ein lebhaftes Gespräch mit einem jungen Mädchen, dessen Anblick auf Antonio wie der einer himmlischen Erscheinung wirkte. Sprachlos blieb er stehen, und Masaccio, der sich nach ihm umgewandt hatte, mußte die Aufforderung, näherzukommen und am Tische Platz zu nehmen, wiederholen, bevor der Jüngling ihr stumm und zögernd gehorchte.

Nun saßen die zwei schönen Menschen dem Maler gegenüber. Der helle Schein des Lampenlichtes fiel auf ihre Häupter; sie hoben sich leuchtend aus der Dämmerung, die in der Stube herrschte. Masaccio sah das verzückte Staunen, mit dem Antonio die Jungfrau betrachtete; er sah auch — und dabei beschlich ihn ein nie gekanntes, bitteres Gefühl — die Röte, die in Margheritas Wangen stieg, als sie nach einem Blick auf Antonio, der kaum weniger Staunen ausdrückte als der seine, die Augen senkte. Seine Base, die eben so zutraulich geschwatzt und kindlich gelacht hatte, wurde plötzlich schweigsam und befangen. Leise und rührend beschattete ein träumerischer Ernst ihre glanzvollen Züge.

Ergriffen sagte sich der Meister, daß er Zeuge eines hohen Wunders war, des ersten Erwachens von etwas Allgewaltigem, für das ganze Leben Entscheidendem in zwei jungen, erbebenden Seelen.

Ja, sie schienen geboren, um einander zu beglücken, die Blühenden, Schönheitbegnadeten! — Masaccio erhob seine Hände und ließ sie, fest angepreßt, an seinen eingefallenen Schläfen, seinen hohlen Wangen herabgleiten. Ein tiefer Atemzug, ein kurzer Kampf und er langte nach seiner Mappe und sprach: „Mädchen, der große Bursche, dein Nachbar, der dich anstarrt, aber noch vergessen hat, dich zu grüßen, ist mein Schüler, Antonio Venesco. Antonio, unser Gast, das ist Margherita

Guidi, meine Base. Unterhalte sie, erzähle ihr etwas Lustiges. Ich will sie lachen sehen, und so will ich sie malen."

„Sie malen?" rief der Jüngling und hatte auf einmal die Sprache wiedergewonnen. „Versucht das nicht, Meister, versucht das nicht! Das kann kein irdischer Maler, das könnt nicht einmal Ihr: Sankt Lukas müßte vom Himmel steigen, um diese himmlische Schönheit im Bilde nachzuschaffen."

Antonios Warnung erfüllte sich. Das erste Bild, das Maso von seiner Base entwarf, mißlang, und mit einem zweiten war er nicht glücklicher. Filippo Lippi geriet in Begeisterung, als er Margherita zum erstenmal erblickte, und schwur hoch und heilig: jetzt sei es ihm leuchtend aufgegangen, wozu ihn der Himmel mit Talent begnadet habe. Damit er Gottes vollkommenstes Werk nachschaffe — dazu! Und er malte das Dorfkind aus Fontana als heilige Rosa, als heilige Katharina, als heilige Cäcilia, und es entstanden liebenswürdige und anmutige Bilder, keines aber hatte eine mehr als flüchtige Ähnlichkeit mit Margherita. Jeder Versuch, den er mit einer bei ihm unerhörten Beharrlichkeit anstellte, ihre Züge mit dem Stift und dem Pinsel darzustellen, bedeutete einen Mißerfolg.

Ehrlich gestand Antonio seine Freude darüber ein. Was hätte es ihm auch genützt, sie verbergen zu wollen? Sie würde sich ja doch verraten haben; sie war so heilsam, diese Freude! Sie hob seinen eine furchtbare Stunde lang niedergeworfenen Mut, ließ den Glauben in ihm aufleben, daß er sich jede Fähigkeit und auch die zutrauen dürfe, die höchsten Güter des Lebens an sich zu fesseln: den heiß ersehnten Ruhm und die Liebe der Geliebten. Untrennbar erschienen ihm die beiden und eines das andere bedingend. Im Sturm war die Liebe gekommen, emporgeflammt wie eine Feuersäule; er fühlte sich von neuen Kräften durchströmt, von einem Bewußtsein seiner selbst, wie er es nie gekannt hatte.

Die Zukunft lag in strahlendem Lichte vor ihm, und er traute sich das Erreichen der fernsten Ziele zu. Masaccio überflügeln, wie der Masolino überflügelt hatte, der größte Maler Italiens und im Besitze des schönsten Weibes sein, davon träumte er, das spiegelten wonnige, kühne Phantasien ihm vor.

Arme kleine Cencetta! Während eines flüchtigen Augenblicks hatte er sie an seiner Seite und in ihr seine Lebensgefährtin sehen können, als das lang verschmähte Gut, mit dem die Resignation sich endlich bescheidet. An seinem grauen Himmel war sie hingezogen wie ein weißes Wölkchen, eine Labe dem in trostlose Eintönigkeit blickenden Auge ...

Jetzt schimmerte der Himmel in allverklärendem Glanz, und die Sonne leuchtete über der glücktrunkenen Erde. Wer hätte da noch einen Gedanken für dich übrig, weißes Wölkchen, armer Dunst!

Mit Blitzesschnelligkeit verbreitete sich unter den Künstlern die Nachricht, im Pisanohause sei das schönste Mädchen zu Gaste, das jemals in Florenz gesehen worden war.

Von allen Seiten eilten sie herbei und baten um die Gunst, Margherita abbilden zu dürfen. Jeder versuchte es, keiner konnte sich des Gelingens rühmen, nicht einmal Ghiberti, nicht einmal Donatello. Viel weniger noch Andrea del Castagno, der sich mit bäuerlichem Eigensinn in die Lösung der lockenden Aufgabe verbiß, und Paolo Uccello, für den sie die köstlichste Naturstudie war. Der „sienesische Angelico," Sano di Pietro, brachte von einem Besuche in Florenz Entwürfe mit, die das ungläubige Staunen seiner Landsleute erregten. Er jedoch fühlte, daß sie kaum einen leisen Begriff von der Schönheit, die sie darstellen sollten, zu geben vermochten.

Verhältnismäßig am nächsten kam Benedetto Petri mit seinem zarten Pinsel dem Ziele des allgemeinen Ehrgeizes. In seinen Miniaturen spiegelte sich doch etwas von dem lieblichen Glanze wieder, der Margheritas Angesicht umfloß. Die ideale

Pracht und Reinheit ihrer Züge ganz treu nachzugestalten, dazu reichte auch seine Kunst nicht aus. Sie gerieten immer weniger fein oder herabgewürdigt zum Kleinlichen.

„Wenn ihr doch aufhören wolltet, stets von neuem zu unternehmen, was Masaccio als zu schwer aufgegeben hat!" sagte Antonio zu den jungen Malern. „Seht ihr nicht ein, daß eure Bemühungen zuschanden werden müssen? Atmend nur, in vergänglicher Gestalt nur wollte uns der Schöpfer die vollendete Schönheit offenbaren. Sie zu verewigen, ist der Kunst nicht beschieden."

Er hatte wohl recht. Was sie von sich verlangt hatten, war vielleicht wirklich nicht Menschensache. Um so mehr Menschensache aber war es, nach dem Besitz des Unnachahmlichen selbst zu streben. Die meisten fühlten sich so gut wie berechtigt, für die Niederlage, die sie als Künstler erlitten hatten, als Anbeter und Bewerber entschädigt zu werden.

Filippo Lippi hing, sobald es zu dunkeln begann, sein klösterliches Gewand an den Nagel und schlich in Goldbrokat, den Dolch im blinkenden Gürtel, um die Rosenhecke vor dem Hause herum. Die Herrin der Villa Pisano verglich ihn, aller Naturkunde spottend, einem „girrenden Leuchtkäfer". Er spielte den Gekränkten und wollte sie zur Beichtmutter seiner Liebesleiden machen, was sie ablehnte.

Einen andern als Filippos tändelnden Ton stimmten Briefe und Sonette an, die täglich an der Pforte abgegeben und von Cencetta in Empfang genommen wurden zur Beförderung an die Gefeierte. Über das glückliche Haus, das ihr zur Wohnstätte diente, ging ein Blumenregen nieder, Serenaden wurden vor ihm abgehalten, die süßesten Liebeslieder stiegen zu seinen Fenstern empor. Trieben die Musikanten es gar zu toll, dann erschien Pulcheria auf der Loggia, von miauenden Katzen umringt, und dankte verbindlich für die Huldigungen, die sogleich eingestellt wurden.

Auf Margherita machte die Bewunderung, die sie erregte, anfangs keinen besonderen Eindruck. Sie staunte nur darüber, wie über so manches in Florenz, und setzte alles, was sie erlebte, auf Rechnung der Gebräuche, die in der Stadt gang und gäbe und eben ganz andere waren als die auf dem Dorfe. Daheim war es niemandem eingefallen, ein Wesen aus ihrer Schönheit zu machen; niemand hatte ihr einen Vorzug eingeräumt vor ihren Gefährtinnen. Sie hatte ihr einförmiges Leben still dahingelebt. Sie hatte gesponnen und geflickt und — wenn es etwas zu kochen gab — gekocht, die Woche hindurch. Und Sonntags war sie in die Kirche gegangen und in die Osteria und hatte am Morgen gebetet und am Abend getanzt. Und sie hatte ihre Eltern treu gepflegt, als sie erkrankten, und ihr Patengeschenk, ihren größten Schatz, ihr gesticktes Seidentuch, zu Gelde gemacht, um ein Kreuz auf das Grab ihrer Mutter setzen zu können.

Sie mußte an die Tränen denken, mit denen sie sich von diesem kleinen Tuche getrennt hatte, als sie eines Morgens ein viel schöneres am Riegel ihrer Zimmertür befestigt fand. Es war reich mit bunter Seide gestickt und mit Goldfäden durchwirkt und hatte lange, seidene Fransen. Als sie es in die Höhe hob, kam ein Paar allerniedlichster Schuhe aus feinem, roten Leder zum Vorschein, das auf dem Boden stand und von den Fransen verdeckt worden war. Margherita stieß einen Schrei des Entzückens aus und konnte trotz Cencettas Versicherungen nicht glauben, daß auch die ihr gehörten.

„Wer schenkt mir das alles?" fragte sie endlich und küßte die Schuhe und drückte das Tuch liebkosend an ihr Gesicht. „Wem soll ich danken?"

Cencetta durfte den Geber nicht nennen; sie hatte es hoch und heilig geschworen und hielt nur zu gerne Wort.

„Versprich, versprich es mir, gib mir die Hand, leiste einen Eid darauf," hatte Antonio gesagt, „daß du ihr nicht verraten wirst, wer diese Sachen gebracht hat. Willst du es mir versprechen,

liebe, kleine, hübsche Cencetta? Tu's — und du sollst immer meine Freundin und Vertraute sein."

So herzlich und gut redete er zu ihr und streichelte ihre erglühenden Wangen, und sie, in ihrer opfermutigen Hingebung, versprach alles, was er wollte. Durch sie erfuhr Margherita nicht, woher die Geschenke kamen, die keine emphatischen Widmungen trugen, nicht von bebänderten Pagen überbracht wurden und nicht mit höflicher Empfehlung von Donna Pulcheria an den Spender zurückbefördert werden konnten.

Sie waren und blieben da. Margherita fand sie in Gestalt von Ohrringen, Ketten, Amuletten, kostbaren Stoffen unter ihrem Kopfkissen, in ihrem Schranke, ihrer Truhe. Ohne zu fragen: Woher nehmt Ihr alle die Kostbarkeiten? ohne den geringsten Einwand zu erheben, befolgte Cencetta die Anordnungen Antonios. Nur wenn er sagte: „Du freust dich gewiß selbst an jeder Freude Margheritas. Sie ist so arm, hat nicht Dach noch Fach, nicht Vater noch Mutter" — da schwieg Cencetta, schüttelte fast unmerklich den Kopf und lächelte traurig vor sich hin.

Dach und Fach, Vater und Mutter machen es nicht aus. Die kann eines haben und doch viel ärmer sein als die arme Margherita.

Die Zeit verging. Der Lerneifer Antonios war allmählich erloschen. Der früher unermüdlich Emsige fand nun täglich einen Vorwand, sich spät bei der Arbeit in der Kapelle einzustellen und sich bald wieder fortzuschleichen. Daß er deshalb nicht müßig ging, schien dem Meister ausgemacht. Guidi und Pulcheria zweifelten auch nicht daran, daß die Beschäftigung, die er hinter dem Rücken Masaccios betrieb, einträglich und daß er der Spender der geheimnisvollen Geschenke sei, die der schönen Hausgenossin dargebracht wurden. Einmal hatte Pulcheria ihre offenbar in die Sache eingeweihte Dienerin ins Verhör genommen. Doch war Cencetta in so heftiges Schluchzen aus-

gebrochen, hatte die Gebieterin so leidenschaftlich beschworen, sie nicht zu einem Treubruch zu verleiten, daß Donna Pisano darauf verzichtete, der Kleinen ein Geständnis abzuringen. Ihrem Maso redete sie aber ins Gewissen und erklärte ihm die Notwendigkeit und die Pflicht, die Schliche seines Schülers aufzudecken.

Guidi ließ alles gelten, versprach, Antonio zur Rede zu stellen — und verschob immer wieder die Ausführung des leidigen Auftrags. Er hatte ihn noch nicht erfüllt, als ein Zufall ihm die Gelegenheit dazu in die Hand spielte.

Eines Morgens, da er sich auf dem Wege nach dem Carmine befand, sah er zwei Männer längs des mit Ölbäumen bepflanzten Hügels der Stadt zuschreiten. Sie schienen in lebhaftem Wortwechsel begriffen, gingen sehr rasch und entschwanden bald seinen Augen. In dem einen von ihnen hatte er Antonio, in dem andern den Händler Giorgio Galantuomo erkannt. Vater Galantuomo nannte der sich selbst, hatte ein breitspuriges Auftreten, biedere Manieren und ewig ein väterliches Lächeln auf dem fettglänzenden Gesicht. Offiziell vermittelte er Geschäfte zwischen Künstlern und Kunstfreunden und verkaufte allerlei Luxuswaren. Unter der Hand befaßte er sich mit dem Absatz von Geheimmitteln und — wie er glimpflich sagte — von fazetiösen Bildern.

In der Via Ginori befand sich sein wohlbekannter Laden, und dort suchte Masaccio ihn auf. Der Verdacht, den der Maler gefaßt, als er seinen Schüler in Gesellschaft des Giorgio erblickt hatte, bestätigte sich. Nach einigem Zögern und Hin- und Herreden gab der Händler zu, daß Antonio ihm allerlei gangbare Ware für sein stets ausverkauftes Magazin von Ergötzlichkeiten liefere. Er ließ sich sogar herbei, einiges davon vorzuzeigen, kleine, sauber ausgeführte Darstellungen unsauberer Vorgänge. Einzelne Gestalten und Gruppen erinnerten noch an die Schildereien, mit denen der Töpfer von Ariccia dereinst seine Schüsseln und Krüge geschmückt hatte.

Vater Galantuomo schrieb den tiefen Unmut, der sich in Masaccios Zügen aussprach, einem andern als seinem wirklichen Grunde zu. „Unser lieber Venesco plündert mich aus," sagte er seufzend, „macht sich sehr kostbar. Wenn aber Ihr, Maestro, mir so ein paar Illustrationchen liefern wolltet, der Metamorphosen Ovids zum Beispiel oder, noch besser, einiger Novellen unsres Boccaccio, nach denen schon oft gefragt worden ist ... da wäre mir kein Preis zu hoch — das Doppelte ... Er erschrak über den Blick, den der Maler ihm zuwarf, und verbesserte sich, „das Zehnfache würde ich Euch bezahlen. Nicht größer als diese sind, brauchten Eure Bilder zu sein. Das ist das beste Format, leicht in die Tasche zu stecken. Das kann jeder bei sich tragen, es macht jedem Vergnügen."

„Das beste Format," wiederholte Guidi so sanft, als die Entrüstung, die in ihm kochte, es erlaubte.

„Dürftet meinetwegen auch ein anderes wählen. Was Ihr macht, wie Ihr es macht — mir ist alles recht ... Beglücken freilich — aber wer darf Euch darum bitten? — würde mich ein Bild wie das, das unser lieber Venesco der Hexe Fidelfo auf das Wirtshausschild gemalt hat, und das ihr viele Gäste anlockt. Ihr kennt es nicht? Ja so — wart nie in der Gegend hinter la Trinita vecchia? Ein gutes Stück vom Klösterchen? Kennt das Haus der Fidelfo nicht und nicht das Werk Eures Schülers? — ja so!" Er blinzelte ungläubig: „'s ist doch sein Meisterstück ... wird sehr gelobt, freilich nur im stillen — aber von unseren exquisitesten Persönlichkeiten. Etwas dergleichen malt mir. Ich bedecke unserem lieben Meister sein ganzes Bild mit Goldgulden," sprach er vertraulich zuredend und wollte seine behaarte Hand auf die Schulter Guidis legen.

Der fuhr zurück wie vor der Berührung eines Aussätzigen.

Als Antonio ein nächstes Mal wieder vorzeitig Feierabend machen wollte, befahl ihm Masaccio, zu warten, bis er selbst die Kapelle verlassen werde, und ihn dann zu begleiten. Er habe

eine Entdeckung gemacht, die er ihm nicht vorenthalten dürfe, sagte er. Ungewohnte Strenge lag in seinem Tone; Antonio wagte keinen Widerspruch und folgte dem Meister auf dem Weg, den er einschlug, und der zum Ponte alla Carraia führte.

Es war Nacht geworden, Schirokkoluft wehte atembeklemmend und schwer; träge wälzte der Fluß trübe Wellen durch sein halbversandetes Bett. Jenseits des Arno schritten die beiden Männer durch die Via Guelfa und weiter an einzelstehenden, armseligen Häusern vorbei und gelangten endlich zu dem zwischen Buschwerk fast verborgenen Eingang eines Gartens. Ein dichter Laubgang empfing sie, den Masaccio mit sicherem Schritte betrat. Antonio suchte ihn zurückzuhalten. „Wißt Ihr, wohin wir da kommen?" fragte er und trachtete nicht länger, seine furchtbare Unruhe zu verbergen. „Ihr wißt es nicht. Kehrt um! kehrt um!"

„Wir kommen zur Spelunke der neuen Locusta," versetzte Guidi ruhig. „Ich kann dir die Bekanntschaft mit ihr nicht ersparen. Vorwärts!"

Der freie Raum, den sie jetzt erreichten, war fast menschenleer, nur hie und da eine Bank von stillen Leuten besetzt. Beobachter, schüchterne Neulinge, Späher vielleicht. Schwelende Öllämpchen, auf Tischen aufgestellt, bildeten rote Zünglein im Dunkel. Buschwerk und Bäume, die sich schwarz abhoben vom bleifarbigen Himmel, umgaben das, wie es schien, geräumige Haus. Verhüllte Gestalten, eng verschlungene Paare glitten vorüber, traten lautlos ein. Schwacher Lichtschein stahl sich durch einige verhangene Fenster des oberen Geschosses; die des unteren standen offen. Die Klänge einer frechen Musik drangen aus ihnen hervor und zwischendurch Gesang und wüstes Gejohle und das Jauchzen trunkener Weiber.

Mit bebender Hand umklammerte Antonio den Arm Maso Guidis: „Keinen Schritt weiter, lieber Meister!... Die Bilder, die man dort zu sehen bekommt, sind nicht für Euer Auge!"

„Und doch ist dieses lärmende Laster Unschuld im Vergleich zu dem, das da oben flüstert, buhlt und Gifte braut," erwiderte der Meister und zog ihn unerbittlich näher zum Hause.

Auf der Schwelle erschien eine Frau in verschossenem Seidenkleide, Blumen und Goldflitter in der hochaufgetürmten Frisur. Ihre harten, scharfen Züge hatten etwas von der unheimlichen Starrheit einer Larve. Lauernd betrachtete sie die Herannahenden. Ein Lächeln blitzte über ihr bemaltes Gesicht, als sie in dem einen von ihnen Antonio erkannte. Sie schien reden zu wollen, besann sich aber und deutete nur grinsend auf ein buntes Schild, das, von Lampenlicht beleuchtet, über der niedrigen Haustür an einem Arm aus geschmiedetem Eisen hing.

Auch Maso Guidi erhob die Hand, und auch er deutete nach dem Schilde und sprach gebieterisch: „Sieh dorthin! das zu sehen, habe ich dich hergeführt. Dorthin, sage ich!"

Antonio gehorchte nicht. Er hielt den Blick fest auf den Boden gesenkt und wiederholte einmal ums andere: „Fort, lieber Meister, ich beschwöre Euch: fort von hier!"

„Du hast die Augen nicht erhoben und doch gesehen," sagte Masaccio, als sie sich wieder im Freien befanden. „Ein gewissenloser Bube bestiehlt dich und verhunzt das Gestohlene. Dein Bildchen, die Entführung des kleinen Bacchus — liegt diesem schändlichen Spelunkenbild zugrunde. Und viele andere deiner Jugendwerke, an denen ich meine Freude hatte, noch bevor ich dich kannte, hat der Elende in Kupfer gestochen und alle verschändet. O! fröhlich scherzenden Übermut in zynische Niedertracht verwandeln, aus edler Traube Jauche pressen, ist eine Kunst... eine beliebte und einträgliche, das weiß der Unterhändler, der die Zuchtlosigkeiten unter die Leute bringt. Mache dem Treiben den Garaus, Antonio! Suche den Buben auf, der zwar besser zeichnen kann, als du vor Jahren gezeichnet hast, dem aber nichts einfällt und dessen Erfinden heißt: entadelnd

wiederholen. Suche ihn auf, und wenn du ihn gefunden hast — dann erwürge ihn!"

Von dem Tage an erhielt Margherita keine anonymen Geschenke mehr, und sie war es zufrieden. Sie kam sich ohnehin schon reich genug vor, und überdies — bedurfte sie des Putzes? Wenn sie in dem einfachen Kleide ausging, das Pulcheria ihr hatte machen lassen, wurde sie dennoch Madamigella und sogar Donzella nobile tituliert, und das schmeichelte ihr. Von der Meinung, die Art, in der man ihr in Florenz begegnete, sei auf Rechnung der städtischen Gebräuche zu setzen, war sie nach und nach abgekommen. Sie sah, daß weder Cencetta noch andere Mädchen so viel Aufmerksamkeit erweckten wie sie, und hätte stumpfsinnig sein müssen, um sich des Vorzugs, den sie genoß, nicht bald als eines ganz persönlichen bewußt zu werden. Nicht nur die Maler und die Bildhauer blieben stehen und sahen ihr bewundernd nach, wenn sie sich an Pulcherias Seite auf der Straße blicken ließ. Jung und alt, vornehm und gering huldigte ihr, und sie machte sich ein Vergnügen daraus, den Zauber, den sie besaß, mit spielerischer Neugier zu erproben. Sie konnte es gefahrlos tun, denn mehr, als sie mit Blicken anzufunkeln oder anzuschmachten wagte keiner; die Nähe der alten Jungfrau Pisano bot Schutz und Schirm gegen Zudringlichkeit.

Jeder wußte das, nur Antonio wollte sich davon nicht überzeugen lassen. Er war wie auf dem glühenden Roste, wenn er Margherita auswärts vermutete, und stand oft wie aus dem Boden gewachsen vor ihr und warnte vor dem Eintritt in diese oder jene Straße, fabelte von der oder jener drohenden Gefahr.

Pulcheria empfing ihn bei solchen Gelegenheiten durchaus ungnädig: „Gefahr hin und her! Ist eine da, bin auch ich da und Mannes genug, ihr zu begegnen! Trollt Euch zu Eurer Arbeit, die Ihr elend vernachlässigt seit einiger Zeit."

Ach Gott, ja! Wenn die Tochter der Pisano wollte, war sie Mannes genug, Zudringliche von ihrem Schützling abzuwehren.

Wollte sie aber auch in jedem Falle? Antonio fand, daß es einen gab, gegen den sie sträfliche Nachsicht übte, den Sohn einer der vornehmen Damen, die ihr ab und zu einen Besuch machten.

Er hieß Bernardino und war das einzige Kind der reichen Patrizierswitwe Isotta Montanini und ihr Abgott. Ein feines Früchtchen, das schon mit vierzehn Jahren auf Liebesabenteuer ausgegangen, sich aber heute noch, als Zwanzigjähriger, vor einem bellenden Hunde verkroch. Er bewohnte einen schönen Palast, ritt die edelsten Pferde, kleidete sich prächtig und kunstvoll, hatte ein hübsches Gesicht mit lebhaften und unruhigen Vogelaugen und war hager und schlottrig in seinen zarten Gliedern.

Dieser Montanini fand alle Augenblicke einen Vorwand, der hochverehrten Pulcheria seine Aufwartung zu machen. Er stiefelte hinter ihr her — allerdings nur, wenn sie mit Margherita ausging ... in respektvoller Entfernung, ja! aber doch! — und: „Was hat er hinter Euch her zu klappern, der dürre Laffe?" fragte Antonio so oft und so eindringlich, daß Pulcheria endlich ungeduldig wurde.

„Und was hat es Euch zu kümmern?" erwiderte sie. „Ich kenne ihn, seitdem er auf der Welt ist, und seine Mutter noch einmal so lange. Unsre Häuser waren einst befreundet. Ich habe keinen Grund, ihm die Tür zu weisen."

„Tausendfachen Grund. Ihr müßt doch sehen, daß er Margherita nachstellt."

„Nachstellt! Ich rate Euch, Jüngling, legt Eure Worte, wenn Ihr mit mir redet, auf eine empfindlichere Wage ... Nachstellt! Er ist kein Fuchs, und sie ist keine Wachtel. Ich aber bin Pulcheria Pisano!"

„O Madama, Madama!"

„Was — Madama? Ich bin keine. Was meint Ihr mit Eurer: Madama? Wollt Ihr mich auf meine Weiblichkeit aufmerksam machen, die für Euch so viel heißt wie Schwäche? Ich

habe trotz aller Weiblichkeit immer verstanden, mich und meine Umgebung vor Unbill zu bewahren. Dieser kleine Bernardino denkt übrigens nicht daran, uns welche zuzufügen. Margherita gefällt ihm — wie sollte sie ihm nicht gefallen? Er liebt sie vielleicht, und warum sollte er sie nicht lieben? Und wenn er sie liebt, hat er auch redliche Absichten."

„Allmächtiger! ein reicher Patrizier wird redliche Absichten haben einem armen Dorfkinde gegenüber! Ihr — so klug, so weise, Ihr haltet das für möglich?"

„Warum nicht, Antonio Venesco!... Popolana und Patrizier, das stimmt wieder in unserer Republik. Eine Zeitlang stimmte es nicht. Damals wäre eine Popolana zum Patrizier nicht hinabgestiegen, der sich nicht in Florenz das Bürgerrecht verdient hätte. Vieles hat sich verändert; und doch entsinne ich mich des selben Tages im selben Jahre, an dem in Santa Maria Novella ein Malespino mit einer Schreibers- und ein Giacomini mit einer Bäckerstochter getraut wurde."

„O Monna Pulcheria!" rief Antonio in Wut und Verzweiflung. „Und so meint Ihr... Um Gottes und aller Heiligen willen, meint nichts dergleichen... Bernardino und Margherita vor dem Altare — wenn ich das denke... ich kann es nicht denken. — Das Urbild der Schönheit in diesen dürren Armen, die weiß der Teufel wen, schon umfangen haben."

„Basta!" versetzte das Fräulein und erteilte ihm in einem Atem ein Verbot und einen Befehl. Das Verbot, in ihrer Gegenwart von unziemlichen Dingen zu sprechen, und den Befehl, sie von seinem Anblick zu befreien.

Pulcheria und Margherita pflegten regelmäßig am Sonntag dem Hochamt im Dome beizuwohnen, und immer fand Bernardino sich dort ein und reichte ihnen am Eingang und am Ausgang seine in Weihwasser getauchten Fingerspitzen. Manch-

mal erwartete er sie auch schon in der Nähe von San Giovanni und folgte ihnen in gemessener Entfernung. Sie auf der Straße anzusprechen, hatte er so wenig wie irgend ein anderer je gewagt.

Eines Sonntagmorgens, als über Florenzia, der herrlichen, warmer Frühlingsodem hinstrich, alle Bäume und Sträucher grünten, in den Gärten die Blumen blühten und in den Herzen der Menschen die Liebesknospen schwollen, da hüpfte auch im Seelchen Bernardinos ein Funken Mannesmut empor.

Sein Schneider hatte ihm einen längst bestellten, köstlichen Anzug aus weißer Seide gebracht. Als er sich seiner Mutter darin zeigte, weinte sie vor Rührung und sprach in ihrer zärtlichen Verblendung: „O Kind, wie beglückt es mich, daß du dein Unschuldskleid mit gutem Rechte trägst!"

Es freute ihn, daß er so gut aussah. Er befahl dem Gärtner, die zwei schönsten Rosen, die es im Garten gab, abzuschneiden, nahm sie in Empfang und schlug den Weg zum Dome ein. Weil er aber in seiner blütenweißen Pracht und mit seinen Rosen in der Hand zu viel Aufmerksamkeit erweckte, zu viel spöttische Zurufe und kecke Fragen zu hören bekam, trat er in ein dunkles Sackgäßchen und wartete dort ungeduldig und lange umsonst und verlor allmählich die Hoffnung, den kühnen Streich, den er ersonnen hatte, ausführen zu können. Auch der Unternehmungstrieb, der so angenehm in ihm geprickelt hatte, begann sich zu empfehlen, als die Ersehnten endlich sichtbar wurden.

Pulcheria kam langsam und feierlich einher, wie sie es auf dem Weg zur Kirche schicklich fand, und trug nicht ihr leichtsinnig flatterndes Mäntelchen, sondern einen würdevollen Mantel aus schwerem dunkelgrünen Sammet.

Ein Erbstück, darauf wollte Filippo Lippi schwören, nach Niccolo Pisano, der ihn in Perugia zur Feier der Enthüllung seines berühmten Brunnens angelegt hatte.

Ihren Gang nach dem der Padrona bemessend, kam einen

Schritt hinter ihr Margherita, den Rosenkranz um die Hand geschlungen, den schwarzen Schleier auf dem Haupte.

Wie schön! wie schön! dachte der Kleine, und es überrieselte ihn, und er sah, daß alle, die ihr begegneten, etwas Ähnliches empfanden wie er, ein Staunen, freudig und verwirrend, eine Bewunderung, in die sich Ehrfurcht mischte. Das blendende, prunkende Tageslicht umspielte liebkosend die Erscheinung eines Vollkommenen mitten unter Unvollkommenheiten.

Bernardino schrumpfte förmlich zusammen im Angesichte dieser Majestät und zog sich tiefer in sein Versteck zurück. Dabei streiften seine bauschigen Ärmel und sein Mantel die Wand, und da gab's ein Rauschen und Knistern von feinster Seide und von schwerer Goldstickerei, so vornehm, so stolz, daß ihm sein entflohenes Selbstbewußtsein nach und nach wiederkehrte.

Er warf sich in die ausgepolsterte Brust seines Wamses, ließ noch Pulcheria am Hause vorübergehen, trat leise und plötzlich vor Margherita hin und zwang sie, stehen zu bleiben. Nun war aber auch sein Heldenmut erschöpft, die Worte, die er hatte sagen wollen, blieben ihm im Halse stecken. Stumm, mit einer flehenden Gebärde bot er ihr seine Rosen an.

Margherita war überrascht. Er kam ihr komisch und auch ein wenig rührend vor; sie deutete mit dem Finger auf die Blumen und sagte scherzend: „Für mich? diese fürstlichen Rosen für mich? Nein, nein — das kann ich nicht glauben."

„O nehmt! nehmt!" und er suchte sie ihr aufzudrängen.

Das Geläute der Kirchenglocken ertönte.

„Nun denn, so gebt und lebt wohl!"

Sie griff nach den Rosen, und Bernardino stammelte zurück: „Himmlische! Ihr wißt, was das bedeutet?"

In dem Augenblick hatte Pulcheria sich nach ihrer Begleiterin umgesehen und rief ihr streng und hastig zu: „Halt! halt! Was fällt dir ein?"

Zugleich wurde Bernardino hart angelassen. Der unsichtbare

Beschützer hatte sich einmal wieder in einen sichtbaren verwandelt. Antonio faßte den Arm des ertappten Schlaukopfs. „Sie weiß es nicht," sprach er, „und schändlich ist es von Euch, sie zu betrügen ... Margherita, diese Rosen sagen: ‚Ich liebe dich.' Wenn Ihr sie annehmt, sagt Ihr: ‚Ich liebe dich wieder ...' Wollt Ihr diesem Gesellen das sagen, Margherita?"

Sein Ton war voll Grimm und Schmerz, und aus den Augen, die er funkelnd auf sie richtete, sprach die glühendste Liebe, eine Liebe groß und prächtig, eine lodernde Flamme, neben der Bernardinos zitterige Leidenschaftlichkeit ein schwaches Glasten schien.

Antonios nervige braune Hand lag noch immer auf dem weißen Atlas des Puffärmels und zerdrückte ihn unbarmherzig, und der magere Arm, der darin steckte, machte vergebliche Versuche, die Umklammerung loszuwerden. Auf einmal aber gab sie von selbst nach. Die starke Hand erhob sich — mit einer fast entschuldigenden Bewegung.

Margherita hatte gesprochen. „Er träumt — der Jüngling da träumt, Messere, oder sieht Gespenster. Wie er sich's einbildet, war es von Euch nicht gemeint und nicht von mir. Ich für meinen Teil leugne: sagt auch Ihr nein."

„Und wenn Ihr es auch nicht sagt, wir nehmen es für nein," entschied Pulcheria und warf ihm ein ungnädiges „Lebt wohl!" zu.

Beschämt und gekränkt wich der Kleine zurück.

Die Frauen setzten ihren Gang zur Kirche fort; Antonio folgte ihnen. Nach einer Weile sah Margherita sich nach ihm um und sagte: „Da seid Ihr wieder erschienen wie ein Geist und habt mich aus großer Gefahr gerettet."

„Aus einer scheinbaren hoffentlich nur," erwiderte er.

„Wieso? Wie meint Ihr das? ... War sie nicht ernst?"

„Darüber könnt nur Ihr entscheiden, es kommt auf Euch allein an."

„Auf mich?"

„Auf den Eindruck, den Ihr empfangen habt?"

„Eindruck?" Sie wiegte den Kopf. Ihr Lächeln war voll holden Zaubers und schöner Rätsel.

„Es kommt darauf an, ob der Frieden Eures Herzens gestört ist, Eure Seelenruhe."

„Wenn es darauf ankommt, bin ich nicht in Gefahr gewesen ..." und jetzt lachte sie, und Pulcheria pflegte ihr Lachen mit in Musik gesetztem Sonnenschein zu vergleichen, etwas, das nur sie sich vorstellen konnte.

Heute hatte sie nicht die gewohnte Freude an dem süßen Schall. „Schweigt, ihr zwei!" befahl sie, „und sammelt euch. Wir gehen zur Kirche und nicht zur Osteria."

Sie war im Begriff, zwischen die jungen Leute zu treten, als sie sich plötzlich von ihnen getrennt sah. Ein Zug Sbirren bog aus einer Seitenstraße um die Ecke von Santa Maria Maggiore und schritt längs der Kirchenmauer in der Richtung des Domplatzes. Erschrocken drückte sich das Fräulein an die Wand und hatte plötzlich ihre Pflegebefohlene aus den Augen verloren. Margherita befand sich mit Antonio auf dem Platze des Baptisteriums, jenseits des Sbirrenzuges.

„Gesegnet diese wandelnde Wand!" jubelte er. „Endlich kann ich Euch sprechen ohne Zeugen ... Endlich Euch sagen — Euch sagen ... Was Ihr wißt!" brach er hochatmend aus.

Und sie, mitergriffen von der Glückseligkeit, die sein ganzes Wesen ausströmte, leuchtete ihn an mit strahlendem Blick. Ich liebe dich, denn du bist schön! sprachen ihre Augen, ihre Lippen aber sprachen: „Was ich weiß, und was ich errate ... alles errate ich — wer der ist, der mir immer Freude zu machen sucht, wer mir Bänder und Ketten und Ohrringe geschenkt hat und" — sie streckte die Spitze des Fußes vor — „diese schönen roten Schuhe."

„Mehr als Bänder und Ketten und Ohrringe, mehr als er Euch geschenkt hat, Margherita, habt Ihr ihm genommen." Er

neigte seinen Kopf zu dem ihren und hauchte ihr ins Ohr: „Sein Herz, seine Seele, seine Gedanken. Er hat keine Sehnsucht mehr als die nach Euch, sein Fleiß, seine Ausdauer, sein Ehrgeiz, seine Lust an der Arbeit, alles fort ... Nur Ihr seid da, seid für ihn die Welt und alles, was ist und sein wird ..."

Sie hörte ihm zu in einem seltsamen Gewirr von Gefühlen. Geschmeichelt, wonnig erstaunt, ein wenig bang. Sie hätte seiner Stimme ewig lauschen mögen und seinen Worten, und erwartete doch gespannt, daß der Zug der Sbirren ein Ende nehme.

Als er vorüber war und Pulcheria wieder zum Vorschein kam, gab's ein Begrüßen wie nach langer Trennung. Margherita bedauerte die Padrona und fegte ihr den Mauerstaub vom Mantel. Pulcherias Entrüstung über die rohe Soldateska fand einen energischen Ausdruck. An die Wand gepreßt von diesen Lümmeln, die Tochter der Pisano — wie Luft! Bei lebendigem Leibe um das Bewußtsein ihrer Persönlichkeit gebracht, tödlich beschämt durch das Gefühl der Auflösung in nichts!

Im Dome kniete Antonio hinter Margherita, und als sie einmal verstohlen nach ihm blickte, sah sie ihn, die Augen in Verzückung zum Allerheiligsten auf dem Altar emporgerichtet, mit einer Sehnsucht, einer Andachtsglut, als ob er die Seligkeit des Himmels zu sich herunterbeten wollte.

Am Abend, als alles still geworden war im alten Hause am Monte Oliveto, Margherita und Cencetta in ihrer großen Stube zwischen dem Zimmer der Herrin und der Katzenresidenz schliefen, Antonio sich in seine Dachkammer begeben hatte, leistete Pulcheria ihrem Pflegesohn noch Gesellschaft beim Nachtmahl. Sie erzählte von den Vorgängen am Morgen: „Heute hat er sich erklärt, ja heute. Im Gesicht ist es ihm geschrieben gewesen und auch ihr. Ich konnte es nicht verhüten und er selbst nicht. Eben-

sogut vermöchte der Vesuv seine Lava hinunterzuschlucken wie der Verliebte seine Liebesworte."

Masaccios Lippen verzogen sich, als sie so sprach, zu einem seltsamen Lächeln. „Der Hoffnungslose muß es vermögen," sagte er. „Das zu sein wäre aber Antonio ein Narr. Die zwei schönsten Menschen sind für einander geschaffen, Gott selbst hat sie einander bestimmt."

Sein Lächeln hatte der Freundin weh getan, und was ihr weh tat, wies sie von sich als das Üble und Feindliche. Göttliche Bestimmung sei freilich alles, erwiderte sie gereizt. Auf der Hand pflege sie jedoch nicht zu liegen und am wenigsten sich in der Verliebtheit zweier Grasäffchen zu offenbaren. „Jugendliebe — wer hat die Kinderkrankheit nicht einmal durchgemacht?" Sie legte den Finger an die Stirn, ein phosphoreszierendes Leuchten erglomm in ihren großen grauen Augen. „Und — zweimal!... dreimal!... Und" — nun schlug sie mit der flachen Hand auf ihre Knie, kreuzte dann die Arme, richtete den Kopf empor und schloß: „Und ist doch eine alte Sibylle geworden."

„Mit einem Sohne," sagte Masaccio.

„Mit einem großen Sohne," wiederholte sie stolz.

Am nächsten Tage schon nahm die alte Jungfrau Margherita ins Gebet: „Liebst du den Antonio Venesco?"

O ja! — Von allen Menschen gefiel er ihr am besten. Sie war ihm auch so gut, wie sie glaubte nie einem anderen sein zu können. Und dankbar, so dankbar war sie ihm! Sie wußte, daß er ihr gern alles, was er besaß, gegeben, ihr freudig jedes Opfer gebracht hätte. Ja, sie liebte ihn, von ganzem Herzen liebte sie ihn.

Seine Braut wollte sie aber noch nicht genannt werden, und wenn er sie darum bat, hatte sie hundert Ausflüchte.

„Halb Florenz würde unglücklich!" erwiderte sie ihm scherzend. „Gönne mir noch eine Weile meine Freiheit!" sagte sie ernsthaft.

„Bin ich einmal Braut, dann bin ich auch bald Frau, und warum soll ich schon Frau werden? Ich bin noch so jung... Und Madonna Pulcheria ist — wie mir scheint — dagegen. Sie fragt: ‚Wovon wollt ihr leben?' Und ich weiß nicht, was darauf antworten."

Sie scheute sich, dem bis zum Wahnsinn Eifersüchtigen Rechte zu der Tyrannei einzuräumen, die er sich jetzt schon über sie anmaßte. Wenn er ihrer erst sicher wäre, würde er ruhiger sein, schwor Antonio ihr zu. Er würde sie nie mehr quälen, sich nie mehr so wild und unerträglich gebaren, wie es jetzt gar oft und zu seiner eigenen Bestürzung geschah. Er würde auch die Arbeit wieder aufnehmen, bei der es ihn längst nicht mehr litt. Er irrte als Tagedieb umher, den Ermahnungen Masaccios zum Trotz, der schon gedroht hatte, ihn aus der Schule zu entlassen.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Johannisfest nahte heran. Großartige Vorbereitungen zu der kirchlichen Feier und zu den Spielen und den Wagenrennen, die ihr folgen sollten, wurden getroffen. Ganz Florenz befand sich in freudiger Aufregung, die Betrübten vergaßen ihr Leid, die Armen ihre Sorgen, gar manche Feinde ihren Haß. Eine fröhlich erwartungsvolle Stimmung war zur Herrschaft gekommen, ergriff alle, riß alle mit.

Sonnenhell spiegelte sich diese Heiterkeit im Gemüte Margheritas wieder. Sie war berauscht von den Schilderungen der Dinge, die da kommen sollten, die sie mit ansehen, bei denen sie vielleicht eine Rolle spielen würde. Konnte sie sich doch nie öffentlich zeigen, ohne Aufsehen zu erregen, ohne um sich herum flüstern zu hören: „Margherita Guidi! Es ist Margherita Guidi, das schönste Mädchen von Florenz!"

Filippo Lippi hatte ihr erzählt, daß vor fünf Jahren, als beim Wagenrennen Cintia Angrovalle auf ihrem Balkon erschien, unermeßlicher Jubel sie begrüßte. Das ganze Volk brach in Zurufe aus: Es lebe Cintia! Hoch die schönste Frau, der

Stolz von Florenz! Er selbst, obwohl er damals erst elf Jahr alt war, hatte sich sterblich in die herrliche Frau verliebt und um ihretwillen große Pein gelitten, heftige Liebespein!

Und doch — was war die Schönheit Cintia Angrovalles im Vergleich zu der Margheritas? Was ein Finklein ist im Vergleich zum Paradiesvogel, eine Feldblume zur königlichen Lilie. Filippo versprach sich vom Erscheinen Margheritas beim Feste ein unerhörtes Aufsehen. Sie lachte zwar und versicherte, sie glaube von seinen Geschichten kein Wort, redete aber von nichts anderem mehr als vom Johannistage und von den Wunderdingen, die er bringen werde. Sie hatte einen lebhaften Streit mit Antonio, der ihr das Versprechen abschmeicheln wollte, sich fern zu halten von den Feierlichkeiten. Er verließ sie im Zorne, kam aber schon nach wenigen Stunden wieder und flehte, erschöpfte seine ganze Redekunst — umsonst. Sie hörte ihn mit komischer Aufmerksamkeit an und brach endlich in ihr silberhelles Lachen aus.

„Seid kein Narr, Antonio! Versucht nicht, was unmöglich ist — mich fern zu halten von den Festen. Ich gehe hin," begann sie zu singen, „ich gehe hin!

Vöglein im Neste!
Mit dem Kehlchen rot,
Lebend oder tot
Bin ich bei dem Feste!"

„Wenn Ihr mich liebtet, bliebt Ihr daheim. Ihr brächtet mir das Opfer," sagte er.

„Wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr es nicht von mir verlangen," sagte sie.

Er suchte endlich für ihre Weigerung dort Trost, wo er ihn schon lange nicht mehr gesucht hatte — bei der Arbeit.

Eines Morgens war er planlos durch die Straßen gewandert und zum Platze vor Santa Maria Novella gelangt. Dort traf

er eine Menschenmenge, die den Vorbereitungen zum Wagenrennen zusah. Als er diese Leute betrachtete, einander im Äußern so unähnlich, wie sie's auch gewiß im Innern waren, und die nun ein und das selbe Interesse vereinte, das wieder in jedem seinen eigenen Ausdruck fand — da löste sich eine besonders charakteristische Gruppe aus der Masse und gestaltete sich ihm zum Bilde. Und er ging nach Hause und zeichnete und malte, und sein alter, heiliger Feuereifer kam wieder über ihn. Er richtete sich seine Kammer als Werkstatt ein, er gedachte Masaccio mit der Frucht seiner jungen Kunst zu überraschen. Die kühnsten Hoffnungen knüpfte er an das Gelingen: die Aufnahme in die Malergilde, viele Bestellungen, hohen Sold, die Möglichkeit, Pulcheria eine stolze Antwort zu geben auf ihre Frage: Wovon wollt ihr leben?

Ein Blütenmeer lachte die Zukunft ihm entgegen, in den Himmel wuchsen seine Träume — da wurde ihm mit einem Schlag alles vernichtet.

Dem heißen Tage war ein schwüler Abend gefolgt. In der dumpfen Luft lagen die Düfte der Olivenbäume und der Buchshecken schwer wie etwas Körperliches. Antonio trat an das offene Fenster und beugte sich hinaus. Pulcheria, Masaccio und die beiden jungen Mädchen waren im Garten. Er konnte sie nicht sehen, aber er hörte ihre Stimmen. Plötzlich gellte ein Schrei — ein Freudenschrei. Cencetta hatte ihn ausgestoßen, und nun rief sie, er vernahm es deutlich: „Niccolo!" und noch einmal: „Niccolo!"

Das war ihr Bruder. Was wollte der? Was führte den nach Florenz?

Antonio stürmte die Treppe hinunter und in den Garten hinaus und rannte mit ausgebreiteten Armen auf den Ankömmling zu. „Junge! lieber Junge, willkommen tausendmal! Wie geht's daheim? Wie geht's meiner Mutter?" rief er und wiederholte die Frage, da Niccolo mit der Antwort zögerte.

„Deine Mutter ist krank und sehnt sich nach dir," sprach Masaccio.

„Ist krank!" wiederholte Antonio bestürzt.

Niccolo sah ihn voll Teilnahme an: „Der Vater ruft Euch heim. Ihr sollt mit mir kommen. Ihr sollt bald kommen — gleich."

„Gleich?... Ist Gefahr im Verzuge?"

„Hoffentlich nein, aber kommt doch... schlagt es Euren Eltern nicht ab."

„Ich sollte von hier fort? — — von Euch, Margherita — von meiner Arbeit, mit der ich Euch überraschen wollte, Meister..." Er griff sich an den Kopf, seine Rede war leise und stockend: „Das kann ja nicht sein, das ist ja unmöglich..."

„Es muß aber sein!" rief Niccolo fast mit Weinen. „Ihr müßt mit mir kommen, ich darf nicht heimkehren ohne Euch... Eure Mutter — Ihr habt es schon gehört — ist krank... sehnt sich nach Euch."

Antonio schwieg und starrte zu Boden.

„Morgen in aller Frühe brechen wir auf. Fuhrwerke, die uns ein Stück Weges mitnehmen, finden wir immer auf der Straße. Ehe die Woche zu Ende geht, sind wir in Ariccia."

„Ja, denn, ja," sprach Antonio nach einem letzten Besinnen, „wir wollen fort. Morgen, in aller Frühe."

„O — zu traurig," ließ nun eine geliebte Stimme sich vernehmen, „daß Ihr fort müßt, gerade vor den Festen!"

Ein Blitz des Zornes aus seinen Augen traf sie, die jetzt an die Feste dachte. Wie das gesagt war, wie so völlig ohne Traurigkeit, dieses „traurig".

Margherita errötete; sie hatte seinen Blick mißverstanden und glaubte sich rechtfertigen zu sollen. „Seht mich nicht so bös an. Es fällt mir nicht ein, Euch zurückzuhalten. Gott behüte mich."

„Dafür habe ich Euch zu danken," erwiderte er bitter, ergriff

ihre Hand und drückte sie, ohne es zu wissen und zu wollen, so fest, daß Margherita halb lachend, halb unwillig aufschrie: „Laßt mich, es tut weh!"

„Es tut weh, sehr weh," murmelte er und stieß ihre Hand von sich.

Neben der großen, schmerzvollen Sorge, die ihn erfüllte, war eine kleinliche Qual emporgeschossen und vergiftete ihm die Seele. Die Trennung, die ihm so schwer wurde, empfand die Geliebte vielleicht als Erleichterung. Er hätte jeden zärtlichen Blick, der sich auf sie richtete, eifersüchtig überwacht, ihr jede Huldigung mißgönnt, ihr die Festesfreude gestört — es war gut, daß er ging.

Pulcheria und Cencetta hatten indessen lebhaft und leise miteinander verhandelt. Das junge Mädchen flehte die Gebieterin demütig und inständig um die Erfüllung einer heißen Bitte an. Pulcheria schien überrascht zu zögern, zu bedenken ... Nun aber brach die Kleine in Danksagungen und in Lobpreisungen der Padrona aus. Die Gütige, Edle, die Großmütige gab ihr Urlaub, sie durfte morgen mit Niccolo und Antonio die Reise nach Ariccia antreten. Sie würde die Ihren wiedersehen, alle Geschwister, und auf die Berge steigen würde sie wie einst als blutjunges Ding und schauen über Wälder und Hügel und Trümmer uralter Städte bis zum Monte Argento weit, weit. Niemand kann sich vorstellen, wie weit ... „Und Ihr kommt mit, Ihr müßt!" sagte sie zu Antonio, trunken vor Freude und Glück.

Als die Glocken des Carmine zur Frühmesse läuteten, standen Niccolo und Cencetta an der Tür von Antonios Dachstube und warteten. Nichts regte sich. Es kam keine Antwort auf Niccolos Rufen und Klopfen; da öffnete er und trat ein.

Antonio stand mitten in der Stube, angekleidet, übernächtig, seine Haare waren zerrauft, seine Wangen fahl. Seine Stimme hatte einen müden, heiseren Klang: „Kommt nur, komm,

Niccolo und auch du, Cencetta; kommt, Kinder — um wieder zu gehen — — ohne mich. Ich kann nicht fort. Ich habe die ganze Nacht mit mir gerungen ... Ich müßte sterben unterwegs."

„Antonio! Antonio!" sprach Niccolo vorwurfsvoll, „das ist nicht Euer Ernst. Sterben! woran denn sterben?"

„An einer Herzensqual und Todesangst, vor der dich Gott behüte, Niccolo ... Geht, sagt meiner Mutter, daß ich mich sehne, ihre Knie zu umfassen, ihre Hände zu küssen, ihre Füße ... Früher aber muß mein Bild gemalt und meine Braut mein sein ... Und dem alten Manne sagt, daß ich seinen Abschiedssegen nicht vergessen habe, daß er mir im Ohre nachklingt, immer, immer! und daß ich als ein ganzer Künstler wiederkehre."

„Was heißt das alles?" fragte Niccolo entrüstet. „Macht nicht so viel Worte und kommt mit."

Cencetta war vernichtet Einmal hatte sie zu Antonio hinaufgeblickt in starrem Entsetzen und mit zuckenden Lippen gestammelt: „Ihr kommt nicht mit? nicht mit?" Jetzt senkte sie die Augen, und unter den herabgeschlossenen Lidern quollen Tränen hervor.

Antonio zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn: „Sage meiner Mutter, daß ich liebe und mich von der Geliebten nicht trennen kann. Meine Mutter wird mich verstehen ... meine Mutter wird mir verzeihen. Und nun geht! geht! Ich werde leichter atmen, wenn ich euch auf dem Wege zu meiner Mutter weiß ... Du sollst ihr alles sagen, Cencetta, und wenn sie krank ist, sollst du sie pflegen. Willst du, Cencetta?"

„Ich will ihr alles sagen, und wenn sie krank ist, will ich sie pflegen," sprach die Kleine.

Der Johannistag rückte immer näher heran, und in ebensowenig festlicher Stimmung wie Antonio befand sich Ver-

nardino. Seine unerwiderte Liebe zehrte an ihm. Er schmolz zusammen in seinen von Gold und Silberstickerei strotzenden Gewändern, und wenn er am Sonntag neben Madonna Isotta im hohen, geschnitzten Kirchenstuhle saß, nahm er sich in ihm aus wie eine kleine Reliquie im Heiligenschrein. Seine Mutter konnte den Jammer endlich nicht mehr mit ansehen.

Kurz vor Johanni erhielt Pulcheria den Besuch ihrer Freundin Montanini. Er dauerte nicht lange. Die korpulente Dame war, blaß und schwerfällig wie immer, von zwei Dienern unterstützt die Stiege hinaufgekeucht und kaum eine Viertelstunde später hochrot, wie man sie nie gesehen, treppab geeilt und hatte sich atemlos in ihre Sänfte sinken lassen.

Welchen Zweck der Besuch gehabt und was sich dabei ereignet, wußte Margherita aufs Haar, denn sie hatte gehorcht trotz aller Ermahnungen der frommen Teresina, die jetzt im Hause die Stelle Cencettas einnahm.

„Horcht nicht! das ist eine Sünde, das muß man beichten."

„So beichte ich's!" war ihre leichtfertige Antwort gewesen.

Und sie hatte ihr Ohr an das Schlüsselloch gepreßt und sich gewunden vor Lachen und leise, ganz leise die schweren Seufzer nachgemacht, die dem im Miederpanzer eingeengten Busen der Madonna Isotta entstiegen. Mit einem Male war sie zurückgefahren, hatte sich emporgerichtet, stolz wie eine Hinde, den Kopf in den Nacken geworfen und mit geschlossenen Zähnen gesprochen: „Elende!"

„Was will sie?"

„Mich — zur Geliebten ihres Popanzen!" Noch funkelte der Zorn in ihren Augen, und schon kam ihr ein Scherzwort auf die Lippen.

Wenige Stunden später kam Bernardino im schärfsten Trabe einhergeritten. Er hatte seiner aufgeregten Mutter das Geständnis des unseligen Schrittes, den sie unternommen, erpreßt und war nun da, um ihn gut zu machen. Er bot der An-

gebeteten feierlich seine Hand, seinen Namen an, seine Paläste in der Stadt und auf dem Lande, seine Güter und Gärten, alles, was er besaß. Sein Herz konnte er ihr nicht mehr darbringen, das besaß sie längst, damit konnte sie tun, was sie wollte, mit ihm spielen, es brechen, es zerreißen.

Er sagte das so ehrlich aus der Tiefe seines Seelchens heraus, daß Pulcheria sich eines leisen Erbarmens mit dem rettungslos Verliebten nicht erwehren konnte.

So sprach sie zu Margherita: „Überlege! Zweimal wird dir sicher dergleichen nicht geboten werden."

Margherita überlegte aber nicht. „Ich liebe ja den Antonio," meinte sie, „ich bin ja beinahe seine Braut. Jetzt will ich mich noch unterhalten bei den Festen, tanzen und lachen und singen und mich freuen, und dann, wenn er mit seinem Bilde fertig sein und viel Geld und viele Bestellungen bekommen wird, dann wollen wir in Gottes Namen heiraten."

Wenig mehr als eine Woche war seit der Abreise Niccolos und Cencettas vergangen, Antonio dachte nicht daran, daß ihm schon Nachricht aus Ariccia zukommen könne — da traf sie ein. Seine Mutter war gestorben, und der Vater sandte ihm seinen Fluch.

Er brach unter dem furchtbaren Schlage nicht zusammen, schrie nicht auf, klagte nicht. Er schwieg und starrte nur jeden, der tröstende Worte an ihn richtete, stumm und fast feindselig an. Er wies sogar Margherita, die in Tränen ausgebrochen war und auf ihn zueilte, von sich. Ihr Herz krampfte sich zusammen, ihr war, als ginge eine tödliche Kälte von ihm aus. Etwas Undenkbares erschien ihr plötzlich als denkbar und erfüllte sie mit Schrecken: die Möglichkeit, daß er aufhören könne, sie zu lieben.

Drei Tage blieb er in seiner Dachstube, und Masaccio gab nicht zu, daß man ihn aufsuche oder herabrufe. „Laßt ihn! Ihr könnt ihm nicht helfen, er muß allein mit seinem Schmerze fertig werden," sagte er.

Margherita hielt es aber endlich nicht mehr aus. Sie war überzeugt: besser als der Meister wußte sie, was dem armen Antonio taugte. Klopfenden Herzens stieg sie die Treppe zu seiner Kammer hinauf und trat langsam und schüchtern ein.

Antonio saß auf dem Malerstuhl neben seinem Bilde. Er hatte die Arme gekreuzt und den Kopf auf die Brust gesenkt. Sein blasses Gesicht war schön wie das eines heiligen Sebastian. Todeswund erschien er ihr, von einer Trauer verzehrt, der Menschenkraft nicht widersteht. Eine namenlose Angst um ihn erfaßte sie und auch eine Scheu vor der Größe seines Leidens. Zögernd trat sie näher und flüsterte seinen Namen. Ihr bangte, daß er auffahren und sie fortweisen werde. Doch rührte er sich nicht, er sah sie ohne Überraschung an, als ob es sich von selbst verstände, daß sie zu ihm komme. Da rückte sie einen Schemel herbei, setzte sich ihm zu Füßen nieder und blieb lange still und schweigend, den Blick auf ihn gerichtet, ehe sie begann: „Lieber, Liebster, nimm mich in deine Arme, nimm mich an dein Herz ... ich bin dein." Und jetzt kniete sie auf ihrem Bänkchen, legte den Kopf an seine Brust, und ihre Stimme schmeichelte zärtlich: „Du sagst immer, daß du mich mehr liebst als ich dich — das ist ein Irrtum. Ich liebe dich tausend- und tausendmal mehr. Ich weiß erst, wie ich dich liebe, seitdem du einen so großen Schmerz erfahren hast."

„Meine Mutter ist tot," sagte er. „In Sehnsucht nach mir gestorben. Sie hat mich gerufen, und ich bin nicht gekommen. Ich habe sie sterben lassen in Sehnsucht nach mir ... Ich wußte nicht, was ich tat, Margherita."

„Deshalb wird Gott uns verzeihen," erwiderte sie und bekannte sich damit als Teilnehmerin an der um ihretwillen begangenen Schuld. Sie stand auf, bettete seinen Kopf in ihren Arm und streichelte seine Stirn und seine Haare ... Und nun — plötzlich hatte sie das Bild erblickt, das er bisher verborgen gehalten. Sie stieß einen Schrei aus, schlug voll Bewunderung

die Hände zusammen, sie konnte sich an dem Werke des Geliebten nicht satt sehen, nicht satt loben: „O die Neugierigen! o diese Gesichter! o der Alte im roten Wams! — ich kenne ihn, es ist Giacomo Lanzetti, und neben ihm steht sein Schüler Ambrogio und hinter ihm der Kürschner Galliano, dem Lippi neulich den kostbaren Mantelbesatz abgekauft hat ... Und — wen erblicke ich? Den schönen Bereiter des Cavaliere Codrone. Ach, mein armes Herz! Antonio, halt es fest, es fliegt mir sonst davon, dem Unwiderstehlichen zu ... O, wie ähnlich! Und wie er nach dem jungen Weibe schielt, dem dort mit dem Korb auf dem Kopfe ... Wie sie sich drängen in der Ecke und schauen und blinzeln ... nun ja, das Licht blendet, 's ist Mittag und heiß. Was haben sie nur so zu gucken? ... O, ich errate! ich errate! Da ist Santa Maria Novella und der Platz ... sie sehen den Vorbereitungen zum Wagenrennen zu ... Prächtig hast du das gemacht! prächtig!"

Er erhob sich, nahm sie bei der Hand und ließ sie einige Schritte zurücktreten und das Bild aus der richtigen Entfernung betrachten.

„Es ist gut, meinst du wirklich?" fragte er. In seine Wangen war wieder Farbe gekommen und Leben wieder in seinen Augen erwacht.

„Nur gut? Es ist herrlich, glaube mir ... Masaccio könnte es nicht besser machen und der eingebildete Lippi schon gar nicht," entschied sie aus tiefster Überzeugung. „Und wenn es erst fertig sein wird, Antonio, welcher Stolz, welches Glück! ... Es wird sein wie damals — wann war es nur? — als sie das Bild eines Meisters — wie hieß er doch? — im Triumph aus seiner Werkstatt holten, die Florentiner, und singend und jubelnd durch die Straßen trugen ... O du, mein Liebster, ich seh es kommen! so, ganz so wird es sein!"

Antonio mußte lächeln: „Und der Meister — was wird der Meister sagen?"

„Das wird er sagen!" Sie breitete die Arme aus und warf sie um seinen Hals, und er preßte sie an sich und drückte einen ersten, langen, seligen Kuß auf ihren Mund, der sich ihm nicht entzog, der ihm willig und freudig den Trunk des Vergessens aller Leiden bot.

Das war die letzte glückliche Stunde, die Antonio seiner Liebe verdankte. Margheritas weiche und mitleidige Stimmung dauerte nicht über die nächsten Tage hinaus. Sie hatte mit Antonio getrauert, sie hatte ihn getröstet, nun sollte er auch getröstet bleiben und wieder Freude am Leben haben und ihr ihre Lebensfreudigkeit gönnen und — natürlich! — alle Triumphe, die ihrer warteten bei den Festen. Sie dachte nicht daran, auf die zu verzichten, und daß sie nicht daran dachte, brachte Antonio außer sich. Er weinte vor Zorn, als er sie am Johannismorgen mit Pulcheria fortgehen sah, die viel zu sehr Florentinerin war, um in Feierzeiten wie diese das Haus zu hüten. Antonio hatte in trotziger Verzweiflung geschworen, daß er sie nicht begleiten werde, und hielt Wort, warf sich auf sein Bett und lag wie auf glühendem Roste. Als sie heimkehrte, verdarb er der Geliebten das Vergnügen an allem, was sie gesehen und erlebt hatte, durch seine Vorwürfe und durch seine finstere Laune. Pulcheria wartete, bis er seine Kammer aufgesucht hatte, um sich vor Maso der Huldigungen zu rühmen, die seiner Base und ihr dargebracht worden waren. Der Gonfaloniere hatte sie einer freundlichen Ansprache gewürdigt; der gelehrte Niccoli, dem doch niemand zutraute, er könne einen Blick übrig haben für etwas, das keine Handschrift war, hatte die Augen von Margherita nicht wenden können und sich auf einmal der guten Freundschaft erinnert, die einst zwischen ihm und Pulcheria Pisano bestand, und sie die Hüterin des Kleinods von Florenz genannt. „Die edle Montanini aber — ach die! Geblendet beim Anblick Margheritas, geblendet wie eine Kuh, die aus dem finsteren Stall ins grelle Sonnenlicht gerät. Ihr niederträchtiger Antrag von neulich,

der hat sie arg gereut. Sie hätte sich — ich sah's ihr an — ihr bißchen Haar aus Scham darüber ausraufen mögen... Gib acht, ob die nicht bald demütig mit einem ganz anderen Antrag zu uns kommt."

Pulcherias Prophezeiung erfüllte sich.

Von ihrem Bernardino begleitet, erschien die gewichtige Dame, und nach einer kurzen Unterredung der beiden mit Monna Pulcheria wurde Margherita gerufen und feierlich gefragt, ob sie die Gattin Bernardino Montaninis werden wolle. Einfach und geradeaus erwiderte sie: Nein, sie tauge nicht zur Gattin eines Patriziers. Wie würde sie sich ausnehmen als Patrizierin?

„Himmlisch!" rief der Verliebte und schilderte ihr die Herrlichkeiten des Lebens, das er ihr bereiten wollte. Er sah sie schon, umringt von einer glänzenden Dienerschar, die Marmortreppen seines Palastes — des ihren fortan — emporsteigen, die lange Schleppe ihres seidenen Gewandes hinter sich herschleifend. Er sah sie die hohen Säle betreten, die bildergeschmückten Galerien durchschreiten, den Vorsitz führen an der mit Silbergeschirr besetzten Tafel, als gefeierte Hausfrau die Huldigungen der Gäste empfangen. Er schilderte ihr auch die Pracht seiner Landgüter und machte verlockende Beschreibungen des Lebens, das sie dort an seiner Seite führen und das noch mehr Freuden und Genüsse bieten werde als das Leben in der Stadt.

Margherita blieb bei ihrem Nein, aber diese Nacht und alle folgenden Nächte hindurch träumte sie von seidenen Schleppen, von goldenen Sälen, von märchenhaften Gärten. Und die Tage machte Antonio ihr schwer. Er hätte sie hinter Schloß und Riegel halten mögen. Wenn sie ausging mit Pulcheria, die er jetzt anfeindete, weil ihm schien, daß sie der Bewerbung Montaninis günstig sei, rechnete er genau nach, wie lange sie ausblieb. Zu Hause hätte sie dann Rechenschaft geben sollen von jedem Schritt, den sie gemacht, von jedem Gruß, den sie empfangen, und ganz genau auch von der Art, in der sie ihn erwidert hatte.

Wenn sie verdrießlich wurde, war er gekränkt, wenn sie ihn auslachte, war er doppelt gekränkt. Sie sollte überhaupt nicht lachen, da er sich grämte, ihre Heiterkeit verletzte ihn, und diese Heiterkeit war ihr doch angeboren und allen Menschen, sogar dem ernsten Vetter Masaccio, lieb. Sie konnte nicht plötzlich ihre Natur verleugnen, sie konnte auch nicht ewig trauern, erklärte sie rundweg, um eine alte Frau, die sie ihr Lebtag nicht gesehen hatte. Da schalt er sie herzlos und verständnislos und wechselte die längste Zeit kein Wort mit ihr. Aber gerade dann trug sie recht absichtlich die größte Munterkeit zur Schau, und wenn Pulcheria mißbilligend sprach: „Du tust ihm weh," meinte sie achtlos: „Ein andermal tue ich ihm wieder wohl, wie niemand anderer ihm tun könnte."

Was in dieser Zeit in ihm vorging, ahnte sie nicht, und es kränkte und empörte ihn, daß ihr Herz ihr von dem Märtyrertum, das er im stillen durchlitt, nichts verriet.

Tagelang sperrte er sich in seine Dachkammer ein und stand in Verzweiflung vor seinem Bilde. Jeder Strich, den er jetzt daran machte, war unheilvoll. Sicher und kühn hatte er begonnen und im voraus schon den Jubel des Vollendens genossen. Seine Augen hatten unfehlbar richtig gesehen, seine Hand war die Funkenträgerin des göttlichen Feuers in seinem Innern gewesen, und jetzt, da es galt, das kühn Entworfene auszuführen, versagte seine Kraft. Mit knirschender Beschämung gedachte er wieder, wie an jenem Abend im Carmine, des alten Handwerksmannes in Ariccia und seiner furchtbaren Prophezeiung. Ihrer nie zu vergessen, hatte er gelobt, sich selbst zum Fluche. Begann sie schon sich zu vollziehen? War alles, was in ihm gegoren und ans Licht gedrängt hatte, nur falscher Ehrgeiz, leere Sehnsucht gewesen? Sollte sein Leben ein Rennen werden ohne Ziel und ein Kampf ohne Sieg? Sollte — das war der bitterste Gedanke — der Meister, der so fest an ihn geglaubt hatte, in seinem Vertrauen getäuscht werden? Mit dem Gefühl eines Ver-

brechers ging er ihm aus dem Wege. Er hätte in den Boden sinken mögen, wenn Masaccio ihn freundlich ansprach und fragte: „Wie steht's mit der Arbeit? kann ich sie sehen? bist du bald fertig?"

Und sie, die ihm Trösterin und Vertraute hätte sein sollen, Margherita, die einzige, der seine Seelenpein zu offenbaren ihn dürstete, tänzelte neben ihm hin, lachte ihn aus oder schmollte, wenn er ihr mit finsterer Miene entgegentrat. Ihr fiel nicht ein, daß seine Aufregung und seine Verstimmung noch einen anderen Grund haben könne als die Eifersucht, die ihr so lästig war. Immer breiter klaffte der Riß zwischen ihnen, immer mehr Trotz, mehr Anklagen häuften sich in ihren Herzen. Und als er nach einem heftigen Streite unversöhnt fortstürmen wollte, rief sie ihm nach und schwor ihm mit den heiligsten Eiden zu, es sei aus zwischen ihnen — aus für immer.

Wieder war Isotta Montanini dagewesen und hatte noch einmal, aber so gewiß als ihre eigene Würde und die ihres Sohnes ihr heilig sei — zum letztenmal, die Werbung Bernardinos vorgebracht und dem jungen Mädchen eine dreitägige Frist zur Entscheidung gegeben.

Nun fand sie sich ein, um diese zu holen, und nahm, als sie sich empfahl, Margheritas Jawort mit.

Die schmerzliche Überraschung Masaccios, seine Vorstellungen, seine Bitten waren ihrem unwiderruflichen Entschluß gegenüber machtlos.

„Ich will endlich Ruhe haben," erklärte sie, „und ein gutes Leben. Ich will nicht ewig nur Vorwürfe hören und meine besten Jugendjahre in Zank und Hader verbringen. Geht zu ihm, Vetter, und sagt ihm das, und daß er nicht kommen möge, mir fluchen und mir drohen oder mich anwinseln. Es ist alles umsonst. Ich will nichts mehr von ihm wissen, ich liebe ihn nicht mehr und werde mich bemühen, von nun an nur noch meinen kleinen Verlobten zu lieben."

Wonne und Wohltat wäre es für Antonio gewesen, wenn ihm Masaccio zugleich mit der Botschaft, die er ihm brachte, sein Todesurteil verkündigt hätte. Er tobte und raste, er wühlte sich in seinen Schmerz hinein.

„Ich habe alles für sie hingegeben und hingenommen," schrie er. „Ich habe, um Spielzeug für ihre Eitelkeit herbeizuschaffen, meine Kunst entwürdigt ... Ich habe den letzten Segen meiner Mutter versäumt, den Fluch des Vaters auf mich geladen — um sie! ... Ich habe sie teuer erkauft, sie gehört mir. Ich gebe sie keinem anderen. Eher töte ich sie."

„Das kannst du tun, und das täte wohl auch der erste beste Popolano. Ich dachte, du wolltest mehr als der erste beste, du wolltest überhaupt das Höchste sein, was ein Mensch sein kann: ein Künstler." Es lohte auf in seinen Augen, als er das Wort in weihevollem Tone sprach. „Wer ist aber noch je das Höchste geworden, ohne das Schwerste gelitten zu haben?"

Fiebernd vor Ungeduld hatte sein Jünger ihm zugehört: „Und weil Qualen zur Meisterschaft reifen, soll ich ihr wohl noch danken, die mir Qualen bereitet?" Er brach in ein Gelächter aus, so furchtbar und wild, daß Masaccio ihm entsetzt zurief: „Unglücklicher! Weine, heule, tobe — aber lache nicht!"

„Ich muß lachen," erwiderte der Jüngling, und dabei hob ein krampfhaftes Schluchzen seine Brust: „Es ist allzu komisch und allzu dumm! ... Sie begeht ein Verbrechen an mir, macht mich unselig — um selbst unselig zu werden. Mißhandeln wird sie dieser Montanini, wenn er ihrer satt geworden. Und das wird bald sein. Die Leidenschaft eines Zärtlings verraucht schnell. Jetzt schon — ich habe es bemerkt — will ihm manches, das sie tut oder sagt, nicht gefallen. Sie ist ein armes Dorfkind und aufgewachsen unter ihresgleichen; er ist ein seidenes, verwöhntes Herrchen. Jetzt freilich fliegt das Mißfallen nur an ihm vorüber, er gibt sich davon kaum Rechenschaft, liegt bald wieder auf den Knieen und lechzt nach einem Wort aus ihrem Munde

und stellt sich vor, wie das wäre, wenn dieser süße Mund den seinen küssen würde ... Aber dann ..." Er stieß einen markerschütternden Schrei aus. „O die himmlische, die vermaledeite Schönheit, die er für unsterblich hält!"

„Jeder Verliebte hält den Augenblick für die Ewigkeit," sprach Masaccio, „und ein Verliebter bist auch du."

„Ja, ja!" versetzte Antonio, „aber einer, bei dem die Liebe die Verliebtheit überdauert hätte. Ihre Schönheit war es, die mich zuerst bezwang, und dann allmählich war es ihr ganzes Wesen. Sie war's mit all ihrem Guten und Unguten, ihren Vorzügen und Fehlern. Und wenn eine Krankheit oder das Alter sie entstellt hätten, ich hätte sie immer gleich geliebt. Er aber — heute würde er sich von ihr wenden, wenn er sie sehen könnte, wie sie sein wird in zehn, in zwanzig Jahren ... Herrgott im Himmel," brach er plötzlich aus, „tu ein Wunder! ... Zeige sie ihm, beraubt von dem Glanz ihrer Jugend und ihrer Schönheit. Zeige sie ihm, wie sie in Jahren sein wird, bei ihm geworden, an den sie sich verkauft hat ..." Er stockte, trat einen Schritt zurück und stand wie gelähmt mit erhobenen, vorgestreckten Händen, mit weit geöffneten Augen, die, starr auf einen Punkt gerichtet, Unsichtbares zu erblicken schienen. „Seht, Meister! seht!" stöhnte er leise. Eine durchsichtige Blässe bedeckte sein Angesicht, es schimmerte wie erhellt von einem inneren Lichte. Den Meister überlief's. Unheimlich fast war der Anblick des Jünglings, der in Verzückung dastand. Was sah er? Wenn er malen könnte, was er jetzt sieht, es wäre eine Offenbarung ...

„Antonio!" schrie Masaccio ihn an. Da erwachte er, tat einen tiefen Atemzug und drückte wie ein Geblendeter beide Hände vor die Augen. Lange Zeit verging, bevor er sie wieder sinken ließ. Dann blickte er um sich, fragend, befremdet. Ein schweres Röcheln entstieg seiner Brust, und plötzlich lag er zu Füßen Masaccios und umklammerte schluchzend seine Kniee. „Dank!" preßte er hervor. „Dank, Lieber, Großer, Bester!

Dank für Euer Vertrauen, Eure Güte! Dank dafür, daß ich leben durfte in Eurer Nähe, daß ich Euch am Werke sehen durfte, sehen, wie ins Leben tritt, was nicht sterben wird. Dank! Dank!" Er ergriff die Hand des Meisters, küßte sie heiß und inbrünstig und stürzte aus der Stube.

Monat um Monat verging. Antonio ließ sich nicht mehr sehen, und alles Suchen nach ihm blieb vergeblich.

Bernardino führte seine Braut täglich zu seiner Mutter, und diese gefiel sich darin, ihre zukünftige Schwiegertochter in köstliche Gewänder zu kleiden, mit Schmuck zu behängen, mit ihr zu spielen wie mit einer Puppe.

„Deine Schönheit," sagte sie, „muß ins hellste Licht gesetzt werden, sie ist dir statt des Reichtums und des Adels. Sie soll unsere Entschuldigung dafür sein, daß wir dich in unser Haus aufnehmen und seiner Ehren teilhaftig werden lassen."

Dergleichen Reden wollten zwar Margherita nicht gefallen, doch sagte sie sich: Wenn eine hohe Dame sie hält, werden sie wohl die richtigen sein. Manchmal kamen Streitigkeiten zwischen den Brautleuten vor. Die Standesgenossen Bernardinos machten ihm Vorwürfe über die Wahl, die er getroffen hatte, teils aus Hochmut, teils aus Mißgunst. Wie kam der unbedeutende Junge dazu, das schönste Mädchen von Florenz heimzuführen? ... Da erschien er tief verstimmt bei seiner Braut und beklagte sich, daß er ihretwegen Tadel und Spott erdulden müsse.

„So laßt mich stehen und heiratet eine Ebenbürtige," erwiderte sie beleidigt. „Es wird unter den edlen Fräulein doch eine geben, die ebenso schön ist wie ich armes Bauernkind."

Sie wendeten sich im Groll voneinander, er aber kehrte nach jedem Zerwürfnis gar bald demütig und voll Reue zu Margherita zurück. Wenn er dann zärtlich werden wollte, sie in

seine hageren Arme schloß und ihren Kopf an sein begehrliches Herzchen drückte, lief es ihr eiskalt durch die Glieder, und sie entwand sich ihm, so rasch sie nur konnte.

Einmal, da er ihr in höchst gesteigerten Ausdrücken von seiner Liebe vorschwärmte, unterbrach sie ihn: „Schon gut! schon gut! Ich weiß, was ich zu halten habe von dieser großen Liebe. Wo wäre sie, wenn ich die Blattern bekäme und häßlich würde?"

Er war entsetzt: „Ihr werdet aber nicht die Blattern bekommen, der Himmel wird sich hüten, ein Meisterwerk, wie Ihr seid, zu zerstören."

„Früher oder später muß es doch geschehen," sagte sie voll Schadenfreude an der Bestürzung, in die er bei ihrer Prophezeiung geriet. „Wer nicht stirbt, wird alt, wer alt wird, wird häßlich. Ich werde dann mager sein und voll Falten wie Monna Pulcheria oder dick und unförmlich wie Eure Mutter."

„Schweigt!" rief er und stopfte sich die Finger in die Ohren. Er war im Innersten verletzt und dachte: sie hat das Gesicht und die Gestalt eines Engels, aber gar kein Zartgefühl.

Viel schlimmer noch, als seine Meinung von ihr, war die ihre von ihm. Im stillen nannte sie den Bräutigam einen kindischen Laffen und versteckte sich manchmal vor ihm in einem Winkel des Hauses, warf sich nieder, preßte das Gesicht auf den Boden und schluchzte: „Antonio, Antonio, komm zurück! Ich will deine Kniee umfassen, und du wirst mir verzeihen oder mich töten, und was du auch tust, ich werde dich segnen!" Ein paar Stunden später konnte sie dann wieder neugierig und beinahe vergnügt die Zurüstungen verfolgen, die zu ihrer Hochzeit getroffen wurden.

Madonna Isotta ahnte nichts von den häufigen Zwistigkeiten des Brautpaares. Sie hatte sich in den Gedanken verliebt, ihrer Vaterstadt Florenz die Verbindung des Adels und des Reichtums mit der Schönheit in einem wunderbaren alle-

gorischen Schaustück vorzustellen. Künstler und Handwerker wurden zu Rate gezogen und übertrafen sich selbst an glücklichen Einfällen und deren sinnreicher Ausführung. Margherita sah, wie die Gold- und Silberschätze des Hauses aus den Kellern und Schränken herbeigetragen wurden, um vor der schaulustigen und kunstsinnigen Menge ausgestellt zu werden. Sie sah die Landleute von den Gütern Montaninis in hellen Scharen einherziehen, um ihr beim Hochzeitsfeste zu huldigen. Und eines Tages mußte sie sich zur Probe das Brautkleid anlegen lassen, das Kleid aus weißem Damast, in dem sie zum Altare schreiten sollte ... Und dort würde sie einem Manne ewige Treue schwören, den sie in tiefster Seele heute schon betrog.

Der Gedanke, mit dem sie fast vertraut zu sein glaubte, trat ihr plötzlich wie ein neuer, fremder entgegen und erfüllte sie mit Grauen vor sich selbst.

Voll Sehnsucht, sich anzuklagen, Rat, Hilfe zu suchen, kam sie heim. Aber da war niemand, zu dem sie flüchten konnte in ihrer Seelenpein. Pulcheria wollte keine Klage hören. „Du hast aus eigener Machtvollkommenheit entschieden, von keinem beeinflußt, aus freiem Willen. Jetzt ist dein Wort gegeben, jetzt halte Wort," sagte sie.

Im stillen hoffte Margherita immer noch auf Antonio.

Es war vermessen; aber sie konnte nicht anders. Ach, sie liebte ihn viel mehr, als sie geahnt hatte, da sie seiner so sicher war! Sie hatte sich furchtbar getäuscht, als sie wähnte, ohne ihn leben und glücklich sein zu können. Jetzt erst begriff sie, was seine immer wache, ob zürnend oder schmeichelnd, immer gleich heiße Liebe ihr gewesen, und sie meinte: er muß es erraten, sein Herz muß ihm sagen, daß sie zur Einsicht gekommen ist ... Er will sie nur warten und schmachten lassen und sie strafen, wie sie es verdient. Im letzten Augenblick — daran glaubt sie, darauf baut sie — wird er kommen und sie vom Altar wegreißen. Und sie wird ihn küssen, wie sie ihn damals zum ersten- und letztenmal

geküßt hat, und wird ihm sagen: „Verzeih! ich wußte nicht, wie unaussprechlich lieb du mir bist ..."

Kommt er aber nicht, dann ... dann stehle ich mich fort vom Hochzeitsfeste, dachte sie, und — Herrgott im Himmel, verzeih mir, gebenedeite Jungfrau Maria, all ihr guten und lieben Heiligen, betet für mich! ... Dann renne ich, renne und stürze mich in den Arno!

Sich ihrem Vetter anzuvertrauen, wagte sie nicht. Masaccio war immer unzugänglicher geworden. Er hatte ihr nie einen Vorwurf gemacht, ihr aber sein Wohlwollen gänzlich entzogen. Wenn er ihr zufällig begegnete, blickte er sie so finster, so unerbittlich grollend an, daß sie voll Schrecken davonlief. Es war übrigens leicht, ihm auszuweichen, denn man sah ihn kaum noch zu Hause.

Er hatte die Arbeiten in der Brancacci-Kapelle abermals unterbrechen müssen. Neue und dringende Aufträge zwangen ihn dazu. Aber auch — das eiserne Müssen. Immer größer wurden die Anforderungen der Seinen an ihn. Arme Schüler riefen die Großmut des Meisters an, und er gab, wenn er hatte, was er hatte, gab ohne zu zählen.

„Ich habe nicht Zeit dazu," antwortete er der Pflegemutter, die oft nicht mehr wußte, wie sie die Gläubiger ihres Maso vertrösten sollte. Erbittert warf sie ihm seinen Leichtsinn vor und drohte ihm sogar mit der Hölle.

„In den vierten Kreis kommst du, Verschwender, dorthin, wo blinde Schuld ihren Lohn empfängt!"

Eine Reihe Tafelbilder, Predellenstücke, Altarwerke für verschiedene Kirchen waren unter der Hand des unermüdlichen Arbeiters entstanden, bevor er wieder, nach schwerer Trennung, mit verzehnfachter Liebe und Schaffenslust zu seinem Lebenswerk zurückkehren konnte. Dann mußte Pulcheria ihm das Essen in die Kapelle schicken; er verschlang es hastig auf dem Gerüst. Wenn er müde und erschöpft heimkam, suchte er sogleich sein Lager

auf und fiel in einen todähnlichen Schlaf. Sobald der Morgen graute, sprang er auf, kleidete sich rasch an und stürzte fort wie gejagt. Seine alte Freundin sah ihm oft seufzend nach. So eilig er ging, es war nicht der geschmeidige Schritt der Jugend, der ihn vorwärts trug, es war ein unsicheres Hasten. Die Gewänder schlotterten an seinem Leibe. In dünngewordenen Strähnen umflog das wirre Haar seinen mageren Nacken.

An Antonios Stelle war Filippo Lippi von Masaccio als Gehilfe angenommen worden. Sie malten zusammen an den Fresken in der Kapelle Brancacci, und Lippi suchte die Malweise des Meisters nachzuahmen, was ihm in Einzelheiten überraschend gelang.

Aber noch waren die Vorzüge, die er sich aneignete, mehr äußerliche als innerliche, noch spielte er mit der Kunst, die ihm bisher nur gnädig zugelächelt, deren Ernst er noch nicht geschaut. Überhaupt wußte der maßlos lebensfreudige Jüngling nichts von Ernst außer in einem: der Bewunderung für den Meister. Sie wuchs mit dem Verständnis für ihn.

Stundenlang konnte er müßig, die Arme gekreuzt, ihm zusehen, wie er den Pinsel führte. Als Masaccio ihn einmal mit geschwungenem Malstock zur Arbeit antrieb, empfing er ohne Zucken den kräftigen Schlag, der auf ihn niedersank.

„Ihr seid die Fackel, ich bin ein Funke," sagte er. „Was liegt der Fackel daran, ob einer ihrer Funken erlischt."

„Der eine Funke kann ein Licht entzünden, das die Welt erhellt; vielleicht gelingt dem Funken, was der Fackel mißlingt," erwiderte Maso Guidi.

Als er die Worte sprach, stand er vor seinem eben vollendeten Gemälde — der Zinsgroschen.

III.

Eines Morgens fand Masaccio den Platz vor der Kirche del Carmine ungewöhnlich belebt. Eine Menschenmenge hatte sich dort angesammelt, und einige Mönche redeten, die einen aufreizend, wie es schien, die anderen besänftigend, auf die Leute ein. Als Masaccio sich näherte, rief man ihm zu, ein Frevel, ein abscheulicher Frevel, sei begangen worden. Er hatte Mühe, aus dem Gewirr durcheinander schreiender Stimmen zu verstehen, daß es sich um ein Ärgernis erregendes Bild handle.

„Kommt, Meister! kommt und seht!" rief ihm ein junger Mönch zu. „Seht, was ein Kirchenschänder getan hat."

„Er hat, wie Euch und Euren frommen Malereien zum Hohne," fiel ein zweiter Karmeliter ein, „schamlos eine sinnbetörende Pinselei vor Eurer Kapelle ausgestellt."

„Ich wollte das Bild entfernen lassen," sprach ein ehrwürdiger, alter Geistlicher mit großer Glatze und schneeweißem Bart leise zu Masaccio, „es hatten sich aber schon Leute gefunden, die es bewunderten und gegen jeden, sogar gegen uns, leidenschaftlich verteidigten — Eure Schüler," schloß er vorwurfsvoll. „Kommt mit und seht zum Rechten."

Sie traten ein, und ihnen nach strömte die lärmende Menge.

Von weitem schon, als Masaccio die Kirche eilends durchschritt, leuchtete ihm ein Gemälde, das einige Mönche und einige seiner Schüler streitend umstanden, groß und herrlich entgegen. Ein Schrei der Freude entrang sich ihm.

„Zurück! zurück!" befahl er, flehte er die Menschen an, die ihm nachdrängten. „Dies ist ein Kunstwerk, ihr Leute!"

„Teufelswerk! verruchtes Teufelswerk!" riefen die Mönche, und hundert- und hundertstimmig klang es wieder: „Teufelswerk!" — „Ins Feuer damit, ins Feuer!" — „Verdammt, der es vollbrachte! Verdammt sein Urheber!"

„Auf den Scheiterhaufen mit ihm!" Männer und Weiber wetteiferten, steigerten sich in Ausbrüchen des Fanatismus.

„Verdammt auch, der es lobt und beschützt!" erscholl es aus dem Kreise der Mönche, und zornfunkelnde Augen richteten sich auf Masaccio und seine Schüler, geballte Fäuste erhoben sich gegen sie. Vergeblich rangen sie, der Anprall der Übermacht war zu heftig, ihr Kampf war verloren .. Da kam Sukkurs!

Aus der Sakristei stürzte Filippo Lippi, und ihm folgten einige Freunde, unter ihnen Paolo Uccello und Andrea del Castagno.

„Herbei! Herbei!" rief Guidi, „herbei, wer sich einen Maler nennt!" und im Laufe eilten sie dem Bild entgegen, dessen Gefährdung den Meister mit Herzensangst erfüllte.

Jetzt standen sie davor, umgaben es mit einem lebendigen Walle und hielten den Volkshaufen von ihm getrennt, dem der alte Mönch ruhig und eindringlich zusprach: „Hört das Urteil auch anderer Künstler, Männer und Frauen von Florenz. Hört das Urteil der Maßgebenden an, bevor ihr das eure vollzieht."

Einen Augenblick trat Stille ein. Gespannte Aufmerksamkeit richtete sich auf die Gruppe der Maler. Ihre Mienen verrieten die verschiedensten Empfindungen: Verblüffung, neidisches Staunen, reines Entzücken.

„Wer hat das gemalt?" fragte Uccello.

„Ich weiß es nicht, ich ahne es nur," erwiderte Masaccio.

Lippi sprach, und seinen Mund umzog ein seltsames Lächeln: „Auch ich ahne es. Ein Wunder, Freunde! Es ist ein Wunder!"

„Ein teuflisches!" fiel Andrea del Castagno unter dem lauten Beifall der Menge ein ... „Und Ihr," wandte er sich an Masaccio, „seid der Allerletzte, der diese Schamlosigkeit in Schutz nehmen darf. Gar zu nah geht sie Euch an."

„Schamlosigkeit? ... Was nennt Ihr so? ... Die Darstellung eines vollkommenen Weibes? ... Masolino hat sie angestrebt in der Eva dort, die Euch zur Andacht stimmt; hier

ist sie gelungen, hier hat einer erreicht, was uns allen unerreichbar war."

„Schamlosigkeit nenne ich, daß der eine gewagt hat, in diesem Triptychon die Perle von Florenz als Männerjägerin darzustellen. Der Satan hat ihm die Hand geführt bei diesem zur Sünde reizenden Farbenbacchanal... So malt kein christlicher Maler weibliches Fleisch..."

„Du Schönheitsblinder, aus dir spricht der Neid," unterbrach ihn ein junger Maler; aber er wurde nicht gehört, dem düsteren Castagno jauchzten sie zu.

„Recht habt Ihr! Recht! Vernichtung dem Satanswerke! Reißt es in Stücke!"

Masaccio und die Seinen wurden verdrängt, ein erster Faustschlag traf das Bild.

Da gellte ein Schrei. Messerscharf durchschnitt er die Luft. „Halt! Schonung! Erbarmen!" Ein Mensch — der Schatten eines Menschen — stürzte aus der Kapelle hervor: „Martert mich, tötet mich, aber verschont mein Bild!"

Erschöpft fiel er auf seine Kniee, sank zurück, wie vom Fieber geschüttelt zuckten seine Glieder, sein Atem ging schwer, die blanken Zähne klapperten. Das zerknüllte Hemd ließ den hageren Hals, die magere Brust sehen; staubbedeckt und zerrissen hingen die Kleider an ihm.

Beim Anblick dieser Jammergestalt waren die Leute zurückgewichen.

Masaccio hatte, im Zweifel, ob er auch recht sehe, geschwankt. Nun sprach er tief erschüttert: „Antonio!" beugte sich über ihn und sah ihm in die verglasten Augen: „Antonio, so kommst du mir zurück? Woher du Armer?"

Überstürzt und hastig war die Antwort und glich der Rede eines Irren. „Ich habe gemalt, gemalt! mein Bild gemalt und es Euch in den Weg gestellt, daß Ihr es seht und ganz Florenz,

daß jeder Einzelne sich daran betöre und in Verzweiflung sterbe, so wie ich!"

„Betören soll sein Teufelswerk, zur Verzweiflung treiben ... Er rühmt sich noch! Der Satan spricht aus ihm!" riefen die Mönche und suchten die fanatische Wut der Masse, die Staunen, Neugier, Mitleid einen Augenblick gedämpft hatten, von neuem anzufachen. Es gelang. In wilder Zerstörungslust stürmten die Aufgereizten auf das Bild ein.

Nun schien es verloren ...

Aber noch einmal staute die Menge. Aus der Reihe der Geistlichen selbst war der Heidengöttin ein Beschützer erstanden; Filippo Lippi deckte sie mit seinem Leibe vor den Andringenden. „Florentiner!" flehte er sie an, „dies ist ein Kunstwerk! Schön, wie euch noch keins dargebracht wurde. Achtung vor dem Kunstwerke, Florentiner, Freunde der Kunst!"

Die Kapuze war ihm vom Haupte zurückgeglitten. Sein liebliches Kindergesicht glühte, seine sonst so lachenden blauen Augen leuchteten in ernstem, edlem Feuer, sie überredeten und baten. An den erhobenen, ausgebreiteten Armen waren die weiten Ärmel herabgesunken. Wie Mädchenarme, so zart und weiß schimmerten sie, die den Kampf gegen Hunderte aufgenommen hatten. Die lichte, dünne Gestalt, die sich streckte, und auf die Fußspitzen stellte und größer zu werden strebte, und die junge Stimme, die reine, helle, die da predigte und beschwor — machten Eindruck auf die beweglichen Gemüter, besänftigten, gewannen. Der Novize fühlte es, sein Mut wuchs, eine zärtliche Liebe ergriff ihn für diese Aufgeregten, die ihnen Gehör schenkten, sich von ihm beschwichtigen ließen.

„Meine Florentiner!" schmeichelte er. „Kinder meiner Mutter Florentia! Eure Ehre ist meine Ehre, eure Schande zerreißt mir das Herz ... Schande wär's, dieses Bild zu zerstören. Seht es an, seht seinen Urheber an und glaubt mir — o glaubt! Nicht freveln wollen sie — sie flehen um Schutz.

Wurde jemals ein Heiligtum entweiht, weil ein Schutzflehender sich seiner Hut befahl? ... Schont dieses Werkes — es bringt euch neuen Ruhm, ruhmvolle Bürger von Florenz!"

Er schwieg, horchte gespannt in das Summen und Schwirren der Stimmen, das sich erhob, als er seine Rede beendet hatte.

„Was denn? soll es verschont werden?" fragten einige.

„Verschont, verschont," antworteten andere. Eine lebhafte Beratung begann, und einzelne Hochrufe auf Lippi ließen sich schüchtern vernehmen, wurden aber bald laut und zahlreich.

Er schickte sich an, noch einmal das Wort zu ergreifen. Die zürnenden, entrüsteten Mönche drohten dem Novizen und geboten ihm Schweigen.

Er gehorchte, er hatte sein Ziel erreicht, die Olympierin war gerettet.

Antonio stand auf und trat an ihn heran. „Dank!" preßte er hervor, und ein lang unterdrücktes Schluchzen brach aus seiner Brust.

Der alte Mönch ergriff seinen Arm. „Kommt," sprach er. „Ihr müßt Euch erholen, müßt ruhen."

„Nehmt ihn in Eure Obhut, Bruder," bat Masaccio, „sorgt für ihn, ich folge Euch."

„Nur noch mein Bild ansehen!" rief Antonio. „In solchem Lichte sah ich es noch nie."

Es war eine zauberhafte Beleuchtung, in der es prangte. Aus dem hohen Fenster in der Tiefe der Kapelle drang ein Sonnenstrahl, von Millionen glitzernder Pünktchen durchzittert, schräg herein und glitt über das Gemälde hin, wie ein verklärender Glorienschein.

Die sprachlos gespannte Aufmerksamkeit aller war darauf gerichtet. Die Mönche hatten die Kirche verlassen.

Masaccio verwandte kein Auge mehr von dem Werke seines Jüngers. „Dein Bild?" sagte er und schüttelte den Kopf. „Dieses Bild, diese drei Bilder, drei Phasen im Leben einer Frau, Morgen,

Mittag, Abend, die hast nicht du, die haben Naturkräfte gemalt — die Liebe, die Leidenschaft, der Haß ..." Langsam und schwer war die Rede seinem wortkargen Munde entquollen, allmählich kam sie in raschen, leichten Fluß: „Margherita, die darzustellen in ihrer Schönheit wir alle verzweifelten — da, auf deinem ersten Bilde, ist sie! da lebt sie! Ich sehe ihre zarte Brust sich heben, ich lese die Gedanken von ihrer klaren Stirn — noch sind sie unentweiht, noch lacht Kindesunschuld aus diesen strahlenden Augen ... Antonio — du Unglaublicher, das malt dir keiner nach — diese jugendliche Weichheit, diese blühende Kraft, diesen Schmelz der Farbe ... Sie hat ihrem Köcher einen Pfeil entnommen und legt ihn schüchtern und zagend auf die Sehne ihres goldenen Bogens ... ‚Send ich ihn ab?' fragt sie, ‚darf ich? soll ich?' Sie weiß noch nicht, daß sie muß, wie die Spinne spinnen, wie der Adler kreisen muß, daß es ihr Beruf ist, edles Wild zu jagen — Menschenwild. Hier aber, in ihrer zweiten Gestalt, da fragt sie nicht mehr — sie weiß. Die herrliche Knospe hat sich ganz erschlossen, die Verheißung ist Erfüllung geworden. Edler noch als in der Mädchenblüte erscheint die ausgebildete Pracht der Züge, der Gestalt. Dieses Bild hat die Leidenschaft gemalt, und es entflammt Leidenschaft. Halbgeleert ist schon ihr Köcher, ihre Pfeile fliegen, sie verdunkeln das Blau des Himmels ... So recht, Weib! Siegerin! — Ziele, triff! Verwunde, töte Hunderte, ehe du einen beglückst. Daß jeder hoffte, der eine zu sein, ist Seligkeit genug für den Erdensohn."

Er hielt inne. Ein Gemurmel der Unzufriedenheit, des Grimmes, hervorgerufen durch das dritte Bild, hatte sich erhoben. Man vernahm die Worte: „Abscheulich!" — „Mißbrauch der Kunst!" — „Verhängt das!" — „Tut es ganz weg!" — „Noch besser, verwischen! vertilgen!"

„Doch erst, wenn ganz Florenz es gesehen haben wird, nicht wahr, Freunde?" rief Filippo. „Greift nur in euer Herz, meine geliebten, schadenfrohen, in Zorn und Tränen noch lachenden

Florentiner, das größte Aufsehen wird nicht eures jüngsten Meisters erstes, nicht sein zweites, sein drittes Bild wird es erregen!"

Masaccio hatte die Arme verschränkt. Finster und gequält haftete sein Blick auf diesem dritten, den Menschen abstoßenden, den Meister zur Bewunderung zwingenden Bilde.

„Das Werk des Hasses!" sprach er langsam mit laut tönender Stimme. „Des Hasses, der einst Liebe war; ihr Kind und ihr Widerspiel. Das ist das heilige Licht der Schönheit in diesem Weibe bis auf den letzten Schimmer ausgetilgt ... Nicht mehr schön!" ... Es klang wie Trauern um ein Gestorbenes. „Und doch unverkennbar sie! ... Alles dahin, was sie reizvoll machte und begehrenswert, verwelkt die Blühende, entadelt die Königliche. Ins Gemeine heruntergezerrt, was wir angebetet haben ... Dein größtes Kunststück, Maler! Deine schnödeste Rache, verschmähter Liebhaber! Nichts lässest du uns übrig für die Gesunkene, nicht einmal den Bettelpfennig des Mitleids. Sie weiß es. Kein süßer Wahn umschmeichelt sie, Bitterkeit und Verzweiflung sind des Triumphliedes Ende. Sie hat ihrem Köcher den letzten Pfeil entnommen — er ist stumpf. Der letzten Enttäuschung wird sie ihn nachsenden ins Leere. Mit entnervtem Arm spannt sie den Bogen ... Du Schrecklicher! Hier hast du die Schönheit gemordet, die Liebe."

Antonio hatte jeden Laut, Lob und Vorwurf, dürstend eingesogen. Ein Echo dessen, was er in sein Werk hineingelegt, tönten ihm die Worte des Meisters entgegen. Alles Gute, alles Böse war von dem verstanden und nachgefühlt worden. Wie er wird die Welt es verstehen und nachfühlen, es wird ins Bewußtsein treten, ins Leben!

Und nun, als wäre die Rede Masaccios der Halt gewesen, an dem er sich aufgerichtet hatte, stürzte er, da jener schwieg, plötzlich zusammen.

Einige Stunden später war in der Stadt die Kunde verbreitet, daß ein junger, unbekannter Maler mit seinem Erstlingsbilde die Werke der großen Meister übertroffen habe. Das Gemälde sei zu Uccello gebracht worden, der ihm in seinem Häuschen eine Stube eingeräumt; dort könne man es sehen.

Traurig nur und ewig schade, daß dem Schöpfer der erstaunlichen Arbeit die ruhmreiche Zukunft nicht blühen werde, die ein solcher Beginn verheiße. Er lag sterbend im Kloster der Karmeliter. Jeden Augenblick konnte das Totenglöcklein sein Ende verkündigen.

Der Zudrang zu dem neuen Wunder der Kunst war ungeheuer. Nicht weniger allgemein aber als die Begeisterung, die es erregte, war der Tadel, den es erfuhr. So schnöde entstellen, wie auf dem letzten der Gemälde des Triptychons, hätte Antonio das Schönheitskleinod der Stadt nicht dürfen, die Braut des jungen Montanini.

Ein verlegenes Geflüster ging von Mund zu Mund, als man unter den Neugierigen, die in das Haus Uccellos gekommen waren, Bernardino und seine Mutter bemerkte. Sie hatten das Bildnis, das, Stadtgespräch geworden, das Hauptinteresse von Florenz auszumachen schien, auch sehen wollen. Nun standen sie davor — Bernardino ganz versteinert, Madonna Isotta wie aufs Haupt geschlagen. Ihre zukünftige Schwiegertochter hatte sich dazu hergegeben, als Diana auf der Männerjagd dargestellt zu werden. Schrecknis über alle Schrecknisse! Wußte sie denn nicht, daß damit jede Verbindung zwischen ihr und dem edlen und frommen Hause, in das sie als Herrin hätte einziehen sollen, abgeschnitten war? daß Bernardino den Besitz einer Frau, deren Schönheit in solcher Weise öffentlich zur Schau gebracht worden, verschmähen mußte und werde? Sagte ihr Gefühl ihr nicht, daß Isotta Montanini sie nie mehr an ihrer Seite würde sehen können ohne die schamvolle Empfindung: eine Entkleidete steht, geht, sitzt neben mir?

Bernardino hatte die beiden ersten Gemälde keines Blickes gewürdigt, er betrachtete nur das dritte unverwandt mit stieren Augen. In seinem Gehirn wirbelten die Gedanken, in seiner Seele die Gefühle durcheinander. „Mutter, Mutter!" stammelte er. „Wer hat mir das getan? ... Das ist entsetzlich, was man mir getan hat, Mutter ... Mir meine Braut so zu malen, ist entsetzlich, Mutter!"

Er sah Margherita in dieser Gestalt, reizlos, welk, alt, den Vorsitz führen an seiner Tafel, durch seine Säle wandeln, seine Gärten und die Balkone seines Palastes verunzieren ... Lachen würde man über ihn, lachen müßte er selbst über sich, der eine Popolana um ihrer Schönheit willen heimgeführt hatte. Eine Schönheit, die sich, wer weiß wie bald, in ihr Gegenteil verwandeln und ihm Grauen erwecken würde und Haß.

„Mutter — so wird sie werden," flüsterte er schaudernd. „Und — denkt nur, denkt! — sie weiß es, sie hat es mir vorhergesagt ... O Mutter! so wird sie werden und meine Frau sein ... O Mutter, warum habt Ihr zugegeben, daß sie meine Frau werde? Ihr durftet nicht!"

„Ich durfte nicht," erwiderte sie, in Tränen zerfließend, „du sagst es ... Ich gebe es nicht mehr zu, um keinen Preis geb ich's zu, mein armer Bernardino."

Das Bild Antonios lockte viele Käufer heran, doch war die Forderung, die Masaccio im Namen seines Schülers stellte, so hoch, daß sich die meisten enttäuscht zurückzogen. Um die Ehre des köstlichen Besitzes rangen bald nur noch einige reiche Edelleute und große Kaufherren. Jetzt schlug der Herzog von Ventimiglia alle aus dem Felde, indem er den Preis, den der Meister forderte, großmütig verdoppelte.

Als Antonio aus der Bewußtlosigkeit, in der er lange Zeit gelegen, erwachte, konnten seine gütigen Pfleger ihm sagen, daß er wohlhabend und berühmt geworden sei.

Der Herzog hatte öfter Erkundigungen nach ihm einholen lassen während seiner Krankheit; den Genesenden lud er zu sich in seine Sommerresidenz Setalla. Antonio sollte dort alles finden, was sein Herz begehren könne. Jede Sehnsucht seiner schönheitsdürstenden Seele sollte erfüllt werden an der Stätte, die wohl danach angetan war, ihm als die Verwirklichung eines Künstlertraumes zu erscheinen. Sie verdankte ihren Glanz einer Reihe hoch- und feinsinniger Fürsten und ein günstiges Schicksal hatte sie unversehrt erhalten, während die Greuel des Krieges sie rings umtobten.

„Schickt ihn mir," schrieb der Herzog an die Brüder, „daß er in Setalla wieder auflebe und Werke schaffe, die ihm und dem Hause, in dem sie entstanden sind, Ruhm bringen."

Als er kam, wurde er aufs beste empfangen und gewann die Männer durch seine Anspruchslosigkeit, seinen Ernst, die Frauen durch seine Schönheit und durch sein träumerisches und weltfremdes Wesen. Seltsam anziehend sprach etwas aus ihm: Ich war diesem Leben schon entrückt und muß mich erst wieder hineinfinden lernen.

Der Herzog und seine Gemahlin hatten ihren Hof zu einer Schule feiner Sitten und würdiger Geselligkeit gemacht. Sie hatten Gelehrte und Künstler herangezogen und ihnen durch großartige Gastfreundschaft gedankt für den Vorzug, sich ihres Umganges erfreuen zu dürfen. Seit dem Tode der Herzogin nahm ihre Tochter, die verwitwete Fürstin Judith Altoviti, die Stelle der ersten Frau am Hofe ein, und sein Glanz wurde durch sie noch erhöht.

Antonio bewunderte die Pracht und den durch die Kunst veredelten Luxus, von dem er sich umgeben sah. Von den Säulenhallen und weißen Marmortürmen des Schlosses bis zur Kleidung, in der jeder einzelne sein Äußeres zur höchsten Geltung brachte, alles köstlich. Das Leben, das mitzuführen er eingeladen war, so überreich! Der Verkehr zwischen auserlesenen Geistern

und hochgebildeten Weltkindern so schön! Was immer diese Menschen betrieben, den Dienst der Wissenschaft, eine schöpferische Tätigkeit, Gesang und Musik, Jagd und Vogelbeize oder bloßes Spiel — in allem strebten sie Vollendung an.

Bald nach der Ankunft Antonios hatte ihn der Herzog in einen Prunksaal geleitet, dessen Wände der malerischen Ausschmückung harrten. Vielgestaltig und farbenprächtig sollte auf ihnen der Einzug der Königin von Saba in Jerusalem dargestellt werden und die Personen des Gemäldes treue Abbilder der Angehörigen des Schloßherrn, seiner Gäste und Hofleute sein. Die Aufgabe war lockend, und ohne Zögern bejahte Antonio die Frage, ob er sie übernehmen wolle. Er blieb den Morgen über im Saale, betrachtete den Raum, welchen zu beleben seiner Kunst zugetraut wurde, ermaß die Größe der Anforderung und fühlte sich von ihr bedrückt.

Munter und laut drangen Zurufe, drang Rosseschnauben und Degenklirren zu den Fenstern herauf. Unter ihnen befanden sich die Spielplätze und die Fecht- und Reitschule. Da wurde der Ball geschleudert, da wurde nach dem Ziele geschossen, da übten sich die jungen Leute im Wettlauf, im Ringen und Springen, im Fechten und in kühnen Reiterkünsten und kämpften um den Sieg im Spiele wie um einen höchsten Triumph.

Lange stand Antonio und betrachtete sie mit einer Teilnahme die sich bis zum Entzücken, bis zu leidenschaftlichem Neide steigerte. Jeder Blutstropfen in ihm wallte, seine unverbrauchte Kraft schrie nach Betätigung.

Die nächsten Tage fanden ihn auf dem Plane als eifrigsten Schüler der Fecht- und Reitlehrer und unermüdlich in der Pflege ritterlicher Übungen. Er überraschte alle durch seine Gewandtheit, seinen Mut.

Im Saale wurden die Wände zur Bemalung hergerichtet, die Gerüste aufgeschlagen, indes der Maler Antonio vergessen zu haben schien, daß er nach Setalla gekommen war, um da

seinen Beruf auszuüben. Sein edler Wirt mochte ihn nicht mahnen, ein innerer Antrieb fand sich nicht ein. Ihm war es recht, er scheute ihn wie die Krankheit, wie das Übel. Die glänzenden Fertigkeiten, die er sich aneignete, die Vergnügungen, denen er sich hingab, berauschten und erlösten ihn wenigstens stundenlang von einer fressenden Pein: der unüberwindlichen Sehnsucht nach Margherita. Glühend erfüllte ihn der Wunsch, zu erfahren, ob sie ihm fluche, ob sie in einer neuen Liebe Trost gefunden habe, oder sich vor den Augen der Menschen und ihrer Neugier verberge. Ob sie die Schmach und Erniedrigung, die er ihr angetan, ganz empfinde?

Selbstquälerisch antwortete er sich: Was Schmach — was Erniedrigung! Die kommen nicht an sie heran. Ihre Schönheit ist ihr Schild. Ihre Schönheit behütet ihre Schuld vor Strafe. Auch von ihr hält die zypriſche Göttin die Rache fern wie einst von der treubrüchigen Helena. Aber doch nur die gewalttätige Rache. Vor der still nagenden Pein erlischt ihre Macht. Die bleibt dir nicht erspart, Margherita! sagte er sich zu kümmerlichem Troste. Wo du auch weilst, überallhin wird der Glanz meines Ruhmes dringen und der Klang meines Namens dich verfolgen. Und wenn auch die Liebe erloschen und nicht mehr verwundbar ist, durch deine verletzte Eitelkeit wirst du leiden. Du wirst andere Frauen in meinen Werken verewigt sehen und ermessen, welch ein Glück du verscherztest. Über alle Fürstlichkeiten hätte ich dich erhoben, mit dem Erfolg wäre der Reichtum mir zugeflossen. Ein Palast, wie dieser ist, wäre deine Wohnung gewesen, ich hätte dich in Sammet und Seide gehüllt. Auf goldgestickten Schuhen wärest du durch Zaubergärten gewandelt, eine Halbgöttin — mein Weib, das Weib des Einzigen, der das Geheimnis besaß, deine Schönheit im Bilde wiederzugeben, und sie in allen Gestalten, in denen die Frau auf Erden unsterblich geworden ist, der Nachwelt erhalten hätte; als Venus und Andromache, als Cornelia und Madonna ...

Einmal nach langer Zeit nahm er den Stift zur Hand und versuchte wieder die geliebten Züge nachzubilden. Aber sie wollten sich nicht gestalten lassen. Am nächsten Tage ging es nicht besser und in allen folgenden Tagen nicht, und immer ließ er entmutigt von der Arbeit ab, die immer mißlang. Endlich erwachte der Eigensinn, narren mochte er sich nicht lassen. War nicht die Kunst seine Dienerin? hatte er sie nicht unterworfen? sein Können hatte zu kommen, wenn er es rief.

Er zeichnete rasch, heftig, mit fliegendem Stift, und was entstand, war eine Verzerrung. Er zerriß das Blatt und trat es mit Füßen.

Am Abend dieses Tages wurde ein Fest bei Hofe mit Musik und Tanz gefeiert, und Antonio bemühte sich, seine Seelenqualen hinter übermütiger Lustigkeit zu verbergen. Er riß viele mit und täuschte alle — nur eine nicht. Die Fürstin Judith Altoviti trat auf ihn zu, legte die Finger auf seinen Arm, sah ihm fest und zutraulich ins Gesicht und fragte: „Was ist Euch, Venesco?"

Von Anfang an hatte sie ihn mit Auszeichnung behandelt, und er hatte sich mehr zu ihr hingezogen gefühlt als zu einer der jugendlichen Schönheiten in ihrer Umgebung.

Die Fürstin war eine gebietende Erscheinung, eine blonde Italienerin, groß, von fast allzu üppigen Formen. „Nicht eigentlich schön, aber unwiderstehlich," hieß es von ihr. Sie flößte heftige Leidenschaften ein, obwohl sie nicht mehr in der Blüte der Jugend stand. Ihre angeborene Liebenswürdigkeit gewann ihr die Herzen im Fluge, ihr edles Wesen, ihr Geist sicherten ihr den Besitz der raschen und leichten Eroberungen. In ihrer ersten Ehe hatte sie kein Glück gefunden und, eine zweite einzugehen, sich bisher nicht bewegen lassen. Endlich — kurz vor Antonios Ankunft — schien sie ihren Sinn zu Gunsten eines neuen Freiers, des ruhmvollen Feldherrn Alfonsos von Aragon, des Grafen Del Nero, geändert zu haben.

Ihr Vater, ihr Bruder Camillo, der mit stolzer Zärtlichkeit an der älteren Schwester hing, wünschten sehnlich diese glückverheißende Verbindung und begannen schon eine beschlossene Sache in ihr zu sehen, als Judith ihr Benehmen gegen den ernsten und feierlichen Bewerber änderte. Sie brachte seinen Gesprächen nicht mehr das frühere Interesse entgegen und fand selten noch für ihn ein schmeichelhaftes Wort.

Es fügte sich, daß der Graf, wie viele andere, Zeuge war der unbefangen gütevollen Art, in der die Fürstin Antonio gefragt hatte, was ihm sei.

Camillo sah die richtende Miene, mit der Del Nero den nichtssagenden Vorfall beobachtete, und ihn verdroß die Regung kleinlicher Eifersucht in dem hochstehenden Manne. Er war aber auch unzufrieden mit seiner Schwester. Sie hätte, meinte er, Rücksicht nehmen müssen auf des Grafen ihr wohl bekannte Empfindlichkeit.

Der Tanz war zu Ende, die Musik verstummt, und die Gesellschaft strömte in den Garten.

Das Parterre vor dem Schlosse, ein großes architektonisches Blumengemälde, war von Hunderten von Fackeln beleuchtet. Am dunkelblauen Himmel glitzerten die Sterne. Leise Lüftchen, durchwürzt vom Dufte der nahen Zypressen-, Granaten- und Orangenbäume, strichen kühlend über heiße Stirnen, glühende Wangen.

Damen und Herren nahmen im Kreise Platz vor einem Hemizykel, in dessen Mitte ein durchsichtiger Wasserschleier fast unhörbar vom Haupte einer Amphitrite in den Muschelwagen niederglitt, in dem sie, ihre Delphine lenkend, stand. Vor dem schneeigen Götterbilde saß auf einer teppichbelegten Marmorbank Judith zwischen Del Nero und ihrem Bruder, und ihr zu Füßen hatte sich Cintia gelagert, ihre Lieblingsdame und ihr Widerspiel, klein, schwarzgelockt und lebhaft.

„Spielen wir Decameron, erlauchte Frau!“ rief sie der Fürstin

zu. „Ihr seid Pampinea, die Königin, und befehlt einer oder einem von uns, eine Novelle zu erzählen; je lustiger, um so besser!"

„Das wäre Eure Sache, Graf," wandte die Fürstin sich lächelnd an Del Nero, der, statt auf ihren Scherz einzugehen, ablehnend erwiderte:

„Ihr seid vom Gegenteil überzeugt, Madonna."

„So führt meine Überzeugung ad absurdum!"

„Schon der Versuch erschiene mir frevelhaft."

Die Reden waren harmlos, doch herrschte in ihnen ein gereizter Ton. Camillo fiel ein: „Del Nero ist nicht aufgelegt, eine lustige Novelle zu erzählen oder zu hören. Ich schlage eine Disputa vor über den Einfluß der Gestirne auf unser Schicksal."

Alle waren einverstanden, alle stimmten bei; nur Del Nero schwieg.

„Da seid Ihr in Euerm Elemente, Lionardo. Ihr redet pro, Ihr beginnt."

Judith hatte einen ältlichen Mann angeredet, eine schmächtige Figur, in dunklen Sammet gekleidet. Es war ein gelehrter Humanist, den die eingesogene ciceronische Weisheit nicht vor Aberglauben und nicht vor der Torheit bewahrte, nach einem unerreichbaren Besitz, dem der Fürstin, zu streben.

„Über den Einfluß der Gestirne. Beginnt! beginnt!" wiederholte Cintia und unterdrückte ein leichtes Gähnen.

Lionardo erhob sich, lüftete sein Barett vor der Herrin und schickte sich eben an zu sprechen, als sie ausrief: „Halt! halt! Es ist jemand unter uns, der Euch vielleicht nicht hören will. Ihr, Graf," sagte sie, dieses Mal unverhohlen spöttisch, zu Del Nero, „obwohl Ihr als großer Condottiere eigentlich nicht zweifeln solltet, daß unser Schicksal in den Sternen geschrieben ist."

Er zögerte mit der Antwort. Er richtete seine tiefliegenden Augen fest mit eindringlicher Frage auf die ihren. Sie hielten groß geöffnet, stumm und kalt seinen Blick aus.

„Ich zweifle nicht, noch glaube ich," sprach er. „Ich bin auch in diesem Punkte ein Verzichtender. Mögen die Sterne für anders Geartete eine Sprache haben, mir schweigen sie."

Am nächsten Tage war er abgereist, und kurze Zeit darauf kam die Kunde nach Setalla, daß er sich mit einem jungen, schönen Edelfräulein verlobt habe.

Der Herzog verbarg seine Enttäuschung hinter dem Scheine äußerer Gleichgültigkeit. Camillo überhäufte die Schwester mit Vorwürfen. Er verwünschte ihren Wankelmut und den Leichtsinn, mit dem sie einen Ehebund von sich gewiesen, der dem Hause zur Ehre gereicht und ihm neuen Reichtum zugebracht hätte.

Doch hielt er Judith viel zu hoch, um in die Neckereien einzustimmen, deren Gegenstand sie nun wurde und die sie ergötzten, statt sie zu verdrießen.

„Super-superklug ist Del Nero!" sagte Lionardo. „Statt zu verzweifeln, heiratet er. Ein Adonis wurde ihm vorgezogen, er sucht Trost in den Armen einer Grazie."

Die Fürstin lachte, sie ging mit großartiger Gelassenheit auf die Scherze ein, die über ihre unverhohlene Bevorzugung gemacht wurden. Sie wies kurzweg die Vorwürfe einiger Mißgünstigen und Neider ab: „Seid so schön wie der Jüngling aus Ariccia, habt so viel Talent wie er, und ihr sollt durch mich dieselbe Auszeichnung erfahren."

Einmal war sie seinetwegen von der Jagd fern geblieben. Sie hatte die Verstimmung bekämpfen wollen, deren Beute er war, und das rechte Mittel dazu gefunden: gute, kluge Worte, die ihm einleuchteten und wohl taten. Sie nahm seinen Arm, und sie schritten über die von Rasenbändern eingefaßten Wege vor dem Schlosse dem dichten, dunklen Laubgange zu, der zur Pineta führte. Seine Wände aus Buchs und Steineichen beherbergten in ausgeschnittenen Nischen edelschlanke Marmorgestalten.

Die Fürstin deutete zu einer von ihnen, einem Adonis, empor. „Wißt Ihr," fragte sie, „daß man Euch mit dem Namen dieses Lieblings der Venus bezeichnet?"

„Man quält mich damit," erwiderte er.

„Quält Euch? Ist es kein Glück, mit dem Schönsten verglichen und bewundert zu werden?"

„Ich wollte, es gäbe an mir nur eines zu bewundern — den Maler. Ich wollte," brach er aus, „ich wäre ein Scheusal und könnte malen wie Masaccio!"

„Habt Ihr ihn nicht schon übertroffen?"

„Er hat es behauptet, und die andern haben es ihm nachgeredet ... Masaccio übertroffen — den Schöpfer einer neuen Welt! Mit einem armen Bilde, einem einzigen, bei dem es vielleicht bleiben wird.

„Welche Drohung! So plant Ihr Untreue an Eurer Kunst?"

„Ich — an ihr? ... Sie hat sich von mir gewendet, ich weine, schmachte, sehne mich nach ihr."

All und alles, was ihn bedrückte, sprudelte er in verworrener Rede hervor. Er schüttete sein ganzes schweres Herz vor ihr aus, und das ihre schlug, während er sprach und sie ihm mitfühlend zuhörte, heftig und beklommen.

Sie waren an einem der köstlichsten Aussichtspunkte des Gartens angelangt. Eine Steinbalustrade begrenzte hier seinen steil abfallenden Rand. Aus dem Erdreiche ragten Felsstücke hervor, und zwischen ihnen strömten rauschende Kaskaden hinab, tief unten im Wiesengrunde drei Teiche bildend, kristallklar, in Marmor gefaßt, von hehren Götterbildern umgeben. Eine Landschaft, in der klassische Kunst die Natur zum Garten gemacht, breitete sich in der Ferne, auf dem nahen Abhang ein Meer von Wipfeln und Baumkronen, und der sanfte Wind, der über sie hinstrich, trug ihre feinen und edlen Düfte herauf wie einen Opfergruß.

Die Fürstin hatte sich unter eine Riesenkastanie auf eine der

Steinbänke gesetzt, die das Geländer abschlossen. Antonio lehnte an ihm, die Wange in die Hand des aufgestützten Armes geschmiegt, und sah finster und unbeweglich zu den brausenden Wassern nieder.

Eine leise und unsichere Stimme, die nach langem Schweigen seinen Namen sprach, weckte ihn. Erstaunt wandte er sich und begegnete dem Blick zweier tiefblauer Augen, der unaussprechlich liebevoll auf ihm ruhte.

Das Blut schoß ihm ins Gesicht. Was dieser Blick deutlich sagte, war ihm schon mehr als einmal durch den Sinn geflogen als kaum eingestandene Frage, die er mit herber Selbstverhöhnung von sich gewiesen.

Freude, Stolz, geschmeichelte Eitelkeit flammten in ihm auf. Er machte einen raschen Schritt auf die Fürstin zu ... doch schon hatte der Ausdruck ihrer Züge sich verändert. Sie warf den Kopf etwas zurück, sah an Antonio vorüber in den Schatten der Bäume und schien dem zärtlichen Gesang einer Drossel zu lauschen.

Ihre Stimme hatte wieder den gewohnten tiefen und sicheren Klang, als sie sprach: „Setzt Euch zu mir. Wir wollen von ernsten Dingen miteinander reden. Ich habe einen Auftrag meines Vaters an Euch zu bestellen. Er fragt durch mich an: wie steht es mit den Skizzen zu den Fresken, mit denen Ihr den Festsaal schmücken wolltet? Mein Vater will Euch nicht mahnen. Ihr kennt seine rücksichtsvolle Art. Doch versprach er sich und anderen so viel von diesen Bildern, sah im Geiste sie schon meisterlich von Euch ausgeführt. Wir alle," fuhr sie fort, da er schwieg, „wir alle dachten: Antonio, kaum wiederhergestellt, wird sich über die Arbeit stürzen wie ein Löwe. Statt dessen übt Ihr Euch in ritterlichen Spielen und nehmt den Pinsel nur zur Hand, um immer von neuem das Bild Eures ungetreuen Liebchens hervorzuzaubern. Kein Wunder, daß Eure große Geliebte — die Kunst — dazu nicht lächeln will. Laßt das gelten, junger

Freund, laßt meine Weisheit gelten und auch meine prophetischen Worte: Ihr werdet die Fresken im Festsaale malen und uns die schöne Königin, die an der Spitze eines glänzenden Gefolges im Gepränge ihrer Reichtümer auszog nach Erkenntnis, herrlich und unübertrefflich darstellen."

„Wäret Ihr doch nicht eine schöne Fürstin, sondern eine alte Sibylle, daß ich Eurer Prophezeiung Glauben schenken könnte!" rief Antonio. Er hatte versucht, es leichthin zu sagen, doch entrang sich ein schneidender Schmerzenslaut seiner Brust und verriet, was in ihm vorging.

„Mut!" sprach die Fürstin, und er beugte sich und drückte seinen Mund auf ihre Hand, die sich auf die seine gelegt hatte. Sein Kopf wurde festgehalten, als er ihn wieder erheben wollte, weiche Lippen näherten sich seinem Ohr und flüsterten: „Könnt Ihr nicht vergessen, Antonio? Vergessen hieße frei sein, wieder erwachen zur Schaffensfreude und schwelgen in Schaffenskraft. Vergeßt! Euer Können geht unter in Träumen und Sehnen. Vergeßt! Es gibt noch andere Frauen außer Margherita, unkluges Kind, das den Himmel haben könnte und immer nur nach einem versunkenen Stern ausblickt."

„Das den Himmel haben könnte?" wiederholte er und ließ sich auf die Kniee vor ihr niedergleiten.

„Den Himmel haben und in den Himmel versetzen, statt zu leiden und leiden zu machen."

„Wodurch leiden, Madonna? Antwortet mir! Ihr verwirrt mich, Ihr macht mich wahnsinnig, ich weiß nicht mehr, was ich rede — wodurch leiden?" Mit Scheu, mit aufflammendem Entzücken sah er sie an, und sie zog ihn an sich, strich ihm die Haare aus der Stirn und ließ die Hand auf ihr ruhen, und der glaubte, ein leises Beben dieser Hand und das Fliegen ihrer Pulse zu fühlen.

„Ich will Euch nicht wahnsinnig machen, ich will Euch heilen," sprach die Fürstin, sich mühsam zu überlegener Gelassenheit

zwingend. „Eurer Kunst und damit dem einzigen, das Euch beglücken kann, will ich Euch wiedergewinnen. Morgen, Antonio, versucht Ihr einmal eine andere als Margherita, versucht Ihr mich zu malen, als eine der Gestalten im Zuge der Königin von Saba."

Immer näher hatte sie sich ihm zugeneigt, indes sie redete, und in einem heißen, langen Kuß begegnete nun ihr Mund dem seinen. Antonio umfing sie wonneberauscht.

„Als die Königin selbst will ich Euch malen!" rief er. „Eure goldenen Haare, Euer schimmerndes Antlitz sollen alles übrige verdunkeln... Aus Euren Augen soll Euer hoher, herrlicher Geist leuchten, als die Seele der Welt will ich Euch malen, durch die alles atmet, Farbe, Licht und Leben erhält."

„Nicht so, nicht so," unterbrach sie ihn. „Eine im Zuge will ich sein, nicht mehr. In Euerm Bilde darf sich nicht verraten, was unser tiefstes Geheimnis bleiben muß. ‚Schweigen und Vorsicht' heißen die Hüter unseres Bundes. Niemand darf eifersüchtig gemacht werden, Eifersucht sieht zu scharf... Und vor allem darf Camillo nicht ahnen..."

Ein Schauer durchrieselte ihren Leib; mit unaussprechlicher Zärtlichkeit drückte sie den Jüngling an ihre Brust: „Er würde dich töten, du mein geliebtes, schönes, törichtes Kind!"

Und hingerissen und geblendet von seinem unbegreiflichen, märchenhaften Glück in den Armen des königlichen Weibes, dachte Antonio mit knabenhaftem Triumphe: Wenn sie wüßte! wenn Margherita wüßte! —

Als die Fürstin am nächsten Tage zur ersten Sitzung in den zur Werkstatt umgewandelten Saal kam, wurde die Aufregung in die ihr Erscheinen den Maler versetzte, von ihrem Gefolge bemerkt und belächelt. Wie bewegt war der Arme! Wie schüttelte ihn das Schaffensfieber! Die Künstlerschaft, man muß es gelten lassen, hat ihre unbequemen Seiten.

Über die Haltung, die Stellung, die Judith einnehmen sollte, wurde lange beraten; Antonio ließ sie den Kopf heben, senken, zur Seite neigen, die Augen auf den, auf jenen Gegenstand richten. Er vermochte keinen Entschluß zu fassen, sah sie ganz verzückt an und geriet in Bestürzung, wenn ihr strafender Blick seinem Verzeihung erflehenden begegnete. Die Fürstin selbst bestimmte endlich, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf eine Kopie der Himmelfahrt Johannes des Evangelisten von Giotto, die seitwärts an der Wand hing, richten wollte. Ihre Begleiterinnen forderte sie auf, sie zu unterhalten, während Antonio zeichnete, ihr vorzulesen, zu singen, zu musizieren. Er wußte kaum, was um ihn her vorging, sah nur sie, empfand nur die berauschende Nähe der Herrin und Gebieterin, die ihn vor wenigen Stunden ihren Herrn und Gebieter genannt hatte. Er saß wie betäubt vor seiner Staffelei, und als ein neugieriges junges Mädchen sich zu ihm schlich, und ihm bei der Arbeit ein wenig auf die Finger sehen wollte, wurde er böse und erklärte, niemand den Anblick des Bildes zu gestatten, bevor es vollendet sei.

„O Venesco, Lieber!" rief die Fürstin, „mich werdet Ihr doch ausnehmen von diesem grausamen Verbote!" Sie erhob sich und trat hinter Antonio und sah auf der Tafel nur ein wüstes Durcheinander, ein Wirrsal von Strichen. „Nehmt Euch zusammen," flüsterte sie ihm zu. „Wollt Ihr mich heute schon verraten?"

Ihre Worte brachten ihn zu sich. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft begann er zu zeichnen. Seine Anfänge kamen ihm in den Sinn, er gedachte seiner ersten Lehrzeit bei Masaccio und hatte die Empfindung eines halbblinden, tastenden Lehrlings; er zog seine Linien langsam und — stümperhaft, fühlte er. Der Kopf, der da entstand, war der einer zierlichen Puppe und ähnelte kaum von fern dem edlen Kopf der Fürstin.

Sie jedoch, als sie den Entwurf sah, war überschwenglich im Lobe. Sie fand sich zwar sehr geschmeichelt, meinte aber: „Ich

werde sterben, mein Bildnis wird leben, um so besser, wenn das Dauernde die verschönerte Gestalt des Vergänglichen ist."

Als das nichtssagende Gesicht Farbe bekam, steigerte sich die Zufriedenheit der Fürstin mit dem Werke Antonios, und ihre Umgebung, gewöhnt, ihr Urteil dem der kunstverständigen Frau zu unterwerfen, wagte keinen Widerspruch. Bald wurden den Arbeiten des jungen Malers alle Vorzüge zugestanden, die die Augen der Liebe in ihnen entdeckten. Er begann außer einem zweiten Bilde der Fürstin, dieses Mal in ganzer Figur, die Bilder der meisten Hofherren und Hofdamen zu malen und erntete so viel Bewunderung, daß er sich dem Glauben, sie zu verdienen, nicht mehr verschloß. Schon empörte es ihn, wenn ein Unüberzeugter schwieg, ein Unbeirrter fragte: „Warum werdet Ihr Euch selbst untreu und behaltet Eure frühere Malweise nicht bei? Warum verfolgt Ihr nicht Eure so glorreich betretenen Pfade?"

Der Herzog hielt mit seiner Meinung zurück, hatte sich noch immer nicht für einen der Entwürfe zu den Fresken entschieden, die Antonio ihm vorlegte. Dafür aber verging kein Tag, an dem er der männerjagenden Diana nicht neue Bewunderung zollte.

Er hatte sie in einer ehemaligen Kapelle aufstellen lassen, zwischen der Werkstätte und der Galerie, die zu seinen eigenen Gemächern führte. Der halbrunde Raum mit den hohen Fenstern war mit graugrünen Vorhängen und Stoffen verkleidet und bildete eine Art Heiligtum, das den Schatz des Hauses verwahrte und nur in Begleitung des Herzogs oder Antonios betreten werden durfte. Dieser aber begann sein Werk zu hassen, wie er das Werk eines verabscheuten Rivalen gehaßt hätte. Es beirrte, es machte blind für den Wert seiner jetzigen Schöpfungen, die ihm nun doch als die höheren und reiferen erschienen.

Und als die höheren und reiferen wurden sie auch von ihr erklärt, die er auf seinen Knieen verehrte, für die er eine flammende und grenzenlose Dankbarkeit empfand, von der teuren

Frau, die ihn ins Leben eingeführt hatte, an deren Herzen er herangereift war vom Jüngling zum Manne.

In einem Taumel des Selbstbewußtseins lebte er dahin, schuf hastig Bild auf Bild und wies jeden Zweifel, der in ihm aufsteigen wollte, gewaltsam von sich. Die Werkstätte hatte sich allmählich in einen Gesellschaftsraum verwandelt, in dem die Fürstin Hof hielt, Besuche empfing, Sänger und Musiker einlud, sich hören zu lassen. Regelmäßig kam auch Camillo, trieb Kurzweil mit den jungen Mädchen und Frauen, forderte einen der Männer zu einem Waffengange heraus, in dem er stets Sieger blieb unter dem lauten Applaus der Damen. Dann neigte er die schlanke, geschmeidige Gestalt vor ihnen, lachte sie an und dankte, daß sie doch auch noch für ihn unbedeutenden Menschen, der nicht einmal eine Spinne porträtähnlich malen könne, etwas Teilnahme übrig hätten. Mit gekreuzten Armen ging er von einer der Skizzen und Malereien zur andern, betrachtete sie, nahm eine gewollt wichtige Miene an, nickte feierlich und empfahl sich schweigend.

Die Fürstin litt nicht weniger als Antonio unter diesem zur Schau getragenen Hohne. Sie machte ihrem Bruder Vorstellungen: „In deinem Benehmen liegt eine Mißachtung, die Venesco schwer erträgt."

„Hat er sich beklagt?"

„Das nicht, aber sieh ihn doch nur an. Was in ihm vorgeht, kannst du auf seinem Gesichte lesen."

„Wenn mir aber der Sinn nicht steht nach der Lektüre? Wenn ich diesen Menschen überhaupt fortwünsche aus meinen Augen? Bald jährt sich der Tag, an dem er nach Setalla kam, um es durch Kunstwerke zu bereichern. Wie lange wird er noch zögern, an seine Aufgabe zu gehen?"

„Als ob er nicht längst begonnen hätte!"

„Womit? Soll das ernste Arbeit sein, die Puppengesichter, die er pinselt bei Spiel und Musik? Es scheint ihm nicht der Mühe

wert, seine Kunst bei uns auszuüben; er geht hier nur seinen Freuden nach." Durchdringend blickte er Judith an. „Ich weiß nicht, ob es dir angenehm sein wird, zu hören, daß heute sein Zimmer leer, sein Bett unberührt gefunden wurde, als ich vor Morgengrauen zu ihm schickte und ihn fragen ließ, ob er mit mir zur Jagd nach Cascina ausreiten wolle."

Die Fürstin verfärbte sich, behielt aber ihre stolze Fassung. „Er ist kein Mönch und wird Abenteuer haben so gut wie du und wie ihr alle."

„Mag er! Nur das Haus zu verunehren hüte er sich."

„Woher vermutest du, daß er es tut?"

„Es fehlte kein Pferd im Stalle, der Pförtner hat seit gestern das Tor nicht aufgeschlossen."

„Das beweist mir nichts." Sie zuckte die Achseln, sie brach das Gespräch plötzlich mit kalter Miene ab. Doch hatte sie von dieser Stunde an ihre Seelenruhe eingebüßt. Der Verdacht war da, umgab sie, erfüllte sie mit Bangen. Vermochte sie's dem Geliebten zu verbergen, und — wie lange noch? Gepeinigt ging sie mit sich selbst zu Rate; da kam Botschaft von Antonio, der sie in die Werkstätte bitten ließ. Zugleich wurde ihr durch einen Abgesandten ihres Vaters gemeldet, Gentile da Fabriano sei in Setalla eingetroffen.

Der Künstler befand sich auf der Heimreise von Venedig, wo er reiche Lorbeeren geerntet hatte. Sein Wandgemälde: ‚Die Seeschlacht zwischen den Flotten der Republik Venedig und des Kaisers Friedrich Barbarossa' war vom Senat mit der Verleihung eines Jahresgehaltes und der des venetianischen Patriziats belohnt worden.

In dem Arbeitssaale herrschte ein lebhaftes Treiben. Die Herren und Damen waren beschäftigt, ihre Bilder an den Wänden und auf den Staffeleien in neue Ordnung zu hängen und zu rücken. Unter Streiten und Scherzen verlangte jedes für sein Konterfei den besten Platz, das günstigste Licht.

Antonio kam der Fürstin mit raschen Schritten entgegen. „Gentile da Fabriano ist hier," sagte er und flocht nur für sie verständlich ein: „Das Messer schon gezückt, das mir ins Herz gestoßen wird. Er kann für den Schüler Masaccios kein Wohlwollen übrig haben. Zu verschieden sind seine Wege von denen meines Meisters. — Der Herzog," fuhr er laut fort, „bringt ihn hierher. Wollt Ihr die Gnade haben, Fürstin, Eure gestrige Stellung wieder einzunehmen. Wir bilden den Zug, wie es bestimmt gewesen, und werden dann Gentiles Meinung hören."

Nun entstand ein lustiges Durcheinander von Stimmen und ein Drängen und Schwirren:

„Das war gestern mein Platz!"

„Nein, der meine!"

„Ich stehe neben der Fürstin!" rief Cintia.

„Immer Ihr! Gönnt einmal einer anderen den Vorzug!"

„Gut, da will ich selbst der Mittelpunkt einer Gruppe sein. Euern Arm, Camillo! Zu mir, Messer Lionardo! Ihr bildet meinen dunkeln Hintergrund!"

An eine strenge Anordnung war nicht mehr zu denken, aber anmutig und voll Leben war das Bild, das all diese jungen, schönen, nach eigener Willkür aufgestellten Geschöpfe boten, als der Herzog und Gentile eintraten. Stattliche Erscheinungen und kostbar gekleidet die beiden. Der Künstler den Fürsten noch überragend, von hagerer Gestalt und stolzer Haltung.

Im ersten Augenblicke wagte niemand sich zu rühren, tiefste Stille herrschte.

„Bravo!" rief der Herzog. „Jetzt habt ihr's getroffen, Antonio. So ist der Zug richtig gestellt und nimmt sich prachtvoll aus."

„Bravo!" wiederholte Gentile, „der Schüler Masaccios verrät sich in diesen schön komponierten Gruppen!"

„Nicht mein Verdienst. Dieses Bild hat sich von selbst, der Zufall hat es gemacht," erwiderte Antonio.

Gentile ging auf ihn zu und drückte ihm die Hand: „Wohl dem Künstler, der sieht und benützt, was sich von selbst gemacht hat... Ein glücklicher Zufall? Ergreif ihn, unterwirf ihn, er wird ein glückliches Schicksal."

Ein lautes Auflachen antwortete ihm. Camillo hatte es ausgestoßen und sprach nun: „Daß nicht eine Idee unseres Antonio über diesem lebenden Bilde schwebt, darauf schwöre ich. Seht die Entwürfe zu seinem großen Gemälde, die er uns bisher beschert hat. Mein Vater konnte sich zu einer Wahl unter ihnen noch nicht entschließen."

Er ließ einige Rollen, die Antonio an die Wand gelehnt hatte, herbeibringen und auf einem Tische vor Gentile ausbreiten.

Das waren mehr als Entwürfe, es waren mit peinlicher Sorgfalt bis ins kleinste ausgeführte Zeichnungen, figurenreich und gedankenarm, leblos und hölzern, eine Frucht, die eigensinniger Fleiß der Ohnmacht abgerungen.

Sprachlos betrachtete Gentile die Blätter, und Camillo spottete: „Die Bewunderung macht den Meister stumm. Seid stolz, Antonio! Er sucht umsonst nach Worten für sein Entzücken und — seine Beschämung. Nicht wahr, Meister Gentile? Ins Feuer mit Eurer Anbetung der Könige! Was ist der Zug Eurer Morgenländer im Vergleich zu diesem Zuge der Königin von Saba? Versunken die ideale Welt, in der Ihr heimisch seid! Eine neue Kunst steigt auf. Sie stürmt den Himmel nicht, um Eingebungen zu erobern, sie holt sich die ihren aus — dem Marionettentheater."

„Warum so grausam?" fragte Gentile, und Antonio, seinen Zorn bemeisternd, bemühte sich, ruhigen Tones zu sagen: „Ich lege keinen Wert auf diese Versuche und hätte sie Euch nie vorgelegt. Hier ist Besseres, wie ich glaube und hoffe."

Er führte Gentile zu den Staffeleien mit den Bildern der Fürstin und zu den Porträts und Skizzen, die an den Wänden

hingen. Judith hatte mit bezwingender Liebenswürdigkeit den Arm des fremden Meisters genommen. Sie überhäufte ihn mit zarten Schmeicheleien und wagte ein schüchternes Lob der Werke des Geliebten. Bestätigt es, stimmt ein, flehten ihre Augen. Gentile senkte die seinen.

„Ein Wort der Ermunterung — aus Erbarmen!" flüsterte sie.

„Ich kann nicht lügen, Fürstin," erwiderte er leise. „Besser nicht malen, als so zu malen."

Der Herzog sah das tiefe Unbehagen des Meisters und die Pein, die Antonio litt, und wollte ein Ende machen. „Ihr seid nicht einverstanden mit den neuen Arbeiten Venescos," sagte er. „Wir wollen Euch eine seiner früheren zeigen. Tretet hierher, Gentile, und seht!"

Auf seinen Befehl wurden die Flügel der Kapellentür geöffnet, Margherita-Diana leuchtete dem Maler in ihrer Schönheit entgegen. Das letzte Bild des Triptychons hatte der Herzog verdecken lassen.

Gentile stieß einen Schrei aus. „Herrlich!" rief er. „Euer Werk, Venesco? ... Aber nicht ein früheres, der Herzog scherzt — Euer jüngstes und ein unsterbliches! Von diesen Schildereien da," er beschrieb einen Kreis mit der erhobenen Hand, „ein Sprung, nein, ein Flug ... Venesco — ich beuge mich!"

Alle waren ergriffen durch diese Huldigung, die der große Maler und strenge Richter einem jungen Kunstgenossen darbrachte. Der Herzog winkte seiner Tochter.

„Ich erwarte viel," sagte er zu ihr, „von dem Einfluß Gentiles auf unsern in die Irre geratenen armen Freund. Lassen wir die beiden sich beraten. Unsere Anwesenheit behindert sie, komm!"

„Ihr wolltet mich ehren, Messere Gentile," begann Antonio, als sie allein geblieben waren, „und Ihr habt mich gedemütigt. Was ich jetzt vermag, gilt Euch nichts, was ich früher vermochte,

so viel!... Ihr seid geblendet wie die anderen, Meister, durch die Schönheit des Modells, das mir vor Augen schwebte, als ich jenes unselige Bild malte."

„Unselig?" wiederholte Gentile gedehnt. Lang und fest heftete sich sein scharfer, klarer Blick auf den Jüngling, und mit dem Ausdruck innigster Wahrhaftigkeit setzte er hinzu: „Ich gäbe alles, was ich bisher als Künstler geleistet habe dahin, um dieses Werk, das Ihr unselig nennt, geschaffen zu haben."

„Auch wenn Ihr wüßtet —" rief Antonio aus — „es wird sich auf Euren Weg legen wie ein Block, einen unübersteiglichen Wall bilden, Euch zurückschleudern, wenn Ihr gegen ihn anrennt, zurück zu Euren Anfängen, immer, immer! indes Ihr vorwärts strebt um jeden Preis, und wär's das Seelenheil!"

„Vielleicht sogar auch dann!" erwiderte Gentile, der dem Wunderbild um einen Schritt näher getreten war. „Vielleicht gelänge es mir, die Einsicht zu gewinnen, daß die Kraft, der eine solche Schöpfung entsprang, fortan ruhen soll."

„Und der, dem diese Kraft gegeben war — was soll der?" Mit wildem Ungestüm stürzte er auf Gentile zu und faßte ihn an beiden Händen; „Sterben. Er hat nichts mehr vor sich."

„Das Leben, das ganze, reiche Leben," lautete die Antwort. Gentile kreuzte die Arme und sah den blühenden Jüngling vorwurfsvoll an, der sterben wollte, weil ihm kein Bild mehr gelang: „Soll ich Euch raten, Freund? Werft Eure Pinsel in die Ecke, gürtet ein Schwert um, nehmt Dienst bei einem siegreichen Kapitän. Ihr habt als Künstler vollbracht, was Ihr nie mehr übertreffen, vermutlich nie mehr erreichen werdet; vollbringt Eure nächsten Taten mit dem Schwerte. Kriegshandwerk und Künstlerschaft sind einander nicht allzu unähnlich, nähren sich beide vom Kampf, sind Kampf... Der Größte, der je der Kunst gedient, der Ghibelline mit der Heldenseele und dem Feuergeist, stand als Soldat im Schlachtgewühl. Bevor Ihr aber Setalla verlaßt, Neues zu beginnen..."

„Ein Kriegsknecht zu werden, meint Ihr —"

„Blutige Lorbeeren zu pflücken, meine ich, oder, wenn Euch das widerstrebt, vielleicht fern vom Weltgetümmel" — Gentile lächelte — „den goldenen Brautkranz um ein geliebtes Mädchenhaupt zu schlingen — bevor Ihr Setalla verlaßt, sage ich — glaubt mir: errichtet einen Scheiterhaufen und verbrennt alle Eure hier entstandenen Werke ... die ersten, im blutigen Schweiß des Angesichts zusammengestreichelten Entwürfe, die Ihr selbst verwerft, die Skizzen und Bilder, die Ihr später, hinter das Geheimnis des Kunstgriffs gekommen, aus dem Ärmel geschüttelt habt. Die gütige Fürstin rühmte die allmählich erworbene, geniale Leichtigkeit Eures Schaffens ... O Freund, vor die Geburt alles Lebendigen ist der Schmerz gesetzt. Diese da" — er deutete auf Margheritas atmende Gestalt — „habt Ihr nicht spielend hervorgebracht."

Wieder stand Gentile vor ihr, versunken, gefangen, im Banne ihres zauberhaften Reizes. Schwer nur riß er sich endlich los.

In Verzweiflung, in Entrüstung gegen ihn, der gekommen war, ihm allen Mut und alle Schaffensfreudigkeit in der Seele zu ersticken, blieb Antonio zurück.

Warum? fragte er, warum? ... Aus wirklicher Überzeugung? Oder — ein schnöder Verdacht ergriff ihn. Wahrlich, Gentile brauchte keinen zu beneiden: schleicht sich aber der Neid nicht auch in die Seelen derer ein, die angetan wären, ihn zu erregen?

Die Nebenbuhlerschaft Masaccios war nicht die, die er zu fürchten hatte. Zu verschieden war das Gebiet, auf dem jeder von ihnen groß geworden. Antonio hatte unrecht gehabt, zu fürchten, daß Gentile den Schüler Tommaso Guidis nicht gelten lassen würde. Im Gegenteil! den Nebenbuhler, der sich zu seiner eigenen idealisierenden Richtung hinneigte, den künftigen Rivalen, den wollte er aus dem Wege räumen. Kehr um! zu deinen Anfängen zurück oder werde ein Söldling ... Vorher aber vertilge, verbrenne, was meine Werke in Schatten stellen könnte!

Er griff sich an den Kopf. Wie sah es aus da drin? Wurden Gedanken des Wahnsinns da drin geboren? Nein, er sah und dachte klar. Mochte Camillo höhnen und Gentile schmähen, die Bewunderung einer erhabenen Frau hatte seine Bilder zu ewigem Leben geweiht.

„Ihr seid ich," redete er sie an, „ihr seid, der ich immer war." Voll naiven Entzückens fand er das unbeholfene und doch so beglückend zuversichtliche Walten der Knabenhand in seinen neuen Werken wieder. Das ihm allein Eigentümliche war auch das für ihn allein Rechte. Sein Selbst zu wahren, ist das oberste Gesetz des Künstlers. Das sollst du sein, was kein anderer sein könnte. So sollst du es machen, wie kein anderer es machen könnte. „Du bist noch von fremdem Geiste eingegeben und beseelt," rief er dem Bildnis in der Kapelle zu, „und sollst mir jetzt herüber zu den Meinen!"

Hochatmend, in jagenden Gedanken stierte er die Göttliche an. Wie alles um ihn her sich hob und senkte, wie Blitze durch die Luft fuhren und dicht an ihm vorüber, und wie der Boden schwankte ... Und nun war ihm, als ob er ein Klopfen an der Tür vernähme, und mit leisen, unhörbaren Schritten schlich er hin und zog den Riegel geräuschlos vor. Dann wandte er sich zu der Kapellentür, die nach den herzoglichen Gemächern führte, und verschloß auch die, und jetzt fühlte er sich als Herr in seinem Gebiete und trat vor die Abbilder Margheritas und ging ans Werk. Unsicher hastend führte er den Pinsel, setzte ihn zuerst an die Augen, die zu flehen schienen: Schone uns, und die nicht flehen und berücken durften, nicht schauen durften wie lebendige Augen, sondern so wie die Augen derer, die im Saal von den Wänden herablächelten. Und als es geschehen war, nahm er den Lippen ihren verführerischen Liebreiz und der Haut ihren Schmelz und jugendwarmen Ton. Auch an das zweite Bild und an das dritte, legte er die verbessernde Hand. Und dann schien ihm, was er da getan, doch nicht das Rechte, und er suchte einzelne Linien,

die nun verwischt waren, wiederzufinden und — fand sie nicht. Ein Schleier tanzte ihm vor den Augen, in die Hand war ihm Blei gegossen worden; er ließ sie todmüde sinken.

Stunden waren verronnen, es begann zu dämmern. Antonio zog die Vorhänge von allen Fenstern der Kapelle zurück und betrachtete seine Arbeit im letzten Tagesschein. Erst meinte er nicht recht zu sehen. Das falsche Licht trog, täuschte ihm einen widerlichen Anblick vor. Die Gestalten auf seinen Bildern trugen Larven, fahl, mit roten Lippen und leeren Augenhöhlen. Antonio schrie auf: „Maskenscherz!... Grausamer, schlechter Maskenscherz!... Versteckst du dich, Margherita? — Vor mir, kindische Törin?... Du bist da — zeige dich! Herunter mit der Larve!... Du willst nicht? So zwing ich dich! Ich kann! Ich bin der Schöpfer, du bist das Geschöpf, aus dem Nichts durch mich hervorgerufen!"

Auf dem Gange war es laut geworden, an die Tür des Saales wurde gepocht.

„Öffnet!" rief Camillo, und da keine Antwort kam: „Öffnet, oder wir brechen ein."

Drohungen wechselten ab mit Bitten. „Öffnet, lieber Meister! öffnet, Antonio!" und er, der eben noch schaudernd gefühlt hatte: eines Haares Breite trennt dich vom Wahnsinn — behielt Besinnung genug, um sich zu sagen: eher sterben, als sie einen Blick tun lassen auf die entwürdigend übertünchte Diana ...

Er faßte alle Kraft zusammen, um der Stimme, die aus seiner glühenden Kehle kam, einen menschlichen Laut abzugewinnen, und: „Ruhe!" stieß er hervor, „gönnt mir Ruhe!"

Sie berieten lange.

Und er sah sich hastig, in furchtbarer Angst im Gemache um. Wo gab es Rettung?... Da plötzlich blinkte sie ihm entgegen, süß und verheißend wie dem Hoffnungslosen ein Liebesblick: die nackte Klinge eines in einer Panoplie befestigten Dolches.

Er riß ihn an sich und küßte ihn heiß. Wenn sie kommen, rettet der, wird sein Befreier.

Doch kamen sie nicht, waren eine Weile noch unschlüssig; endlich entschied Camillo: „Lassen wir ihn, den Narren. Er durchschwelge die Nacht mit seinen herrlichen Frauenbildern.“ Lustig lachend zogen sie weiter.

Nun war Ruhe, Todesruhe. Nach einer Weile aber klopfte es wieder, diesmal vorsichtig und leise.

Die vertraute Zofe Judiths drückte die Lippen an die Türspalte und sprach: „Venesco! Lieber! Ich habe Speise und Wein gebracht und hierher gestellt, holt sie, wenn Euch hungert und dürstet.“

O ja. Ihn hungerte, und er lechzte. Nur nicht nach irdischer Speise und irdischem Trank, und nie mehr sollten, nie mehr, der Hunger und der Durst, die ihn verzehrten, gestillt werden. Noch einmal hatte er sein Werkzeug zur Hand genommen und sich wieder angekrochen gefühlt vom Scheuel — Ohnmacht.

Vorbei! Alles Wahn, was ihn darüber täuschte! Aus dem Ringe seines Lebens ist der Edelstein gebrochen, gelähmt seine Schöpferkraft.

Ein Haß gegen die Treulose wirbelte wie Sturm in ihm auf. Kargst du nun? Willst nichts mehr geben? Nimm denn auch, was du schon gabst, zurück! Zerstörungswut ergriff ihn. Er warf den Pinsel fort und begann mit dem Dolche über seine Diana zu streichen, wuchtig, mit der breiten, scharfen Schneide, strich und strich, bis nur noch einzelne Überbleibsel, schwache Umrisse, zarte Farbentöne verrieten, daß hier ein Schönes gelebt hatte.

Dann ging's an die Zwittergeburten eines falschen Könnens. Bild um Bild trug er herbei und schichtete eines über das andere auf die Steinfliesen. Im Kamin — die Jahreszeit war vorge-

rückt — hatten am Morgen mächtige Baumstämme in hellem Feuer gelodert. Antonio holte Kohlen, die noch glimmten, aus der Asche und schob sie unter die Bilder. Langsam, stoßweise stiegen weiße Rauchwölkchen aus den Zwischenräumen des Scheiterhaufens hervor. Winzige Flammenzungen wurden sichtbar, erloschen aber bald. Nur Qualm und Rauch verbreitete sich, kroch auf dem Boden weiter, klebte an den Wänden, formte gespensterhafte, ineinander verschwimmende Gestalten.

Stumpfsinnig, einer Art Halbschlaf hingegeben, sah der Maler zu, bis ein rasender Schmerz ihn plötzlich durchdrang und aufstachelte. Er stürzte taumelnd bis zur Kapelle, streckte die Arme aus und schrie: „Verzeih mir, Margherita!... Im Sterben noch Geliebte, verzeih!" Ein Schwindel erfaßte, die Besinnung verließ ihn, er vernahm nur noch ein gräßliches Röcheln, das seiner eigenen Brust entstieg.

Wachen, die am frühen Morgen die Gänge durchschritten, sahen unter der Tür der Werkstätte Rauch hervorquellen. Sie sprengten das Schloß, traten ein und fanden den ganzen Raum wie von Nebel erfüllt. Als sie die Fenster öffneten und frische Luft hereinströmen ließen, schlugen aus dem kleinen, auf dem Boden errichteten Scheiterhaufen schmale Flämmchen heraus. Mit geringer Mühe wurden sie unterdrückt. Still und ohne Lichterscheinung hatte die Glut, leise glostend, ihr Werk getan. Antonios Bilder zerfielen in Zunder bei der ersten Berührung. Ihn selbst fand man leblos zu Füßen des verstümmelten Dianabildes ausgestreckt.

Er wurde in sein Zimmer getragen, gelabt, zu sich gebracht. Lange Zeit blieb er allein, dann bestellte ihm ein Page den Befehl, das Schloß zu verlassen beim nächsten Tagesgrauen. Ein Wagen, der ihn bis Carrara bringen sollte, werde bereit stehen. Was Antonio getan, könne nur ein Wahnsinniger getan haben, und als solcher müsse er gefangen gehalten und bewacht werden.

Daß der Herzog ihn nicht vor sein Angesicht forderte, war die

letzte Wohltat, die er ihm erwies. Antonio faßte seinen Dank an den Edlen und an die hohe Frau, die ihn mit unverdienter Huld begnadet hatte, in wenige unberedte, auf ein offenes Blatt hingekritzelte Zeilen.

Kein Blick in die Zukunft. Es gab kein Morgen, an das eine Hoffnung sich knüpfte. Er empfand keine Ungeduld, keine Sehnsucht. Er war ganz ruhig, ganz kühl, er kam sich vor wie sein eigener Schatten und, wie im Traume wandelnd, rüstete er sich zur Reise, legte, was sein war, zu einem Bündel zusammen. Den reichen, für sein Bild erhaltenen Sold, die Geschenke, die man ihm gemacht hatte, die Ketten und Schaumünzen, die er so kindisch stolz getragen, ließ er zurück. Der Künstler, den sie hatten ehren sollen, war tot; sie gehörten denen, die sie gespendet.

Als es zu dunkeln begann, trug ein Diener eine Lampe herein, brachte das Abendessen. Es geschah schweigend, und schweigend und scheu wandte Antonio sich ab. Er empfand die Anwesenheit eines Menschen als Qual. O, wenn es nicht so schändlich wäre, das edle Haus, das sich ihm wie ein Vaterhaus geöffnet, mit Selbstmörderblut zu besudeln!... Jetzt, mit gutem Bedacht, würde er getan haben, was zu tun er gestern nahe war.

Er setzte sich an den Tisch, legte das Gesicht auf die gekreuzten Arme und spann sich allmählich in stumpfes, ödes Gefühlsdämmern ein.

Das Geräusch der Tür, die wieder geöffnet und geschlossen wurde, weckte ihn nicht. Erst als eine Hand, deren Berührung er immer als Wohltat und Heilung empfunden hatte, sich liebkosend auf sein Haupt legte, fuhr er empor und rief mit wonnigem Entzücken: „Judith!... O — du!" und wollte sie heranziehen — und stieß sie im selben Augenblick von sich. Alle eingeschläferten Furien waren erwacht. „Fort! Fort!" stöhnte er. „Meine Nähe beschmutzt... Ihr dürft nicht in meine Nähe, Fürstin. Fort!... Wenn man es erführe!"

„Die Wächter sind nicht blind, Antonio, sie werden auch kaum stumm sein. Ich habe ihnen nicht Schweigen auferlegt," sagte sie gelassen.

Er staunte sie mit verglasten Augen an. Ihre sonst so rosig gefärbten Wangen waren marmorweiß, und der Stolz ihrer Haltung war gebrochen.

„Erst dann würde ich es tun," fuhr sie fort, „wenn ich diese Schwelle wieder überschritte, wie ich kam — allein. Wenn wir uns trennen müßten, Freund!"

„Müßten? Müßten? ... Müssen wir denn nicht?"

„Es steht bei dir. Ich nehme dir im Unglück nicht, was ich dir im Glück geschenkt. Ich war dein, ich bleibe dein." Sie sprach es sanft, feierlich, mit einer Hingebung, inniger fast als in den Stunden höchster Leidenschaft.

Hingerissen sprang er auf und nahm sie in die Arme, und ohne Widerstand duldete Judith seine brennenden Küsse.

„Ruhig, Viel—Vielgeliebter," sprach sie endlich und nahm seinen früheren Platz ein, und Antonio kniete vor ihr und hielt sie umfangen. „Du hast gelitten in all den Tagen. Ich habe auch gelitten und nachgedacht und mein ganzes Leben an mir vorüberziehen lassen. Die Krone dieses Lebens, mein Antonio, sein höchstes Gut ist deine Liebe." Eine unendliche Zärtlichkeit klang aus ihrem Ton und ein wehmütig scherzender Vorwurf: „Deine am Feuer der meinen entzündete Liebe. Mein Tag hat kein Licht ohne sie und mein Dasein keinen Wert. Sie hat meine Jugend, die entschwinden wollte, festgebannt, mir den übermütigen Frohsinn der Mädchenjahre zurückgezaubert. Ich kann dem Tod ins Auge sehen, aber nicht der Trennung. Du gehst — ich gehe mit dir. Ich werde dein Weib, Antonio."

„Mein Weib?" in namenloser Überraschung, zweifelnd, ungläubig wiederholte er: „Mein Weib? ... O Judith, du Große! Großmütige! ... das würdest du? zu mir herabsteigen würdest du?"

Hastig unterbrach sie ihn, hielt ihn von sich mit beiden, in kaum noch bemeisterter Aufregung zuckenden Händen: „Herabsteigen? Deine Geliebte konnte ich nur im geheimen sein. Als deine Verlobte trete ich erhobenen Hauptes vor die Meinen. Welchen Grund hätte ich zur Demut, wenn du mir gesagt hättest: komm!“

Er starrte zu ihr hinauf, er verstand sie nicht. „Wenn ich dir gesagt hätte ...“

„Das Wort, auf das ich warte ... das du nur sprechen wirst, wenn du darfst.“ Sie richtete sich auf, glanzvoll und herrlich leuchtete wieder ihr alter Stolz aus ihrem Angesicht. „Du darfst es nur sprechen, wenn du mich liebst, wie ich dich liebe und immer lieben werde, ausschließend und heiß ... sonst wäre ja, was jetzt mein Ruhm ist: dir folgen als dein Weib — meine Schmach ... und die und deinen Undank ertrüg ich nicht!“

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, ihr forschender Blick drang ihm ins innerste Herz.

„Fürchte nicht, mir wehe zu tun, fürchte nur, mich zu betrügen. Bei Gottes Erbarmungen antworte mir wahr und rücksichtslos. Bin ich für dich die Einzige und Eine, ohne die dein Leben arm und ein Stückwerk wäre? Du sagst ja, wenn du sagst: komm! Dein Schweigen heißt: bleibe — und stirb. Habe die Kraft zu schweigen, wenn du nicht sagen darfst: komm!“

Ein ächzender Laut drang an ihr Ohr, ein grelles Stöhnen. Antonio verbarg sein Angesicht in ihrem Schoße. Er küßte schluchzend ihre Hände, küßte den Saum ihres Kleides. Sie verstand ihn wohl; er durfte nicht sagen: Komm!

IV.

Monatelang führte Antonio ein planloses Wanderleben. Es brachte ihn endlich in die Nähe von Florenz. Sehnsucht nach dem

Meister und ein unaussprechlich zaghaftes Bangen vor dem Wiedersehen kämpften in ihm einen qualvollen Kampf. Ratlos trieb er sich in der Umgegend herum und stieg eines Tages zum Kloster der Mönche von Oliveto Maggiore empor. Da lag vor ihm, die seine zweite Heimat gewesen, und mit heißer Liebe begrüßte er sie: „Florentia! Deinen Namen aussprechen ist Wonne der Stimme, ihn hören ist Wohllaut dem Ohr. Florentia, du Zaubermächtige! Hundertjähriger Frieden hat dich geboren, der Krieg war deine Amme, Heroen, Künstler und Weise haben dich erzogen. In weicher Umarmung umfängt dich der rauhe Apennin, auf seinen Kuppen strahlt der Sonnenschein, und sein Glanz spiegelt sich wieder in den Gemütern deiner Kinder. An Launen reich wie sie, träg oder wild, schmeichelnd oder zerstörend, durchgleitet — durchbraust dich dein Arno auf seinem Wege vom Gebirge zum Meer. Die dunkeln Wälder von Vallombrosa bilden den samtenen Hintergrund zu deiner Marmorpracht."

Er blickte lange sinnend hinab zur Stadt der Blumen und der Kunst, der Üppigkeit und der Aszese, der Bluttaten und der Liebe, in der sein Schicksal sich vorbereitet hatte. Sein armes, kleines Menschenschicksal. Am nächsten Morgen dann stahl er sich noch vor den frühesten Betern in die Kirche del Carmine und betrat die Brancacci-Kapelle. An ihren Wänden ragten die ehrwürdigen, vertrauten Gestalten, und Segen war, eine erhabene Rührung, was ihm in der Seele taute vor seines Meisters gebenedeiter Kunst. Da waren ihre unsterblichen Früchte, da prangte Masaccios letztes, vollkommenstes Werk: der von seinen Jüngern umgebene Heiland, der Petrus befiehlt, den Fährmannslohn aus dem Bauche des Fisches zu nehmen. Petrus gehorcht, und Zuversicht, Zweifel, Spannung äußern sich in den Gebärden und Mienen der Apostel. Einer steht da, den der Heiligenschein nicht umschimmert, seine Züge sind wie aus Erz geformt, wie gehämmert. In ruhigem Glanze leuchten die dunkeln Augen, den schmalen Mund umzieht ein Schatten —

ein unterdrücktes herbes Wort scheint auf seinen Lippen gestorben. Es ist der Meister in seiner Hoheit, seiner Güte, seinem Ernst. Der wohlbekannte Mantel aus grobem Mönchstuch hüllt ihn ein, und jede Falte dieses Mantels lebt und spricht zu seinem Schüler.

Masaccio hatte ihn getragen, als er nach Ariccia gekommen war. Die Stunde mit ihrem Entzücken und ihrem Leid erwachte wieder in der Erinnerung Antonios, und er sagte sich, daß er doch nichts auf Erden bewundert und verehrt hatte wie diesen Reichsten und Ärmsten, diesen König in der Kunst und Enterbten im Leben. Unwiderstehlich riß es ihn zu ihm hin. Der wohlbekannte Weg lag vor ihm, er eilte. So lange hatte er unentschlossen gesäumt, nun schien ihm plötzlich eine Sekunde unschätzbar, die ihn dem Meister näher brachte.

Ich habe Eure Erwartungen getäuscht, wollte er zu ihm sprechen. Duldet mich dennoch bei Euch. Laßt mich als Handlanger im tiefen Schatten stehen neben Euerm hellen Lichte.

Wie der Anblick der Heimat war ihm der des alten Pisanohauses zwischen den Steineichen am Fuße des Monte Oliveto. Wie ein geliebtes Greisenangesicht grüßten ihn die verwitterten Mauern. Er pochte an die Tür, doch niemand kam, kein Laut ließ sich hören. Umsonst auch rief er zur Loggia hinauf. Die Laden der Fenster waren geschlossen, alles war wie ausgestorben. Nun lief er um das Haus herum in den Garten. Da regte es sich im Gebüsch, runde, gelbe Augen leuchteten aus dem Dunkel; einige der Lieblingskatzen Pulcherias kamen hervorgeglitten. Sie lauerten, warteten und sprangen auf einmal alle dem schmalen Pfade zu, der zum Gitterpförtchen führte.

Sie kommt! ihre Pflegerin kommt, dachte Antonio und eilte ihnen nach und — stand vor Teresina, der Nachfolgerin Cencettas. Aus dem benachbarten, dem Hause ihres Vaters, des Panzerschmieds, war sie getreten und trug eine Schüssel mit Futter, zu der die Katzen gierig emporschmachteten.

Die jungen Leute begrüßten einander freudig, als aber Antonio nach dem Meister und nach Monna Pulcheria fragte, wurde Teresina sehr betrübt und sagte zögernd und leise: „Sie sind fort."

„Sie sind fort?" wiederholte er bestürzt. „Wohin?"

„Das weiß man nicht und darf es nicht wissen ... Sie sind entflohen."

„Entflohen ... Vor wem?"

„Vor den Gläubigern des armen Meisters, ja, ja! Sie ließen ihm keine Ruhe mehr. Seine Geschwister machten Schulden auf seinen Namen, und er und Monna Pulcheria sollten aushelfen. Halfen auch, solange sie konnten, zuletzt aber konnten sie nicht mehr. Zu arg war, was die trieben in Castel San Giovanni ... Hat sich nicht der Jacopo, der Affe, ein Wams machen lassen aus grünem Samt mit gelben Schlitzen ... Und der Meister, der übergute! noch gelacht. — Aber bald ist das Lachen ihm vergangen ... Platz, du Grobian!" unterbrach sie sich und stieß mit dem Fuße eine Tigerkatze, die sich gar zu breit machte, von der Schüssel weg, „laß den anderen auch etwas! — Glaubt mir oder nicht," begann sie wieder, während Antonio, wie vom Blitz gerührt, kein Wort über die Lippen brachte. „Es ist, wie ich Euch sage. Schulden gemacht, um die der Familie zu bezahlen, und, was die Leute ihm schuldig waren für seine Bilder, nicht eingetrieben, vergessen, ganz einfach. Da kommt ein Maler an den Bettelstab, sagt mein Vater, wenn er auch noch so viele Bestellungen hat. Und der Meister hat immer neue angenommen, kaum gegessen, kaum geschlafen — und ausgesehen! nur noch Haut und Knochen, das Gesicht wie von einem Toten ... Ihr könnt mir glauben oder nicht."

„Ich glaube Euch ja alles, Teresina!" erwiderte Antonio. „Entflohen wie ein Missetäter, der Gottbegnadete! Aus Florenz, das ihm Unsterbliches verdankt ... Und sie?" stieß er mit einem Schrei hervor. „Ist sie bei ihm? Sagt! Ist sie bei ihm? Ihr wißt, wen ich meine."

„Ich weiß — die Ihr geliebt habt und die der arme Meister auch geliebt hat. — O wie sehr!"

„Das meint Ihr, Teresina? ... Großer Gott, das meint Ihr?"

„Wie soll ich es nicht meinen? Ich war allein da, als er nach Hause kam zu ungewohnter Stunde — Ihr könnt mir glauben oder nicht — von einer bösen Ahnung heimgetrieben: ‚Wo ist Margherita?' fragte er, und ich gab ihm zur Antwort: Wo soll sie sein? Auf ihrer Stube wird sie sein. — Seht nach ... Nun, Messere, sie war nicht auf ihrer Stube, war im ganzen Hause nicht ... Sie war fort, und man brauchte nicht erst zu fragen, mit wem."

Teresina stockte. Der Ausdruck von Antonios Augen schreckte sie.

„Weiter, weiter! Der erste Schluck des Gifttranks ist getan, hinunter den Rest!"

„Der Cesare, der Neffe des Fortebraccio, dem der große Condottiere seinen Namen vererbt hat und seine Wildheit, der Cesare hatte sie entführt."

„So? der — der Bandenhauptmann ...?"

„Er sieht Euch ähnlich zum Verkennen. Legt eine Rüstung an, und jeder Mensch hält Euch für ihn. Jeder! jeder! und daß es auch Margherita so ergangen ist — das war das Unglück."

„Weiter! weiter!" rief Antonio noch einmal.

„Wir stehen auf der Loggia, ich, sie und Monna Pulcheria, und er kommt dahergeritten mit einem großen Troß, und ihn erblicken und ihm die Arme entgegenbreiten, war für Margherita eins. ‚Antonio!' schreit sie ganz glückselig. ‚Mein Antonio! ...' Der Braccio sein Pferd angehalten mit einem Riß, daß es sich hoch aufbäumt, und zu ihr hinaufgelacht, laut und frech: ‚Antonio bin ich nicht, aber der Eure will ich werden, und wenn ich Florenz darüber in Asche legen müßte!'"

„Teresina, Teresina!" stöhnte Antonio, von den wider-

sprechendsten Empfindungen gequält. „Ihr möchtet mir jetzt Balsam einträufeln, nachdem Ihr mir Gift gereicht... Umsonst! umsonst! Ich fühle nur das Brennen des Giftes... Teresina, mich hat sie verlassen, verstoßen — an den Rottenführer hat sie sich weggeworfen."

Teresina schüttelte den Kopf. „Sie hat sich? Nichts hat sie sich! Der Braccio ist im Bunde mit dem Teufel... Nur die Dummen zweifeln daran," schlug sie kurzweg den Einwand, den er machte, aus dem Felde. „Der Teufel führt ihm jede zu, die er haben will."

„Da hätte er's bequem, hätte nicht erst gebraucht mit dem Brande von Florenz zu drohen."

„Es ist, wie es ist," entschied sie. „Da wird eben der Satan aus ihm geredet haben."

Antonio hatte die Spitze seines Stabes in die Erde gebohrt und den Kopf tief auf die Brust gepreßt: „Was ist jetzt mit ihr?" fragte er, vor sich hinstarrend, und zuckte nicht, blieb regungslos und wie versteinert, als er vernahm, daß Margherita, wie man höre, herrlich und in Freuden mit Cesare Braccio lebe in Rom und in Montone, und daß Braccio, der sonst nie weniger als ein halbes Dutzend Liebchen auf einmal gehabt, sich mit ihr allein begnüge und ihr zu Füßen liege wie ein gezähmter Löwe.

„Wer weiß, vielleicht heiratet er sie, und wir tanzen noch auf ihrer Hochzeit, Teresina," sagte Antonio, und dabei klang Verzweiflung aus seiner Stimme. Die Augen Teresinas füllten sich mit Tränen, und sie jammerte: „Hätte ich doch geschwiegen, jetzt reut mich jedes Wort!"

Er tröstete sie: „Erfahren mußte ich's. Besser es geschah durch Euch als durch einen plumpen Gesellen, der mich verhöhnt und den ich erschlagen hätte. Der bloße Gedanke daran treibt zur Wut," brach er aus, ermannte sich und streckte ihr die Hand hin. „Eines noch sagt mir. Wohin haben der Meister und sein

Mütterchen sich gewendet? Ich will sie aufsuchen und ihnen eine Stütze sein; meine Arme sind noch stark."

Da vertraute ihm Teresina an, was sie ihrem eigenen Vater verschwieg, daß Masaccio und Pulcheria den Weg nach Rom genommen hätten.

Ihre Bitte, wenigstens zu kurzer Rast in ihr Elternhaus zu treten, schlug er ab. Die Vorstellung, daß er einem Bekannten aus früherer Zeit begegnen könne, erweckte ihm Grauen. So gab ihm denn Teresina das Geleite eine gute Strecke längs des Arno und ließ ihre Beredsamkeit wie ein munteres Quellchen sprudeln. Unendlich viele Grüße gab sie ihm mit für den Herrn und für die Frau, und ja nicht versäumen möge er, ihnen zu bestellen, wie viele Stimmen schon laut geworden über die Schande, die es für Florenz, daß der große Maler habe fliehen müssen um ein paar hundert Goldgulden willen. Und daß die Colomba vier wunderschöne Junge bekommen, solle er der Monna Pulcheria melden, und ganz gewiß sie und den Meister zur baldigen Rückkehr mahnen. Im Triumphe würden sie eingeholt werden, das könne er ihr glauben oder nicht.

Tag um Tag, Woche um Woche verrann. Antonio hatte Rom, von dem er bisher nicht mehr gekannt als den Weg von der Porta San Giovanni nach San Clemente, in dem Wahne betreten, daß ihn nur noch Tage, wenige vielleicht, von dem Augenblick trennten, in dem er seinen Meister wiederfinden werde. Bald mußte er einsehen, wie kindisch diese Zuversicht gewesen war.

Im Kloster von San Clemente, wo er zuerst nach Masaccio gefragt hatte, wußten die Mönche nichts von ihm. Sie entsannen sich des jungen Künstlers, der zuerst an der Seite seines Lehrers Masolino, später allein mit so heiligem Eifer an dem Stolz ihrer Kirche, den Fresken der Katharinenkapelle, gemalt, und konnten kaum glauben, daß er in Rom sei und seine Bilder

nicht besucht haben sollte. Auch Antonio erschien das unmöglich, und so kam er denn immer wieder nach San Clemente zurück, nachdem er die Siebenhügelstadt nach allen Richtungen durchstreift hatte. Die Hoffnung, mit Maso Guidi endlich doch bei den Werken seiner Jugend zusammenzutreffen, verließ ihn nicht.

In einem der nahe vom Kolosseum aus seinen Trümmerstürzen erbauten Häuser hatte Antonio sich eingemietet. Der Barbier Lorenzo, sein Wirt, bekam ihn selten zu Gesicht. Immer war die Nacht angebrochen, bevor er heimkehrte, immer fand der grauende Morgen ihn auf der Wanderung. Nach wenigen Stunden der Rast scheuchte ein Schreckensgedanke ihn auf: du schläfst, versäumst die Zeit, und dein Meister stirbt.

Manchmal glaubte er eine Spur der Verschwundenen entdeckt zu haben und verfolgte sie unverdrossen, bis sie sich als falsch erwies. Manchmal auch geschah's, daß die Angst und die Sehnsucht, die ihn umherjagten, von einem mächtigen Eindruck überwältigt, schwiegen. Der hielt ihn fest und ließ ihn sich selbst und das Teuerste vergessen. Woran das Herz hängen, was lieben, was bewundern angesichts der alles Große bedrohenden, alles verschlingenden Vernichtung?

Von den verödeten Hügeln, von den Gewölben der Diokletiansthermen, von der Trümmerwelt des Palatins hinab schweifte Antonios Blick über „die Stadt", über ihre versunkenen Tempel, ihre durch Söldnerbanden geschändeten Kirchen, ihre unter Sümpfen und üppigem Pflanzenwuchs verschwundenen Foren. In Steinbrüche verwandelt die Denkmäler einer Vergangenheit voll unsterblichen Ruhms, in Festungen ihre Riesengrabstätten und die Triumphbogen, auf denen einst die Quadrigen der Weltbesieger prangten. Am Fuße des Kapitols rauchend und gähnend die Kalkgruben, in denen Portiken und Säulen, Architrave und Statuen verschwanden.

Mit einer bis zu physischem Schmerze gesteigerten Seelenpein sah Antonio dem Zerstörungswerke zu: Jahrhunderte

werden kommen, und kunstbegnadete Menschen werden leben und schaffen, nie und niemals aber etwas an Schönheit dem gleiches, was da versinkt!

Eine schmerzvolle Entrüstung verdüsterte die Seele des einsamen Mannes, der umherirrte auf fieberdurchseuchten Stätten, von Gefahren umringt. Er hatte gelernt, nicht mehr unbewaffnet aus dem Hause zu treten. Im Gewirr der Gassen, die überall noch die Spuren der letzten Plünderungen und Brandstiftungen trugen, war die Sicherheit nicht größer als auf öden Pfaden. Antonio bestand mit Strolchen und Räubern manchen Kampf, in dem er nur seinem kalten Mute den Sieg verdankte. Die Gleichgültigkeit gegen das Leben erhielt ihm das Leben. Es kam vor, daß ihn der Zufall am nächsten Tage mit seinen Angreifern in einer Kirche zusammenführte. Dort lagen sie vor einem Gnadenbilde auf ihrem Angesicht, und lächelnd fragte er sich: Flehen sie um Vergebung ihres letzten Mordanschlages oder um besseres Gelingen des nächsten?

Eines Morgens gelangte er nach San Giovanni in Laterano, seit einem halben Jahrtausend Mutter und Haupt aller Kirchen. Erdbeben und Feuer hatten sie zerstört, und die aber und abermals neu erstandene, von der Hand Giottos mit Malereien geschmückte war, deckenlos, jeder Unbill preisgegeben, zerfallen und bis an den Hochaltar hin hatten Schafe geweidet. Nun erhob sie sich stolzer denn je als Hüterin der Apostelhäupter und ragte herrlich und beherrschend auf ihrem Hügel. Feierliche Heiligenbilder hoben sich auf ihrer Fassade von goldenem Hintergrunde ab. Die Schöpfer der weithin leuchtenden Gemälde standen auf dem Gerüste und legten die letzte Hand an ihr prangendes Werk.

Der eine war Pisanello, der andere Gentile da Fabriano.

Ja, du dort oben im weißen Malerkittel! Da schwelgte er im Genusse seines großen Könnens, der ihm gesagt hatte: Nehmt Dienst bei einem Condottiere ... Werde wie einer von

denen! dachte Antonio, als ein Trupp Söldner Francesco Sforzas, bewaffnet und reich gekleidet, durch das Stadttor geschritten kam. Leicht angetrunken, hoffärtiger als je eine Fürstlichkeit, stießen sie mit den Füßen von sich, was ihnen im Wege war: die Müßiggänger, die Vagabunden, die in Scharen um die Kirche lagerten, die Bettler und Krüppel, die ihre Gebreste in der warmen Februarsonne pflegten. Einige Bravi, von denen wohl jeder sich so manches in hohem Auftrag ausgeführten Mordes rühmen durfte, kamen ihnen entgegen.

Aus den Reihen dieser Leute ertönte immer lauter, immer frecher, unter beifälligem Gelächter wiederholt, ein Liedchen, das aus Florenz herübergeflogen war:

Papa Martino
Non vale un quattrino.

Plötzlich hielten sie inne. Ihre übermütige Lustigkeit wich einer kläglichen Bestürzung. Einer von ihnen hatte sich umgesehen und deutete auf einen Zug Berittener, der die Straße von Santa Maria Maggiore langsam heraufgekommen war. Seine Anführer konnten die Melodie, nach der die Spottverse gesungen wurden, leicht unterschieden haben. Und der erste von ihnen, der hinter zwei Lanzenträgern im roten Mantel, das dunkle Angesicht von breitgerandetem Hut beschattet, auf schneeweißem, rotgezäumtem Maultiere ritt, war der Königspapst selbst, der große Oddo Colonna. Im Gefolge des Wiederherstellers des Kirchenstaates befanden sich Abgeordnete der besiegten Städte und Angehörige der Adelsgeschlechter, die, teils unterworfen, teils versöhnt, sich der Herrschaft der dreifachen Krone gebeugt hatten.

Man kannte die Empfindlichkeit des Papstes gegen die Hohngesänge, die ihm mitten im Jubel der Feierlichkeiten bei seinem Einzuge in Florenz mißtönend ans Ohr geklungen. Schrecken ergriff, da er nun herannahte, die Sänger und ihr dankbares Publikum. Alle warfen sich zur Erde, am demütigsten, die am

lautesten gewesen waren. Der Blick des heiligen Vaters glitt verächtlich über sie hinweg, um mit Wohlgefallen auf dem Bilderschmuck des zweiten Zion zu ruhen, und segnend erhob er die Rechte, als die Maler bei seinem Anblick auf dem Gerüste niederknieten.

Antonios geringe Barschaft war aufgebraucht, er suchte Arbeit und fand sie bei seinem Hausherrn, dem der Sinn nach einem schönen, deutungsreichen Schilde stand. Bald sah er sich darauf als der Wundertäter dargestellt, der den geschundenen Marsyas mit balsamgetränkten Händen heilt. Das Werk errang Erfolg und verschaffte dem Antonio neue Bestellungen. Sie trugen ihm Lob und Geld und die Ehre ein, zum Bannermaler erhoben zu werden. Er malte einen Hirsch in Weiß für die siebente und einen Löwenkopf in Rot für die dreizehnte Region. Als die Zeit der Karnevalsfeste herannahte, war er damit beschäftigt, die Loggia einer Weinschenke in der Nähe des Monte Testaccio mit Schildereien zu versehen. Die Züge der Masken, der Stier- und Ringkämpfer kamen da vorbei und sollten durch den Anblick der farbigen Pracht überrascht werden. Trotz der Kühle und des umwölkten Himmels hatten sich Gäste eingefunden und saßen im Freien, trinkend und plaudernd, an Tischen vor dem Hause.

Antonio führte eben die letzten Striche an einer rohen Darstellung der Zirkusspiele, als er plötzlich innehielt und verhaltenen Atems lauschte. Am Eingang unter der Loggia wurde ein Wortwechsel geführt zwischen zweien, die über ungleiche Stimmittel verfügten: dem Wirte und einer, wie es schien, alten, schwachen Frau.

„Packt Euch zum Teufel!" schrie der Wirt. „Nicht einen Tropfen bekommt Ihr mehr. Wo ist das Geld für meine zwei Fiasconi, Säuferin?"

„O Messere, es ist nicht für mich," war die demütige Antwort,

„und um Euer Geld braucht Euch nicht bange zu sein, ich schicke es Euch. Nicht einen Bajocco sollt Ihr verlieren. Helft mir nur das eine Mal aus ... Es ist gewiß das letzte Mal."

Antonios Herz klopfte heftig. Jetzt eiskalt, jetzt siedendheiß überlief es ihn. Er schwang sich über die Brüstung der Loggia und kam mit einem mächtigen Satze auf dem Boden an in dem Augenblick, als der Wirt eine alte Frau in flatterndem Mäntelchen unsanft über die Schwelle drängte.

Ein Faustschlag traf ihn, der ihn ein paar Schritte weit zurückwarf; die alte Frau aber wurde, ehe sie sich's versah, von zwei kräftigen Armen umfangen. Wie ein jubelnder Vater sein wiedergefundenes Kind, hob Antonio Monna Pulcheria hoch empor und jauchzte und schluchzte außer sich vor Rührung und Entzücken: „Mütterchen, mein liebes Mütterchen!"

Und sie konnte nicht sprechen, sie weinte auch nicht. Sie sah nur still zu ihm hinauf, als sie wieder festen Grund unter ihren Füßen fühlte, und streichelte sanft und zärtlich seine Hände.

Die Männer lachten, die Frauen lächelten dem guten Sohne zu, der sich so überschwenglich über sein Mütterchen freute. Er sah und wußte nichts von dem, was um ihn her vorging.

„Und der Meister?" fragte er, „ist er da?"

„Noch da, was sterblich an ihm ist ... Der Geist schon im Entfliehen in eine andere Welt," erwiderte Pulcheria.

Von Verfolgungswahn ergriffen, hatte Masaccio mit krankhafter Heftigkeit jeden Versuch Pulcherias vereitelt, ihm in seiner Bedrängnis Hilfe zu schaffen. Es wäre leicht gewesen. Der Weg zum kunstsinnigen Papste stand einem Masaccio offen. Aber der bloße Gedanke, daß er ihn betreten solle, brachte den Menschenscheuen in zitternde Aufregung.

Pulcheria sprach ihm zu: „Du brauchst nicht selbst zu gehen, ich gehe an deiner Statt. Ich fürchte keinen, vor den ich als Abgesandte Maso Guidis trete."

„Da müßtet Ihr Euch doch ausweisen können," sagte er „Ich gebe Euch ein Bild mit, zwei Bilder. Das der Gottesmutter, das beinahe fertig ist, und das des heiligen Vaters selbst. Ich habe ihn gut gesehen, gleich nach unserer Ankunft, als er in Sankt Peter so aufmerksam der Predigt Bernardinos von Siena zuhörte, und eine Skizze von ihm gemacht."

Sie mußte ihm schwören, daß sie hinter seinem Rücken keinen Schritt für ihn tun wolle, bevor er seine Bilder vollendet habe. Und der vom Tode schon gestreifte Mann hielt sich an die Arbeit, malte mit schwindender Kraft, bis er fieberglühend, irreredend an der Staffelei zusammenbrach.

Ein kleiner Geldbetrag, den Pulcheria zu erwarten hatte, blieb aus. Der benachbarte Wirt, bei dem sie bisher ihren und ihres Kranken bescheidenen Lebensunterhalt gefunden, verlor die Geduld, als die pünktliche Zahlerin säumig zu werden begann.

Nun war mit einem Schlage alles verändert. Antonios Guthaben überstieg hundertfach den Betrag des kleinen Anlehens, mit dem das Mütterchen in der Schuld des Wirtes stand.

Unweit des Hauses, in dem seit Tagen Antonio seiner Beschäftigung nachging, waren die Flüchtlinge bei armen Leuten eingemietet. Dort fand der Schüler seinen Meister wieder. Kümmerlich gebettet lag er in einer fast leeren Stube im Halbschlaf tödlicher Ermattung. Von allem, was von Stunde an für ihn geschah, kam ihm nichts mehr zum Bewußtsein. Seine Lebensflamme war aufgezehrt, aber verklärend spiegelten ihre letzten Funken sich in seinen Zügen, und aus diesen sprach ein Frieden, den der große Künstler früher nicht gekannt hatte. Die Gestalten, an denen Masaccio, als er sie schuf, nur die Mängel gesehen, umschwebten ihn jetzt in ihrer Schönheit. Er winkte sie heran, er richtete Worte der Verheißung an sie: „Ihr seid und werdet sein. Und wenn ihr dem Menschenauge bis auf die schwächste Spur entschwindet, wenn die Mauern, die euch

tragen, in Staub zerfallen, dennoch werdet ihr leben. In denen, die nach euch kommen, wird der Atem eures Geistes leben."

Er schien sich aufrichten zu wollen, Antonio umfaßte ihn, hob ihn empor und lehnte den Kopf des Sterbenden an seine Brust. Sein Blick suchte nach einem Blick des Meisters, einem kleinsten Zeichen des Erkennens. Umsonst; der Meister sah nur die Spiegelbilder seines eigenen Innern. Offenbarung war, was er durch sie empfing. Seine Augen öffneten sich weit und starrten ins Leere, das sich für ihn mit Erscheinungen füllte. „Du — Margherita!" flüsterte er. „Ist einem Zweiten das Wunderwerk gelungen... Du, Margherita!... Schön wie damals — aber jetzt als Himmelskönigin. An deine Brust geschmiegt das Kind mit den Prophetenaugen. Göttliches Kind, dein Sehen ist ein Schauen. Du weißt: das Leiden kommt — die du liebst und erlöseſt, werden dich geißeln und mit Dornen krönen... Aber dort..." Er bog sich zurück, seine Glieder streckten sich, „das Weltgericht ... Ihr müßt Rechenschaft geben, ihr müßt!... Er kommt, er steht wie ein Fels in Gewittern. Die Heiligen, die Märtyrer erschaudern. Unerbittlicher, wen richtest du? Die da stürzen? Die da fliegen?... Herr, Herr! für zeitliche Schuld die ewige Strafe? Die Posaunen deiner Engel, die himmlischen Gesänge übertönen den Verzweiflungsschrei der Verdammten nicht... O ungeheures, o mehr als Menschenwerk... Nein, nein!" rief er plötzlich und versuchte die matte Hand beschwörend zu erheben, „weicht nicht zurück, ihr Meinen! Auch vor dieser Größe nicht. Sie ist nicht euer Widerspruch, zermalmt euch nicht. Eure höchste Entfaltung ist sie, Wegweiser ihr!" Seine schweren Lider sanken, er seufzte tief und wonnig auf. Antonio legte ihn sachte auf das Kissen zurück.

Sein Sterben war wie das Sterben eines Kindes. Als holder Traumgott erschien der Tod und küßte ihn auf die reinen Lippen. Es dauerte lange, bis sein Jünger endlich begriff, daß sich das furchtbare Wunder so sanft vollziehen konnte, daß alles

vorüber war, und daß kein Wunsch, keine Liebe, keine Macht dieser edlen Hülle eines Unsterblichen auch nur einen Atemzug abzuringen vermochte. Er brach in wildes Schluchzen aus und wollte sich über die Leiche werfen.

Pulcheria wehrte ihn ab. Da sah er sie an. Sie bot ein erschütterndes Bild stummen in sich gekehrten Leides.

„Daß Ihr weinen würdet, Mütterchen," sprach Antonio, „könnt Ihr nicht weinen?"

„Es ist mir nicht gegeben. Ich möchte auch nicht," erwiderte sie und kniete am Sterbelager nieder. „Laß uns ihm danken, der meinem Maso das Ende eines Begnadeten schenkte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Hause, in das der Tod mit majestätischem Ernst getreten, machten sie Ernst aus dem Spiele. Der Senat zog im Pomp nach dem Monte Testaccio, wo der Gonfaloniere die Fahne der Stadt aufzupflanzen und damit das Zeichen zur Eröffnung des Karnevals mit seinen rohen Ergötzlichkeiten zu geben hatte. Trommelwirbel und Trompetengeschmetter verkündeten das Nahen des Zuges. Vierzig junge Edelleute, reich gekleidet und für die Stierkämpfe ausgerüstet, ritten an seiner Spitze. Diener folgten ihnen, und ihr Putz überstrahlte noch den der Herren. Und das Volk von Rom, kaum erstanden aus tiefstem Elend und tiefster Not, belohnte die zur Befriedigung seiner Schaulust entfaltete Pracht durch jubelnde Zurufe und verhöhnte und bewarf mit Steinen die Kavaliere, die sich ihm nicht zu Dank geschmückt hatten.

Der wüste Lärm, in dem der Pöbel schwelgte, drang zum Sterbezimmer hinauf, kam aber den beiden, die dort standen, in den Anblick ihres Toten versunken, nicht zum Bewußtsein.

Am dritten Tage fand Antonio sich wieder in San Clemente ein. Er kam, eine Ruhestätte für seinen entschlafenen Meister

im Frieden des Klosters zu erbitten. Sie wurde gewährt, und die Mönche schickten vier Laienbrüder, die Leiche einzuholen. Sie hoben den Sarg, in dem Masaccio ruhte, auf ihre Schultern, Pulcheria und Antonio folgten; ein weiter Weg lag vor ihnen. Von dem Platze am Fuße des Scherbenberges, den die Hufe der Rosse und der gehetzten Tiere zerstampft hatten, wandten sie sich der Cestius-Pyramide zu. Sie ragte dunkel aus sumpfigem Grunde. Die Sonne, die im Scheitel stand, ließ einzelne Stellen zwischen den Wucherpflanzen wie bunte Spiegel schimmern. Über zerstörte Burgen, vorbei an den ehrwürdigen Mauern von San Saba und Santa Prisca flog der Blick und ruhte erlabt auf den Bergen, die in unwandelbarer Lieblichkeit die Stätte ruheloser Kämpfe und wilder Verheerungen umschlossen.

Auf dem Wege zum Kolosseum kam eine lärmende Rotte Angetrunkener den stillen Wanderern entgegen. Männer und Dirnen in eklen Verkleidungen, von johlender Straßenjugend begleitet. Einige Anführer der Bande glaubten, in dem kleinen Trauerzuge eine Faschingsposse vor sich zu haben.

„Wen tragt ihr da?" rief ein langer Bengel in Arlecchino-Maske, „den Bräutigam dieser jungen Braut?" Er deutete auf Pulcheria. „Weint nicht, schöne Jungfrau, ich wecke ihn mit meiner Pritsche. Setzt nieder eure Scatola!" befahl er den Trägern, und die Weiber riefen mit Gelächter: „Setzt nieder! setzt nieder!"

Die frechsten hingen sich den Laienbrüdern an die Arme, ein dicker Buffone begann am Sarge zu rütteln. Antonio stieß ihn zurück; für und wider ihn bildeten sich Parteien.

„Ruhe! Ruhe!" riefen einige, „es ist Ernst." Aber schon war es zum Handgemenge gekommen. Der Arlecchino stellte einem der Brüder ein Bein, der stolperte, der Sarg mußte niedergelassen werden. Antonio schützte ihn mit seinem Leibe. Der Lärm war ohrenbetäubend, der Kampf immer heftiger geworden, schon gab's blutige Köpfe. Da trat plötzlich Waffenstillstand ein.

Ein neues Schauspiel fesselte die Aufmerksamkeit des erregten Gesindels.

Man sah eine Schar zerlumpter Männer, Weiber, Kinder und hörte sie schreien: „Geld! Geld!"

Sie liefen neben und hinter einem selten geschauten Prachtstück, einer Karosse her, umringten sie, bettelten, drohten. Die Arme hoben sich mit flehender, mit heischender Gebärde, gierige Augen funkelten zu den Glücklichen hinauf, die im Wagen saßen, jung, schön, fröhlich. Die Kutsche rollte langsam im Trabe zweier herrlicher andalusischer Rappen, die schnaubten, Schaum umherspritzten und bei jedem Aufschlag ihrer Hufe den Boden wie etwas Verächtliches von sich zu stoßen schienen. Es glänzten die Beschläge der Geschirre und die vergoldeten Schnitzereien an den Stangen des purpurnen Baldachins, es glitzerten die Tressen der Pagen, die auf den Wagentritten standen.

Nun — ein aus dem Inneren dringender Befehl. Die Karosse stand mitten im Schwarm des Pöbels, der sie verfolgte, der Masken und Possenreißer. Die Pagen sprangen ab. Lustig und kräftig geschleudert flogen Hunderte von Münzen in die Menge, die wie rasend über sie herfiel. Männer und Frauen warfen sich auf den Boden, balgten sich, fluchten und kreischten. Einer suchte dem andern seinen Fund abzuringen. Der Streit wurde bitterer, hitziger, als ein neuer Münzenregen niederging.

Antonio benützte den Augenblick, schlang den Arm schützend um Pulcheria und winkte den Trägern, den Sarg aufzunehmen. Sie hoben ihn, und er gab einen dumpfen Ton. Ein schweres Geldstück war gegen ihn angeflogen. Pulcheria wendete sich mit Ekel.

Empört, mit donnernder Stimme rief Antonio: „Achtung vor der Leiche Masaccios!"

Da drang aus dem Wagen ein Schrei zu ihm. In der Karosse hatte sich eine Frau erhoben. Selig überrascht, hangend und bangend, im Begriff, ihm entgegenzustürzen, starrte sie ihn an.

Und er bäumte sich auf, seine Augen rollten, auf seine Lippen trat eine Verwünschung. Wie von einer grellen Flamme beleuchtet, glühte sein Angesicht. Abwehrend und dräuend ballte er die Faust.

Man sah die Frau in der Karosse zusammenbrechen... Ein kurzer, rasch erteilter Befehl. Die Pagen sprangen auf, das schimmernde Gefährt entschwand wie eine schöne Vision.

Die Armen und die Masken rauften noch um die Spenden, die der Überfluß ausgestreut, während die Träger des Sarges Masaccios und die zwei, die ihm folgten, sich längst wieder in Bewegung gesetzt hatten.

„Antonio, lieber Sohn," sprach Pulcheria endlich nach tiefem, lastendem Schweigen, „das war Margherita. Hast du gehört, wie sie aufschrie, und gesehen, wie sie zu uns strebte? Zu uns armen Leuten zog es sie zurück aus ihrem Reichtum und ihrem Glanz."

„Mütterchen," stieß Antonio hervor. „Mütterchen!" Mit verzweifelter Anstrengung rang er den Zorn nieder, der in ihm kochte: „Sprecht nicht, um Gottes willen, sprecht nicht!"

Im Kloster herrschte große Aufregung, als sie dort ankamen. Vor einer Stunde war der Kaufherr Pietro Peruzzi aus Florenz eingetroffen, um Maso Guidi aufzusuchen. Wie Antonio hatte auch er zuerst in San Clemente nach ihm gefragt und mit leidvoller Bestürzung die Nachricht von seinem Tode empfangen.

Sobald die Flucht des Meisters bekannt geworden, war auch niemand im Zweifel über ihren Grund. Der Unmut gegen die Reichen, die von den Verlegenheiten, in denen Guidi sich befand, gewußt und ihnen nicht abgeholfen hatten, äußerte sich laut. Peruzzi empfand die Schmach bitterer als andere. Im Grunde sparsam, galt er doch gern für großmütig und strebte eifrig nach dem Rufe eines Mäcen. Als nun sogar eine Botschaft des Papstes anlangte, der Masaccio zu sich berief, beschloß Peruzzi die Fahrt nach Rom. Reisende Handelsleute, die den Meister

dort gesehen, hatten von seiner augenscheinlichen Dürftigkeit erzählt und von der Scheu, mit der er ihnen auswich, als sie Miene machten, ihn anzureden.

Peruzzi war schon völlig in der schönen Rolle des Erretters eines berühmten Künstlers aus der Not des Lebens aufgegangen, als er die Demütigung erfuhr, zu spät gekommen zu sein und vor dem unwiederbringlich Versäumten zu stehen.

Ergriffen betrachtete er den armen Sarg, der die Reste des großen Malers barg, und mit tiefem Schuldgefühl im Herzen schloß er sich dem Grabgeleite an.

Pulcheria Pisano hatte kein Wort des Vorwurfes zu ihm gesagt, und mit innigster Ehrfurcht erfüllte ihn der Anblick der kleinen, alten Frau, die im Innersten gebrochen und äußerlich doch so standhaft ihr Um und Auf in die Erde senken sah. Er empfand es als eine Gnade, als sie ihm vertraute, daß ihr Tommaso zwei Bilder hinterlassen hatte, die für den Papst bestimmt waren. Freudig erklärte er sich bereit, sie mit Gold aufzuwiegen, wenn ihm das Glück gegönnt würde, ihr Überbringer sein zu dürfen. Er übernahm auch die Sorge, mit den Gläubigern des Meisters abzurechnen.

Nachdem alles geordnet war, was Masaccios zeitliche Ehre betraf, widmete Pulcheria ihre Aufmerksamkeit dem, was seine ewige Ehre ausmachte. Sie betete in der Katharinen-Kapelle mit so heiterer Frömmigkeit an Antonios Seite, daß er von neuem fragte: „Müßt Ihr nicht weinen, Mütterchen, rühren Euch diese Bilder nicht?"

„Sie rühren mich," erwiderte sie, „aber ich muß nur, was ich will — und ich will die Werke, die mein Maso in Hellsichtigkeit schuf, nicht durch einen Tränenschleier sehen. Blick empor zu der Heiligen — deiner ersten Liebe! Zwischen den stacheligen Rädern, die sie zerfleischen sollen, steht sie unversehrt. Verstehst du, was das heißt? An ihrer Seelenreinheit stumpfen sich die Stacheln irdischer Leiden ab."

„Was nun, Mütterchen?" fragte Antonio, als sie sich endlich zum Aufbruch anschickte. „Bleiben wir in Rom? Wollt Ihr das Grab des teuren Meisters hüten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Dazu bin ich selbst dem Grabe zu nahe. Ich gehe heim, im Hause der Pisano zu sterben."

„Soll ich Euch geleiten, Mütterchen?"

„Das sollst du nicht. Ich reise mit Peruzzi; es ist ausgemacht. Er möchte mir jetzt die Hände unter die Füße legen. Ja — jetzt ... Wir müssen Abschied nehmen, denn auch du sollst heim."

„Wohin sollt ich da?" fragte er. „Ich habe kein Heim."

„Doch!" Ihre Hand legte sich sanft auf seine Rechte. „In Ariccia lebt, wie sie sagen in Armut, ein alter Mann, der deine Mutter geliebt hat und gütig für sie war bis zu ihrer letzten Stunde. Zu ihm zurückzukehren, um die Not von ihm fernzuhalten und seinen Fluch von deinem Haupte zu lösen, wäre dir das allzu schwer?"

„Mir wird gar nichts mehr schwer, Mütterchen," antwortete er mit einem traurigen Lächeln. „Es mag ja sein, mag der alte Mann die Genugtuung haben, zu sehen, daß aus mir nichts geworden ist, daß ich wiederkomme als der, der ich gegangen bin."

Als sie die Kapelle verließen, kniete ein Weib auf der Schwelle, der Kleidung nach ein Weib aus dem Volke. Sie hatte das dunkle Schleiertuch um die Stirn und um die Wangen geschlungen und beugte sich bis zur Erde, als Pulcheria und Antonio an ihr vorübergingen. Dann stand sie auf und folgte ihnen von weitem.

Tag für Tag kam Pietro Venesco in seine Werkstätte, warf ein Stück Lehm auf die Drehscheibe und ging unlustig an die Arbeit. Er hätte sie auch sparen können, der Vorräte waren genug, Abnehmer gab es wenige. Eben nur noch für den gewöhnlichen Hausgebrauch wurde die Ware, die der alte Mann herstellte, gut genug gefunden. Er war sich dessen bewußt, und es lähmte ihn. Stundenlang konnte er dasitzen, die Hände im

Schoß, und seine Gedanken den gewohnten Ringeltanz aufführen lassen. Sie riefen ihm die Leidensjahre zurück, in denen sein Weib sich im stillen Gram um den Sohn verzehrt hatte ... O der furchtbaren Stunde, in der die Lippen der Sterbenden den Namen des Sohnes gehaucht, in der ihre brechenden Augen noch sehnsüchtig nach ihm ausgeschaut hatten ... O des Verfluchten, der die Mutter in Trostlosigkeit und Armut sterben ließ, indes er sich in seinem Ruhme sonnte und in Reichtum schwelgte.

Fenderigo war's, der Kunstenthusiast und Neuigkeitskrämer, der die Kunde aus Rom mitgebracht, daß Antonio in Florenz unglaublichen Erfolg errungen hatte. Kaufherren und Edelleute bezahlten seine Bilder mit den höchsten Preisen, Kardinäle überhäuften ihn mit Aufträgen; man sprach davon, daß ihn der Papst demnächst nach Rom bescheiden werde.

Der Barbier war am Tage, an dem er mit dieser Freudenbotschaft von Haus zu Haus lief, der Held des Städtchens Ariccia. Nicht nur, daß man dem stillen und sanftmütigen Antonio alles Gute gönnte, man gönnte auch dem borstigen Venesco einige Widerwärtigkeit. Beschämt werde er nun eingestehen müssen, daß er unrecht gehabt hatte mit seiner Mißachtung des Talentes Antonios. In jeder Art, von der katzenfreundlichsten bis zur derbsten, wurde ihm beigebracht, was man von ihm erwartete. Aus jedem Gruß, den Bekannte ihm boten, konnte er ihre Schadenfreude herausfühlen.

Er floh die Menschen, die nur noch verstanden, ihm weh zu tun, er vergrub sich in die Einsamkeit seiner Werkstätte. Den kleinen Haushalt bestellte ihm Cencetta und ließ sich's auch angelegen sein, für seine Unterhaltung zu sorgen. Am meisten und liebsten erzählte sie von ihren Freiern. Das waren Leute! Diese Ungeduld, dieser Ungestüm, sie konnte nur staunen, wie viele ihrer waren. Und wenn sie dann fragte: „Staunt Ihr nicht auch, Padrone?" irrte doch manchmal ein Lächeln über sein vergrämtes Gesicht, und er antwortete: „Ich nicht, nein."

Das Gerücht, daß Antonio demnächst in Ariccia eintreffen werde, tauchte von Zeit zu Zeit aus unbekannter Tiefe auf und versetzte den Töpfermeister jedesmal in angstvolle Empörung. Cencetta beschwichtigte ihn:

„Vornehmen wird er sich die Reise, ja, o ja! Er wird auch von ihr sprechen wie von etwas Ausgemachtem. Aber — diese Künstler! die muß man nur kennen, wie ich ihrer in Florenz genug gekannt habe. Da kriegen sie auf einmal das Heimweh, fluchen und seufzen, bilden sich ein, sie müssen alles liegen und stehen lassen und nur heim, nur heim!... Es wird aber nichts daraus, sie haben ja nie Zeit. Verschieben die Reise von einem Jahr zum andern und sterben in der Werkstatt."

„Daß er stirbt, erlebe ich nicht," sagte dann Venesco und betete: Möge er nicht kommen! Herrgott, nur das eine erspare mir!

Und nun begab es sich an einem Vorfrühlingsmorgen, daß Venesco zum Werktisch trat und am gegenüberliegenden Fenster Antonio auf seinem alten Platze sitzen sah. Er stand auf, als sich der Blick des Vaters mit finsterem Entsetzen auf ihn richtete, und trat heran, sonnverbrannt, in schlechten Kleidern.

„Du — du?" stammelte der Greis nach langem, erdrückendem Schweigen. „Was willst du?"

Eine gequetschte, bebende Stimme, die er kaum noch erkannte, antwortete ihm: „Ich will wieder Euer Geselle sein, wenn Ihr mich annehmt."

So war denn nichts aus ihm geworden! So war das Traumbild von Künstlerruhm und Künstlerglück zerronnen, so behielt Venesco recht. Er hatte seine heißersehnte Rache und konnte seinem armen Weibe noch in der Grube nachrufen, daß der Sohn sich nicht ungestraft an ihr versündigt. Ein Triumphgefühl schwellte sein Herz, es gab eine Gerechtigkeit, sein Fluch hatte sie heraufbeschworen.

Diese erste, aber völlige Genugtuung wurde dem alten Manne am Ende seines herben Lebens zuteil.

Dem verzeihen, der sie so spät gebracht, konnte er nicht, aber er duldete ihn neben sich.

Beim Meßopfer am nächsten Sonntag war die Andacht der Kirchenbesucher sehr gestört. Die Mädchen und Frauen stießen einander verstohlen an, blinzelten und guckten. Da stand ja der Antonio leibhaftig wieder unter dem Verkündigungsengel und sah ihm ähnlicher denn je. Und daß er nicht so albern siegreich dreinblickte wie der, sondern furchtbar ernst und traurig, kam seiner Schönheit nur zugute.

Er hätte wieder in hundert Mädchenaugen lesen können: wenn du um mich freist, bekommst du keinen Korb. Er freite aber nicht, er kümmerte sich nicht einmal soviel wie früher um das Treiben des jungen Weibervolkes. Cencetta war die einzige, mit der er verkehrte, und wenn man sie fragte: „Wovon sprecht ihr denn?" erwiderte sie mit großer Wichtigkeit: „Von meinen Verehrern."

Eine ausführliche Antwort konnte auch die geschickteste Fragerin ihr nicht abgewinnen. Die allgemeine Neugier blieb auf die schmale Kost der Vermutungen angewiesen. Daß zwischen Antonios Abreise und seiner Heimkehr allerlei wundersame Erlebnisse lagen, war außer Zweifel. Jahrelang erhielt sich die Sage, daß er ein großer Maler gewesen, ein sündhaftes Bild gemalt habe und, vom Bannstrahl bedroht, von Reue gefoltert zu seinem Handwerk zurückgekehrt sei.

Und dies war wirklich der Fall.

Bald nach seiner Ankunft hatte er einige Schalen, mißglückte Versuche aus längst vergangener Zeit, von dem Borde genommen, auf dem sie stehen geblieben waren, und dabei in einer Ecke, beschädigt und verstaubt, einen alten Bekannten gefunden, den Krug, dem er die Form eines Silenkopfes gegeben. Ein häßlicher Geselle, der betrunkene Halbgott, aber ein Bild der Lebenslust. Aus diesen zusammengekniffenen Augen, diesem

breiten Munde lachte Antonio die naive Schaffenswonne seiner Jugend an. Unbekannt mit den Schönheitsgesetzen, also durch keines gebunden, hatte er in glückseligem Hervorbringen geschwelgt, in freier, jubelnder Eingebung.

O verlernen! Wissen ist Tod für den, dem die Kraft fehlt, es sich zu unterwerfen. Wieder sein wie einst! Kneten, bilden, bemalen in kindlicher Unschuld und kindlicher Verwegenheit, spielen, und spielend — vergessen.

Es war Frühlingszeit. Der Lenz des Südens brannte sein farbenblitzendes Feuerwerk ab. Unter dem sonnigen Himmel, von lauen Lüften zärtlich umkost, prangte die Erde in Schönheit und Duft. Die Pfirsichbäume und die Palmen blühten, über und über schmückten sich die Zweige der Liebesbäume mit zarten, fliederblauen Glocken. Rubinrot leuchteten die aufgesprungenen Knospen der Granaten aus dem Blätterdunkel ihres Gesträuchs. Wie Sterne und Flammen erschimmerten auf den Wiesen Narzissen und Violen. Weiße und gelbe und rote Rosen rankten an den Schäften der Zypressen, der Steineichen, der Pinien empor, bedeckten wuchernd Hecken und Gemäuer.

Antonios Herz schwoll vor wehmütigem Entzücken. Inmitten dieses überquellenden Reichtums, wie arm fühlte er sich, wie zurückgesetzt! Er war unlängst in Subiaco gewesen und hatte vor dem Dornenstrauch gestanden, der, einst von wundertätiger Hand berührt, nach Jahrhunderten noch Frühling um Frühling heilkräftige Rosen trägt. Das geschah für dich, du Unbewußter, dachte er, und für mich Denkenden, Fühlenden und Ringenden gab's nur ein Erblühen, für meinen Schaffenstrieb nur eine unter den Stacheln der Werdensqual entstandene, in Qualen wieder vernichtete Frucht.

Aus Florenz war ein Brief von Pulcheria Pisano angelangt, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Endlich, hieß es darin, wird das verdorrte Gras, das der Schnitter übersah zur Zeit der Mahd, zu Staub werden. Du erhältst Botschaft, teurer Sohn,

sobald alles vorüber ist, durch eine, die uns sehr lieb gewesen. Nur dessen sollst du dich erinnern und die nicht ungehört von dir weisen, die meine Abschiedsgrüße bringt.

Nun erwachte er jeden Morgen, schlief jeden Abend mit dem Gedanken ein: Wäre sie schon dagewesen, wär's vorüber. Dann erst würde für ihn das Stück Leben völlig abgeschlossen sein, das er in der Fremde durchgemacht hatte. Gar oft wollte es ihm wie ein Traum erscheinen. War das in Wirklichkeit er gewesen, den Masaccio allen Schülern vorgezogen hatte, der das Unerreichbare angestrebt, das Unvergleichliche geschaffen, die Liebe eines hohen Weibes genossen, von fürstlichem Glanz umgeben, sich der Gesellschaft erlesener Menschen erfreut? War das er, der nun wieder eine Schale geformt, wie sie zu Hunderten aus den Werkstätten von Faenza hervorgingen, und sich ihrer freute, er, der das einzige hatte hervorbringen wollen? Er war aufgestanden, hielt sie von sich, betrachtete sie, und sie gefiel ihm; und doch, hätte er weinen mögen, daß sie ihm gefiel und daß er ein Genügen an ihrer Herstellung fand.

Über den blendenden Fleck, den der Sonnenschein durchs Straßenfenster auf den Boden warf, glitt ein Schatten. Bald darauf pochte es an der Tür, und die er erwartet hatte, Margherita, trat ein. Wegmüde und blaß, in ihrer alten Tracht der Frauen von Fontana. Das schwarzsamtene Mieder war zu weit geworden, der Rock schlotterte an ihr herab. Sie hatte das dunkle Schleiertuch sorglos um den Kopf und um den Hals gewunden und war noch königlich schön in dieser stolzen Vernachlässigung. Die Spuren des Leidens, der schwere Ernst in ihren Zügen rührten ihn nicht; nur Zorn und Schmerz flammten in ihm auf. Die Erinnerung an alles, was er durch sie gelitten hatte, packte ihn, umklammerte ihn wie mit eisernen Griffen. Wild und feindselig war der Blick, mit dem er sie anfunkelte, und sie fest bannte auf die Stelle, die sie beim ersten Schritt betreten.

„Ich komme nicht aus eigenem Antrieb," sprach sie, und ihre Stimme hatte einen ruhigen, merkwürdig harten Ton. „Ich komme, weil Pulcheria Pisano es gewünscht hat, und weil man den letzten Wunsch einer Sterbenden erfüllen muß."

„Weil man den letzten Wunsch einer Sterbenden erfüllen muß," wiederholte er halb abgewendet. „Ihr wißt einen, der das nicht getan hat, meint Ihr?"

Sie sah ihn mit großen Augen an, sie verstand ihn nicht gleich. Plötzlich geriet sie in Bestürzung und sagte hastig: „Das habe ich nicht gemeint, bei der heiligen Madonna, nein!"

Er war auf sie zugeschritten. Übte sie denn immer noch ihre unüberwindliche Anziehungskraft auf ihn aus? Liebte er sie denn noch? Bewunderte er sie noch? Nein! überredete er sich. Mochte der sie bewundern, der sie nicht gekannt hatte in der tauklaren Reinheit ihrer Mädchenjahre, in ihrer herrlichen Blüte. Mochte der sie lieben, der nicht wußte oder doch vergaß, daß sie die Genossin eines ausschweifenden Kondottiere gewesen. Was Antonios ganzes Wesen in Aufruhr versetzte, ihn mit rieselnden Gluten durchdrang, war noch der selbe Haß, der ihm die Hand geführt, als er das letzte Bild seines Triptychons malte.

„Bestellt Eure Botschaft!" rief er aus, nahm sich zusammen und setzte ruhiger und beinahe bittend hinzu, „und geht."

Sie war nicht aus der Fassung gebracht, nicht überrascht, sie schien den Empfang gefunden zu haben, den sie erwartet hatte: „Pulcheria Pisano hat mir befohlen, zu Euch zu gehen und Euch alles zu sagen, wie ich ihr alles gesagt habe und wie es war."

„Mir alles zu sagen? ... Alles — von Euch?"

Sie nickte und lehnte sich mit einer Schulter an die Wand. „Alles. Einmal, schon früher, hat sie es mir befohlen, und kurz bevor ihr liebes Leben erlosch, befahl sie es abermals. In die Hand habe ich es ihr schwören müssen, daß ich es tun werde." Margherita seufzte, ihre Lippen zitterten leise. „Ich muß Euch alles sagen, es ist ihr Wille."

„Ist es auch der meine, Euch anzuhören?“ fuhr er heraus, und ein Blitz des Mißtrauens schoß aus seinen Augen. „Seid Ihr sicher, Glauben bei mir zu finden?“

Nun verriet sich in ihrer Miene doch ein großes Staunen. „Ja — wenn Ihr mir nicht glaubt ...“ versetzte sie nach einer Pause, „dann muß ich nur wieder fort, und Pulcheria wird mir verzeihen.“ Sie raffte sich auf, stand frei und gerade und schien erleichtert aufzuatmen. Etwas von der naiven Sicherheit ihrer früheren Jahre regte sich in ihr. „Eines nur hört, und das werdet Ihr mir glauben: Pulcheria Pisano hat Euch im Sterben noch innig und liebreich gesegnet.“

Mit einem raschen Schritte wandte sie sich zur Tür.

Da fiel Antonios Blick auf ihren ausgetretenen, geflickten Schuh. Zugleich entsann er sich eines anderen, eines wunderhübschen, roten, und des Fußes, der ihn getragen und sich in übermütiger Fröhlichkeit vorgestreckt, und der Stimme, die gesagt hatte: „Ich weiß, wer mir immer Freude zu machen sucht und mir Bänder schenkt und Ketten und schöne rote Schuhe.“ Ein silberhelles Lachen klang aus traumhaft weiter Ferne hold und köstlich an sein Ohr ... Er sah sich an der Seite einer Vielgeliebten auf dem Wege zum schimmernden Dom, und die Welt und sein Herz und die Augen der Vielgeliebten waren voll Sonnenschein ...

„Bleibt!“ rief er plötzlich und deutete auf einen Stuhl neben dem Eingang. „Was hat Euch die Sterbende mir zu sagen befohlen?“

Margherita seufzte. So war das Schwere, dem sie entronnen zu sein glaubte, ihr nicht erlassen. Sie setzte sich und faltete die Hände auf ihrem Schoße: „Was ich ihr selbst gesagt habe, damals, als ich zu ihr kam ... Ihr wißt! Tut nicht, als ob Ihr nicht wüßtet.“ Ihre anfangs kaum vernehmbare Stimme befestigte sich, in ihren Klang stahl sich etwas von dem schmerzhaften Trotz eines gekränkten Kindes. „Ihr wißt, wer damals

auf der Schwelle der Sankt Katharinen-Kapelle kniete, als Ihr mit Monna Pulcheria heraustratet. Ihr wißt, wer Euch damals von weitem folgte ... Ihr könnt Euch denken, wer zu ihr gekommen ist, nachdem Ihr fortgegangen waret ... Alles könnt Ihr Euch denken, wenn Ihr nur wollt ... Wie mir gewesen ist, als ich Euren Schrei gehört habe, Euch gesehen habe und den Sarg ... und Pulcheria in ihrem Mäntelchen ... O, das besonders! ganz besonders — das! Und noch jetzt, wenn ich daran denke ... Ihr habe ich es nicht gesagt, denn sie hielt etwas auf ihr Mäntelchen ... Euch aber sage ich: ganz besonders — das! Sie, so arm — und wie sie humpelte, hinter dem Sarg, in dem ihr Liebstes lag, und ich — in goldgestickten Kleidern ...!" Sie schloß die Augen, lehnte den Kopf zurück, Fieberfrost schüttelte sie. „Wie eine Schlangenhaut, scheußlich gleißend, sind sie mir vorgekommen ... Erst als ich sie in Fetzen von mir gerissen hatte, ist mir wieder ein bißchen wohl geworden ... und dann bei ihr ..." — sie atmete leichter und wie befreit von einer gräßlich beklemmenden Erinnerung — „als ich ihr habe dienen dürfen."

„Euch ist wohl geworden?" fragte er spöttisch. „Ohne Euern Liebhaber? Wie kann das sein?"

„Er war mein Liebhaber nicht mehr."

„So war's ein anderer."

„Nein."

Antonio wollte widersprechen, sah ihr ins Gesicht — und schwieg.

„Kein anderer. Als Braccio an unserer Loggia vorüberritt, da habe ich ihm die Arme entgegengestreckt, ja! Da habe ich geglaubt, Ihr seid's, Ihr kommt in einer Verkleidung ... Da war ich ihm ausgeliefert."

„Wenn er mir nicht ähnlich gesehen hätte, würdet Ihr ihm widerstanden haben?"

„Das weiß ich nicht. Der Braccio ist wie der Sturm, er fragt nicht: ‚Willst du?' Er will und nimmt."

„Und wenn er heute wiederkommen und wieder sagen würde: ‚Ich will,' müßtet Ihr wieder zu ihm!"

„Jetzt nicht mehr. Mir hat zu oft vor ihm gegraut."

Die Überzeugung, mit der sie sprach, durchdrang auch ihn. Aber sie durfte ihn nicht für überzeugt halten, sie durfte nur seinen Unglauben und seine Geringschätzung erfahren: „Gegraut hat Euch vor ihm, der Euch alles brachte, wonach Ihr Euch von jeher gesehnt, bei dem Ihr Euer Glück gefunden habt?"

„Es war kein Glück," erwiderte sie langsam und völlig verständnislos für seine bittere Ironie. „Ich habe der heiligen Muttergottes gedankt, als seine Küsse anfingen, weniger heiß zu werden."

„Schweigt!" herrschte er ihr zu und wand sich in Qualen. „Schweigt!... Seine Küsse... O...!"

Sie erhob die Augen. Rätselhaft erschien er ihr: „Was kann Euch jetzt noch daran liegen?" fragte sie.

„Was mir daran..." Er lachte wild auf, rückwirkende Eifersucht zerfleischte sein Herz. Eine rasende Versuchung ergriff ihn, die einstige Geliebte an sich zu reißen, zu küssen, zu töten und mit ihr zu sterben. Ein Schritt nur trennte ihn von ihr, er sah in ihre dunkeln, so seltsam ruhigen Augen, die ihn verstanden, die sprachen: Tu's! du nimmst mir nichts, wenn du mir das Leben nimmst. Nun stand er wieder ringend, unentschlossen. Er wußte selbst nicht, wie die Frage ihm auf die Lippen trat: „Ihr habt den doch bitter gehaßt, der Euch nicht Marchesa Montanini werden ließ?"

„Irrtum!" erwiderte sie in ihrer müden Gelassenheit. „Gesegnet habe ich ihn. Ich habe auch immer gewußt, daß Ihr mich vor ihm retten würdet, und daß ich mich nicht selbst vor ihm zu retten brauchen würde — in den Arno."

„Auch das soll ich Euch glauben?"

„Wie Ihr wollt. Zwingen kann ich Euch nicht dazu. Es ist auch ganz gleich. Die Botschaft Pulcherias habe ich Euch bestellt. Und nun —" sie stand auf...

„Nun sagt mir noch," stammelte er hastig, „waret Ihr allein bei ihr in ihrer letzten Stunde?"

„Pietro Peruzzi war da und Fra Angelico und Fra Filippo Lippi. Das Pisanohaus fällt der Malergilde zu. Darüber sprachen sie."

„Fra Filippo! So ist er wirklich Priester geworden. Ein schlechter Priester, aber ein guter Maler."

„Ja, o ja!"

„Und ich — bin wieder Töpferlehrling. Seht Euch um."

Sie tat, wie ihr geheißen, sah die Schüsseln und Schalen, die auf seinem Werktisch standen, und naive Bewunderung erheiterte ihr ernstes Gesicht. „Kein Lehrling," sagte sie, „das ist ja schön."

„Schön — Ihr findet wirklich?"

Der selbe Gedanke lebte in beiden auf. Der Gedanke an den Morgen, an dem sie zu ihm gekommen war, zu trösten, und in Entzücken geraten war über sein Bild, die Neugierigen auf der Piazza Santa Maria Novella', und wie er sie in die Arme geschlossen hatte, und wie er aus ihrem Kusse und sie aus dem seinen die Fülle des Glückes getrunken.

Sie hatten seitdem das Leben und alle irdischen Freuden kennen gelernt, aber nie eine Regung, die auch nur von fern der Seligkeit jenes Augenblickes vergleichbar gewesen wäre. Und die einander das Köstlichste verdankten, hatten einander am wehesten getan und nichts mehr vor sich als die Trennung.

„Lebt wohl," sagte Margherita. „Meine Reisegefährten wollen in Ariccia nur eine Stunde Halt machen. Die Zeit ist um. Lebt wohl, Antonio." Ohne umzublicken, schritt sie dem Ausgange zu.

„Lebt wohl, sagt Ihr?" rief er ihr nach, „und reicht mir nicht einmal die Hand?"

Sie kehrte um und blieb stehen und fragte: „Würdet Ihr meine Hand denn berühren?"

Es griff ihm ans Herz. So tief verachtet fühlte sie sich, zu so scheuem Zweifel getrieben?

Da war sie gekommen, ihr Bekenntnis abzulegen. Ohne

Reue — was hatte sie zu bereuen? Ohne Zweck — was hatte sie zu hoffen? und wollte nun wieder fort, und Antonio, der das Wiedersehen gefürchtet hatte, blickte schaudernd in die Leere, die ihr Scheiden hinterlassen werde. O Pulcheria, du Kluge! dachte er, du wußtest, was du tatest, als du sie mir gesandt, die unschuldig Schuldige, die noch in Untreue Getreue. Halb besiegt, kämpfte er aber noch und sprach gewürgt und rauh: „Wohin wollt Ihr?"

„Nach Velletri. Monna Pulcheria hat mich dem Schutze ihrer Verwandten, der Oberin des Klosters, empfohlen."

„Nach Velletri — weil der Weg über Ariccia führt und Ihr Euch bei mir aufhalten solltet?"

„Ich habe es getan."

„Und wollt nun fort? Und gebt Euch keine Rechenschaft davon, warum Pulcheria Euch zu mir schickte und wollte, daß Ihr mir alles sagen solltet, alles von Euch?"

„Sie dachte vielleicht ..." Margherita sann nach, zuckte die Achseln und setzte nach einer Weile ratlos hinzu: „Ich weiß nicht, was sie dachte." Ihre Hände glitten herab, ihr Haupt neigte sich, Antonio sah ihre gesenkten Lider sich röten.

Mitleidige und heiße Zärtlichkeit wallte in ihm empor und riß alle Dämme nieder, die er gegen den Glutstrom der höchsten und tiefsten Leidenschaft seines Lebens aufgerichtet. Ihm war alles gestorben, er hatte seine Kunst und seinen Ehrgeiz begraben und seine Liebe in das Gewand des Hasses gehüllt. Aber die verkleidete Göttin hatte darin fortgelebt und trat nun hervor, siegreich und unsterblich. Sein Hohn erschien ihm töricht, seine Grausamkeit frevelhaft.

„Margherita!" rief er, und all sein niedergepreßtes Gefühl klang aus seiner Stimme und stürmte und liebkoste.

Ein leiser, zagender Jubelton antwortete ihm. Wie plötzlich befreit von einem tödlichen Banne staunte die Geliebte ihn glückselig an. Zwei Erlöste hielten einander umfangen und sprachen zugleich: „Kannst du mir verzeihen?"

Altweibersommer

Im Spätherbst, wenn die Blumen welk und entblättert von dürren Stengeln fallen, wenn in der Landschaft nichts bunt mehr ist als die Farben des sterbenden Laubes, sieht man auf den Wiesen und den Ackerschollen ein schleierhaftes Gewebe aus dünnen Fäden liegen. Sie spannen sich auch einzeln an Äste, an Zweige, an manche hochragende Dinge, oder fliegen, nicht viel dicker als ein Haar, abgerissen und lose in der Luft vor uns her, mattweiß bei trüb und verdrossen über ihnen schwebendem Gewölke, wie Seide schimmernd, wenn ein Sonnenstrahl sie streift. Sie sind die Arbeit einer kleinen Werkmeisterin und bilden für sie einen Weg, einen Übergang, geleiten sie zu einem Ziele, kommen und vergehen mit ihr.

Man hat ihnen die verschiedensten Namen gegeben in allerlei Ländern. Bei uns heißen sie Mariengarn oder — Altweibersommer.

Etwas Mythologie.

Es ist nicht allzulange her, da wurden von den Schicksalsgöttinnen die Menschenlose des kommenden Jahrhunderts — jetzt das unsere — gewoben und gestaltet. Die schwerwiegenden und die im Alltagsgeleise leicht hingleitenden, die dunkeln und die hellen waren bestimmt. Über Glück und Unglück und über alles, was sie herbeiführt, war verfügt. Nur eines blieb noch vorzunehmen, eine schwierige Verteilung — die des dichterischen Genius.

„Tun wir einmal etwas Außerordentliches!" sagte die jüngste der Schwestern, „schenken wir den ganzen Reichtum einem einzigen Sterblichen, lassen wir den einen die poetische Leuchte des ganzen nächsten Zeitalters sein."

Die zweite Schwester war mit dem Vorschlag einverstanden, die älteste nicht — durchaus nicht! Wovon lebt der Olymp? — Von der Tradition. An der Tradition darf nicht gerüttelt werden. Wie sie es bestimmt, sollen auch im kommenden Zeitalter einige Auserwählte mit einer der höchsten Gaben des Göttervaters begnadet werden.

Die jüngeren Schwestern beharrten auf ihrer Meinung, ein Streit entbrannte, wurde immer heftiger, zog immer weitere Kreise, und bald beteiligte sich an ihm der ganze Olymp.

Kupido, der in den Armen seiner Mutter eingeschlafen war, erwachte über dem Lärm und sah verdrossen um sich. Auf dem Altar vor den Schicksalsgöttinnen stand ein ihm unbekanntes Ding: Eine geschlossene Schale aus verdichtetem, zugeschliffenem Äther, in der es geheimnisvoll qualmte und wallte und mit dem Glanze von hundert Sonnen glühte. Geblendet, von einer

wilden Laune erfaßt, lief das Knäblein hinzu, ergriff die Schale und schleuderte sie in weitem Bogen in den Weltenraum hinab.

Das herrliche Gefäß zerschellte an Monden und Sternen, und sein himmlischer Feuerstrom ergoß sich, in einen Funkenregen zerstiebend, über die Erde.

Dort sieht man jetzt unzählige große und kleine Lichter glänzen — nirgends aber lodert eine Flamme.

Die Aufrichtigkeit.

Die Aufrichtigkeit schritt eines Tages durch die Welt und hatte eine rechte Freude über sich.

— Ich bin doch eine tüchtige Person, dachte sie; ich scheide scharf zwischen gut und schlecht, mit mir gibt's kein Paktieren; keine Tugend ist denkbar ohne mich. Da begegnete ihr die Lüge in schillernden Gewändern, an der Spitze eines großen Zuges. Mit Ekel und Entrüstung wandte die Aufrichtigkeit sich ab. Die Lüge ging süßlich lächelnd weiter; die letzten ihres Gefolges aber, kleines, schwächliches Volk mit Kindergesichtchen, schlichen demütig und schüchtern vorbei und neigten sich bis zur Erde vor der Aufrichtigkeit.

„Wer seid ihr denn?" fragte sie.

Eines nach dem andern antwortete: „Ich bin die Lüge aus Rücksicht." — „Ich bin die Lüge aus Pietät." — „Ich bin die Barmherzigkeitslüge." — „Ich bin die Lüge aus Liebe," sprach die vierte, „und diese Kleinsten von uns sind: das Schweigen aus Höflichkeit, das Schweigen aus Respekt und das Schweigen aus Mitleid."

Die Aufrichtigkeit errötete; sie kam sich plötzlich ein wenig plump und brutal vor.

Eine Nachfeier.

Lange schon weilte Goethe im Olymp; er war dort heimisch geworden, hatte seine Kunst immer weiter ausgeübt, und sie entfaltete eine Blütenpracht, von der die Götter selbst geblendet waren. Der große Dichter nahm ihr Lob wie etwas Erfreuliches hin; dennoch schwebte eine Sehnsuchtswolke über seiner Stirn, und in seinen vom Sonnengott selbst um ihren Glanz beneideten Augen schimmerte manchmal eine Träne.

Vater Zeus bemerkte es und sprach: „Deine olympische Zufriedenheit ist nicht vollkommen. Was fehlt dir, Wolfgang?"

„Kronide," erwiderte Goethe, „der Umgang mit Menschen fehlt mir. Diese Wesen haben mir während meines Erdendaseins freundliche Gesellschaft geleistet. Sie haben auch jedes Wort, das von meinen Lippen fiel, aufgehoben, artig einbalsamiert und mit einigem Eifer registriert und bewahrt zum Nutzen und heitern Genuß ihrer Nachwelt. Wie würde es mir jetzt doch willkommen sein, Vertreter dieser Nachwelt, besonders die jüngsten und also fortgeschrittensten, die Ururenkel meiner Riemer, von Müller, von Meyer, Boisserée, Eckermann und so weiter, hier zu sehen! Ich fühle mich oft gestimmt, ihnen einiges aus den wunderlichen Werken meiner olympischen Periode mitzuteilen."

„Ein bescheidener Wunsch, den ich gern erfülle," sprach Jupiter und winkte.

Im nächsten Augenblick war Goethe umringt von einer Schar fast noch kindlicher Jünglinge und Mädchen. Sie umjauchzten, umschwärmten, umschmeichelten, umarmten ihn. Er wurde angefleht, beschworen, ja bedroht und — schwieg. Immer höher hob sich sein Haupt, immer strenger verzogen sich seine Lippen, und — er schwieg. Schwieg wartend, wartete schweigend, aber der Sturm legte sich nicht.

— Endlich streckte er den Arm aus ... Zum Halbgott ver-

klärt stand er da, frei von jedem Zug nach Irdischem; auf seiner Brust erlosch ein Stern, mit einer Gebärde, bei der die letzte Spur von Geheimrätlichkeit entwich, wies er den Bedrängern die Pforte.

„Ich staune," bemerkte Jupiter, „warum hast du sie weggeschickt, ohne ihnen etwas von deinen aufgehäuften Geistesschätzen gespendet zu haben?"

„O du Bester und Höchster," lautete die Antwort, „ahnt dir, was sie wollten? Die einen Autographen, die andern wünschten mich zu interviewen, noch andre erkundigten sich, ob mein Verhältnis zu Charlotte von Stein platonisch gewesen; einige schleppten einen ansehnlichen Trichter herbei und verlangten, daß ich meinen Erlkönig hineinsprechen möge."

„Die meisten werden aber doch nach den Werken deiner olympischen Periode gefragt haben."

„Nein. Die meisten wollten mir die ihren vorlesen."

Ein Zukunftsbild.

Ein zwölfjähriges Bübchen des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts, das sehr klug war, schon eine Geliebte und eine Glatze hatte, stöberte gern im Trödel auf dem Speicher. Eines Tages fand es dort die halb verwitterten Reste eines Buches, überflog ihren Inhalt, stutzte plötzlich — begann nachzusinnen. Diese Beschäftigung setzte es eine Weile fort und begab sich dann zu seinem Vater.

„Da bin ich," sprach es, „auf ein seltsam fremdes Wort gestoßen, habe bis zur Erschöpfung darüber spekuliert, aber dunkel blieb mir seine Bedeutung."

„Wie lautet es?" fragte der Vater.

Das müde Knäblein buchstabierte mit leise hinfließendem Tone: „Rit—ter—lich—keit."

„Ritterlichkeit?" Mählich ließ der Vater den mageren, blassen Zeigefinger der überdamenhaft schmalen Hand zur neurasthenischen Stirn emporschweben. „Ritterlichkeit?" wiederholte er visionär; „mir ist, als hätte ich deinen Großvater dereinst etwas ähnlich Klingendes aussprechen gehört. Warte — ich will nachschlagen — in einem alten Wörterbuch."

Die Begleiterin.

Er kam müde von einer weiten Wanderung zurück und stieg langsam den waldigen Bergpfad zum Felsenkegel empor, den sein altertümliches Schloß krönte. Ruhig und schwer lagerten im Tal die weißlichen Nebel, mit verräterischer Eile schwebte die Dunkelheit heran und umfing die Stämme und die Wipfel der Bäume.

Als dem einsam Schreitenden aus einem der Türme seines Hauses helle Lichter entgegenblinkten, erschien ihr Glanz ihm lieblich wie Sternenschimmer.

Die Gartenmauer entlang ging er eine Weile tastend bis zur kleinen Pforte, die sich nur einem bestimmten Drucke der kundigen Hand öffnete.

Im Augenblick, in dem er sie berühren wollte, hatte sie sich wie von selbst leise aufgetan, und bereit, mit ihm zugleich einzutreten, stand an seiner Seite eine schattenhafte Gestalt. Ihre Umrisse verschwammen in der grauen Dämmerung, eine Schleiermaske bedeckte ihr Gesicht.

Angewidert wandte er sich ab und schwieg und fragte nicht: Wer bist du? Was willst du von mir? — Kein menschliches Ohr würde ihre Antwort vernehmen.

Ihm graute auch nicht, es wunderte ihn kaum, daß die Körperlose ihm folgte.

Plötzlich aufgeschossen und dennoch unerschütterlich, frei von Furcht und Schauder, aber traurig wie das Sterben des Gott-

losen, durchdrang ihn die Überzeugung: Wo die einkehrt, da ist ihr die Heimstätte bereitet. Sie ist gekommen, um nie mehr von mir zu weichen. An meinem Tische wird sie sitzen, an meinem Lager wird sie stehen, auftauchen wird sie vor mir, wenn ich den Rätseln der Welt und des Lebens nachsinne, ihren Schatten wird sie werfen zwischen mich und jede Daseinsfreude und jedes Erdenglück.

An den Pfeilern des Einganges zum Schloßhof, in eisernen Ringen, staken brennende, schwelende Fackeln. Stoßweise und spielend entriß der Wind ihnen Funkenbüschel und streute sie, kleinen feurigen Blumen gleich, auf das Pflaster.

Diener erwarteten den Herrn, gingen ihm voraus, durch die Halle, über die breite, sanft aufsteigende Treppe, und er wußte, daß ihm, den andern unsichtbar, die Begleiterin folgte.

Er führte sein gewöhnliches Leben fort als Jäger, als Reiter, als Segler, als gastfreier Hausherr, als allenthalben freudig begrüßter Gast.

Dann wieder monatelang als einsamer Denker und Träumer, versunken in die vergessene Weisheit der uralten Foliantenschätze, die er angesammelt hatte.

Immer der selbe erschien er. Niemand sah ihm die geringste Veränderung an. Keiner bemerkte, daß ihm das Herz schwer und daß in seinem Innern das Licht der Heiterkeit erloschen war.

Die stille Begleiterin kam nicht mehr allein. Mit ihr schwebten herbei die Schatten aller seiner Toten. Ein jeder von ihnen erhob einen Vorwurf gegen ihn, einen leisen oder schweren. Zuckende Lippen, tränenumflorte Augen fragten: „Weißt du noch? — „Besinnst du dich noch?"

Nur Eine lächelte ihn selig an — sie, die nie erwog, wie schwer das Unrecht, das er ihr angetan, weil seine Schuld in dem reinen Feuer ihrer Liebe zerschmolz.

Die Zeit verfloß, Jahre um Jahre gingen dahin.

Einmal, auf einer ziel- und planlosen Wanderung, kam er

zu einem Kirchlein im Walde, in dessen Nähe sich ein aufgelassener Friedhof befand. Dort war sie einst zur Erde bestattet worden, die ihn am meisten geliebt hatte; eine Flatterrüster bezeichnete die Stelle. Damals eine Gerte bloß, jetzt ein schlanker Baum mit zierlichem Geäst und seidigen Blättern, in dessen Zweigen Singvögel nisteten. Vom Grabe war nichts mehr zu sehen; nur üppiger als auf dem Waldboden ringsum entfaltete sich auf ihm ein reiches Pflanzenleben. Kleinblättriger Efeu, Gräser und Farren drängten ans Licht, in Fülle hervorgestrotzt breitete die wilde Erika mit ihren winzigen Glöckchen einen rosigen Schein über die stille Stätte.

„Sind das Grüße, die dein Staub mir entgegen schickt?" fragte er.

Heiße Tropfen schossen ihm ins Auge, und Erinnerungen an entschwundene Tage stiegen vor ihm auf. Bittere, herbe Erinnerungen an seinen Undank, seine Härte, an schlecht belohnte grenzenlose Hingebung. Nicht einer schönen und süßen Stunde entsann er sich, und ihrer waren doch so manche gewesen. Vergessen alle — nur die andern, die dunkeln, seinem Geiste eingeprägt mit grausamer Deutlichkeit. Ihm war, als öffne eine Wunde sich in seiner Brust und blute — blute ... Und was er vermochte, war und besaß, und allen Reichtum des Wissens und jeden Triumph des Erkennens hätte er gegeben, um hinknien zu können vor sie und sagen zu können: Verzeih!

O Gott! — sie sehen, wenn auch nur im Traume! Vor sie hinknien und sagen können: Verzeih! — wenn auch nur im Traume ...

Seine stumme Begleiterin indessen glitt immer näher an ihn heran. Und zum ersten Male wendete er sein Haupt nicht ab, senkte er nicht die Augen. Leiddurstig sah er sie an, und sein Blick durchdrang den Schleier auf ihrem Angesicht. Und er staunte, denn nicht wie ein feindliches erschien es ihm, sondern wie das einer Versöhnerin.

Die Freunde.

Zwei Freunde und Studiengenossen hatten durch eine Reihe von Jahren die selbe wissenschaftliche Richtung verfolgt. Doch kam die Zeit, in der ihre Wege sich trennten und sie sich entgegengesetzten Zielen zuwandten. Mit leidenschaftlichem Bemühen suchte einer dem andern zu beweisen, daß er auf falscher Fährte sei und einer furchtbaren Täuschung entgegen steuere. Jeder Angriff auf einen vermeinten Irrtum des Freundes wirkte wie ein Hammerschlag, der die bestehende Überzeugung noch mehr befestigte. Unerschütterlich war die eines jeden der beiden; und als sie es endlich einsahen, gaben sie den Kampf auf.

Ohne ausgesprochenen Vorsatz, gleichsam von selbst, fand ein stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen statt. Sie wollten Fragen, die für sie ewig Streitfragen bleiben mußten, nicht mehr berühren. Sie wollten durch rücksichtsvolles Schweigen ihre Achtung — nicht für die fremde Überzeugung, sondern für den, der sie hegte, bekunden.

Sie verkehrten miteinander scheinbar in alter Herzlichkeit, sprachen lebhaft von Dingen, die in zweiter Reihe ihres Interesses standen, aber von dem, was ihnen das Teuerste und Wichtigste war und die Achse bildete, um die ihr ganzes Leben sich drehte — kein Wort.

Große gegenseitige Hochachtung belohnte diese Rücksicht, wenn sich auch manchmal ganz leise in tiefster Seele die Empfindung regte, daß sie eine beschämende Komödie spielten.

Die Hochachtung war ja noch da, war wie in Erz begründet, erhob sich zwischen ihnen, eine edle Schutzwehr, an der nur leider das Vertrauen und die Liebe so lang anprallten, bis sie sich endlich abstumpften.

Die Halben.

Es gab einmal in Griechenland eine Zeit außerordentlicher Fruchtbarkeit. Eine Menge Kinder kam täglich zur Welt, und Juno, die Geburtshelferin, wußte vor Arbeit nicht ein noch aus. Müde und abgehetzt kam sie zu Jupiter und sprach:

„Zwanzigtausend Kinder sind in Aussicht; hast du Vorrat an Seelen?"

„Einigen, allerdings," erwiderte der Beherrscher des Olymps, „aber für zwanzigtausend Menschlein reicht er nicht aus."

„Für wie viele denn?"

„Nun — zur Not für zehntausend."

„Das ist ja viel zu wenig! Was fangen wir nun an um Jovis willen?"

„Wir geben jedem nur eine halbe Seele; man muß sich zu helfen wissen."

Bald darauf liefen zwanzigtausend Leute mit halben Seelen herum, und sie waren die Vergnügtesten in ganz Griechenland und wurden um ihren guten Humor viel beneidet, am meisten von den Seelenvollen.

Naturerscheinung.

Im Traume sah ich mich in eine geheimnisvolle, eine unabsehbare Werkstätte versetzt. Um mich her war ein Keimen und Werden, eine leise Ruhelosigkeit. Schatten glitten, Dämpfe qualmten, formlose Gebilde ballten sich langsam, träge, aber ohne Stillstand. Das kroch und schwebte, schlich und sickerte und platzte. Und ein Großartiges, Unnennbares, schien Ausgangspunkt dieser Regsamkeit zu sein.

Es ragte aus den Tiefen, es durchdrang die Höhen. Ich glaubte ein Haupt zu entdecken — war das ein Haupt? Und geschlossene Augen — waren das Augen? Und eine gebieterische

Gebärde glaubte ich wahrzunehmen. Sogleich entstand eine heftige Bewegung in allen Teilchen des Unermeßlichen. Durch Fernen, die mein Blick, wunderbar geschärft, durchflog, sah ich Menschen im Kampfe. Kaum dem Kindesalter entwachsene Jünglinge, Männer, Greise, Frauen. Sie rangen in blutigem Schweiß, bauten, meißelten, musizierten und schrieben. Auf ihren Stirnen thronte der Hochmut der Titanen. Ehrwürdige Trümmer und die Kuppeln und Zinnen hehrer Tempel und Paläste, reich an Kunstwerken und Büchereien, bildeten den Boden, auf dem sie standen; aber verächtlich blickten sie über ihn und über die Schätze, die er ihnen darbot, hinweg. Buntes, Blendendes, Unverständliches schufen sie in fieberhafter Tätigkeit. Einige übergossen gediegenes Gold mit ätzenden Giften, bemüht, es in Flittergold umzuwerten. Viele zerrten geheime Häßlichkeiten ans Licht, traten das Schöne und Reine mit Füßen und trugen aus dem Kampfe mit den unüberwindlichen Mächten unheilbare Wunden davon. Zerfleischt und verstümmelt, ruhten sie nicht; schon überwunden, hielten sie sich für Sieger und stimmten sterbend Triumphgesänge an.

Ein herzzerreißendes Mitleid ergriff mich, und ich schrie zu ihr, die mir die Ursache alles Regens schien: „Welch einen Kampf hast du mit einem Wink entfacht! Ist einer unter diesen Ringenden, der nicht fruchtlos ringt? Einer, dessen in Liebe und Qual geschaffenes Werk leben wird?"

Die blinde, stumme, taube Allmutter verstand meine Frage und ich ihre lautlose Antwort:

„Keiner."

„Umsonst also triebst du diese Opfer ins Gemetzel, gabst ihnen Kraft, Können und Wollen umsonst?"

„Umsonst ist nichts."

„Und wer gewinnt durch die ungeheure Vergeudung von Menschenarbeit und Menschenglück? Was wächst hervor aus diesem Totenfeld, auf dem unsägliches Leid begraben liegt?"

„Eine neue Schattierung auf dem Bilde der Kunst, eine kleine Erweiterung ihres Gebietes."

Offenbarung und Wissenschaft.

Der Schöpfer sprach: „Die Rose werde!" Und eine herrliche Rose entfaltete sich auf sein Geheiß.

Der Schöpfer sprach: „Die Rose werde!" Und ein Keimchen entstand. Es schwoll und trieb, es machte ungezählte Wandlungen durch, und nach unermeßlichen Zeiträumen entfaltete sich eine herrliche Rose.

Auf dem Wege.

Ein Sklave in Damaskus hatte zeitlebens den heißen Wunsch, nach Mekka zu pilgern. Als er alt und gebrechlich geworden war, schenkte sein Herr ihm die Freiheit. Sogleich griff er nach seinem Stabe und wollte die Wanderung antreten. Aber nach den ersten Schritten schon brach er zusammen, vom Hauch des Todes angeweht. Mitleidige beklagten sein trauriges Schicksal; doch er verwies es ihnen mit den Worten:

„Beneidet mich vielmehr; ich sterbe auf dem Wege nach dem Ziel meiner Sehnsucht."

Seherauge.

Ein Jüngling trat in eine Gesellschaft schweigender Weisen. Er sah ihnen in die ehrwürdigen Gesichter und sprach dann laut die Gedanken eines jeden von ihnen aus.

Sie staunten und fragten: „Wer bist du, du Schauender?"

Der Jüngling antwortete: „Ich bin ein Poet."

Was die Götter nicht wissen.

Ares und Aphrodite ruhten auf rosigem Wolkenpfühl, kosten, träumten und warfen zeitweise dem Getriebe der Lebewesen auf der rollenden Kugel Erde einen lässigen Blick zu.

Nun aber ging dort etwas vor, das die regere Aufmerksamkeit der Schaumgeborenen erweckte und ihr zu denken gab. Ihre Stirn umflorte sich; sie schloß den olympischen Heros fester an ihr Herz und fragte:

„Wie lang wird unsere Liebe dauern? Was meinst du wohl?"

Ares küßte ihre ambrosischen Lippen: „Das weiß ich so wenig, wie du es wissen kannst, himmlische Spenderin seligster Stunden," sprach er, „und kein Gott weiß es."

„Nun denn, schau und höre!" Sie deutete mit der Hand auf vier Erdbewohner, von denen zwei, zärtlich umschlungen, dahinwallten, zwei, Flügel an Flügel geschmiegt, sich in der Luft wiegten: Ein Menschenpaar und ein Paar Eintagsfliegen, und beide Pärchen, Menschen und Eintagsfliegen schwuren einander feurig, aus tief innerster, jubelvoller Überzeugung — ewige Liebe.

Der Gott und die Göttin lächelten, ein bißchen ironisch, ein bißchen wehmütig:

„Eigentlich — beneidenswert!" sagten sie.

Mütterliches Bedenken.

„Das Herz ist ein hohler, empfindungsloser Muskel, der im tierischen Organismus die Funktionen einer Pumpe versieht."

Die Tochter lernt das in der Schule. „Entsetzlich!" meint die Mutter. „Wie soll ein Mädchen sich noch bemühen, einen empfindungslosen Muskel zu erobern?"

Jenny Geddes.

Es ist ganz merkwürdig, wodurch manche Menschen zur Berühmtheit gelangen. Handlungen, von denen die Nachwelt nicht die geringste Notiz zu nehmen pflegt, haben, in einer gewissen Stunde, an einem bestimmten Orte vollzogen, ihrem Urheber einen unvergänglichen Namen gemacht.

Da ist zum Beispiel Jenny Geddes, die fromme Puritanerin, die, von protestantischem Eifer erfüllt, im Jahre 1637 in der Hochkirche von Edinburg dem im Ornate zelebrierenden Bischof ihren Faltstuhl an den Kopf warf. Nun frage ich, wie viel Leute haben nicht schon in einem Augenblick der Aufregung einem Nebenmenschen einen Stuhl an den Kopf geworfen, ohne dadurch etwas anderes zu werden als straffällig. Jenny Geddes Faltstühlchen indessen schwirrte durch das Gotteshaus, und „Kirche und Staat gerieten in Aufruhr, Adel, Geistlichkeit und Bürger traten zusammen, faßten den Covenant ab". Die Glorious Revolution hatte begonnen — und Jenny Geddes rasche Tat sicherte ihrer Urheberin ein Anrecht auf Unsterblichkeit.

Dem Faltstuhl, den sie mit sicherer Hand geschleudert, entschwebten die Habeas-Corpus-Akte, freie Parlamente, die Selbstherrlichkeit eines Volkes.

Die angenehme Eigenschaft.

Die Ehrlichkeit hatte das Tun und Treiben der Liebenswürdigkeit eine Zeitlang beobachtet. „Höre," sprach sie zu ihr, „ich habe etwas recht mißfällig bemerkt — du versündigst dich alle Augenblicke an mir."

Die Liebenswürdigkeit brach sogleich in Tränen aus und schluchzte: „O weh, das ist ja mein Unrecht oder vielmehr mein Unglück! So klar ich meinen Fehler einsehe, so tief meine Beschämung über ihn ist, ob ich will oder nicht — ich muß ihn be-

gehen, ich muß mich betätigen an jedem, der mir in die Nähe kommt. Meine eigenste Natur zwingt mich dazu."

„Du folgst ihr wieder, indem du das eingestehst," versetzte die Ehrlichkeit; „und wer dürfte leugnen, daß sie eine nette Natur ist? Trotzdem kann ich dich den Tugenden absolut nicht ebenbürtig nennen; zu dem Rang erhebe nur ich. Du bist eben eine angenehme Eigenschaft."

Die Unüberwindlichen.

Allerlei Tugenden und Untugenden, allerlei gute und üble Eigenschaften hatten sich versammelt, vertrugen sich, verkehrten friedlich miteinander. Nur die Dummheit verstand keinen einzigen Spaß, fühlte sich beleidigt bei jedem noch so unabsichtlich gesprochenen Scherzwort, hielt sich abseits und schmollte.

Die Nachsicht und das Wohlwollen traten zu ihr: „Komm," sagten sie, „mische dich in unsre ohnehin gemischte Gesellschaft. Du brauchst keine Beleidigung zu fürchten; wir haben Mitleid mit dir und nehmen Rücksicht auf deine Hilflosigkeit."

Da ließ ein häßliches Kichern sich hören — die Bosheit hatte es hervorgebracht und sprach: „Strengen Sie sich nicht an, meine Herrschaften; meine Freundin bedarf weder Ihres Mitleids noch Ihrer Rücksichtnahme. Wenn nur ich ihr meine Stütze leihe, ist sie mächtiger als ihr alle zusammen!"

Große Ähnlichkeit.

Die Herzensgüte begegnete eines Tages einem Wesen, das ihr auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich sah.

„Wer bist du?" fragte sie, „wer geht einher in meiner Gestalt?"

Das Wesen verneigte sich tief und erwiderte:

„Verzeih, ich bin's — ich bin die Höflichkeit."

Vertrauen.

Ein großer Sünder lag im Sterben.

„Bete! Bereue!" flehten die Seinen ihn an; „in wenigen Augenblicken wirst du vor dem ewigen Richter stehen."

„Den Allwissenden fürchte ich nicht," sprach der Sünder und starb in Frieden.

Der traurige Engel.

Es gibt einen Engel in den himmlischen Scharen, der still in sich versunken steht, wenn alle andern jubeln und lobpreisen. Nie stimmt er ein in ihren jauchzenden Chor, nie erhellt ein Lächeln sein schönheitsverklärtes Angesicht. Die seligen Geister ehren sein Schweigen und neigen sich seiner Trauer. Denn er ist der Engel, der die unausgesprochenen Leiden der Menschen in seinem Herzen sammelt, sie auszuschütten vor Gottes Thron.

Der Schüler.

Ein hoher Kirchenfürst kehrte von seinem Landsitze nach Rom zurück. Er fuhr vierspännig in seiner vergoldeten Kutsche, zog den Mantel fest um seine Schultern und drückte sich fröstelnd in die Wagenpolster. Es war Winter, die Tramontana hatte sich aufgemacht, raste mit voller Kraft und messerscharfer Kälte über das offene Land. Die mächtigen Rosse kämpften schwer gegen sie, die Kutsche schwankte. Langsam nur näherte man sich dem Ziele, war beim riesigen Amphitheater angelangt. Beraubt, zerstört, dem Plünderungswerk von Jahrhunderten preisgegeben, ragte es noch in überwältigender Größe empor, führte noch mit Recht seinen Namen Kolosseum. Und nun war's, als sänge aus ihm der Sturm sein gewaltiges Lied. Es brauste wie

das Gewoge der toll erregten, blutdürstigen Menge, stimmte ein in das Gebrüll der ausgehungerten wilden Bestien, stieß Schmerzenslaute aus, wie sie einst verzweiflungsvoll zum Himmel schrien.

Den Kirchenfürsten überlief's. „Vorwärts!" befahl er dem Pferdelenker, aber — wenige Augenblicke nur, und schon rief er hastig aus: „Halt! Halt!" Er hatte etwas Überraschendes erblickt.

Vor der Bresche, in die der Eingang zum Kolosseum sich verwandelt hatte, stand ein kleiner alter Mann in weltentrückter Versunkenheit. Er hatte das Nahen der Kutsche nicht, nicht das Gestampfe der Rosse gehört, er blieb unbeweglich wie ein knorriger Baumstrunk, vom Sturm umtobt, das gefurchte Angesicht vom greisen Haar umflogen.

Und der dastand, einsam, unansehnlich, häßlich, war der Maler des jüngsten Gerichts und der Deckengemälde in der Sistina und der Schöpfer der Kuppel vom Sankt Petersdome, war der Ruhm und Stolz Italiens.

„Maestro!" rief der Kardinal. „Kommt, kommt! Ich bringe Euch nach Hause ... Maestro!"

Erst nach dem zweiten Anrufe vernahm ihn Michelangelo, wandte sich, kam wie aus einem andern Dasein, traumverloren, heran.

„Was wollt Ihr da? Was tut Ihr?" fragte der Kardinal.

„Eminenz" — sein Blick stieg von neuem zu den gigantischen Trümmern empor — „ich lerne," sprach der Neunzigjährige.

Spricht die Stufe:

„Du Tor! du Tor! weil du mich überschritten hast, verachtest du mich? Ständest du, wo du stehst, wenn ich nicht gewesen wäre?"

Tageskritik.

Alle Augenblicke wird ein armer Marsyas geschunden — nur nicht von einem Apoll.

Ein Dunkeltier.

Ein Maulwurf, gefräßig wie alle, die seines Geschlechtes sind, war auf einem Raubzug begriffen. Er wurde von einem Füchslein beobachtet, das ihn nach einer Weile fragte:

„Warum gehst du immer nur der Nase nach? Mach doch die Augen auf!"

„Werde mich wohl hüten," erwiderte der Maulwurf, „es könnte mir ja Licht hineinfallen."

Berühmtsein.

„Berühmt möchte ich sein," sagst du und weißt nicht, was du redest. Berühmt sein heißt, mit nackten Füßen über ausgestreute Glasscherben dahinschreiten.

Ewig neu.

Gott schenkte den Menschen einige Leidenschaften und einige Gedanken, und Satan sprach: „Warum so karg?"

Und Gott sprach: „Sie haben genug, um sich bis ans Ende der Welt in jeder Stunde einzubilden, daß sie ganz Neues empfinden und denken."

Die Überlebenden.

„Nein, diese Eintagsfliegen, wie keck die werden!" sagte eine junge Hummel zu ihrer Mutter. „Überall drängen sie sich vor

man sieht und hört nur sie; wir sind wie weggewischt, von uns nimmt niemand Notiz."

Die Hummelmutter schüttelte ihren dicken Kopf: „Was liegt daran? Sie haben ja nur den einen Tag."

„Aber nach ihnen kommen neue, immer und immer neue, und den ganzen Sommer hindurch spielen Eintagsfliegen die erste Rolle in der Welt."

Jetzt lächelte die Hummelmutter: „Und rechnest du das Bewußtsein für nichts, so viele Generationen überlebt zu haben?"

Justine.

Madame Justine war eine liebe, kleine, alte Französin, die ihr tägliches Brot durch Unterrichtgeben in ihrer Muttersprache erwarb. Ihre Schüler und Schülerinnen vergötterten sie, bezahlten sie aber schlecht, denn die meisten waren selbst unbemittelt.

Einmal kam eine Landsgenossin zu ihr und beschwor sie um Rettung aus dringender Geldverlegenheit.

Justine war rot geworden und fragte ganz befangen: „Wie viel brauchen Sie?"

„Ach, wenn Sie mir fünf Gulden leihen könnten?"

Das war ein erlösendes Wort. Die alte Frau öffnete ihr Portemonnaie und rief freudig: „Fünf Gulden? — warum denn nicht? Ich hab ja sieben!"

Der Schatten.

Ein großer und guter Mensch wurde zu Grabe getragen. Die Besten des Landes bildeten sein ehrenvolles Geleite, und tiefe Trauer sprach aus dem Angesichte eines jeden von ihnen.

In der Nähe des Sarges aber, jetzt an seiner Seite, jetzt ihm folgend oder ihn umkreisend, schwebte ein grauer Schatten.

Nicht alle sahen ihn, nur wenige, und sein Anblick schnitt denen am tiefsten ins Herz, die den Guten und Großen gekannt hatten wie sich selbst und Rechenschaft geben konnten von jeder Stunde seines reinen Lebens.

Die Trauerfeierlichkeiten waren vorbei, die Teilnehmer traten den Heimweg an.

Einer — der treueste — blieb am Ausgang des Friedhofs zurück und sah noch einmal nach der Ruhestätte des Freundes hinüber.

Der Schatten war nicht von ihr gewichen, er hob und senkte sich, bildete wallende Wolken, nahm abenteuerliche Formen an, schien verweht von einem Lufthauche, ballte sich dann um so dichter zusammen, und der Beobachter wußte:

Er wird nie weichen, nie vergehen, er ist unsterblich und unüberwindlich. So oft die Wahrheit ihre leuchtende Fackel in seine dumpfe Finsternis stieß, erlosch die leuchtende Fackel. Er hat den Glanz eines edlen Daseins getrübt, er wird ein edles Andenken verdunkeln und beschmutzen, er ist ja die ewig neu und ewig wieder aus sich selbst erzeugte Frucht der Niedertracht und heißt — Verleumdung.

Nach besten Kräften.

Ein Käferchen hatte nach vielen gescheiterten Versuchen endlich mit großer Mühe und großer Ausdauer die Spitze eines Grashalms erklommen. Nun sonnte es sich auf seiner Höhe, spreizte wonnig die Flügel und war vergnügt bis in den letzten Winkel seiner Käferseele.

Da kam ein Esel des Wegs, blieb vor ihm stehen und lachte es aus: „Du meinst wohl Gletscherluft zu atmen auf deiner Grashalmzinne?“

Ein alter Löwe kam ebenfalls vorbei, blieb ebenfalls stehen und betrachtete den kleinen Emporkömmling mit Wohlgefallen:

„Heil dir, Käferchen," sprach er, „du hast das Ziel deines Strebens erreicht; das gelingt nicht jedem Löwen."

Der Erstgeborene.

Die alte Gärtnersfrau steht vor uns und trägt ihren Enkel auf dem Arme. Ein blasses Kindlein mit seltsam vorwurfsvollen Augen und blauen Adern, die man pulsieren sieht, an den Schläfen. Sein Gesichtchen hat etwas Altes, Leidendes. Ihre Tochter ist auch da, ein schönes blondes Weib, jugendstolz, lebensfreudig. Fest an ihre Hüfte schmiegt sich ein etwa sechsjähriger brauner Junge. Er strotzt in Gesundheit und Kraft, seine reichen dunklen Haare wellen und locken sich mit trotziger Anmut, seine prachtvollen Augen sind kohlschwarz, und tief drin in ihnen glüht's wie Feuer.

„Auch Ihr Enkel — der Erstgeborene?" sage ich zur Alten. Sie drückt das weinerliche Geschöpfchen zärtlich an sich und blickt wegwerfend über den braunen Buben hin.

„Ach der! das ist ja das unglückliche Kind der Liebe."

Die junge Frau lächelt weder beschämt noch frech: es ist ein gar liebliches Lächeln. Der Junge starrt finster zu Boden.

Der Vergötterte.

In der Hauptstraße einer kleinen, hochkultivierten Stadt gingen dreihundert Schriftsteller und vierhundert Schriftstellerinnen spazieren. Unter ihnen herrschten im Innern wie im Äußern große Verschiedenheiten, sämtlich aber waren sie selbstbewußt.

Plötzlich entstand in ihren Reihen und Gruppen eine Bewegung. Ausrufe wurden laut, alle Hälse streckten sich. Alle Blicke flogen einem Herannahenden zu, der in der Avenue den Gartenanlagen erschienen war.

Die Schriftsteller beugten die stolzen Häupter, die Schriftstellerinnen übertrafen im Knicksen die höflichste Japanerin. Herren und Damen machten Spalier.

„Er kommt! Er wird gleich da sein!" lief es von Mund zu Mund.

„Wer?" fragte eine kurzsichtige Lyrikerin ihren Nachbarn, einen Werte umwertenden Novellisten.

Und er, unter rieselnden Schauern, hauchte:

„Ein Leser!"

Lysipp.

Ein Steinmetz hatte dem Lysipp durch längere Zeit als Handlanger gedient. Er war von Begeisterung für die Werke des Meisters beseelt, und dieser holte gern die Urteile des schlichten Mannes ein, freute sich seines Lobes, ließ gar oft seine naiven Einwendungen gelten. Ihm war leid, als er das Interesse an seinen Arbeiten bei dem guten Gesellen immer mehr abnehmen sah, als er immer seltener erschien und endlich ganz fortblieb. Von Ungeduld und Sorge ergriffen, machte Lysipp sich eines Morgens auf und ging zu ihm. Er fand ihn im tiefen Schlafe in einer Ecke der Werkstatt. Neben ihm die ausgebrannte Lampe. Offenbar hatte er die Nacht bei der Arbeit durchwacht — Bildhauerarbeit. Welchen Schlages, ihr, Talent spendende, ihr, Talent verweigernde Götter!

Er wußte nun, warum ihm die Teilnahme seines guten Gesellen verloren gegangen war.

Der Steinmetz war selbst produktiv geworden.

Unbewußt.

Ein Kind streicht mit seinem Händchen über eine Tischplatte und zerdrückt dabei ahnungslos eine Mücke.

Und nun könnte alle irdische Weisheit und Gelehrsamkeit, und alle Zauberkraft der Kunst und alles, was gewaltig ist in der Welt, sich vereinigen und vermöchte nicht wiederherzustellen, was unbewußt, in eines Augenblickes Dauer, von einem Kinde vernichtet wurde.

Manchmal erfährt ein guter Ruf das Geschick der kleinen Mücke.

Erziehungsresultate.

Fath Ali hatte hundertundfünfzehn Söhne. Hundert waren fein gebildet, fünfzehn waren Lümmel. Da vertraute er die fünfzehn ihren hundert Brüdern zur Erziehung an und verreiste für ein Jahr. Nach seiner Heimkehr freute Fath Ali sich darauf, seine Söhne durchweg als Musterbilder edler Sitten anzutreffen, besuchte sie und fand — hundertundfünfzehn Lümmel.

Im Alter.

Alles verläßt uns im Alter, die Treue des Gedächtnisses, die Schärfe des Verstandes, die Fähigkeit des Fleißes, zuletzt versiegt sogar der Quell unsres guten, braven Talents. Nur eines bleibt dem Begnadeten, steht noch vor seinem brechenden Auge — die schöne Illusion.

Ein Traum im Traume.

Mir träumte, ich hätte das vollkommene Luftschiff erfunden und sei mit ihm an eine so ferne Stelle im Weltenraum gelangt, daß erst jetzt Bilder von Ereignissen zu ihr drangen, die sich vor tausend und abertausend Jahren auf unsrer Erde abgespielt hatten.

Ein überraschender Anblick stellte sich im Äther mir dar. Ich sah eine große Menge brauner, schlanker Menschen mit der Aus-

führung eines riesigen Bauwerks beschäftigt. Sie projizierten, visierten, gruben, hämmerten und sägten an ungeheuren Blöcken, hieben gewaltige Stufen zu. In der Höhe über ihnen schwärmten Flieger, die ich anfangs für vielgestaltige Vögel hielt. Es waren aber keine Vögel, es waren Luftfahrzeuge der verschiedensten Art nach allen Systemen, die wir kennen, erbaut, aber jedes zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Sie kamen von überall daher, mit dem Winde, gegen den Wind, mit rasender Eile herabgewirbelt, nahe dem Boden sachte hingleitend. Sie kamen, schwer beladen mit Wüstensand, mit Ziegeln und Nilschlamm, mit Quadern und auch mit Melonen, Datteln, Bananen, Granatäpfeln, köstlichen Früchten der sonnengeliebten, sonnengeküßten Tropen. Ein Ewigkeits-, ein Pyramidenbau war's, der sich mir darstellte, und die beschwingten Helfer nahmen den armen Fronern die schwerste Arbeit ab und brachten ihnen Nahrung und Erquickung. O die herrlichen Wohltäter, edle Erzeugnisse des schaffenden Menschengeistes; damals schon standen sie in Übung und Gebrauch und waren mit einer uralten Kultur vom Erdboden verschwunden.

Mir aber, mir war es gegeben worden, sie zu neuem, unermeßlich erhöhtem Leben zu erwecken. Mit jubelvoller Dankbarkeit pries ich mein Geschick und hatte im Traume den wonnigen Traum von einer in heller Blüte der Wohlfahrt stehenden Welt. Durch meine Flieger — sie wurden Legion — stieg der Verkehr zu fabelhafter Höhe, dem Handel und Wandel die Pfade bereitend. Hungersnot kannte man nur noch dem Namen nach; trat Mißwachs in einem Lande ein, stellte ein andres, wenn auch auf der jenseitigen Hemisphäre gelegen, unverweilt Lebensmittel in Fülle zur Verfügung, sehr froh, Absatz für seine reiche Ernte zu finden. Der Wohlstand wuchs und mit ihm die Gesittung. Die wilde Habgier erlosch; leicht wird ein guter Gönner, wer nicht selbst allzu bitter entbehrt. Verleumdung, tendenziöse Lobpreisungen beeinflußten das Urteil eines Volkes über das

andre nicht mehr; dieses Urteil bildete sich aus eigener Anschauung, eigener Erfahrung. Aus dem Verständnis erwuchs die Gerechtigkeit, die, was gilt, auch gelten läßt; ein Band von Geist zu Geist bildete sich, die Kunst der einen erweckte die Bewunderung der andern, und ihre Wissenschaft wurde ihnen nutzbringend und ehrwürdig. Trennende Grenzen fielen, es gab keine Fremde mehr, alle Menschen hatten nur eine mit gleich heißer Liebe gehegte Heimat — die Erde.

Wohltäter, Erlöser aus materieller Not waren die Flieger einem alten Volke gewesen — was sie einem fortgeschrittenen Zeitalter werden konnten, ermißt die Phantasie eines Sterblichen nicht.

Von einem Wonnerausch erfaßt, ein glückseliger Glückbringer, flog ich pfeilgerade dem Erdball zu und nahm die Richtung nach einer Werkstätte, in der emsige Erfinder mit der Herstellung von Flugmaschinen beschäftigt waren. Eine Weile beobachtete ich ihr Treiben, und ein großes Mitleid erfaßte mich. Ich sah ihr rastloses Mühen und seine Erfolglosigkeit, die Gefahren, denen sie sich tollkühn aussetzten, die Enttäuschungen, die ihnen bevorstanden...

Kinder! Kinder! Ihr tappt im Finstern, wollte ich ihnen zurufen und ihnen die Lösung des großen Rätsels darlegen. — Da begannen sie zu sprechen, sich zu beraten, und ich erschrak, ich zögerte — und schwieg.

Worauf sannen diese Erfinder? Was war das Ziel ihrer Bestrebungen?... Kriegszwecken sollten ihre Flieger dienen, Mordwerkzeuge gedachten sie herzustellen. Sie hatten nicht genug an ihren weittragenden Geschützen, die, meisterlich gehandhabt, die Reihen der Gegner niedermähen wie Gras, wie reifes Korn — aus den Wolken wollten sie kommen, als Feuerhagel herunterprasseln auf Menschenbrüder, auf unsre geliebte Heimat: Erde.

„Lebendiger Gott, laß Diese die Lösung nicht finden, Diese nicht!" schrie ich auf und erwachte.

König Ahmed.

König Ahmed hatte zwei wißbegierige Söhne: Behmed und Cehmed.

Und der König schenkte seinem Erstgeborenen, Behmed, tausend gute Bücher und seinem Zweitgeborenen, Cehmed, ein gutes Buch.

Und die wißbegierigen Söhne lasen in einem fort.

Und Cehmed wurde weise und Behmed wurde dumm.

Die Pygmäen.

Zwei reisende Pygmäen erfuhren zufällig, daß ein großes Etwas, an dem sie vorbei gekommen waren, ein Riese gewesen sei. Nach Hause zurückgekehrt, erzählten sie von diesem Erlebnis und wurden mit Fragen bestürmt.

„Einem Riesen seid ihr begegnet — das ist ja ungeheuer merkwürdig! Wie sieht er denn aus, so ein Riese? Wie ist er denn?"

Die Kleinen nahmen etwas wegwerfende Mienen an und sagten: „Wie soll er sein? — staubig ist er."

Sie hatten nur den Rand seiner Stiefelsohlen gesehen.

Zwei Feindinnen.

Eine etwas ältliche Verliebtheit und eine ganz junge Langeweile saßen einander gegenüber, wechselten schiefe Blicke und dachten beide im stillen:

Wirst du mich, oder werde ich dich fressen?

Mein Freund Tully.

O, er war ein großer Mensch! Ein siegreiches Genie, eine gewaltige Natur. Ein Adler an Schwung, ein Löwe an Mut, ein Elefant an Weisheit, und in ihm grunzte auch ein kleines Schwein.

Sklavengedächtnis.

Nach dem Tode des Lykurgus erfuhren seine Sklaven, daß sie im Dienst eines berühmten Mannes gestanden hatten.

Als sie darüber staunten, fragte man: Seid ihr denn stumpfsinnig? Ihr habt ja mit ihm verkehrt. Und erfahren müßt ihr doch haben, daß der pythische Apoll sich unfähig erklärte, einen Ausspruch über den großen Gesetzgeber zu tun, weil er nicht wisse, ob er ihn zu den Menschen oder zu den Göttern zählen solle.

Nein, davon wußten sie nichts, vielleicht auch war es ihnen entschwunden. Um so besser hatten sie sich gemerkt, daß ihr Herr einmal von der Menge mit Steinen beworfen wurde.

Eine Erinnerung.

Ich hatte einen alten Freund. Er war ein großer Schauspieler. Wir wohnten nicht in der selben Stadt, doch besuchte ich ihn von Zeit zu Zeit. Beim Wiedersehen begrüßte er mich jedesmal mit einem Jubelschrei und stürzte mir mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Vor dem Scheiden gab es dann schmerzvoll verzogene Mundwinkel, Kummerfalten die Wangen entlang, eine verdüsterte Stirn, trauerbeseelte Händedrücke.

Eines Tages kam es anders.

Mein Freund war bei meinem Abschiedsbesuch ungewöhnlich heiter und lebhaft, und als ich aufstand und sagte: „Nun lebe wohl, in einem halben Jahre bin ich wieder da," erhob auch er sich rasch.

„Gut also, gut," sprach er hastig, „in einem halben Jahre. Wort halten. Adieu, adieu. Ich kann, weißt du, das Abschiednehmen nicht mehr leiden."

Seine Stimme klang rauh und gepreßt, er sah an mir vorbei, während er mich zur Wohnungstür geleitete. Wortlos schloß er sie hinter mir.

Ich aber wußte nun, daß ich ihm lieb geworden war im Laufe der langen Jahre.

Ein Lichtstrahl.

Der Herr Jesus hatte dem Volke das Gleichnis vom Säemann erzählt und legte es seinen Jüngern aus, als er mit ihnen dahin ging ins Gebiet der zehn Städte.

Was zu verstehen sei, sagte er, unter dem Samen, der, vom Säemann ausgestreut, auf den Weg fiel und zertreten wurde, und unter dem, der auf felsigen Grund fiel und verdorrte, und unter dem, der in die Dörner fiel und erstickt wurde, und unter dem, der auf gute Erde fiel und aufging und hundertfältige Frucht gab.

Die Straße, auf der der Heiland mit seinen Jüngern wandelte, war steinig, und er sah, daß sich auf einem der Felsblöcke, die dalagen, ein schmächtiges Hälmchen erhoben hatte. Das Samenkorn, dem es entwuchs, mußte wohl der Wind hergetragen haben. Im Vorüberschreiten ließ der Herr das Auge auf ihm ruhen, und das Hälmchen sog sein mildes Leuchten durstig ein, und es war ihm statt der Nahrung, die ein gutes Erdreich spendet, und statt dem Tau und dem Regen des Himmels; es gab ihm die Kraft, seine Fäserchen durch unsichtbare Spalten

und Risse in den Stein zu senken, daß sie allmählich feine, starke Wurzeln wurden. Und als die Zeit kam, begann das Hälmchen zu blühen. Nicht lange, und goldene Früchte bildeten sich, und aus der reich gefüllten Ähre trugen wehende Lüfte sie fort in Nähe und Ferne, wo sie keimten, wuchsen, gediehen kraftvoll und segensreich.

Das gelang dem armen Hälmchen, weil es verstanden hatte, einen Strahl vom göttlichen Lichte aufzufangen.

Der Rätselstein.

(Nicht erfunden, nur nacherzählt.)

Nach den heiligen Stätten von Kasan wallten Jünglinge, Männer, Greise im langen Pilgerzug. Betend und singend wanderten sie über Unland und graue Steppen und gelangten zum hochberühmten Rätselsteine. Halb schon in den Boden versunken lag der mächtige Würfel; wuchernde Flechten umschleierten ihn. Zerstört durch die kleinen Kräfte der zu Eis gefrorenen Regentropfen waren einzelne Buchstaben der Inschrift:

„Hebe mich, und du wirst das Geheimnis wissen."

Hunderte und Tausende hatten hier geweilt, gelesen, gesonnen, und waren weitergezogen, denn ihnen graute. Die Jünglinge aber, die Männer dieser Pilgerschar sprachen: „Wir ziehen nicht vorbei, wir wollen das Geheimnis wissen."

Und sie mühten sich, gruben und harkten zwei Tage und zwei Nächte lang. Die Erde trank ihren Schweiß und das Blut ihrer zerschundenen Hände. Am Morgen des dritten Tages hoben und wendeten sie den Block und fanden in seine untere Fläche eingegraben — eine zweite Inschrift, schwer zu entziffern, seltsam. Schweigend starrten sie einander an. Einer der Greise trat hinzu. Er las:

„Was sucht ihr? — Es ist nichts."

Da befahl er: „Verschüttet den Stein!"

Die Tafel der Reichen.

Die Reichen sitzen an der Tafel und schmausen, und es ist so verschwenderisch angerichtet worden, daß die Schüsseln kaum halb geleert in die Küche zurückgebracht werden. Die Dienerschaft tut sich gütlich an diesen splendiden Resten, und was die Gäste auf den Tellern übrig ließen, wird ins Spülfaß geworfen.

Eine arme Frau, für den Tag aufgenommen, sagte: „Ich bitte euch, laßt mir diese Abfälle. Ich habe ein Hündchen zu Hause, das oft Hunger leidet; laßt mir diese Abfälle für mein Hündchen."

„Mit Vergnügen," sagten die Leute und schoben ihr die Teller zu, und bald war ihr Korb mit den mannigfaltigsten Überbleibseln gefüllt.

Als sie nach Hause kam, saßen ihre zwei kleinen Kinder auf der Türschwelle und warteten. Die arme Frau hatte sich geschämt, für ihre Kinder Brocken zu erbitten, die bestimmt waren, im Spülicht zu verfaulen.

Nun leerte sie den Inhalt ihres Korbes in eine Schüssel und setzte sie den Kindern vor, und die hielten eine Mahlzeit wie noch nie in ihrem Leben.

Aber was schlich da heran und war nur Haut und Knochen? — Das kurzhaarige, schwarze Hündchen des Nachbarn. Es setzte sich vor die Kinder hin und eröffnete das Gespräch mit einem messerscharfen Winseln, leckte sich emsig die Nase mit der langen, fleischfarbigen Zunge, lächelte mit dem halben Gesicht und richtete auf die Kinder seine gierigen Bettleraugen.

Ein abgenagter Knochen nach dem andern flog ihm zu, und es zermalmte sie mit seinen starken, gesunden Zähnen, und sie schmeckten ihm noch besser als den Kindern die zusammengelesenen Häppchen, als den Dienern die splendiden Reste, und viel, viel besser als den Gästen an der Tafel die feinsten Leckerbissen.

Ein Idealist.

„Wann wirst du endlich heiraten?“ sprach ein alter Gänserich zu seinem Sohne. „Es ist wirklich schon die höchste Zeit.“

„Vater,“ erwiderte der junge Gänserich, „ich mag keine von unsern Dorfgänsen. Du machst dir keinen Begriff davon, wie sehr ich nicht mag. Unsre Dorfgänse sind entsetzlich, lieber Vater. Beobachte sie nur, wenn sie am Morgen auf die Weide gehen, und wenn sie am Abend von der Weide zurückkommen. Ihr Geschnatter würde ich ihnen noch verzeihen, was sollen sie anders tun als schnattern; aber die blödsinnig eingebildeten Gesichter, die sie dazu machen, der ordinäre Hochmut, mit dem sie die dicken, kurzen Hälse strecken und die Flachköpfe heben — pfui, pfui, das alles ist mir widerlich. Nein, lieber Vater, eine unsrer Dorfgänse heirate ich nicht.“

„Eine der unsren nicht? Hast du vielleicht eine anderweitige im Kopfe?“

„Ja, Vater, es ist so.“

„Und was für eine denn?“

„Eine Schloßgans. Ich habe sie neulich gesehen, drüben im Park auf dem großen Teich. Mitten unter ihren edlen Schwestern schwamm sie schweigend dahin. Ihre Federn waren schneeweiß und hatten einen matten Schimmer, wie manchmal weiße Wolken am Himmel haben, und ihr Hals war lang und biegsam und schmal, und sie bog ihn voll Anmut und trug ihr Haupt mit würdevoller Bescheidenheit — gelassene, majestätische Ruhe lag in jeder Bewegung dieser herrlichen Gans, die wie ein schönes Märchenbild an mir vorüberglitt. Seitdem ich sie gesehen habe, ist mir der Anblick unsrer Dorfgänse völlig unerträglich geworden, und ich bitte, verschone mich mit der Zumutung, daß ich eine von ihnen heimführen soll.“

Der Vater hatte ihn ausreden lassen, herrschte ihm aber dann grimmig zu:

„So bleibe unvermählt, du Narr, denn darauf, daß die Schloßgans dich erhört, mache dir keine Rechnung. Hüte dich, ihr einen Antrag zu stellen, du würdest schmählich abgewiesen."

Statt ihn abzuschrecken, stachelte diese Warnung den Verliebten zu einer kühnen Unternehmung auf. Er putzte sich heraus, so schön er konnte, ging hin und erklärte der vermeinten Schloßgans seine Gefühle. Sie verlor keinen Augenblick ihre hoheitsvolle Ruhe und erwiderte, als er geendet hatte:

„Ich weiß nicht, mein Herr, was ich mehr bin, erstaunt oder geschmeichelt. Das aber weiß ich und kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß mein Herz bereits an einen Jüngling meines Stammes und meiner Art vergeben ist."

Im Innersten tödlich verwundet, wackelte der Abgewiesene heim und wurde aus Verzweiflung ein Lebegänserich. Er schloß flüchtige Verbindungen mit schon dreimal gerupften Gänsen wie mit kaum erwachsenen, er war der Schrecken aller Eltern, Vormünder und Gatten, er umwarb die ehrsame Familienmutter wie das unschuldigste ihrer Töchterlein, gewann jede und verachtete alle.

Als seine Sterbestunde kam, versammelte er seine zahlreichen Söhne um sich, und sprach zu ihnen die grausamen und sentimentalen Worte:

„Eure Mütter — wer sind sie? wo sind sie? Ich weiß nichts von ihnen, ich erinnere mich keiner von ihnen.

Die Einzige, der meine letzten Gedanken gehören, die Einzige, an die mich noch in dieser Stunde das unzerreißbare Band einer ewig lebendigen Erinnerung knüpft, das ist die Eine, die mich verschmäht hat."

Das Unkraut.

„Du Armes!" sprach eine feine Blume zu einem Unkraut, das über Nacht neben ihr emporgeschossen war, „sehr leid tust

du mir. Kaum lässest du dich blicken, als auch schon der Gärtner oder einer seiner Gesellen kommt und dich unter Verwünschungen wegfegt. Wenn ich bedenke, wie ich im Vergleiche zu dir behandelt, wie ich behütet, gepflegt, bewundert werde, muß ich mich wirklich schämen." Sie neigte ihr rosiges Köpfchen und machte ein tugendhaft bescheidenes Gesicht.

Das Unkraut stieß ein derbes Lachen aus: „Dein Mitleid, du zartes Gebilde, ist übel angebracht. Siehst du denn nicht, wie lässig der Kampf gegen mich geführt wird? Mit einem Harkenstreich, einem Schlag mit der Stiefelsohle wird er meistens abgetan. Selten greift die Feindseligkeit mir an meine starke Wurzel, die sich tief und fast unausrottbar in das Erdreich senkt. Mich stets aus ihr zu erneuern ist mein Vergnügen und meine Wonne. Deine Wurzeln jedoch, Gehegte und Gepriesene, sind zart und fein wie du selbst, und nicht selten geschieht's, daß sie von dem ausgerissen werden, der einige deiner Blüten pflücken will. Sehr verschieden, darin hast du recht, ist unsre Stellung in der Welt, aber sage mir, wer die seine besser behauptet?"

Grillengezirpe.

An einem schönen Sommerabend erhob ein Grillchen seine Stimme und zirpte laut und anhaltend. Ein kleiner Knabe wurde aufmerksam, horchte ganz entzückt, legte den Finger an den Mund und mahnte einige Erwachsene, die plaudernd dasaßen:

„Seid still, hört zu, hört zu! — es schlägt eine Nachtigall."

Man lachte ihn aus, und er schämte sich tief und bitterlich.

Aber ein alter Mann trat zu ihm und tröstete ihn: „Laß sie lachen. Ich müßte weinen an dem Tage, an dem du eine Nachtigall singen hören und achselzuckend sagen würdest: „Es hat nur eine Grille gezirpt."

Sie.

Dem großen Künstler, dem großen Gelehrten, dem großen Weisen und dem großen Heiligen bleibt sie ewig unerreichbar, aber der erste beste Dummkopf schwelgt in ihrem Besitze — sie heißt: Selbstzufriedenheit.

Erfüllung.

„Werde ich das Ziel meiner Sehnsucht erreichen?" fragte ein Ehrgeiziger den pythischen Apoll und erhielt die Antwort: „Gewiß."

„Gewiß? O göttliche Verheißung!" rief der Ehrgeizige glückstrunken aus. „Meine Wünsche werden erfüllt — alle erfüllt?"

„Alle."

„Auch die kühnsten?"

„Auch die."

„Sei gepriesen, du Göttlicher, auch die! Und wann?"

„Sobald dir an ihrer Erfüllung nichts mehr liegt."

Der Lastträger.

Ein schwer beladenes, mageres Eselchen wurde von einem kräftigen, wohlgenährten Esel eingeholt, der mit seiner kaum spürbaren Last munter einhertrabte. Als dieser sah, wie geduldig der arme Mühselige seine Bürde schleppte, blieb er stehen und ließ auch die eigene ihm auf den Rücken gleiten:

„Du trägst schon so viel," sagte er, „so trag auch das!"

Verstiegen.

Ein hohes Ziel, von mächtiger Hand gesteckt, sollte erreicht werden. Der Sieggewohnte, der auch bisher allen andern voraus

gewesen war, geriet auf eine schroffe Klippe, von der es kein Empor- und kein Zurückgelangen mehr gab.

„Verstiegen!" riefen schadenfroh die auf breitgetretenen Pfaden weiterklimmenden. Und der Kampfrichter sprach:

„Ja! um sich aber so zu versteigen, muß man ein guter Schreiter sein."

Frau Gutmütigkeit.

Frau Gutmütigkeit sitzt dick und breit in ihrem Hause beim eigenen Souper, läßt sich's schmecken und lacht vor Vergnügen am Wohlbefinden. Da klopft es, und eine helle Stimme spricht:

„Frau Gutmütigkeit, laßt mich ein, es regnet."

„Wollen sehen," sagt Frau Gutmütigkeit. „Wer bist du denn?"

„Ich bin der Herr Verstand."

„Der Herr Verstand? ... So, so? — Ja, dann tut es mir leid. Du bleibst draußen, deine Gesellschaft muß ich meiden. Wie ich höre, entwickelst du dich gern auf meine Kosten."

Alsbald vernahm man ein Klatschen — der Herr Verstand hatte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen: „O Sie Vorurteil!" rief er, „Sie altes, eingefleischtes Vorurteil! Erfahren Sie und merken Sie sich! Ich entwickle mich nie auf Kosten von irgend etwas oder von irgend wem. Allem und jedem, dem ich mich zugselle, gebe ich zu, ich bin immer ein Spender; ich kläre, stärke, bereichere immer. Hören Sie?"

Sie hörte ihn, ließ ihn aber doch nicht ein.

Plato nennt die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten.

Wir verwundern uns überhaupt zu wenig, unter andrem aber viel zu wenig über die kleinen, unscheinbaren Zufälle, die

uns fortwährend begegnen. Geringfügigkeiten, ein Schritt, ein Wort zu wenig oder zu viel. Und doch haben sie einmal eine drohende Gefahr abgewendet, ein Unglück verhütet, haben uns ein andres Mal um ein Glück gebracht, durch dessen rasches Erfassen unser ganzes Leben eine bessere, schönere Richtung erhalten hätte.

Denke, beobachte, vertiefe dich, und du wirst staunen über das dicht verschlungene Gewebe, in dessen Mitte du stehst, und dessen labyrinthischen Windungen nachzuspüren dein Scharfsinn nicht scharf genug, dein Blick nicht durchdringend genug ist.

Manchmal nur geschieht's, daß in diesem geheimnisvollen Gespinste ein Faden sichtbar wird, den du vermagst im Auge zu behalten auf seinem ganzen Wege bis ans Ziel. Vor dir liegen alle Möglichkeiten der Folgen deines Tuns; du siehst, was geworden wäre, wenn du damals statt kühn zaghaft, zaghaft statt kühn, hart statt milde, milde statt hart, mißtrauisch statt vertrauensvoll, vertrauensvoll statt mißtrauisch gewesen wärst, wenn du gesprochen statt geschwiegen, geschwiegen statt gesprochen hättest. Und dich ergreift ein tiefes Entsetzen, wohl auch eine bittere Reue oder ein feuriges Dankgefühl, indem sich dir offenbart, was hätte werden können — „wenn du damals . . ."

Eine Schweigsame.

Sie war mitten unter uns und doch unnahbar. Sie stand schweigend, die edlen Arme, die aus dunkeln Flören weiß hervorschimmerten, gekreuzt. Um ihre geschlossenen Lippen schwebte ein leises, seltsames Lächeln, und in den Augen, dunkelhell wie eine Sternennacht, glomm das milde Licht einer unaussprechlich sanften Trauer.

Sie stand schweigend und beobachtete uns, unsre fieberhafte Unrast, unser rücksichtsloses Streben, die Tollheit, mit der wir

alle Grenzen überflogen, alle Schranken niederrissen, die wilden Ausbrüche unsrer Lebenslust und unsrer Schamlosigkeit.

Sie sah, sie beobachtete, und es zuckte kein Nerv in ihrem schönen Gesichte.

„Wer mag sie sein?" fragten wir einander; aber sie anzureden, wagten wir trotz aller Frechheit nicht. „Wer mag sie sein, die ein höheres Wesen scheint und lächelt über unser wüstes Tun und Treiben?"

Einer, der mehr wußte als wir, erwiderte: „Ein höheres Wesen ist sie nicht und euch, ihrem Ursprung nach, näher verwandt, als ihr ahnt, sie ist — die stille Verzweiflung."

So vielleicht ...

Wir leiden oft schwer im Traume und erwachen mit dem Gefühl, ein großes Unglück erfahren zu haben. Aber ein Augenblick des Besinnens, und verschwunden ist der Schmerz, der noch leise in uns nachgezittert hatte. Kaum, daß im Laufe des Tages eine unklare Erinnerung an ihn, als fliegender Schatten, vor unserm inneren Auge dahinzieht.

So vielleicht wird in einem zukünftigen, wachen Leben die Erinnerung an unsres Erdendaseins oft qualvollen Traum als fliegender Schatten vor uns auftauchen.

Gleichnis.

In einem einst mächtigen Reiche erhob sich ein altehrwürdiger, prachtvoller Bau. Seine Fundamente griffen tief in die Erde, seine Kuppel verlor sich in den Wolken. Unabsehbar, unzählig waren seine hochragenden Hallen, die schönsten Werke der Kunst schmückten seine Altäre, vom hohen Chore erklangen herzerhebende Gesänge, seelenbefreiende Musik.

Jahrtausende gingen und kamen, gewaltige Erdbewegungen entstanden und erschütterten den tausendjährigen Bau in seinen Grundfesten. Er wankte, seine Säulen barsten, seine Quadern zerspellten, seine hochragenden Gewölbe stürzten ein. Aber die den Glauben an seine Ewigkeitsdauer von Vätern und Urvätern übernommen hatten, hielten fest an ihm. Sie wanden sich in den Hallen durch Grus und Geröll, sie beteten an den zertrümmerten Altären und empfingen dort Labsal, Trost und Gnadengaben.

Da kam ein Weltweiser, der sprach: „Ihr seid in Gefahr, verschüttet und in Finsternis begraben zu werden," und trug den ehrwürdigen Bau bis auf den Grund ab.

Die Menschen jedoch gaben nicht zu, daß er abgetragen sei, vor ihren Augen ragte er immer noch in unerloschener Herrlichkeit; sie wallfahrteten nach wie vor zu ihm hin und empfingen nach wie vor Labsal, Trost und Gnadengaben.

Und auf der leeren Stätte steht jetzt wirklich ein Ewigkeitsbau, denn der Glaube hat ihn errichtet.

Ein Anderes.

Ein Gewaltiger hatte auf dem Hauptplatz einer Weltstadt in heißer Arbeit vieler Jahre einen Tempel auferbaut. Seine Wände waren aus Granit, seine Pforten waren aus Erz, seine Kuppel ragte in die Wolken. Die Menschen fuhren und ritten, tanzten und liefen und schritten an ihm vorbei und — sahen ihn nicht. Sie stießen an ihn an, die Fuhrwerke kippten um, die Reiter stürzten von den Pferden, die Tanzenden, Eilenden, Schreitenden schlugen sich an seinen Quadern die Nasen platt, schlugen sich auch die Schädel ein und sahen den Tempel noch immer nicht. Und als eines Tages ein Weltstadtferner, Weltstadtfremder kam und sagte: „Da steht ja ein herrlicher Tempel;

seine Wände sind aus Granit, seine Pforten aus Erz, seine Kuppel wird von den Wolken umspielt," erhob sich ein allgemeines Gelächter.

Er schwieg und begriff: sie sehen ihn nicht. Die Zeit, in der sie alle ihn sehen werden, muß erst kommen.

Aber wie wird ihnen dann ihre Stadt erscheinen?

Die Philosophin.

Sie war alt, arm und einsam und doch ganz glücklich. Sie wandelte dahin wie Moses in der Wolke, umwoben von ihren Gedanken. Sie wich auf der Straße niemand aus, sie kümmerte sich nicht darum, ob ein Wagen einhergesaust kam, während sie eben über den Weg schritt. Der Kutscher riß seine Pferde zusammen und fluchte ihr nach. Sie sah und hörte nichts. Sie war zu Gast bei dem Weisen von Ephesos oder dem göttergleichen Akragantiner. Irgend ein Lümmel, den ihre zerstreute Miene verdroß, trat ihr auf den Fuß; sie entschuldigte sich. Gassenjungen machten ihr eine lange Nase, riefen ihr Schimpfwörter zu; sie meinte, diese Kinder hätten sie angebettelt, zog ihr Beutelchen und schenkte noch etwas weg von seinem dürftigen Inhalt.

Als jemand sagte: — Man braucht nur eine halbe Stunde lang in unsrer Stadt umherzugehen, um sich zu überzeugen, wie unaufhaltsam die Verrohung fortschreitet, da machte die Philosophin große Augen und sprach:

— „Ich kann das nicht finden. Gegen mich sind alle Menschen immer gleich gut und höflich."

Der Maler.

Im verheißungsvollen Japan lebte ein berühmter Schlachtenmaler. Seine Bilder wurden zu den höchsten Preisen verkauft;

die ganze japanische Welt war darüber einig, daß er der größte Künstler sei, der je gelebt habe. Er freute sich dieser Anerkennung, wurde aber doch immer von dem Zweifel gequält, ob denn sein Ruf auch so felsenfest begründet sei, daß ihn nichts erschüttern könne.

Eines Tages legte er eben die letzte Hand an ein neues, großes Bild, als sich eine Schar seiner glühendsten Verehrer in sein Atelier drängte und in so frenetisches Lob ausbrach, daß er sich angewidert fühlte und die ganze Gesellschaft hinauskomplimentierte.

Ergrimmt und all den Schwätzern zum Hohne, nahm er sein Bild und stellte es verkehrt auf die Staffelei. Was Himmel gewesen, wurde Erdboden, was Erdboden gewesen, wurde Himmel. Statt der Köpfe der Reiter und Pferde ragten ihre Beine in die Höhe; er gab ihnen bacchantische Bewegungen, er ließ Fahnenstangen, Schwertspitzen, abgeschlagene Gliedmaßen von Menschen und Tieren, Hufe und Schuhe durcheinanderwirbeln, und als man um keinen Preis mehr erkennen konnte, was auf dem Bilde eigentlich zu sehen war — stellte er es aus.

Das Publikum und die Kritik standen in seliger Verblüffung davor. „Eine Offenbarung," hieß es, „das dionysische Wirrsal einer ganz neuen Kunst!" So massenhaft strömten die Leute herbei, daß der Meister, der sich einmal verkleidet in die Nähe seines Werkes stahl, Gefahr lief, erdrückt zu werden.

Lachend ging er zu dem einzigen Kunstkenner, an dessen Urteil ihm lag, und der bisher geschwiegen hatte.

„Und was sagst denn du?" fragte er ihn.

Der Kenner zuckte die Achseln und erwiderte wegwerfend: „Du darfst auch das."

Da lachte der Künstler und ging seelenvergnügt seiner Wege. Ihm war nun ausgemacht, daß er einen Ruf besaß, den nichts erschüttern konnte.

Gegenstück.

Ein junger Künstler hatte den Gipfel des Ruhmes erreicht. Dort oben machte er sich's behaglich und schlief auf einem Lorbeerpfühle ein. Als er am nächsten Morgen erwachte, fand er sich mit Entsetzen ganz unten im Tale, am Fuße des Berges liegend, den er gestern erstiegen hatte. Auf dessen Gipfel aber machte sein ärgster Widersacher sich breit.

„Was ist das?" rief er aus. „Wie bin ich da so ahnungslos heruntergerutscht? Ist dieser Gipfel am Ende einer, den man täglich neu erklimmen muß?"

Vox populi.

Ein äußerst bedachtsamer Gutsherr hatte nach langem Suchen und Überlegen einen Hausmeier aufgenommen. Kaum war das geschehen, als die andern Diener kamen und warnten:

„Schicke ihn wieder fort, er ist ein Dieb."

„Habt ihr Beweise?"

„Das nicht."

„Woher also wißt ihr, daß er ein Dieb ist?"

„Alle Leute sagen es."

„Was verlangt ihr noch mehr?" sprach der Gutsherr erfreut. „Ich behalte ihn."

Zwei Ungläubige.

Zwei Ungläubige betraten eine Kirche, in der eben das Meßopfer abgehalten und zur Wandlung geläutet wurde. Der eine blieb aufrecht stehen, der andre kniete mit den Betenden nieder.

„Wie konntest du knien?" fragte ihn beim Fortgehen sein Gefährte, „du glaubst ja nicht."

„Ich beugte mich vor dem Glauben der andern," erhielt er zur Antwort.

Der Mittelpunkt.

Die Feder des Schreibenden spritzte, und unter kaum sichtbaren Pünktchen war eines, das sich spreizte und ausrief:

„Ich bin der Mittelpunkt!“

Alle richtigen Punkte, die stolz auf den ihnen angewiesenen Plätzen saßen, brachen in zorniges Gelächter aus:

„Da hätte viel eher einer von uns Anspruch darauf, ein Mittelpunkt zu sein!“

Die Kleinen widerbellten, und sofort entbrannte ein heftiger Streit.

Der Schreibende schlichtete ihn mit dem guten Rat:

„Es beziehe doch jeder einzelne von euch alles, was rings um ihn vorhanden ist und geschieht, auf sich selbst, dann wird auch jeder von euch ein Mittelpunkt sein.“

Der Bildhauer.

Der Meister gehört nicht zu den vom Glück Begünstigten, von Ruhm Umschmeichelten. Sein Atelier am Lungo Tevere gibt ein beredtes Zeugnis davon. Es erhält sein Licht durch ein breites Fenster über der einem Scheunentor ähnlichen Tür, und man tritt unmittelbar von der Straße in den kahlen, mäßig großen Raum. Sein ganzer Schmuck besteht aus einigen Gipsmodellen und einigen verstaubten Reliefs an den getünchten Wänden.

In klarer Schönheit aber stehen vor uns die zwei letzten Arbeiten des Künstlers.

Die eine, schon in Marmor ausgeführt, ist die Statue einer Verstorbenen. Ein paar Photographien von ihr und die Angaben ihrer Kinder waren alle Behelfe, die man ihm bieten konnte. Aber ein guter Stern waltete über dem Werke. Der Meister gab dem Steine nicht nur die feinen und noblen Züge,

die edle Gestalt und Haltung der teuren Frau, er hauchte ihm auch ihren ernsten Geist, die milde und stille Hoheit ihres Wesens ein. Auf sehende Augen wirkte seine Schöpfung mit der Wärme des Lebens.

Eine zweite Arbeit ging ihrer Beendigung entgegen; ein Denkmal für die Ruhestätte des Leiters einer katholischen Schule in Kanada.

Sie war ebenso weit entfernt von „fabriksmäßigem Denkmalsbetrieb" wie von den Erzeugnissen impressionistischer Plastik. Die zwei dargestellten Personen bildeten eine Gruppe.

Der Lehrer, ein ehrwürdiger Priester, im langen, faltenreichen Talar, hielt mit der linken Hand einem etwa achtjährigen Knaben ein aufgeschlagenes Buch vor und bezeichnete mit dem Zeigefinger der Rechten eine Stelle darin.

Der Schüler war eitel Aufmerksamkeit. Ein köstliches Geschöpf dieser kleine Römer, in seinem tiefen Versunkensein; bezaubernd der Ausdruck des Gesichtes mit den noch ganz kindlichen und doch schon fein ausgeprägten Zügen. Der Kopf, der zarte Nacken, den der Kragen des Matrosenkleides weich und lose umschloß, waren etwas geneigt, aber die Arme kreuzten sich energisch über der Brust, und das Knäblein stand da, kräftig und schlank und gesund wie eine junge Edeltanne.

„Sie haben sich ja als Modell zu Ihrem amerikanischen Seminaristen ein prachtvolles römisches Kind ausgesucht, lieber Meister," sagte ich.

Er lächelte stolz und beseligt: „Es ist mein Ältester." Und angeregt durch mein Interesse und durch meine Fragen, sprach er von diesem „Ältesten", sprach in seiner sanften und bescheidenen Weise, mit dem wehmütigen Selbstbewußtsein derer, die, des reichsten Glückes würdig, keines erfahren haben. Er blieb äußerst zurückhaltend im Lobe seines Kindes, aber jeder Laut seiner Stimme verriet die unsägliche Liebe, der es entquoll, und je bemühter er war, keine parteiische Eingenommenheit zu verraten,

um so geneigter fühlte man sich, den Knäblein alles Beste zuzutrauen.

Daß ich dem kleinen Wundermann noch nie begegnet war, daran trug nur der Zufall schuld. Er kam oft ins Atelier, um seine Aufgaben zu machen, hatte sein Tischchen da stehen, an dem er schrieb und arbeitete.

Eines Tages begleitete ich eine Bekannte, die die Statue unsrer Verstorbenen sehen wollte, in die Werkstätte, und gleich beim Eintreten fiel mir etwas Neues, eine mit feuchten Tüchern umwickelte Büste auf.

„Eine Bestellung?" fragte ich hocherfreut.

„Nein, das nicht."

„Und was denn?"

Eine Arbeit, die er zu seinem Vergnügen unternommen, sagte er, und erwiderte, als ich bat, ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, es sei noch etwas früh, aber — wenn ich es wünsche ...

Die Verhüllung wurde entfernt, und ich hatte das Mißvergnügen, meinem Ebenbilde ins Gesicht zu sehen.

Es war nur ein Entwurf, doch konnte ich mich des Ausrufs nicht erwehren: „Ich bin's, und schon zum Entsetzen ähnlich!"

„Das dürfen Sie nicht sagen," sprach er, „um Ihretwillen nicht und um meinetwillen nicht, denn Sie erinnern mich sehr an meine entschlafene Mutter."

Ich hatte ihn verletzt, bereute meinen unwillkürlichen Schreckensruf und suchte mich bei dem Künstler zu entschuldigen. Es verdroß ihn nun sehr, daß er mir seine Arbeit im Anfang des Anfangs, im noch ganz rohen Zustand gezeigt.

Aber er hatte eben gehofft, daß ich ihm meine Hilfe gewähren und ihm einige Sitzungen geben würde. Und nun begannen wir einander gegenseitig anzuflehen. Er bat mich, ihm zu sitzen, und ich bat ihn, mich nicht darum zu bitten. Zuletzt blieb ich Siegerin mit meinen guten Gründen. Erstens, weil Porträts

von mir nie besser gelingen, als wenn ich bei ihrer Herstellung nicht anwesend bin; zweitens, weil die Zeit meiner Abreise heranrückt, und ich mit jeder Minute geize, die ich noch auf meinem Forum, meinem Palatin, in stiller Verehrung meiner gemalten und gemeißelten Abgötter in den Galerien und Museen zubringen kann. Übrigens würde ich noch einigemal ins Atelier kommen, um mich von dem Gelingen einiger Retuschen, die er an unsrer Statue vornehmen sollte, zu überzeugen; da habe er Gelegenheit genug, neue Eingebungen für sein Gedächtniswerk zu sammeln.

Bei meinem nächsten Besuch lernte ich endlich seinen kleinen Sohn kennen. Gefährliche Bekanntschaft für eine Kinderfreundin! Der konnte mich in Versuchung bringen, das Forum und den Palatin und meine Abgötter aus Leinwand und Farben, aus Marmor und aus Erz da liegen und stehen zu lassen, wo sie lagen und standen, und mit ihm Ball zu spielen, einen Kreisel tanzen zu lassen oder zuzusehen, wenn er, wie jetzt, mit seinem festen, braunen Händchen große, kühne Buchstaben in sein Schreibheft malte.

Du lieber Junge! Alles Gute, das sein Vater von ihm gesagt hatte, bestätigte mir mein erster Blick in diese glanzvollen, vertrauensseligen Augen. Aus ihrem Dunkel brach das hellste Lebensmorgenlicht hervor, bezaubernd, ein konzentrierter Frühling. Frühlingshaft auch war der unschuldige Frohsinn, der aus ihnen strahlte, und vielleicht das Schönste an diesem schönen Kindergesicht der Mund mit den zarten, vollen Lippen von der Farbe einer eben aufgesproßten Granatblüte.

Wir waren bald geschworene Freunde. Mit etwas gönnerhafter Miene erzählte er von seinen Brüdern. Schutzbefohlene, kein Umgang, viel zu klein für ihn. Man mußte beständig auf sie acht geben, der Drei- und der Vierjährige wissen ja noch nicht, was sie tun. Gestern haben sie ihr Bilderbuch zerrissen, erst in große, dann in immer kleinere Stücke, und dann bitterlich ge-

weint, weil sie kein Bilderbuch mehr fanden, als sie es am Abend suchten. Der Fünfjährige, der Rico, der will Bersagliere werden und hat schon einen Säbel, aber noch keinen Hut.

„Und was willst denn du werden?" fragte ich.

„Nun, doch Bildhauer, wie der Vater," antwortete er, ganz erstaunt, daß mir die Sache nicht ausgemacht sei. Der Vater brachte ihm manches Stückchen Ton mit nach Hause, daraus modellierte er Tiere und Menschen, am liebsten aber Madonnen mit dem Jesuskinde. Er hatte einige Proben seiner Kunst in der Tasche und zog sie hervor. Aber — o weh!... Dieser Aufenthalt war ihnen nicht zuträglich gewesen, sie hatten jedes charakteristische Merkmal eingebüßt, und traurig betrachtete Paolo die kleinen Mißgestalten.

„Weißt du was?" sagte ich, „heute über acht Tage komme ich wieder, da bringst du mir, sauber in ein Schächtelchen gebettet, eine neue Madonna, und ich bringe dir einen kleinen Beutel; in dem findest du, was du brauchst, um deinen Brüdern ein neues Bilderbuch und dem Rico überdies einen Bersaglierihut und dir selbst etwas zu kaufen, was dir eine rechte Freude macht. Willst du?"

Ob er wollte! In seinen schwarzen Augen gingen zwei Sonnen auf.

Ja, ja, ja! ich bekam eine Madonna, und ganz herrlich sollte sie sein, eine versilberte Krone sollte sie haben und das Christuskind eine vergoldete.

„Wirklich? Eine vergoldete?"

Ja, ja, ja! Und glänzen sollte sie.

Glänzen sogar? Das konnte ich mir kaum vorstellen und war im voraus schon geblendet von dieser Pracht.

Wie freuten wir uns beide!

Vater und Sohn begleiteten mich zu meiner einspännigen Karosse, und lange winkte Paolo mir nach, und aus der Ferne noch vernahm ich sein helles Jauchzen.

Tag und Stunde unsres Stelldicheins kamen, ich war zur Ausfahrt angekleidet und im Begriff, aus dem Zimmer zu treten, als heftig an der Hausglocke gerissen wurde.

„Niemand vorlassen! Niemand!" rief ich der Dienerin zu, die sich, ärgerlich über dieses stürmische Anläuten, ins Vorzimmer begab.

Gleich darauf erschollen von dort in höchster Aufregung ausgestoßene Laute einer fremden Stimme, und ganz bestürzt kam das Mädchen zurück und meldete, die Frau des Bildhauers schicke ihre Schwester, etwas Furchtbares habe sich ereignet.

Ich eilte der unerwarteten Besucherin entgegen. Sie zitterte am ganzen Leibe, ihr Gesicht, ihre Augen waren vom Weinen geschwollen.

„Signora, Signora — das Ärgste ... denken Sie — denken Sie, Signora ..."

Der Atem versagte ihr. Ich ergriff ihre Hand und mußte sie zwingen, in einem Lehnstuhl Platz zu nehmen. Sie war ein junges, energisches Geschöpf.

„Einen Augenblick nur ... Ich muß nur den Auftrag meiner Schwester bestellen ... Sie läßt Ihnen sagen, Signora, daß Sie nicht ins Atelier kommen sollen ... Paolo ist tot, Signora und sein Vater rast umher wie verrückt."

Sie brachte ihren schauerlichen Bericht abgebrochen, unter heftigem Schluchzen, hervor.

Paolo spielte auf der Terrasse, auf die die Wohnungstür sich öffnet. Im fünften Stock des Hauses wohnen sie. Immer spielen die Kinder auf der Terrasse — es ist nie etwas geschehen ... Heute — Unglückstag ... Vor ihren Augen ... Eine Musikbande kommt vorbei. Paolo singt, tanzt, prallt im Tanz ans Geländer ... Es gibt nach — er stürzt in die Tiefe.

„Signora, o Signora!" Schrill und schneidend rangen sich die Worte aus ihrer Kehle. „Denken Sie — meine Schwester ... Das Kind tot, der Mann dem Wahnsinn nahe, flucht und tobt

und gibt uns allen schuld ... Sie würden ihn nicht wiedererkennen, den guten, sanften Menschen!"

Ich konnte das Entsetzliche erst gar nicht fassen, schauderte beim Gedanken an die unglückseligen Eltern, hätte zu ihnen eilen mögen, sah ein, daß es nicht anging, einen Anteil zu verlangen an ihrem unantastbaren Schmerz, bat zuletzt um Erlaubnis, Tag um Tag Nachricht von ihnen einholen zu lassen. —

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in der ewigen Stadt war mir vergällt. Ich sah meinen kleinen, rasch gewonnenen und plötzlich verlorenen Freund in jedem schönen römischen Kinde, und der Gedanke an den unglücklichen Vater Paolos verließ mich keinen Augenblick.

Wieder verging eine Woche alles, was ich von dem schwer Heimgesuchten erfuhr, lautete immer gleich trostlos. Endlich brachte seine Schwägerin mir die Botschaft, er sei zum ersten Male wieder ins Atelier gegangen, und seine Frau lasse mich inständig bitten, ihn dort aufzusuchen.

Am Nachmittag fuhr ich hin, fand die Tür unversperrt und trat ein.

Der Künstler stand vor dem Ebenbilde seines Sohnes und betrachtete es unverwandt, so weltentrückt und versunken, daß er mein Kommen nicht bemerkte. Ich rief ihn an, er sah auf, stöhnte leise, breitete mir seine Arme entgegen und schloß mich an sein Herz. Ich konnte nicht sprechen, ich hielt nur seine Hand fest mit meinen beiden Händen.

„Verzeihung," sagte er. „Als Sie so plötzlich dastanden, war mir, als sei meine Mutter zu mir gekommen, um mich zu trösten. Aber das könnte auch sie nicht ... Mit mir ist's vorbei, es ist aus, alles, alles aus! ..."

Er rang die verschränkten Hände: „Gott — mein Gott ... rennt ein Mann daher, sagt: ‚Sie sollen kommen — Ihrem kleinen Buben ist ein Unfall zugestoßen, man hat ihn zu uns ins Spital gebracht' ... Ich erschrecke. ‚Ein Unfall — einem

meiner Kleinen?' — ‚Ja.' — ‚Was denn? Was denn?' ‚Ich weiß nicht,' sagt er. — Nun, ich, voll Angst, folge ihm. Und im Spital sehen sie mich so merkwürdig an und führen mich — und schlagen die Decke zurück — und wie sie die Decke zurückschlagen, sehe ich — mein Ältester ist es ... Er — er — Und wie ich ihn sehe, stoße ich einen Schrei aus" — Drohend hob er die Rechte empor:

„Den haben sie dort oben gehört!"

Er rang nach Luft, schritt ein paarmal auf und ab und sprach: „Die Mütter haben ihre Kinder gleich lieb, sie können das — sie haben jedes mit den selben Schmerzen geboren ... Mir war mein Ältester über alle lieb ..."

Der sonst so Stille und Wortkarge sprach und sprach, übersprudelte sich in seiner Rede, so daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen.

Auf die Zeit kam er zurück, in der er um seine Frau geworben: „Als sie erfuhr, daß ich ein Bildhauer sei, wie war sie stolz! Ein Künstler hatte sie erwählt! Arme Frau — was sie bei mir erfuhr und mutig mit mir teilte, das waren Enttäuschungen, das war gar oft die Sorge um das trockene Brot. Ich bin keiner, der sich durchsetzt, ich habe keine eisernen Fäuste und keine spitzigen Ellbogen — ich werde zur Seite geschoben von solchen, die weniger können als ich ... Aber als er da war, als er heranwuchs, mein Sohn, hat mir nichts mehr weh getan. Ich säe, er wird ernten, ich bin klein geblieben, er wird groß werden ... Wie in ein Bereich voll Blumen, Früchten, voll Sonnenschein, blickte ich in seine Zukunft ... Er liebte alle, auch die Nichtguten — er konnte nicht anders, und alle die Guten und Nichtguten liebten ihn ... Auf Händen hätten sie ihn durchs Leben getragen ... Nie anders als groß, berühmt, geehrt sah ich ihn — und — — Herrgott! Herrgott! im Spital — als sie die Decke weggezogen — — was lag da vor mir! ... Am Morgen noch ein Kind, um das die Menschen mich beneideten und an dem die Engel im Himmel ihre Freude hatten, und — was lag da!"

Seine Stimme erstarb in einem Wimmern, er brach am Tischchen Paolos in die Knie, und auf die Platte gestützt, vergrub er sein Gesicht in seine Hände.

Nach einer Weile trat ich zu ihm und berührte seine zuckende Schulter.

„Stehen Sie auf, lieber Meister, ich bitte Sie, stehen Sie auf." Keine Antwort, doch erhob er sich und war nun ruhig — ruhig, wie völlig Abgespannte sind. „Und noch eine Bitte: nehmen Sie das Tuch weg von der Büste dort."

Er näherte sich seinem begonnenen Werke und tat, wie ich ihn gebeten hatte, mechanisch, wie etwas rein Äußerliches, das ihn gar nicht anging.

Ich setzte mich der Büste gegenüber: „Wo sind die Modellierstäbe? An die Arbeit, lieber Freund!"

Plötzlich kam wieder Leben in sein Gesicht. „Arbeit? Wissen Sie, was ich mir jetzt noch aus der Arbeit mache?" fragte er herb und verächtlich, riß die Steckel von dem Schemel, auf dem sie lagen, und ging mit starken Schritten und erhobener Hand auf das arme Tongebilde zu.

Ich aber dachte: Nun beginnt ein Zerstörungswerk.

Doch kam es anders.

Die erhobene Hand holte nicht zum Schlage aus, sie senkte sich. Regungslos blieb der Bildhauer vor seinem Modell stehen, mit verhaltenem Atem, wie festgebannt, wie einer Stimme lauschend, die ihm daraus entgegen klang ...

Ein Gebet des nach Dasein verlangenden Geschöpfes zu seinem Schöpfer: „Vollende mich." Und was noch keiner sah, es schwebte ihm vor Augen — das Gewordene im Werdenden, das zu lebendigem Dasein erweckte Gedankenbild.

Ein langer, banger Augenblick — ein Starren, Sinnen, ein leises Flüstern: „Madre!" und zärtlich und schmeichelnd, glitt der Modellierstab über die Stirn des alten, unschönen Gesichtes, glättete, vertiefte, deutete an. Dann wieder ruhte sein Blick

lange, forschend, vergleichend auf mir, wandte sich zur Arbeit zurück, und in den eben noch so finstern Augen leuchtete der Widerschein der innerlich lodernden Flamme eines gottbegnadeten Könnens.

Was ich empfand, da es mir gegönnt war, diesen Übergang von lähmender Verzweiflung zur Ausübung einer Künstlerschaft, die alle Lebenskräfte anspannt, mitzuerleben, das war reines Glück, die höchste Dankbarkeit.

Die Sitzungen wiederholten sich, das Werk gedieh, und in dieser Zeit errang mein lieber Freund seinen ersten Sieg.

Ein Staatspreis war ausgeschrieben worden für ein Hautrelief, eine Apotheose des verstorbenen Königs. Als das Kuvert geöffnet wurde, das den Namen dessen enthielt, der alle Mitbewerber überflügelt hatte, sahen die Richter erstaunt, daß es ein ihnen völlig Unbekannter war.

„Der Ihre!" triumphierte ich, als er mir die gute Nachricht mitteilte. „Der Ihre, und wird nicht lange mehr unbekannt bleiben."

Er lächelte in seiner alten, stolz resignierten Weise: „Chi lo sà? Es gibt so viele Bildhauer!"

Egeria.

Ein Reiseerlebnis.

Auf meiner Schweizer Reise habe ich ein merkwürdiges Ehepaar getroffen. Sobald der Mann den Mund auftat, sprach die Frau: „Du willst sagen, daß ..." Und jetzt kam immer etwas Gescheites zutage. Vor einem schönen Landschaftsbilde, vor einem Kunstwerke hatte er geistvolle Gedanken, die seine Frau in Worte kleidete. Er nickte nur tiefsinnig und sagte: „Ganz recht."

Eines Tages war sie unwohl, und er kam allein zur Table

d'hote. Er hatte seine gewohnte, nobel herablassende Art, die gewisse Gebebewegung, mit der seine linke Hand — eine schöne Hand — sich geschmeidig im Knöchel drehte. Doch bewahrte er dabei ein fast schüchternes Schweigen. Wenn jemand etwas erzählte, nahm er eine wohlwollende, sehr teilnehmende Miene an, zog die Augenbrauen in die Höhe und ließ mehrere Male nacheinander ein angeregtes „So so!" vernehmen. Das war alles, schmeichelte aber dem Erzähler ungemein.

Mich hatte der Zufall die selbe Reiseroute wählen lassen, die das Ehepaar nahm, und in den Eisenbahnwaggons, bei Bergbesteigungen, in den Hotels trafen wir täglich zusammen. Aber auch ein Vierter schloß sich unserm absichtslos geknüpften Bunde an, und dieser, wie mir schien, durchaus nicht absichtslos. Die schöne deutsche Frau hatte es dem Gallier angetan. Er bewunderte ihre Art, sich zu kleiden, ihre lieblich stolze Haltung und ganz besonders — ihren Gang: kein Trippeln, kein Schweben, — ein Schreiten, ein harmonisches Vorwärtskommen in gelassener Leichtigkeit, geradeaus, nicht bei jedem Schritt ein bißchen Kraft nach links und ein bißchen Kraft nach rechts von sich schleudernd, wie es bei vielen Frauen üblich ist. Nicht genug staunen konnte er darüber, daß sie, so groß, so majestätisch, doch voll Anmut war ... herrlich, ganz einfach — herrlich! „Und," sagte er und sah mich pfiffig an, „welch ein Anempfindungsvermögen, welch ein Verständnis für den Geist ihres Mannes! Erstaunlich, nicht wahr?" — „Gewiß!" und wir lachten beide.

Er war klug, er tat sein Mögliches, um sich zuerst die gute Meinung des Ehemannes zu erwerben, gewann sie auch. Der Geheime Herr Kommerzienrat lächelte ihm gnädig zu, wenn er ihn von weitem schon ehrerbietig grüßte; auch über die lustigen Geschichten, die der Franzose zu erzählen wußte, lächelte er. Lachen konnte er so wenig wie eine Katze. Wenn aber wir beide über eine der kommerzienrätlichen Anekdoten, denen seine Gattin meistens die Pointe aufgesetzt hatte, in schallende Heiterkeit

ausbrachen, ging in seinem Gesicht die Sonne auf. Da blickte ihn seine Frau mit zärtlichem Triumphe an, und ihre ernsten, sanften Augen leuchteten in stillem Glück.

Ich war der Vertraute des jungen Bewerbers um ihre Gunst geworden. Er klagte und grollte: „Sie liebt ihn! liebt den Hohlkopf! Begreifen Sie das?"

„Es schien auch mir ein Rätsel; doch glaube ich es gelöst zu haben. Sie liebt ihn mit dreifacher Liebe. Als geborene Herrscherin, die sie ist, den treuen Vasallen; als Kinderlose mit aller in ihr aufgespeicherten Mütterlichkeit ... und wie läßt er sich die gefallen! Andern gegenüber — gönnerhaft, götzenhaft, vor ihr — auf beiden Knien. Das hat so etwas ... das ist nicht unedel ... in solcher Weise verwöhnt werden und den Verwöhnenden anbeten — kommt selten vor. Die dritte Liebe, nun — die stärkste, die zärtlichste: die Liebe des Künstlers zu seinem Werk. Er ist das ihre. Sie gibt in ihm ihre Gedanken heraus und — gestehen Sie — in einem Prachtexemplar."

„Prachtexemplar," gab er zu. „Der Herr Kommerzienrat mit den rosigen Wangen und den blonden Haaren ist das Bild eines Hermann der Cherusker, wie euer krankhaft ausgearteter Chauvinismus ihn malt."

Ich konnte ihm diesen Ausfall, der überdies gar nicht zur Sache gehörte, nicht ungestraft hingehen lassen und sagte: „Und sie ist das Urbild einer Thusnelda unsrer Träume, die, wenigstens äußerlich, besser zu ihm paßt als zu dem geistreichsten, nettesten Varus," und dabei klopfte ich dem feinen jungen Mann auf die Schulter.

Nach jedem Zornesausbruch übte er seine Verführungskünste mit mehr Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit aus und machte Fortschritte in der Gunst der schönen Frau. Sie begegnete ihm mit großer Freundlichkeit, zeichnete ihn vor allen — es waren ihrer viele, die ihr huldigten — aus.

Da geschah's, daß er in einer Wallung der Ungeduld sein

wochenlang mit so viel Verschlagenheit und Selbstüberwindung aufgerichtetes Verführungswerk zerstörte. Der Unselige wiederholte ein besonders patzig vorgebrachtes: „Ganz recht!" des Gatten mit boshaftem Hohn und fügte hinzu: „Einer Ihrer originellen Gedanken, Herr Kommerzienrat!"

Verblüfft und hilflos wendete der Gatte seine Augen rettungsuchend der Gemahlin zu, und Thusnelda vereiste im selben Moment. Der Liebende erlangte nicht mehr einen gnädigen Blick. Es war vorbei. Jedes leichte Neigen des Hauptes, mit dem sie seine flehenden Begrüßungen erwiderte, sprach: Halten Sie sich fern!

In Interlaken erfuhren wir, daß „Kommerzienrats" am Nachmittag ihre Heimreise antreten würden. Ich fand mich zum Abschied auf dem Bahnhof ein. Sie hatten schon ihren Waggon bestiegen, kamen ans Fenster, und wir tauschten eben höfliche Redensarten, als neben mir ein prachtvolles Rosenbukett auftauchte. Ein armer Sünder wollte seine letzte Huldigung darbringen.

Aber „sie" sah ihn nicht. Sie hatte sich plötzlich auf die andre Seite des Wagens begeben, wo ein Zug, der auf dem Nebengleise stand, ihre gespannte Aufmerksamkeit zu erregen schien.

„Nein, zu liebenswürdig — nein wirklich —" sagte der Kommerzienrat. Der Strauß wurde ihm nolens volens hinaufgereicht, und mit Wohlgefallen nahm er ihn in Empfang.

Die Lokomotive pustete, die Räder drehten sich — „Adieu!" Aus einem Fenster des dahinbrausenden Trains streckte sich eine schöne Hand und winkte uns noch eine Weile zu. Aber leider war's — eine Männerhand.

* * *

Nach Jahren traf ich den ehemaligen Reisebekannten wieder, und wieder in der Schweiz. Er nannte sich mir, ich hätte ihn nicht erkannt. Der blühende, von Gesundheit strotzende Herr

Kommerzienrat hatte sich zu sehr verändert. Gealtert, gebeugt trat er mir entgegen. In der gebrochenen Gestalt lag etwas Fremdes, etwas Starres, das mir seltsam erschien — fast unheimlich.

Er war allein. Ich fragte nach seiner Frau.

„Voran," erwiderte er, bemerkte meine Verwunderung über diese Antwort und erklärte: „Vorangegangen, mir voran, wie von jeher in allem. Gestorben wird es auch genannt."

Einige Worte aufrichtigen Mitgefühls drängten sich mir auf die Lippen. Er lehnte ab mit einer leisen, ruhigen Gebärde: „Zu einem höheren Leben geboren, sollte es genannt werden."

„Sie hat an eine zweite Geburt nicht geglaubt," wandte ich zagend und im Ton einer Frage ein.

„Sie nicht. Ihr war der Tod das Ende, und die kleinen Begriffe Lohn, Strafe belächelte sie. Sie lebte wie eine Heilige aus innerster Seelennotwendigkeit — es war so ihre Natur. Nun ist sie fort, und ob sie an ein ewiges Geschiedensein dachte oder nicht — ist da. Nach dem Worte der Schrift: ‚Die Liebe höret nimmer auf', ist sie da, umgibt mich, ich erlebe stündlich das Wunder. Als sie sterbend vor mir lag, offenbarte es sich mir zum erstenmal. Ihre Augen waren gebrochen, ihr schönes Gesicht war verzerrt von dem entsetzlichen sardonischen Lachen. Da beugte ich mich und drückte einen langen Kuß auf ihren Mund. Und als ich sie wieder ansah, lag auf diesem lieben Mund ein sanftes, seliges Lächeln. Das selbe Lächeln, das ihn einst so bezaubernd umkoste, als ich — ein schüchterner Bräutigam — sie zum erstenmal geküßt hatte ... Und als sie im Sarge lag und ich sie betrachtete — andachtsvoll, um mir ihre teuren Züge unauslöschlich einzuprägen — da belebten sie sich ... Ich sah es — ich werde es immer sehen ... Ein warmer Lebenshauch flog über das starre, marmorblasse Angesicht."

Wir schritten eine Weile schweigend des Weges weiter; es war der selbe, auf dem vor Jahren meine erste Begegnung mit ihm und seiner Frau stattgefunden hatte.

Plötzlich, wie erwachend aus dämmerigen Träumen, begann er wieder: „Getrennt — zeitlich getrennt, aber nur scheinbar. In Wahrheit noch enger vereint, weil eine durch Körperlichkeit gebildete Schranke nicht mehr besteht. Sie ist in mir und ist außer mir — ein voranschwebender Geist. Ich folge, von ihr geführt; zu der lichten Sphäre, an der sie, noch im Irdischen befangen, zweifelte, hebt sie mich empor — und ich strebe ihr nach — — bin noch am Fuße des Berges, aber jeder Tag bringt mich einen Schritt aufwärts — ihr näher!"

Er blieb stehen, breitete die Arme aus und blickte in stiller Verzückung vor sich hin. Und mir fiel etwas Merkwürdiges auf. Ich hatte immer eine gewisse Ähnlichkeit gefunden zwischen den echt germanischen Gesichtern der beiden Eheleute. Nun war das seine schmaler geworden, er erschien feiner, und die Ähnlichkeit mit der Verstorbenen hatte sich verstärkt. Aber mehr noch als eine äußerliche trat eine geistige Ähnlichkeit hervor — eine so überraschende, so überwältigende Ähnlichkeit mit der Vorangegangenen, daß mir war, als spräche ihre Seele aus seinen Augen.

Meine Kinderjahre

Biographische Skizzen

Les souvenirs des vieillards a-t-on
sont une part d'héritage qu'ils doi
vent acquitter de leur vivant.
G. Lenôtre.

Vorwort

Die „Geschichte des Erstlingswerkes", die K. E. Franzos vor zwölf Jahren herausgegeben hat, brachte auch einen Beitrag von mir. Alles, was darin ausgesagt ist, unterschreibe ich heute noch, einen Irrtum aber muß ich berichtigen. Meine Erinnerungen an die Kinderzeit, meinte ich damals, sind nicht besonders lebhaft, und erfahre nun, daß sie, um es zu sein, nur geweckt zu werden brauchten. Es unterblieb zu jener Zeit; denn so alt ich schon war, lag doch noch etwas wie Zukunft vor mir, und auf sie, nicht zurück zur Vergangenheit, lenkten sich meine Gedanken.

Nun stehe ich am Ziel, der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf. Aber nicht wie ein kräftig ausgeführtes Gemälde auf hellem Hintergrund, in einzelnen Bildern nur, die deutlich und scharf aus dem Dämmer schweben. Die Phantasie übt ihr unbezwingliches Herrscherrecht und erhellt oder verdüstert, was sie mit ihrem Flügel streift. Sie läßt manches Wort an mein Ohr klingen, das vielleicht nicht genau so gesprochen wurde, wie ich es jetzt vernehme; läßt mich Menschen und Begebenheiten in einem Lichte sehen, das ihnen eine an sich vielleicht zu große, vielleicht zu geringe Bedeutung verleiht. Ihrer über das Kindergemüt, dessen Entfaltung ich darzustellen suchte, ausgeübten Macht wird dadurch nichts genommen. Das Schwergewicht liegt auf dem Eindruck, den sie hinterlassen haben, und ihn bestimmt die Beschaffenheit des Wesens, das ihn empfing. Dieses Wesen ist treu geschildert, buchstäblich und im Geiste.

Rom, Januar 1905.

Unter den Augen der Meinen, unter dem Einfluß ihrer verwöhnenden Liebe sind diese Skizzen entstanden. Ein Reflex der Teilnahme, die sie erweckten, fiel auf sie, und ich dachte: Ihr seid etwas.

Jetzt bin ich allein und bin in Rom, und hierher werden sie mir nachgesandt, wenn auch erst im Negligé der Korrekturbogen, doch schon als „Drucksache" und vorbereitet zur Fahrt in die Fremde. — Meine Kleinen, ihr kommt mir recht armselig vor mit eurem Geplauder von Puppen und Ammenmärchen. Mich beschäftigen andere Dinge als eure Geringfügigkeiten. Die Weltgeschichte spricht zu mir, ich lebe an der Stätte, an der Jahrhunderte hindurch ihr mächtiger Puls geschlagen hat, und bin da, ein dankbarer Gast, fortwährend zu hohen Festen und großartigen Schauspielen geladen... Ich kann durch den Steineichenhain auf die Höhe in der Villa Medici wandeln und die Sonne untergehen sehen hinter dem Janiculus. Majestätisch ist das Tagesgestirn versunken; in den feurigen Himmel ragt die Kuppel von Sankt Peter, und durch die Lüfte gleiten, andachtweckend, auf tönenden Schwingen die silbernen Klänge ihrer Glocken... Der graue Streifen, der links am Horizont emporzusteigen scheint, das ist das Meer, das tyrrhenische, das auf seiner ruhelos wogenden Brust die Flotten Roms getragen hat, zur Eroberung vergänglicher Reiche und unvergänglicher Kunst... Und bei der Tassoeiche kann ich stehen und ihrem Gestöhn im Winde lauschen. Quercia del Tasso! Der Blitz hat sie getroffen und ihren Stamm zerspellt, der Sturm hat wild in ihrem Geäste gehaust, aber noch begrünt sich alljährlich ihr gelichteter Wipfel.

Sie strotzte in Kraft, war jung und reich bekleidet, als der Poet sich todesmatt zu ihr herüberschleppte von Sankt Onofrio, wo er „im Verkehr mit den heiligen Vätern den Verkehr mit dem Himmel begonnen hatte". Was galten ihm noch seine höchsten Erdenwünsche, die Dichterkrönung auf dem Kapitol, die Huld der angebeteten Frau?... Aber der Mai war nahe, in Duft und in Blüte stand die Welt, und Sehnsucht nach dem herben Glück der letzten Abschiedsgrüße zog ihn hierher in den Schatten seiner Eiche. Seine sterbenden Augen haben auf dem Bilde geruht, das vor uns liegt, und der Gedanke verleiht der traumhaften Schönheit des Anblicks eine wehmütige Verklärung. Ein Hauch ewigen Frühlings weht über den Geländen der holden Berge, aber der Monte Gennaro besinnt sich, daß Winter ist, und trägt seine Tiara aus Schnee... Und in der Tiefe liegt die Stadt, die heute noch keine Fabriken hat mit rauchenden Schlöten und keine berußten Dächer, und selbstleuchtend erscheinen im Abendlichte ihre schimmernden Mauern. Wie tot liegt sie da, die so viel verbrochen und so viel erduldet hat. Kein Laut dringt herauf, vernehmbar nur dem inneren Ohr ist ihre feierliche Sprache des Schweigens.

Mein stilles Fest auf dem Janiculus habe ich gestern begangen und heute auf dem Forum einige Stunden zugebracht, geleitet von einem liebenswürdigen und gar zuverlässigen Führer, dem jüngsten Buche meines verehrten Freundes, Professor Hülsen. Doch was sind einige Stunden auf dem Forum! Nicht mehr als ein eiliges Vorüberwandeln an Stätten, die durch herrliche Taten geweiht, durch entsetzliche Greuel gebrandmarkt worden. Von der Basilika Julia bin ich zum Heiligtum der Juturna gewandert, zu Santa Maria Antiqua, zum Atrium Vestae und hinauf zur Velia, zum schönsten der römischen Triumphbogen. Und dann auf dem Rückweg betrat ich die Sacra Via und meinte den Boden unter meinen Füßen erzittern zu fühlen und dröhnen zu hören vom Marsche der

Legionen. Eine Riesenschlange, die Reiche erdrückt hat in ihren gewaltigen Ringen, bewegt sich der Siegeszug zum Kapitol, umbraust vom Zuruf der Menge. Goldene Beutestücke funkeln, die Ketten der Gefangenen klirren. Sie kommen am Tullianum vorbei, und dort in seine „abschreckende Dunkelheit" hinabgeschleudert, verschwinden Heerführer, Fürsten, Könige. Niemals staut der Zug, unaufhaltsam strebt er vorwärts, dem Triumphwagen nach zur Höhe, auf der Jupiter in seinem Heiligtume thront...

Noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die ich Tag für Tag empfange, hier in diesem großen Rom, kehre ich in meine Behausung zurück und sollte meine Skizzen vornehmen, auf die Druckfehlerjagd ausziehen und entgleisten Sätzen auf die Beine helfen. Das wird mir schwer. Mein Glauben an euer Etwas ist mir entschwunden, ihr armen Blätter. Weil ihr aber eure papiernen Flügel schon entfaltet habt, so fliegt denn, so gut ihr könnt. Heimwärts, rate ich euch, dorthin, wo ihr geboren seid und wo immerwache Liebe euch empfängt. Indessen wird Rom den Purpurmantel seiner Rosen umgetan haben, und bei uns zu Hause werden an Bäumen und Sträuchern die Knospen schwellen und Schößlinge in Unzahl hervorsprießen. Das ist dann auch für das grüne Seelchen, dessen Geschichte ihr erzählt, der richtige Augenblick, sich ans Licht zu wagen.

Meine Schwester Friederike war vierzehn Monate, ich war vierzehn Tage alt, als unsere Mutter starb. Dennoch hat eine deutliche Vorstellung von ihr uns durch das ganze Dasein begleitet. Ihr lebensgroßes Bild hing im Schlafzimmer der Stadtwohnung unserer Großmutter. Ein Kniestück, gemalt von Agricola. Er hat sie in einem idealen Kostüm dargestellt, einem

bis zum Ansatz der Schultern ausgeschnittenen, dunkelgrünen Samtgewand mit hellen Schlitzen und langen, weiten Ärmeln. Der Kopf ist leicht gewendet und etwas geneigt; der Hals, die auf der Brust ruhende Hand sind von schimmernder Weiße und gar fein und schön geformt. Das liebliche Gesicht atmet tiefen Frieden; die braunen Augen blicken aufmerksam und klug, und aus ihnen leuchtet das milde Licht eines Geistes so klar wie tief.

Zu diesem äußeren Ebenbilde stimmten die Schilderungen, die uns von dem Wesen, dem Sein und Tun unserer Mutter gemacht wurden. So einhellig wie über sie habe ich nie wieder über irgend jemand urteilen gehört. Wenn die Rede auf sie kam, hatten die verschiedensten Leute nur eine Meinung. Und gern und oft wurde von ihr geredet. Besonders hoch in Ehren stand ihr Gedächtnis auf ihrem väterlichen Gute Zdißlawitz, wo der größte Teil ihres Lebens verflossen war.

Ich glaube, daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten. Die Diener sprachen von ihr, die Beamten, die Dorfleute, die Arbeiter im Garten. Ein alter Gehilfe nannte ihren Namen nie, ohne das Mützlein zu ziehen: „Das war eine Frau, Ihre Mutter!... Gott hab sie selig." Da wurde mir immer unendlich stolz und sehnsüchtig zumute: „Ich seh ihr ähnlich, nicht wahr? Geh, sag ja!" — Er zwinkerte mit den Augen und schob die Unterlippe vor: „Ähnlich? Ähnlich schon, aber ganz anders." Es sollte sich niemand mit ihr vergleichen wollen, nicht einmal ihre eigene Tochter. — „Ja," fuhr er nach einer Pause fort, „blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbnis; geschlagen haben sie sich um die Ehre; ihren Sarg zu tragen. — Das war eine Frau!"

Man hatte uns die Überzeugung beigebracht, daß sie vom Himmel aus über uns wache und uns als ein zweiter Schutzengel umschwebe in Stunden der Krankheit oder der Gefahr.

Ich vergesse nie, mit welcher Zuversicht und mit welcher geheimnisvollen Glückseligkeit das Bewußtsein ihrer Nähe mich oft erfüllte.

In einem Punkte hatte ich das selbe Schicksal erfahren wie sie. Auch ihr Leben war um den Preis des Lebens ihrer Mutter erkauft worden, und auch ihr war die auserlesene Schicksalsgunst zuteil geworden, für den schwersten Verlust den denkbar besten Ersatz zu finden — die liebreichste und gütigste Stiefmutter. Die ihre, unsere vortreffliche Großmutter Vockel, erreichte, unserer Kindheit zum Heile, vorgerückte Jahre. Sie blieb bei uns nach dem Tode ihrer Tochter; sie verließ uns auch dann nicht, als unser Vater sich wieder verheiratete.

In Wien bezog sie eine Wohnung im ersten Stock seines Hauses, dem sogenannten „Drei-Raben-Haus", auf dem damals sogenannten „Haarmarkt". Wir bewohnten den zweiten Stock. Im Sommer lebte sie mit uns auf dem Lande.

Sie war klein und mager und hatte einen für ihre zarte Gestalt etwas zu großen Kopf. Ihr Gesicht blieb noch im Alter schön. Ein edel und kräftig gebautes Gesicht. Die Stirn von klassischer Bildung, die Nase schlank und leicht gebogen, mit feinen, beweglichen Flügeln. Der Mund schmal und gerade, die Lippen fest geschlossen — so charakteristisch für die vereinsamte, stolze, schweigsame Frau. Ihre großen, tiefdunkeln Augen hatten einen schwermütigen Ausdruck. Ich habe ihn manchmal sich wandeln gesehen in einen schmerzlich-geringschätzigen; zu einem verachtungsvollen, verdammenden wurde er nie. Sie wunderte sich nicht leicht über ein Unrecht, das sie begehen sah; durch eine hochherzige Handlung, deren Zeugin sie war, oder von der sie hörte, konnte sie so freudig überrascht werden wie durch ein unerwartetes selbsterlebtes Glück. Ein solches, ein eigenes, war ihr gleichsam nur im Vorübergehen zuteil geworden. Unser Großvater und sie hatten geheiratet aus Liebe — nicht zueinander, sondern zu einem Kinde, zu seinem Kinde. Und in dieser Liebe

erst hatten sie sich gefunden, und ihr anfangs geschwisterliches Verhältnis reifte langsam zu einem schönen ehelichen heran.

Der Tod löste den Bund und nahm auch bald darauf der Verwitweten die einzige vielgeliebte Tochter. Diese hatte in ihrem Testamente ihren Gatten zum Herrn auf Zdißlawitz eingesetzt. So war nun unsere Großmutter ein Gast geworden in ihrem ehemaligen Haus und Heim. Sie beschied sich. Sie wünschte nichts mehr, als nur in der Nähe der Kinder ihres Kindes leben zu dürfen.

In der kleinen Erzählung „Die erste Beichte" habe ich eine Skizze von der herrlichen Frau entworfen. Die eigentümliche Art ist erwähnt, in der sie, die kaum je eine Besorgnis, geschweige denn eine Klage aussprach, Klagen aufnahm. „Alles geht vorüber, alles wird gut," sagte sie halblaut vor sich hin. Und wenn es in ihrer Macht lag, das Üble und Traurige gutzumachen, dann wurde es gut.

Ausgesprochen hat sie es nicht, im stillen soll sie aber sehr gelitten haben, als unser Vater sich wieder vermählte und an die Stelle unserer Mutter eine jüngere und schönere Frau trat, „Maman Eugénie", eine geborene Freiin von Bartenstein. Das erste Kind, das sie zur Welt brachte, war ein Knabe und das zweite wieder ein Knabe, während die Verstorbene ihrem Gatten nur Töchter geboren hatte. Nun würden wir nichts mehr gelten, besorgte die Großmutter. Zurückgesetzt würden wir werden und zu fühlen bekommen, daß es eigentlich uns, den Älteren, zugestanden hätte, männlichen Geschlechts zu sein.

Die Besorgnisse der lieben, alten Frau erwiesen sich als ganz ungerechtfertigt. Unsere junge Mama schloß uns ebenso innig ins Herz wie ihre eigenen Kinder, die kleinen Brüder und das holde Schwesterlein, das ihnen nachfolgte. Wir ließen es uns sehr wohl sein unter der milden mütterlichen und großmütterlichen Herrschaft, und unser Übermut wäre allmählich stark ins

Kraut geschossen, wenn ihn die Hand der temperamentvollen Kinderfrau nicht niedergehalten hätte.

Sei gesegnet noch in deinem Grabe, in dem du seit so langen Jahren ruhst, du brave Josefa Navratil, genannt Pepinka! Du hast dir ein unschätzbares Verdienst um uns erworben. Du hast uns zu einer Zeit, in der die weisesten Vorstellungen keinen Weg zu unserem Verständnis gefunden hätten, durch eine rechtzeitig angebrachte demonstratio directa bewiesen, daß der Schuld unerbittlich die Strafe folgt. Gewiß trifft das auch im Leben ein, aber oft so spät und in so verhüllter Weise, daß menschliche Augen den Zusammenhang nicht mehr entdecken. In unserer Kinderstube ging die Sache rasch und einfach vor sich. Wenn eine Tür heftig zugeworfen wurde, wenn es beim Spiel allzu lautes Geschrei, oder arge Streitigkeiten gab, kam Pepi daher auf ihren großen, weichen Schuhen und hielt Gericht. Ohne erst zu fragen, wer der Schuldigste sei, teilte sie — darin ein ganz getreues Bild des Schicksals — ihre Schläge aus. Wir nahmen sie ohne Widerspruch in Empfang und liebten unsere Pflegerin und Richterin. Wir fürchteten sie nicht einmal sehr, so laut sie manchmal auch zankte und so zornig sie uns anfunkeln konnte mit ihren feurigen schwarzen Augen.

Hatte eine erziehliche Maßregel unserer Schicksalsgöttin sehr hart getroffen, dann ging man zu Anischa, meiner ehemaligen Amme, und weinte sich bei ihr aus. Sie war der lichte Stern unserer Kinderstube und immer freundlich und gut. Auch bildhübsch war sie und lieblich anzusehen in ihrer heiteren hannakischen*) Tracht. Sie verwandte viel Sorgfalt auf ihr Äußeres, sie schlang das bunte Tuch mit den langen Fransen kunstvoll um ihren Kopf, trug immer nur schimmernd weiße Halskrausen,

*) Hanna, zwischen der March und ihrem Zufluß, der Hanna, gelegener Landstrich in Mähren.

seidene, mit Flittern benähte Leibchen und tadellos gesteifte und geplättete Röcke.

Pepinka brummte sie manchmal an: „Was putzen Sie sich so auf? Er kommt heute doch nicht."

Die arme Anischa wurde jedesmal feuerrot und antwortete leise und demütig: „Heute nicht und morgen nicht."

Er kam auch nicht. Hingegen erschien alljährlich im Herbste eine ältliche Frau, die wir, dem Beispiel Anischas folgend, „pani kmotřenka"*) nannten, in Zdißlawitz. Ein derber Junge in schmucker hannakischer Tracht begleitete sie. Er stand im selben Alter wie ich, und Pepi sagte, daß er eine Art Bruder von mir sei. So erwiesen wir ihm denn alle geschwisterlichen Ehren, fütterten ihn, beschenkten ihn, luden ihn ein, an unseren Spielen teilzunehmen. Er aß, was man ihm auftischte, er nahm, was man ihm anbot, aber er dankte nicht, er lächelte nicht; er verhielt sich uns gegenüber trotzig wie ein Bock. Leichten Herzens sagten wir ihm Lebewohl, wenn er sich wieder empfahl. Anischa begleitete ihren Besuch zum Wägelchen, das ihn vor dem Dorfwirtshaus erwartete. Sie hatte rote Augen, wenn sie zurückkam, war aber nicht mehr so bedrückt und befangen wie tagsüber während der Anwesenheit des wortkargen Bäuerleins.

Ein anderes Ereignis wiederholte sich gleichfalls alljährlich, dieses aber im Frühjahr und fast unmittelbar nach der Ankunft auf dem Lande. Da war es gewöhnlich unsere Großmutter, die eines Morgens eintrat und sagte: „Pepi, der Bader ist da," worauf Pepi ihrem Schranke ein Pack Wäsche entnahm und das Zimmer verließ. An einem solchen Tage sahen wir sie nicht mehr; sie kam erst am folgenden wieder, hatte einen verbundenen Arm und speiste uns mit einer ausweichenden Antwort ab, wenn wir fragten, wo sie gestern gewesen sei, und warum sie einen Verband trage.

---

*) Frau Gevatterin.

Einmal aber schlichen Adolf, der ältere der Brüder, und ich ihr nach bis zum ersten Absatz der Treppe, und von dort aus sahen wir sie in eines der sonst immer verschlossenen ebenerdigen Zimmer treten.

Wir schlichen weiter bis zum nächsten Absatz und bis zum dritten, und endlich bis zur Tür, hinter der Pepi verschwunden war. Drinnen im Zimmer wurden Sessel gerückt, es wurde Wasser in Gläser und in Lavoirs geschüttet, und eine fremde Männerstimme sprach höhnisch: „Fürchten S' Ihnen? Recht haben S'. Warten S' nur, was Ihnen heut geschieht!"

Du lieber Gott, was ging da vor? Von Angst und von Helfedrang ergriffen, warfen wir uns gegen die Tür. Sie war verschlossen. Wir schrieen und klopften und hörten Papa klagen:

„Jesses, die Kinder!"

„Ruh geben! Draußen bleiben!" wetterte die Männerstimme.

In starrem Entsetzen schwiegen wir eine Weile. Endlich wurde die Tür von innen aufgesperrt, geöffnet, und heraus trat das Stubenmädchen und hielt in der Hand eine große Schale voll Blut. Nun überstieg unsere Bestürzung alle Grenzen. Blut! Blut! So viel Blut! Von wem das viele Blut?

„Von der Pepi," antwortete das unbegreifliche Mädchen ganz gleichgültig. „Der Doktor hat ihr zur Ader gelassen. Und jetzt seien Sie still, sonst wird der Doktor auch Ihnen zur Ader lassen."

„Zur Ader gelassen! Was ist das? Wie ist das? Muß man sterben, wenn man zur Ader gelassen bekommt?"

Sie lachte und riet uns, gleich hinaufzugehen, wenn wir nicht noch gestraft werden wollten für unsere Neugier.

Die Neugier blieb vorläufig ungestillt, aber unsere Seelenruhe wurde uns zurückgegeben, denn drinnen in der Stube erhob die Stimme Pepinkas sich in alter Kraft und befahl den „verdunnerten Kindern", sogleich zur Anischa zu gehen.

Wir gehorchten und hatten dann noch einen sehr guten Tag

fast uneingeschränkter Freiheit, und am Abend erzählte uns Anischa, viel länger, als ihr sonst erlaubt wurde, schöne, wundervolle Märchen.

O welch ein Erzählertalent war unsere Anischa! Wie verstand sie zu schildern, zu spannen, ihre Phantasiegebilde klar und lebendig hinzustellen, sie aufsteigen, vorüberschweben, entschwinden zu lassen! Jammervoll nüchtern erscheint mir die Kinderstube, aus der die Märchenerzählerin „grundsätzlich" verbannt ist. Wir haben das Glück genossen, uns nach Herzenslust in einer Wunderwelt ergehen zu dürfen, sowohl als kleine wie später als größere Kinder. Es war uns ein stolzes Vergnügen, eine Menge zu hören und zu sehen, was andere nicht hörten und nicht sahen: im Gurgeln des Brunnens am Ende des Gemüsegartens die Stimme des Wassermanns; im Glanz, der im Hochsommer über die Ähren fliegt, huschende Lichtgeister, und Elfchen im Laube, wenn es leise zu rascheln beginnt. Diese Elfchen, wußte Anischa, sind zu Mittag nicht größer als Libellen. Aber sie wachsen sehr, sehr geschwind, und um Mitternacht sind ihre Flügel wie Adlerflügel, und das Laub stöhnt, wenn sie mit Windeseile hindurchfegen.

„Ja, gewiß! ja, es stöhnt!" Wir alle behaupteten es. Jedes von uns wollte einmal um Mitternacht wach gewesen sein und das Stöhnen vernommen haben. Nur unsere Sophie, die nicht, die wußte noch nichts von Wassermännern, Irrwischen und Elfen. Sie schlief schon lang, diese Kleine, zur Stunde des Märchenerzählens, und Anischa saß neben ihrem Bettchen, und wir saßen auf Schemeln zu ihren Füßen.

Ganz anders arg und grausig als das Stöhnen des Laubes beim Wehen leiser Lüfte waren die schrillen Schmerzenslaute, die sich erhoben, wenn ein heftiger Sturm die Ecke des Hauses, die wir bewohnten, umrauschte. Es brach aus ihm wie Schluchzen, flüsterte wie hastiges Flehen, glitt über die Fensterscheiben mit tastenden Fingern ...

„Hört ihr?" fragte dann eines von uns die andern, „das ist Melusine, die ihre Kinder sucht, nach ihnen ruft, um ihre Kinder jammert und weint." Melusine ... Grad ist sie vorbeigeflogen; meine Schwester hat ihren weißen Schleier erblickt und sagt ganz leise:

„Lösche das Licht, Anischa, daß sie uns nicht sieht; sie glaubt vielleicht, wir sind ihre Kinder, und holt uns."

Ein Märchen gab's, das erzählte Anischa nur mir allein, weil ich so couragiert war. Meine Schwester, die kleinen Brüder durften nichts hören von der „zlá hlava"; sie hätten lang nicht einschlafen können und schwere Träume gehabt.

Diese „hlava", das war ein Kopf, nichts weiter als ein Kopf, ohne alles Zubehör. Er hatte struppige Haare und einen struppigen, feuerroten Bart, Teufelsaugen und Ohren so groß, daß er sie als Flügel gebrauchen konnte. Aber nicht lange, weil er sehr schwer war und bald wieder zu Boden plumpste. Der Kopf war ein König und hatte ein Heer, und im Kriege rollte er ihm voran, eine fürchterliche Kugel, und biß den Menschen und den Pferden in die Füße, daß sie reihenweise tot hinfielen. Er hatte auch eine Königin, die neben ihm schlafen mußte auf dem selben Polster und vor Schrecken über seinen Anblick ganz weiß wurde, immer weißer, und endlich selbst ein Gespenst.

Greuliche Untaten beging die „hlava", und eine ihrer schlimmsten war, daß sie der Großmutter Anischas, als diese einmal des Nachts von einem Botengang heimkehrte, auf der Hutweide nachgerollt kam ... Die Großmutter hörte sie pusten, knirschen und schnauben und rannte! rannte! Bis zu ihrem Hause rannte sie; dort aber stürzte sie zusammen und wußte nichts mehr von sich, eine Stunde lang — o länger als eine Stunde! Am nächsten Tag ging der Großvater und mit ihm das halbe Dorf auf die Hutweide, und an der Stelle, wo die Großmutter das Scheuel zuerst pusten, knirschen und schnauben gehört, lag ein großer, runder, weißer Stein, den — man schwor

darauf — noch niemand da gesehen hatte. Nur der Hirtenbub behauptete steif und fest, daß der Stein von jeher dagewesen sei. Aber der Hirtenbub war dumm und ein halber Trottel. Der Stein wurde eingegraben, und heute noch machen die Leute einen Umweg, wenn sie an dem Platz, wo er liegt, vorüberkommen.

Ich nahm natürlich Partei gegen den Hirtenbuben. Ich wäre am liebsten gleich nach Trawnik, wo Aniscka zu Hause war, gefahren, hätte die Hutweide besucht und den gespenstischen Stein ausgegraben. Und je entsetzter Aniscka sich stellte über meine Tollkühnheit, desto mehr fühlte ich sie wachsen und verstieg mich zu den Versicherungen:

„Ach, ich möchte, ich möchte, daß die hlava einmal mir nachgerollt käme! Ich würde nicht davon laufen, o nein! o nein! Ich würde stehen bleiben — ich! Ich würde mich umsehen und der hlava dreimal nacheinander recht ins Gesicht das heilige Zeichen des Kreuzes machen. Da wäre sie gleich weg. O ich fürchte mich nicht — ich weiß nicht, wie das ist, sich fürchten; ich hab eine große Courage!"

Es war viel Geflunker bei dieser Behauptung. Ich wußte sehr gut, was Furcht sei, denn in der Furcht vor dem Papa waren meine Schwester und ich aufgewachsen. Man hatte sie uns in der Kinderstube eingeflößt durch eine Drohung, die sich nie erfüllte, stets aber wirksam blieb: „Wartet nur, ich sag's dem Papa, und dann werdet ihr sehen!"

Was wir sehen würden, blieb in ein Dunkel gehüllt, das unsere Phantasie mit Schreckbissen bevölkerte. Kein Wunder. Den Zorn unseres Vaters zu erfahren, wäre entsetzlich gewesen. Nicht nur kleinen, auch erwachsenen Leuten leuchtete das ein. So liebenswürdig Papa in guten Stunden sein konnte, so furchtbar in seinem unbegreiflich leicht gereizten Zorn. Da wurden seine blauen Augen starr und hatten den harten Glanz

des Stahls, seine kraftvolle Stimme erhob sich dräuend — und vor diesen Augen, dieser Stimme hätten wir in den Boden versinken mögen, wenn wir uns auch nicht der geringsten Schuld bewußt waren.

Zum Schaden unseres Verhältnisses zu ihm ließ sich Papa in gereizter Stimmung manchmal zu dem unglückseligen Ausspruch hinreißen: „Nicht geliebt will ich sein, sondern gefürchtet!" Wie sehr er sich damit täuschte, lernten wir später einsehen; als Kinder nahmen wir die Sache als ausgemacht an und taten ihm den Willen, weit über seine eigene Erwartung. Wir zwei Schwestern zitterten und bebten vor ihm; die Brüder waren in seiner Nähe viel unbefangener, obwohl Pepi mit ihrer Drohung, sie der Strenge Papas zu überliefern, gegen sie besonders freigebig war.

Ich erinnere mich eines Tages, an dem meine Schwester das Mißgeschick erfuhr, beim Spielen mit dem Balle eine Fensterscheibe einzuschlagen. Nun war uns die peinlichste Sorgfalt für alles Zerbrechliche, das uns umgab, zum Gesetz gemacht worden, und die arme Kleine, die sich so schwer daran vergangen hatte, geriet in sinnlose Verzweiflung.

„Der Papa! Der Papa!" rief sie in Todesangst, kniete auf den Boden nieder, rang die Händchen, faltete sie und schluchzte herzzerreißend.

Wir umstanden sie betroffen und ratlos. Großmama, die neben uns wohnte, war auf Fritzis Geschrei herbeigeeilt, und sie und Pepinka sprachen der Armen Trost zu und bemühten sich, sie zu beruhigen. Ganz umsonst. Sie war schon blau im Gesichte, stoßweise rang sich der Atem aus ihrer Brust, in Bächen rannen die Tränen über ihre Wangen.

Großmama, sehr besorgt, tauschte leise einige Worte mit Pepi. Dann, nach einem neuen, vergeblichen Versuch, ihre kummervolle Enkelin zu beschwichtigen, verließ sie das Zimmer. Bald darauf betrat sie es wieder, und wer kam hinter ihr her-

geschritten? Der unbewußte Urheber all dieses Leids und Schreckens — der Papa.

Lautlose Stille empfing ihn. Fritzi verstummte. Keines von uns regte sich. Der Blick des Vaters glitt über die Gruppe seiner bestürzten, angsterfüllten Kinder und blieb auf der kleinen Knieenden haften. Sie war wie versteinert. Ihre prachtvollen braunen Augen starrten weitgeöffnet zum Vater empor; nur die Lippen des schmerzverzogenen Mundes zuckten. Und jetzt ließ sich eine überaus sanfte Stimme schmeichelnd, ja bittend vernehmen:

„Fritzi, meine Fritzi, weine nicht! Meine Fritzi soll nicht weinen, meine Fritzi ist ja brav. Ich hab ja meine Fritzi lieb!" Und auf einmal sahen wir unsere Älteste hoch über uns erhoben in den Armen Papas und hörten sie wieder schluchzen, aber bei weitem nicht mehr so heftig wie früher.

Der Papa lachte: „Dummheit! Dummheit! Die Fritzi hat ein Fenster zerschlagen; das macht nichts. Der Papa ist ja gar nicht bös — der Papa ... Schau her, Fritzi, schau, was der Papa tut!"

Er ließ sich ihren Ball reichen und schleuderte ihn durch das nächste Doppelfenster, dessen beide Scheiben er, wie aus der Pistole geschossen, durchflog. Eine Sekunde schweigender Überraschung und dann lag, an die Schulter des Papas geschmiegt, Fritzis selig lächelndes Gesichtchen. Sie weinte noch, aber Tränen heller Freude und Dankbarkeit. Und Papa tanzte mit seinem Töchterchen in den Armen im Zimmer herum, und wir jauchzten und jubelten ihm zu.

Ich indessen, gelehrig, wie ich nun einmal war, machte mir eine Nutzanwendung aus dieser Begebenheit.

Unser Frühstück bestand aus Milch und aus Königskerzentee, von uns Himmelbrandtee genannt. Die Blüten, aus denen er bereitet wurde, sammelten wir auf unsern Spaziergängen selbst und fanden das Getränk köstlich. Leider wurde uns der

Genuß dieser Delikatesse sehr vergällt durch den Anblick der Kannen, in denen man sie auftrug. Sie gehörten zu den Überbleibseln eines Vieux Saxe-Käferservices, das heute ein Vermögen wert wäre. Damals hatte der Fluch des Veralteten sie getroffen. Auf der „herrschaftlichen Tafel" prangte modernes englisches Steingutgeschirr; die Tische der Dienerschaft und der Kinder besetzte man mit beschädigtem Vieux Saxe. Ich fand das unwürdig, ich fand, daß auch wir etwas Modernes haben sollten, ich feindete besonders unsere Teekanne an mit ihrem defekten Schnabel und ihren grauslichen fliegenden Käfern. Der Moment schien mir, nach der Erfahrung, die wir gestern gemacht hatten, äußerst günstig, um ihr den Untergang zu bereiten.

So wartete ich nur, bis unsere Tassen alle gefüllt waren; dann holte ich aus... Ein Schlag — die alte Kanne wankte, stürzte, und die Käfer taten ihren letzten Flug — auf den Boden.

Nun aber gestalteten sich die Folgen ganz anders, als ich es mir ausgedacht hatte. Meine Erwartung, daß Papa geholt werden und daß er sofort auch die Milchkanne zerschlagen würde, erlitt eine bittere Enttäuschung. Es kam unserer Pepinka dieses Mal nicht in den Sinn, eine höhere Instanz anzurufen. Sie wählte zur Bestrafung meines Angriffs auf die Sicherheit des Porzellans — das standrechtliche Verfahren.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erteilte uns Herr Volteneck, der Verwalter von Zdißlawitz. Er hatte eine rundliche Gestalt und einen an den Schläfen eingedrückten, länglichen Kopf und nahm sich von weitem aus wie ein Zylinder mit einer kleinen Gurke darauf. Seine Leibfarben waren Braun und Gelb, braun die klugen, sanften Augen, das schlichte Perückchen, die Umgebung der unaufhörlich nach Schnupftabak verlangenden Nase und die Fingerspitzen, die ihr den aromatischen

Staub zuführten. Gelb waren die kleinen Hände und das kleine Gesicht.

Die Seelenfarbe dieses Mannes aber kann nur das zarteste Apfelblütenrosa gewesen sein.

Schon unter meinem Großvater hatte er die Stelle der amtierenden Gerichtsperson auf dem Gute redlich und ehrenhaft versehen und genoß allgemeine Hochachtung. Dabei war er das Stichblatt schlechter Witze, die besonders unter den Schloßleuten unkrautmäßig wucherten. Er hatte eine eigene Manier, von Zeit zu Zeit seinen Rock an der Brust mit beiden Händen zu fassen und gegen den Nacken hinzuschieben. Die Gewohnheit, behauptete man, ist ihm vom Kuttentragen geblieben, denn die Kutte hat er getragen, er ist ein entlaufener Kapuziner.

Und nun hätte er seinen ganzen Lebensgang wahrheitsgetreu darstellen, hätte urkundlich nachweisen können, daß er nie einen Tag im Kloster zugebracht, geistliche Kleidung nie getragen hatte, — alles umsonst! Sie wären nicht zu erschüttern gewesen in ihrer Überzeugung; er ist und bleibt ein davongelaufener Kapuziner.

Zum Unglück hatte der reizlose, ältliche Mann den Mut gehabt, eine hübsche, junge Frau heimzuführen, die nicht gerade pedantisch gewesen sein soll im Festhalten an der ehelichen Treue. Darüber wurde oft gespöttelt, in verhüllter Weise sogar in seiner Gegenwart. Wir wußten natürlich nicht, um was es sich handelte; aber wir sahen, daß er ausgelacht wurde, und unsere Empörung darüber war groß, denn wir liebten diesen guten, alten Menschen und langmütigen Lehrer. Wir liebten ihn schon um seiner herrlichen Schrift willen. Da war keine, von der einfachen Kurrent bis zur Kyriliza, die er nicht hingemalt hätte in unsere Zensurenbüchlein, leicht und schwungvoll, daß die Feder hinschwebte in kleinen und großen Linien, Kreisen und Ovalen, wie durstige Schwalben spielend über dem Wasser schweben.

Im Zensurenbüchlein meiner Schwester wimmelte es von

„ausgezeichnet"; ich brachte es selten zu einem „sehr gut", und auch dieses war meist ganz mager hingehaucht, gleichsam der Schatten eines „sehr gut". Dabei ging es vollkommen gerecht zu. Meine Schwester konnte schon geläufig lesen, während ich noch die Kunst des Buchstabierens nicht völlig innehatte.

Papa pflegte sich selten und auch dann nur oberflächlich nach dem Fortgang unserer Studien zu erkundigen. Ein kurzes: „Brav sein!" war alles, was er mir sagte, wenn er auf seine Frage „Sind sie fleißig?" die Antwort erhalten hatte: „Fritzi sehr, und Marie wird es auch werden."

Einmal aber, wie es bei ihm meist geschah, machte etwas, das er oft übersehen und überhört hatte, ganz plötzlich Eindruck auf ihn.

„Werden? Oho, erst werden?" wiederholte er das letzte Wort, das Mama gesprochen hatte, wandte den Kopf und sah mich an.

Es war bei Tische. Obenan saß unsere liebe Mama, unsere Großmutter zu ihrer Rechten, unser Vater zu ihrer Linken. Dann war ein langer Zwischenraum an dem großen, ovalen Tische, und dann kamen wir zwei, meine Schwester und ich.

„Kann sie vielleicht noch nicht lesen? Hat im Frühjahr angefangen, lernt jetzt schon den ganzen Sommer und kann noch nicht lesen?" setzte Papa sein Verhör fort, und ein Strafgericht drohte aus seiner Stimme.

Eine Verhandlung zwischen ihm und Mama folgte. Unsere Großmutter schwieg; sie mischte sich nie in eine Beratung der Eltern, die uns betraf.

Es ist mir später klar geworden, daß Papa die „Methode" des Herrn Verwalters angezweifelt und den Besitz einer besseren — sich selbst zugeschrieben hat. Zu meinem Entsetzen, zur — ich bemerkte es wohl! — stillen Unzufriedenheit Großmamas befahl er mir, morgen früh zu ihm zu kommen. „Allein," schloß er nachdrücklich.

Das war ein Wort!

Wir betraten immer nur in corpore die Zimmer Papas zum Guten-Morgen- und zum Gute-Nacht-sagen. Damals war nur ein Flügel an das Schloß angebaut; in dem befand sich unsere Wohnung. Die Papas lag am andern Ende der langgestreckten Front. Ihre Zimmer mündeten auf einen geschlossenen Gang, den wir täglich zweimal durchwanderten. Seine Fenster sahen auf den Hof; der Blumenhof hieß er, und er verdiente seinen Namen, denn er war von Blumengruppen und von hohen, mit blühenden Topfpflanzen besetzten Gestellen umschlossen. Aus dem Hofe führte ein breites Tor, das immer weit geöffnet blieb, in eine tiefschattige, von vier Reihen herrlicher Lindenbäume gebildete Allee. Als ich ein Kind war, da strotzte noch ihr Gezweige von Saft, da waren ihre Blätter hellgrün und weich wie Samt und ihre Blüten voll süßen Duftes. Damals prangten sie in ihrer Vollkraft. Aber Höhe ist Wende. Heute wehren ihre Wipfel den Sonnenschein nicht mehr völlig ab. Er dringt durch das dünn gewordene Laub und wirft den dunklen Stämmen goldige Lichter vor die Füße, wie spielend, wie übermütig fragend: „Seht ihr? da sind wir nun doch!“ — Einst, wenn der Wind sich durch die Unzahl der Blätter drängte, da gab's ein weiches Rauschen, ein sanftes, harmonisches Flüstern. Anders ist das jetzt. Anders als in den jungen spielt der Wind in den alten Bäumen. Die Stimmen sind rauh, die er in ihnen erweckt. Ein Knistern und Knarren durchläuft das Geäst; da und dort zerbricht ein dürrer Zweig und fällt ...

Auf dem Wege zu Papa begleitete uns die Kinderfrau und wartete im Vorzimmer auf unsere Rückkehr.

Wenn wir in der Frühe bei unserem Vater eintraten, saß er an seinem Schreibtisch, mit dem Rücken gegen die Tür, hatte große Wirtschaftsbücher vor sich liegen, rechnete und schrieb. Wir wurden meistens freundlich empfangen, küßten ihm eines nach dem andern die Hand, beantworteten seine Frage: „Seid's

brav?" immer bejahend und so auch die bald darauf folgende „Ist die Pepi da? Gut also, also geht."

Manchmal durfte er in seiner Arbeit nicht unterbrochen werden. Da hieß es: „Seid ruhig, wartet." Man wartete, rührte sich nicht und hatte Zeit, sich mit schüchterner Neugier im Zimmer umzusehen. Es kam mir größer vor als alle anderen im Hause, und jeder Gegenstand darin hatte etwas Eigentümliches und erregte mein ganz besonderes Interesse. Wie merkwürdig war schon der Lüster, der an vergoldeten Ketten von der Decke niederhing! Eine flache, mattgrüne, mit Arabesken aus Bronze geschmückte Schale. Aus ihr heraus streckten sich sechs magere, sehnsüchtige Arme und trugen in ihren Händen tulpenförmige kleine Urnen, aus denen vergilbte Wachskerzen emporragten. Einen sehr ernsten Eindruck machten die schwarzen Möbelgestelle, der umfangreiche, schwarze Schreibtisch und die Schwärze der ganzen Gesellschaft von Schränken und Etageren.

Über dem Kanapee, das rechts an der Längswand stand, hing ein Bild, das ich mit dem Blick eben nur zu streifen wagte, weil mir sonst heiße Tränen in die Augen schossen.

Es war eine schöne Radierung und stellte einen Invaliden der grande armée vor, einen alten Mann in verbrauchter Uniform. Er saß auf einem Bänkchen vor einer niedrigen Hütte. Sein kahles Haupt war gebeugt, seine Arme lagen auf den ausgespreizten Knieen; er hielt sein Taschentuch in den Händen und ruhte aus von einer traurigen Arbeit. An der Wand neben ihm lehnte die Schaufel, mit der er eine Grube gegraben hatte für einen treuen Gefährten — seinen Hund. Der lag zu seinen Füßen, das gebrochene Auge noch auf den Herrn gerichtet. — „Ich habe dich schwer verlassen," schien es zu sagen, „aber ich mußte fort; es war ja hohe Zeit. Sieh mich nur an, lieber Herr. Bin ich nicht zum Kinderspott geworden, so alt und abgezehrt und häßlich? Mut, lieber Herr, steh auf und lege mich in die Grube, die du für mich gegraben hast. Ich werde da schlafen,

und — Hunde träumen ja, weißt du — träumen, daß wir wieder jung sind, wir zwei, und schön und gesund. Entschließ dich, lieber Herr ..."

Endlich wird der Invalide doch aufstehen, nach der Schaufel greifen und den guten Hund begraben und dann keinen Freund und keinen Kameraden mehr haben und nichts mehr auf der Welt ...

Noch andere Bilder hingen an den Wänden, Radierungen und Kupferstiche, lauter Erinnerungen an die Feldzüge gegen Frankreich, die unser Vater mitgemacht hatte, an Erzherzog Karl und an Napoleon. Und auf dem Schreibtisch befand sich ein Aquarellbildchen und stellte drei hübsche Offiziere in Uniform, drei junge Hauptleute, dar: unseren Vater und seine zwei Brüder, und diese seine zwei Brüder waren vor dem Feinde geblieben.

„Vor dem Feinde geblieben." Ich hörte das sagen und fragte mich, was es bedeuten sollte. Es schien etwas Trauriges und Schönes zu sein. Papa sprach es immer in sehr ernstem und sehr stolzem Tone aus. Und auch das wirkte ergreifend auf mich und trug dazu bei, die ehrfürchtige Scheu zu erhöhen, mit der ich in seinem Zimmer stand.

Und nun galt's, wie Papa gestern befohlen hatte, mich allein in sein imponierendes Bereich zu begeben. Mama begleitete mich bis zur Schwelle des Eingangszimmers, blieb dort stehen, und machte mir, als ich mich nach einigen Schritten umwandte und ihr Lebewohl zuwinkte, ein Zeichen, vorwärts zu gehen und dann anzuklopfen. Ich tat's, und: „Herein!" tönte es mir laut und barsch entgegen.

Ein ermutigender Empfang wurde mir nicht zuteil. Papa reichte mir zwar die Hand zum Kusse, ließ aber vom Moment meines Eintretens an fortwährend seinen Blick forschend und streng auf mir ruhen und fragte endlich:

„Was ist dir denn? Was machst du für ein Gesicht? Mir scheint, du fürchtest dich. Du hast ein schlechtes Gewissen. Wer kein schlechtes Gewissen hat, fürchtet sich nicht."

Nun war das Unglück fertig.

Nun mußte ich ja überzeugt sein, daß ich ein ganz elendes Gewissen hatte, denn wahrhaftig, ich zitterte vor Angst.

Ach, es war danach! Alles war danach. Was lag auf dem großen, schwarzen Schreibtisch, auf dem Platze, den sonst die Wirtschaftsbücher einnahmen? Eine Fleißarbeit Papas. Bewunderungswürdig im Grunde. Viereckige Blättchen von gleicher Größe aus Kartenpapier. Man sah ihnen die Sorgfalt und militärische Pünktlichkeit an, mit der sie zugeschnitten und reihenweise in gleichen Abständen voneinander geordnet worden waren. Jedes einzelne von ihnen trug ein dick und deutlich ausgeführtes Zeichen. Ein gut gekanntes und gut gehaßtes Zeichen — einen Buchstaben.

„Was ist das?" fragte Papa und wies, nicht ohne Wohlgefallen, auf das kleine papierne Pikett vor ihm.

Ich meinte, es seien Buchstaben.

„Ja, ja, Buchstaben, natürlich. Aber das Ganze da — das Ganze!"

„Buchstaben ... viele Buchstaben ..." Bei den Buchstaben blieb ich. Wie die Familie heißt, wenn sie vollzählig versammelt ist, wußte ich nicht. Ich wußte überhaupt bald gar nichts mehr, nicht einmal ein A von einem J zu unterscheiden und auch nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, als Papa ein geringschätziges: „J! A!" ausstieß.

Der einzelnen Vorgänge bei diesem denkwürdigen Examen kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur einer großen Verwirrung, die in den Reihen der schnurgerade aufmarschierten Kärtchen eintrat, entsinne ich mich: sie wanden sich wie Schlangen, sie tanzten, bildeten Gruppen, stoben davon nach allen Richtungen. Und dabei deutete Papas Finger unbeweglich auf eine

Stelle, die für mich abwechselnd von einem a, einem b, einem r besetzt war. Einen Buchstaben um den andern nannte ich, riet und riet und erriet nicht. Die Qual dauerte lang. Mein armer Papa, der Selbstbeherrschung doch so ungewohnt, nahm sich zusammen, wiederholte die selbe Frage mehrmals, ohne die Stimme allzusehr zu erheben. Die meine aber wird wohl zuletzt gar keinen Laut mehr gehabt haben. Ich vermochte trotz aller Anstrengung nicht, auch nur ein vernehmliches Wort über die Lippen zu bringen und nahm in hilfloser Bestürzung das Urteil entgegen, daß ich — ein großes Mädel von fünf Jahren — mich mit Schande beladen habe. Der kurze Spruch Papas schloß mit dem Befehl: „Hinaus!"

Ich besorge sehr, ihn mit unanständiger Geschwindigkeit und ohne Abschiedsgruß erfüllt zu haben.

Noch hatte ich auf meinem Rückzug das Eingangszimmer nicht durcheilt, als Papa mir nachkam, die Tür vor mir öffnete, mich hinausschob und mit einem raschen Wurf das ganze Alphabet über mich ausstreute. Dann flog die Tür hinter ihm zu, und ich kauerte auf dem Boden, sammelte hastig die Kartenblättchen in meine Schürze und lief, so rasch ich konnte, davon.

Und nun muß ich sagen: Dieser Buchstabensprühregen, den mein Vater mir damals nachschickte, ist die einzige „Gewalttat" gewesen, die ich je durch ihn erfuhr. Seine Hand hat mich nie unsanft berührt, er hat seine Stimme nie laut gegen mich erhoben, dieser fürchterliche, liebe, gute Papa.

Wie oft höre ich junge Leute und Kinder sogar behaupten: „Bei mir richtet man nur mit Güte etwas aus, aber mit Strenge nichts." Das kommt mir vor, wie wenn eins sagte: „Vom schmeichelnden Lüftchen lasse ich mich allenfalls dirigieren, dem Orkan trotze ich."

Du armes Reislein!

Ein Zornesausbruch unseres im Grund der Seele so guten Vaters schloß jeden Gedanken an Widerstand aus. Ob sich ein solcher Ausbruch zu dem, was ihn veranlaßt hatte, in einem halbwegs erklärlichen Verhältnis befand, die Frage stellten wir uns nicht. Wir meinten, daß man an der Handlungsweise seines Vaters Kritik nicht üben kann. In späteren Jahren verwandelte das „kann" sich in ein „darf". — Einem jungen Menschen von heute muß es schwer fallen, unsere Empfindungsweise zu begreifen. Es gibt ja kaum etwas, daß sich in einer Zeit, die ich zu überdenken vermag, so verändert hätte wie die Art des Verkehrs zwischen Eltern und Kindern.

Wenn unsere Großmutter von ihrer Mutter sprach, sagte sie: „unsere Allergnädigste" und neigte leise das Haupt. Unsere Mutter sagte „Sie" zu ihrem Vater. Er war ihr geistiger Führer, ihr alleiniger Lehrer. Von ihrer Hand beschriebene Hefte, die sich bei uns zu Hause in der Bibliothek erhalten haben, geben Zeugnis von dem Ernst und der Gründlichkeit der Studien, die er sie treiben ließ. Aus jeder Zeile ihrer auch noch vorhandenen Briefe an ihn spricht unbegrenzte Ehrfurcht. Wir standen mit unserem Vater auf dem Duzfuße; er war aber ungefähr von der Sorte, auf dem sich das russische Bäuerlein mit dem Väterchen in Petersburg befindet. Von einer Seite ein unbeschränktes Machtgefühl, von der anderen Unterwürfigkeit. Heute ist das anders. Die Jugend steht obenan; sie wertet und entwertet. Das Alter sieht bewundernd oder grollend zu. Ich staune nur, wie rasch es abdiziert hat. Komisch fast ist die Eilfertigkeit, mit der es sich in die Ecke drückt, um dem vorbeibrausenden Zug der Jugend nur ja nicht im Wege zu sein. Dankbarkeit erhellt die Gesichter der Eltern, wenn ihre Söhne oder ihre Töchter auf der Jagd nach Brot, nach Glück, nach Ruhm einen Augenblick Halt machen, um den Alten einen Lappen ihrer kostbaren Zeit zu schenken. Und auch gute moderne Kinder haben dabei doch das Gefühl eines Zugeständnisses, das sie den unmodernen Eltern machen.

Es ist so, und je tiefer ins Greisenalter ich hineingerate, um so mehr Hochachtung bekomme ich vor dem, was ist. Mein Vater hätte sich zu ihr nie bequemt; was in seinen Tagen für das einzig Rechte und Gehörige galt, sollte in allen Tagen dafür gelten. Er hatte von Kind auf Subordination geleistet, hatte sie von seinem Jünglingsalter an pflichtgemäß zu fordern gehabt. Gehorsam! Wie ferner Donner rollte das r am Schluß der zweiten Silbe, wenn er dieses Wort befehlend aussprach.

Wie seine beiden Brüder, Josef und Fritz, war unser Vater Zögling der Theresianischen Ritterakademie gewesen und hatte sie verlassen, um Kriegsdienste zu nehmen. Josef, den Ältesten, traf bei Dresden 1813 die tödliche Kugel. Der Jüngste, Fritz, fand vor Parma 1814 einen Heldentod. Unser Vater, bei einer glänzenden Waffentat in der Nähe von Cléry an der Loire schwer verwundet, geriet in französische Gefangenschaft. Im Jahre 1816 trat er, noch nicht völlig hergestellt, in den Ruhestand. Das militärische Wesen, die gerade Haltung, den strammen Gang behielt er bis ins höchste Alter bei. Mit einem großen Vorrat an positivem Wissen hatte er sich nicht beladen und lebte in dieser Beziehung sozusagen von der Hand in den Mund. Doch litt er dabei keinen Mangel. Sein guter, klarer Verstand, sein Schönheitssinn, seine Schlagfertigkeit und Beobachtungsgabe ließen ihn nie im Stiche. Er verzichtete gern auf vieles, das sich erlernen läßt, weil er reich war an vielem, das sich nicht erlernen läßt. Er hatte Sinn für Poesie und war ein Freund der Musik; nur durfte sie nicht zu ernst sein. Vor allem aber war er ein Freund des Theaters, und für ihn wie für so viele ist das Burgtheater ein mächtiges Bildungsmittel gewesen. Bis kurz vor seinem Tode blieb er ein treuer Besucher des geliebten alten Hauses. Die Aufführung eines klassischen Stückes „in der Burg" versäumte er nie und verließ seine Loge nicht, bevor das

letzte Wort gesprochen und der Vorhang gefallen war. Dabei schämte er sich aber durchaus nicht, zu gestehen, daß kein noch so großes „Vergnügen an tragischen Gegenständen" ihm die Wonne aufwog, ein Theaterstück Raimunds aufführen zu sehen. Raimund stand von allen Dramatikern seinem Herzen am nächsten. Und wie viel von seiner liebe- und verständnisvollen Sympathie für das Wesen, für das Schaffen, für den ergreifend wehmütigen Humor unseres altösterreichischen Dichters hat er uns vererbt! Lange bevor wir ins Theater geführt wurden, hatten wir die Bekanntschaft des Verschwenders, des Herrn Rappelkopf, des Barometermachers auf der Zauberinsel gemacht und verdankten sie den Erzählungen unseres Vaters, die er so gern und so oft wiederholte. Sein Reichtum an Geschichten und Anekdoten war unerschöpflich. Es gab ihrer von allen Sorten, lustige und traurige. Es gab auch lange, komische Gedichte, von denen wir nie mehr als den Anfang zu hören bekamen. Das Schönste, uns Liebste blieben aber doch immer die Erzählungen Papas von seinen Erlebnissen während der Kriegsjahre. Schlicht, einfach und klar brachte er sie vor, mit edler Bescheidenheit. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde mild und weich, und seine Augen, die er fest auf einen Punkt in der Ferne richtete, trübten sich, wenn er seiner Brüder gedachte. Ich habe im Ohr noch den Klang der Stimme, mit dem er von dem letzten Zusammentreffen mit ihnen sprach, das ihm beschieden gewesen war. Der nächste Morgen trennte sie; in wenigen Tagen standen sie alle vor dem Feinde. Josef, schon mehrmals verwundet und nur notdürftig geheilt, hatte Todesahnungen. Fritz sprach übermütig: „Die Kugel, die mich trifft, ist noch nicht gegossen!" Mein Vater forderte beide zu einem feierlichen Gelöbnis auf: „Der zuerst fällt, gibt den Überlebenden ein Zeichen. Wenn eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, geschieht's." Sie schworen es sich zu: Der fällt, grüßt die Überlebenden. Aus dem Jenseits grüßt eine Liebe, die stärker ist als der Tod.

Zwei der Brüder waren hinübergegangen, und der dritte hatte gehofft und geharrt und sich nach dem verheißenen Zeichen gesehnt. Es kam nicht — es konnte nicht gegeben werden... Den Behauptungen eines Verkehrs mit Verstorbenen setzte mein Vater den schroffsten Unglauben entgegen: „Es führt kein Weg von drüben zu uns, sonst hätten meine Brüder ihn gefunden," sagte er.

Unter den vielen „Geschichtchen", an denen wir uns nicht satt hören konnten, zeichnete sich besonders das von dem kleinen französischen Herrn mit dem blauen Mantel aus. Sein Schauplatz war Troyes. Dort hielt an einem kalten Märzmorgen der Zug der Gefangenen, die man nach der Normandie brachte, eine kurze Rast. Viele Leute eilten herbei, um ihn zu sehen; die Verwundeten erregten besondere Aufmerksamkeit. Der Leiterwagen, in dem man meinen Vater mit anderen Blessierten auf Stroh gebettet hatte, wurde umdrängt; Neugierige kamen herbei, Männer und Frauen — auch junge, hübsche. Peinlich für Einen, der gewöhnt war, jungen Frauen ganz andere als mitleidige Gefühle einzuflößen. Und gerade er sah wohl unter allen Leidensgefährten am bedauernswürdigsten aus. Marodeure hatten ihn ausgeplündert, als er bewußtlos auf dem Schlachtfelde lag. Seine Wunden schmerzten, Fieberfröste schüttelten ihn, mühsam richtete er sich auf. Sein Blick wandte sich von den Leuten, die ihn umgaben, ab und begegnete dem eines kleinen, alten Herrn, der in einiger Entfernung am Eingang eines Hausflurs stand. Er trug einen blauen Mantel mit schwarzem Kastorkragen, der am Halse mit einem Kettchen aus Stahl geschlossen war. Langsam löste der kleine alte Herr das Kettchen, schritt auf meinen Vater zu, nahm den Mantel von den Schultern und reichte ihn dem freudig Überraschten mit dem einzigen Worte: „Tenez!"

Er wartete den Dank nicht ab, er war gleich wieder in seinem Hausflur verschwunden.

Das war eine Wohltat, dieser fadenscheinige Mantel, dessen

Eigentümer nicht danach aussah, als hätte er viele überflüssige Kleidungsstücke zu verschenken. —

Lieber, kleiner, alter Herr aus Troyes, dein Geschenk war königlich, deine ärmliche Spende so reich! Im Lichte bleibt dein Andenken für uns, die wir als Kinder dich verehren lernten.

Die Gefangenen kamen am Hauptquartier Napoleons vorbei. Sie sahen den Imperator. Er war zu Pferde, sehr blaß, prachtvoll sein Cäsarengesicht, die Gestalt schwer und aufgedunsen. Mit einigen der Unglücklichen im Zuge sprach er und ließ ihnen Geld reichen. Mein Vater erhielt dreihundert Francs, die ihm sehr zugute kamen während seiner Internierung in Caen. Dort fand er sich vortrefflich aufgehoben bei einem braven, alten Ehepaare. Auch für diese beiden Leute hegte er eine unaussprechliche Dankbarkeit und konnte die soupe à l'oignon nicht genug loben, die zu kochen seine Hausfrau verstand. Als seine Wiederherstellung fortschritt und er auch feste Nahrung zu sich nehmen durfte, kaufte er ein Messer, mit dem er Brot in die Suppe einschnitt, ein großes Taschenmesser mit grauer Hornschale und mehreren Klingen. Es hat immer auf seinem Schreibtisch gelegen, und man brauchte es nur mit der Fingerspitze leise anzutippen und zu sagen: „Nicht wahr, Papa, das hast du in der Normandie gekauft?" Alsbald waren die alten Erinnerungen alle geweckt, und er ließ sie vor uns aufsteigen in deutlichen, farbigen Bildern. Wir sahen den Hauptmann Dubsky für tot auf dem Kampfplatz bei Cléry liegen, sahen die Marodeure herankommen, die ihn ausplünderten und ihn ganz tot gemacht hätten, wenn er nicht auf einige Worte, die sie an ihn richteten, in ihrer Sprache geantwortet hätte. „Laisse le vivre, il parle français", sagte einer zum andern. Dann wurde er auf einen Wagen gehoben und fortgeführt in Feindesland. — O, wie litten wir mit ihm und sorgten jedesmal von neuem, daß es ihm nun schlecht ergehen werde! Aber bald kam trostreich der blaue Mantel zum Vorschein und imponierend der Anblick des

Kaisers Napoleon und endlich zur Erquickung die soupe à l'oignon.

Wie unser Vater hielten auch wir seine Erinnerungen hoch in Ehren und stimmten ihm von Herzen bei, wenn er eine summarische Verurteilung der Franzosen nicht duldete. Er sprach immer mit der größten Anerkennung von ihnen, gegen die er jahrelang im Felde gestanden hatte. Es war damals allgemein so üblich: man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht.

Mein Vater besaß in hohem Grade die männliche Tugend der Gerechtigkeit. Eigensinn kannte er nicht. Wenn er, hingerissen von seinem leidenschaftlichen Temperament, ein zu hartes Urteil gefällt, eine zu strenge Strafe diktiert hatte, ruhte er nicht, bevor es ihm gelungen war, seine Schuld glänzend gutzumachen. Die Lüge verabscheute er, und daß man feig sein könne, begriff er nicht. Nicht einmal den Frauen verzieh er Furchtsamkeit, und was andere in Schrecken versetzt, löste bei ihm eine Wallung des Zornes aus. Viele starke und überzeugende Beispiele wüßte ich davon zu geben, doch will ich nur ein kleines anführen, weil es so charakteristisch ist.

In Zdißlawitz wurde das Eintreffen eines Trupps ungarischer Ochsen erwartet, die zur Mast eingestellt werden sollten. Wir Kinder hatten uns im Meierhof eingefunden, um ihren Einzug mitanzusehen. Papa beorderte uns auf die Rampe den Stallungen gegenüber und blieb mit den Beamten in der Nähe des breiten Hoftores stehen. Eine Staubwolke kündigte das Herannahen der Fußreisenden an. Sie kamen, geleitet von ihren Treibern, wegmüde, die ganze Herde mit den riesigen, spitzen Hörnern, den breiten Köpfen, mageren Leibern, eingefallenen Flanken. Der Burggraf, ein großer, stattlicher Mann, trat an die Tiere heran, rief den Treibern, den Stalleuten Befehle zu. Auf einmal hörte man ihn ein Angstgebrüll ausstoßen und sah

ihn entfliehen... Die übrigen Beamten stoben auseinander wie Spreu, in die ein Windstoß fährt. Ein Ochse war wild geworden und stürzte schnaubend, den Kopf gesenkt, den Schwanz emporgereckt, auf den Platz zu, den sie früher eingenommen hatten, und auf dem mein Vater jetzt allein stand. — Er aber, empört über die Frechheit des Gastes, sprang ihm entgegen, schwang das Spazierstöckchen und rief mit drohender Stimme: „Na — du!"

Uns stockte der Atem. Die erschrockenen Treiber schrien und ließen ihre Peitschen knallen. Der aufgeregte Sohn der Steppe besann sich, bog aus und schloß sich wieder seinen Gefährten an.

Noch eine Eigenschaft darf ich meinem Vater nachrühmen: die Treue. Wer seine Liebe errungen hatte, dem blieb sie ein unverlierbarer Besitz. Seine Frau war für ihn die einzige in der Welt. Leicht mochte er freilich auch der geliebtesten das Leben nicht gemacht haben; dazu war er zu sehr Kampfnatur, dem raschen Wechsel seiner Stimmungen zu sehr unterworfen. Die Ausgeglichenheit fehlte und auch der feine Blick für die Vorgänge im Gemütsleben selbst derer, die ihm am nächsten standen. Aber — nehmt alles nur in allem — er war ein Mann mit warmem Herzen, stark an Leib und Seele.

Im Jahre 1825 verheiratete sich mein Vater mit der verwaisten Tochter des in Österreich unvergessenen, um unsere Kunstindustrie hochverdienten Freiherrn von Sorgenthal. Die Ehe war von kurzer Dauer. Seine anmutige, kleine Frau verließ ihn bald.

Er hat sie, dankbar für die schwärmerische Liebe, die sie ihm entgegenbrachte, innig betrauert, ein volles Glück aber doch erst in der Verbindung mit seiner zweiten Frau, meiner Mutter, gefunden. Liebreich und sorgsam hat sie alles Gute und Edle in ihm gehütet und entfaltet, hat mit kluger, sanfter Hand die Mängel seines Wesens in den Schatten gedrängt und seine Rauhigkeiten zu mildern gesucht. Die Jahre, in denen sie an

seiner Seite gestanden, bildeten die Krone seines Lebens, und er hat die Erinnerung an sie heilig gehalten.

Nach ihrem Tode, der völlig unerwartet eintrat, rang er mit der Verzweiflung und wollte dem Leben ein Ende machen, das ihm fortan unerträglich erschien. Ein Zufall, die Dazwischenkunft eines Verwandten, der ihm die schon geladene Pistole entwand, vereitelte den unseligen Entschluß. Einige Wochen nach dem furchtbaren Verluste schrieb mein Vater an seine Schwester nach Wien: „Wie überglücklich bin ich gewesen! Sichtbarlich vom Himmel begünstigt, hatte ich alle Ursache zu fragen: Gibt es wohl einen glücklicheren Menschen auf dieser weiten Erde denn mich? Anders sieht es nun in mir aus. Aus allen meinen Himmeln geworfen, kann ich nun fragen: Wo ist wohl mehr Schmerz, Kummer und Leiden zu finden als in meinem Herzen, welches statt des ihren hätte aufhören sollen zu schlagen, da für meine armen Kinder der Verlust des Vaters gegen jenen einer solchen Mutter, wie meine Marie war, sowohl in der Gegenwart wie in der Zukunft bei weitem weniger empfindlich gewesen wäre!"

Die Zeit verging und übte ihre unwiderstehliche Macht aus. Der Daseinswille, die Sehnsucht nach einer Häuslichkeit erwachten von neuem; er kam zu dem Schlusse: „Wenn der Himmel mir mein Haus niederreißt, muß ich es mir wieder aufbauen." So hat er denn auch das seine wieder aufgebaut, und abermals wurde es ihm nach kurzer Zeit zerstört. Erst seinem vierten Ehebunde war eine lange Dauer beschieden.

Er stand in hohem Greisenalter, als ihm sein Daheim mit grausamer Raschheit noch einmal verödet wurde. Und wenn dieser letzte schmerzvolle Schlag ihn auch in allen Seelentiefen erschütterte, fand der schwer Heimgesuchte allmählich doch seine Fassung und seine Kraft wieder. Sie wankte keinen Augenblick, als die Anzeichen des herannahenden Endes sich einstellten. Er hatte dem Tod in Jünglings- und in Mannesjahren so oft ins

Auge geblickt; mit großer Ruhe, in tiefem Frieden sah er ihm nun entgegen. Als treuer Hausvater nahm er mit guten Worten Abschied von jedem einzelnen seiner Angehörigen und von jedem seiner Diener.

Der Priester, der ihm die letzte Wegzehrung gereicht hatte, wandte sich vom Sterbebette zu uns und sprach: „Ihr Vater stirbt wie ein braver Soldat."

Von diesem, in wenigen Zügen nur entworfenen Bilde eines Starken, wende ich mich wieder den kleinen Erlebnissen seiner Kinder zu.

Als meine Schwester ihre Wanderung ins sechste und ich die meine ins fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, sollten wir eine Gouvernante bekommen.

Es war Spätherbst, und wir waren in Wien, und schon seit längerer Zeit hatte Pepinka ihre Drohungen mit den Strafgerichten Papas in Drohungen vor den Strafgerichten der Gouvernante umgesetzt.

„Wartet nur, was euch die Gubernante tun wird!" hieß es jetzt beim geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit, den wir ihr gaben.

Kein Wunder, daß wir der Ankunft der neuen Machthaberin ohne Begeisterung entgegensahen.

Zu dem großen Ereignis wurden geziemende Vorbereitungen getroffen.

Unser wartete eine Art Proserpina-Schicksal. Schlafen sollten wir nach wie vor bei der Kinderfrau, tagsüber jedoch bei der Gouvernante bleiben in ihrem eigens für sie eingerichteten Zimmer. Es war kein Prachtgemach! Es hatte die Aussicht auf einen mit Glasfenstern versehenen Gang, der das Haus auf der Hofseite umlief. Nicht der geringste Ausblick ins Freie bot sich dem Fräulein; Zerstreuung konnte ihr nur die Betrachtung

ihrer neuen Möbel bieten. Unter ihnen zeichnete sich ein großes Kanapee aus, das durch eine kunstreiche und zu jener Zeit noch ungewöhnliche Einrichtung spielend leicht in ein bequemes Bett umgewandelt werden konnte.

Ach, du lieber Gott! Auf diesem Kanapee werden wir neben der „Gubernante" sitzen müssen den ganzen Tag. Und den ganzen Tag wird sie uns erziehen, und wir werden von allem was sie zu uns sagt, kein Wort verstehen, denn sie spricht nur Französisch, so eine „Gubernante". Das alles sagte Pepinka, um uns recht angenehm vorzubereiten zum Empfang ihrer Nachfolgerin.

Sie kam, und als Mama uns zur Begrüßung zu ihr führen wollte, machte ich eine Szene, schrie und heulte und mußte über die kleine Stiege, die aus der Kinderstube ins Gouvernantenzimmer führte, getragen werden.

Wie freudig bin ich seitdem alle Morgen die fünf Stufen der selben kleinen Treppe hinabgehüpft, um gleich nach dem Frühstück zu Mademoiselle Hélène zu eilen! Wie bald haben wir sie liebgewonnen, diese Dritte im Bunde der Vortrefflichen, die unsere Kindheit schön und glücklich gemacht haben. Einige Jahre unserer Kindheit, sollte ich sagen, denn gar bald haben zwei von ihnen uns verlassen.

Mademoiselle Hélène Hallé war unsern Eltern durch die Gräfin Saint-Aulaire, die damalige französische Botschafterin, empfohlen worden. Sie stammte aus gutem Hause und war eine äußerst sympathische Erscheinung. Eine große, junge Dame mit durchsichtigem, rosigem Teint, rötlich-blonden Haaren und sanften, blauen Augen. Sanft und ruhig war auch ihre liebe Art und Weise. Sie gewann, ohne im geringsten darum zu buhlen, das Wohlwollen aller Hausgenossen, sogar das unserer eifersüchtigen Pepinka. Reinste Freude bot uns der Umgang

mit ihr; eine „leçon“ war helle Unterhaltung. Nach kurzer Zeit konnten meine Schwester und ich Französisch reden und lesen. Im Herbste noch, noch in Zdißlawitz, war es mir plötzlich und fast mit Leichtigkeit gelungen, den Inhalt deutscher Bücher zu enträtseln. Die Unterrichtsstunde bei Papa hatte doch wunderbar rasch gute Früchte getragen, und so standen nun geöffnet vor mir die Pforten zweier Weltliteraturen.

Aber nicht bloß Gelehrsamkeit galt es zu erwerben — auch mit „weiblichen Handarbeiten“ sollte ich mich befassen: ich sollte stricken lernen. Warum mir das als eine Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama. Sie waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden; aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können als das klägliche Paar. Mit welcher Zärtlichkeit schloß mich Mama in ihre Arme und wischte mir die Tränen ab, die ich vergoß, indem ich ihr das Zeichen meiner Unterwerfung auf den Schoß legte!

Das Weihnachtsfest war nahe, wir konnten die Tage bis zum 24. Dezember schon an den Fingern abzählen, als sich etwas begab, das uns in die größte Aufregung versetzte. Vor unsern Nasen gleichsam verschwanden unsere Puppen. Auf einmal waren alle fort. Eine vollständige Puppenauswanderung hatte stattgefunden.

Das Bett, in das Fritzi gestern noch ihre älteste Tochter, die große Christine, schlafen gelegt hatte, — leer. Die Angehörigen Christinens hinweggefegt, als ob sie nie dagewesen wären. Meine blonde Fanchette, die freilich von der Blondheit nur noch den Ruf besaß — denn eine geduldige Friseurin war ich nicht —, ebenfalls unauffindbar. Wir kramten vergeblich nach ihr in unsern Laden, durchforschten alle Schränke und Winkel. Wir

liefen ins Kinderzimmer und klagten die armen kleinen Brüder des Raubes unserer Puppen an. Daß wir auch im vorigen Jahre kurze Zeit vor Weihnachten denselben Jammer erlebt und dann unter dem Christbaum ebenso viele Puppen, als wir vermißt hatten, mit glänzend lackierten Gesichtern, reichem Gelock und schön gekleidet sitzen sahen, fiel uns nicht ein. O, wir waren dumme Kinder! Ich glaube nicht, daß es heutzutage noch so dumme Kinder gibt.

Pepinka, ärgerlich über die Nachgrabungen, die wir nun auch in dem von ihr beherrschten Reiche zu unternehmen begannen, ließ sich zu einem unvorsichtigen Worte hinreißen. „Geht, geht! sucht eure Puppen dort, wo sie sind."

„Weißt du, wo sie sind? ... Ja, ja, du weißt es! Wo sind sie?" Wir ließen nicht nach, gaben ihr keine Ruhe, bis sie endlich, um uns loszuwerden, sagte:

„Die kleine Greislerin hat sie gestohlen. Grad ist sie mit der Christine über die Gasse gelaufen."

Gestohlen also! unsere Kinder gestohlen! durch die kleine Greislerin — o das leuchtete uns ein. Der konnte man alles Schlechte zutrauen. Ihre Mutter hatte einen Laden, gerade unter einem der Fenster des Kinderzimmers. Wir kauften dort die Glas- und Steinkugeln, mit denen wir eine Art Kriegsspiel spielten. Von der Mutter erhielten wir immer fünf Stück für einen Kreuzer, von der Tochter nur drei. Genügte das nicht, um uns ein Licht aufzustecken über das ganze Wesen dieser Person? Sie, natürlich, war die Puppenentführerin, sie lief herum mit der Christine, an ihr mußte Rache genommen werden. Es mußte! ich war Feuer und Flamme dafür, und es gelang mir, meine Schwester davon zu überzeugen. Auch die sanfteste Mutter kann grausam werden, wenn es Kindesraub zu bestrafen gilt. Am liebsten würden wir die Missetäterin durchgeprügelt haben — woher aber die Gelegenheit dazu nehmen? Sie bei der Frau Greislerin verklagen? Ach, die tut ihr nichts, die

fürchtet sich selbst vor ihr. Was also soll geschehen? Was für ein Gesicht soll unsere Rache haben? Ein schwarzes! machten wir endlich aus. Es war beschlossen, was der Diebin geschehen soll: Wir werden ihr Tinte auf den Kopf gießen.

Pepi war ins Nebenzimmer zu den Kleinen gegangen und hatte die Tür geschlossen; wir glaubten unser nichtsnutziges Vorhaben ungestört ausführen zu können. Ich holte eilends das Fläschchen herbei, das unsern Tintenvorrat enthielt; wir schoben in das Fenster, unter dem der Greislerladen sich befand, einen Schemel und bestiegen ihn. Fritzi öffnete den inneren Fensterflügel, und mit Mühe nur ein wenig den äußeren, und ich steckte den mit der Tintenflasche bewaffneten Arm durch den Spalt. Jetzt — hinunter mit dem Guß! Hinunter auf die Greislerin, die natürlich nichts Besseres zu tun hat, als dazustehen und ihm ihr schuldiges Haupt darzubieten.

Die spanische Armada war einst nicht siegesgewisser ausgezogen als wir zu unserer Unternehmung — und ihr Schicksal teilten wir. Die Elemente erhoben sich wider uns. Es stürmte an dem Tage im Rotgäßchen wie anno 1588 auf dem Atlantischen Ozean, und noch dazu gab's ein Gestöber von weichem Schnee. Ein Windstoß entriß meiner Schwester den Fensterflügel und schlug ihn gleich darauf so schnell wieder zu, daß ich kaum Zeit hatte, meinen ausgestreckten Arm zurückzuziehen und das Tintenfläschchen vor dem Sturze zu retten. Sein Inhalt übersprühte die Glasscheibe, tropfte, mit Schnee und Regen vermischt, vom Fenstersimse herab, umhüllte meine Finger mit der Farbe der Trauer.

Laut und lebendig gestaltete sich der Schluß des ganzen Abenteuers. Pepinka mußte etwas von unserm Treiben vernommen haben, denn plötzlich stürzte sie herbei. Ihr Antlitz glich dem rot aufgehenden Monde, ihre Haubenbänder flogen — ich weiß noch recht gut, daß sie eidottergelb waren.

„Ihr Verdunnerten!" rief sie. „Jesus, Maria und Josef!

Fenster aufreißen, mitten im Winter! Was fällt euch ein, ihr, ihr ..." Der Rest sei Schweigen. Mögen die Ehrentitel, mit denen sie uns ausstattete, der Vergessenheit anheimfallen. Sie bildeten eine relativ milde Einleitung zu den in prophetischem Tone ausgesprochenen Worten:

„Ihr könnt euch freuen. Gleich wird die Polizei über euch kommen!"

Da war mit einemmal alles erloschen, jeder Funke des Hasses gegen die Greislerin und bis aufs letzte Flämmchen unsere lodernde Racheglut. Nur noch einen heißen Wunsch hatten wir, nur mit einer Bitte bestürmten wir Pepinka: Nur die Polizei nicht hereinlassen! Nur der Polizei nicht erlauben, daß sie komme, uns „einzuführen"!

Der Winter verrann, das Frühjahr war nahe; wir begrüßten die ersten wärmeren Tage mit Freude und hofften auf unsere baldige Abreise nach Zdißlawitz. Sehr angenehm und wie ein Gruß aus der Heimat mutete es uns an, als wir eines Morgens einen schönen Hannaken im blauen Mantel auf dem Gange stehen sahen. Er schien zu warten, und bald kam denn auch Papas Jäger, von dem er sich vermutlich hatte anmelden lassen, und holte ihn ab. Wir liefen eiligst ins Kinderzimmer, um dort zu verkünden, daß der Franz soeben einen Hannaken zu Papa geführt habe. Pepi empfing unsere Nachricht ohne Überraschung. Anischa saß auf einer Fußbank neben dem Tischchen, an dem unsere kleinen Brüder spielten, und hatte die Augen voll Tränen. Als wir auf sie zutraten, nahm sie unsere Hände und küßte sie mit innigster Zärtlichkeit; aber unsere Frage, warum sie geweint habe, wollte sie nicht beantworten. Pepi schaffte uns bald und auffallend gebieterisch fort. Auch war die Zeit zur Unterrichtsstunde da. Nachher wurde der gewohnte Spaziergang auf die Bastei unternommen, dann Toilette gemacht und Schlag

vier Uhr zu Tisch gegangen. Am Nachmittag als wir mit Mademoiselle Hélène „die Kleinen" besuchen kamen, was sahen wir? — Sophiederl auf dem Arme eines fremden Mädchens, das mit ihr herumtanzte, während Pepi mit den Buben Verstecken spielte. Das tat sie sonst nie, das war Anischas Amt.

„Wo ist Anischa?" riefen meine Schwester und ich, von einer bösen Ahnung ergriffen. Pepi machte zuerst Ausflüchte, vertröstete uns, versicherte, Anischa sei nur für kurze Zeit weggegangen und würde bald wiederkommen. Wir brachten ihren Versicherungen den größten Unglauben entgegen. „Weggegangen?" — Anischa ging nie weg, ging nur am Sonntag in die Kirche, und heute war gar nicht Sonntag.

Auf einmal durchblitzte es mich ... Wie pflegte Pepi, wenn sie ein wenig böse war, zu sagen: „Er kommt heute nicht." Und wie pflegte Anischa zu antworten? — „Heute nicht und morgen nicht."

Jetzt aber, ganz gewiß, jetzt war „er" gekommen und hatte sie hinweggeführt; denn „er", das war kein anderer als der Hannak, den wir am Morgen gesehen hatten. Gern war sie nicht mit ihm gegangen: sie hätte sonst nicht so arm und verweint auf dem Fußschemel gesessen bei den Brüdern, sie hätte uns nicht so inbrünstig die Hände geküßt ... Die Liebe! Die Geliebte! Da hatte sie Abschied von uns genommen ... Und wir nicht von ihr ... warum hat man uns nicht Abschied nehmen lassen von ihr? Warum? fragte ich und wollte doch die Gründe nicht hören, die Pepinka dafür angab. Ich wollte auch nicht glauben, daß Anischa wiederkommen werde ... Belogen und betrogen fühlte ich mich. Nein, nein! sie würde nicht wiederkommen, nie! Der grausliche Hannak würde sie nie mehr hergeben. Entrüstet klagte ich ihn an und Pepi, die ihm Anischa überliefert hatte, und benahm mich recht wie ein Unband beim Einzug des ersten bitteren Schmerzes in mein Leben.

Im Laufe des Sommers erkannte ich dann mit freudiger Beschämung, wie unrecht es von mir gewesen war, an einem Wiedersehen mit Anischa zu verzweifeln. Die schwer Entbehrte besuchte uns und brachte allerlei Eßwaren mit, die uns vortrefflich schmeckten. Sie lobte ihren Mann, ihren Sohn, ihre zwei braven Kühe und sah gut und zufrieden aus. Nur waren ihre Hände sehr abgearbeitet.

Manches Jahr hindurch ist sie so gekommen zur Sommerszeit, und bis zu ihrem Tode bin ich mit ihr im Verkehr geblieben. Meinerseits im schriftlichen; ihre Antworten auf meine Briefe bestanden in einigen Zeilen, die sie dem Herrn Pfarrer diktierte. Sie setzte nur ein kleines, meist recht schiefes Kreuz darunter, denn schreiben konnte die vortreffliche Erzählerin nicht.

Auf dem letzten Zettel, den ich von dem geistlichen Herrn bekommen habe, fehlte Anischas kleines Kreuz. Dafür stand ein anderes, ein größeres, auf einem Hügel des Friedhofs ihres Dorfes, und unter ihm ruhte die Getreue.

Mademoiselle Hélène hatte kaum zwei Jahre bei uns zugebracht, als es auch von ihr scheiden hieß. Ihre Familie rief sie nach Frankreich zurück. Sie trennte sich nicht leicht von uns Kindern; am schwersten aber, wir konnten uns darüber nicht täuschen, trennte sie sich von Mama. Sie schien von einer großen Besorgnis erfüllt und bat dringend und wiederholt, ihr nur gewiß in einiger Zeit Nachricht geben zu lassen ... nur ganz gewiß!... Mama versprach's, umarmte sie, und beide hatten feuchte Augen.

Der Wagen war schon angemeldet worden, der Mademoiselle Hélène zum Postgebäude auf dem „alten Fleischmarkt" bringen sollte. Von dort aus setzte sich die Diligence in Bewegung. Wöchentlich ein paarmal kam sie dick und gelb herbeigerasselt und fuhr über den Haarmarkt dahin, mit Reisenden besetzt, die sich auf dem Wege nach fremden, fernen Ländern befanden.

Heute trug sie uns einen köstlichen Besitz davon. Fritzi und

ich knieten auf Stühlen am offenen Fenster. Mama stand zwischen uns und hatte ihre Arme um uns gelegt. In höchster Spannung blickten wir auf die Straße hinab, und leise begann in mir die Hoffnung sich zu regen: Vielleicht kann Mademoiselle Hélène sich doch nicht entschließen, von uns fortzugehen... Vielleicht kommt sie wieder zurück...

Nun rollte er heran, im Trabe zweier kräftiger Pferde, der breite, schwere Kasten, ein rosiges Gesicht neigte sich aus dem Schlage... und wir hatten die letzten Grüße getauscht mit unserer guten Hélène Hallé.

Als wir zurückkehrten in ihr verlassenes Zimmer, fiel eine große Traurigkeit uns aufs Herz. Die Möbel hatten ihre imposante Feierlichkeit für uns verloren, und wir meinten, auch ihnen die Bekümmernis darüber anzusehen, daß sie der besten Mademoiselle nicht mehr dienen sollten. Auch die kleinen Brüder fragten betrübt nach ihr; von allen wurde sie schwer vermißt.

Was wir an ihr verloren hatten, die uns den Gehorsam zur Freude, das Lernen zum Genuß, das Leben leicht und heiter gemacht hatte, das ermaßen wir aber erst völlig, nachdem ihre Nachfolgerin eingetroffen war. Grausamer für uns hätte ein Tausch kaum ausfallen können.

Wer Mademoiselle Henriette unsern Eltern empfohlen hatte, wußten wir nicht, doch davon waren wir überzeugt: Beim Jüngsten Gericht wird er darüber zur Rechenschaft gezogen werden.

In seinem Zorne hatte Gott Mademoiselle Henriette zur Gouvernante geschaffen. Sie war schön und jung; darin bestand die einzige Ähnlichkeit, die sie mit Hélène Hallé hatte. In allem übrigen war sie ihr Widerspiel.

Äußerlich eine mittelgroße, schlanke Brünette, mächtiges Dunkel im Haar, Feuer in den Augen. Innerlich — ein Drache. Eine treue Anhängerin der Moral, die unsere Modernen erfunden zu haben glauben, eine Dienerin der Pflicht „sich auszu-

leben". Sehr unwillkürlich bildeten ihre Zöglinge dabei doch einige Hindernisse, und als solche hat sie uns herzlich gehaßt. Es regnete Strafen. Die ärgste diktierte sie mir, als ich einmal in offenen Aufruhr gegen sie geriet, weil sie statt „les Autriciens" „les autres chiens" gesagt hatte. Hoch angerechnet soll übrigens der leidenschaftlichen Dame eines werden, und ihr zum Ruhme muß ich es besonders hervorheben: Wohl hat sie uns hungern, hat uns bis zur Erschöpfung im Winkel stehen, viele Seiten aus Noël et Chapsal auswendig lernen lassen, von denen wir kein Wort verstanden, — geschlagen hat sie uns nicht. Die Note fehlte in der Symphonie ihres Erziehungsprogramms. Trotzdem lernten wir durch sie aufs gründlichste erfahren, wie tief unglücklich Kinder sein können, die sich wehrlos einer böswilligen Macht überantwortet fühlen.

Wir würden nicht lange unter den Launen der Tyrannin gelitten haben, wenn Mama sich damals um uns hätte kümmern können. Aber sie konnte nicht, sie war krank und unsere Trennung von ihr durch mehrere Wochen eine vollständige.

Im Vorfrühling gab sie einem Kindlein das Leben, das sich sehr beeilte, auf alle Vorteile dieses Geschenks zu verzichten. Es brauchte keine Wiege, nur einen Sarg. Einige Wochen verflossen, und endlich durften wir zwei Großen zuerst, die drei Kleinen nach uns die arme, kranke Mama wieder besuchen und täglich ein bißchen länger, wenn auch nicht stundenlang wie sonst, bei ihr bleiben.

Und einmal wurde mir eine große, unaussprechlich große Freude zuteil. Mamas treue Pflegerin, Tante Helene, die Schwester unseres Vaters, brachte eine wundervolle Nachricht: Doktor Wierer hatte der Mama erlaubt auszufahren, und sie ließ sagen, daß ich, ich, die Marie, sie begleiten werde. Das war mir ein Glück, vom Himmel gefallen, das war mir die pure

Seligkeit. Mich wollte sie mitnehmen bei ihrer ersten Ausfahrt, keines von meinen Geschwistern, nur mich, mich allein! So hat sie mich denn, machte ich sofort aus, am liebsten von uns allen. Günstlingsgefühle erfüllten mich. Daß Fritzi erstaunt und betrübt dreinsah, daß die Brüder schrieen: „Auch ausfahren mit der Mama!" ließ mich ganz gleichgültig. Mochten sie nur spazieren gehen auf der Bastei, ich fuhr mit Mama, denn ich — ich war ihr Liebling. O, sehr oft war es mir schon so vorgekommen. Jetzt wußte ich's.

Wir fuhren zum Belvedere. Papa hatte die noch schwache Rekonvaleszentin über die Stiege getragen und in den Wagen gehoben; er war unter der Einfahrt stehen geblieben, als der Schlag geschlossen worden, und hatte mir lächelnd zugerufen: „Acht geben auf die Mama!"

Im Garten des Belvederes machte sie nur einige Schritte bis zur ersten Bank des großen Parterres und blieb dort sitzen und sprach nicht. Ich lief vor ihr hin und her, ich ahmte, entschlossen, sie zu zerstreuen, das Summen und Brummen der Mücken und der Fliegen nach, ich setzte mich zu ihr und schwatzte ihr allerlei vor und besaß doch sonst das Geheimnis, sie lachen zu machen. Heute versagten alle meine Unterhaltungskünste. Wohl nickte sie mir liebreich zu, blieb aber schweigsam und traurig, schlug den pelzverbrämten Mantel fester um ihre schmale Gestalt und fröstelte, obwohl die Sonne, die im Scheitel stand, so glühende Strahlen niedersandte, daß die Blumen ihre Köpfchen verdrießlich neigten und das junge Gras förmlich versengt aussah.

Am Abend, als wir durch das Kinder- in unser Schlafzimmer gingen, fanden wir dort Tante Helene im Gespräch mit Pepi, beide sehr aufgeregt. Pepi perorierte in ihrer heftigen Weise: „Ich hab's ja gesagt ... Ausfahren lassen ... Jetzt schon ausfahren! Gleich umbringen wäre gescheiter." Sie schimpfte über Doktor Wierer, und als wir wissen wollten, was denn geschehen

sei, bestand ihre Antwort in einem neuen, heftigen Ausfall gegen den Arzt.

Und nun war's, wie es schon wochenlang gewesen: Mama war wieder krank. Der Eingang, durch den man aus dem Gouvernantendepartement zu ihr gelangte, blieb wieder verschlossen, das Speisezimmer blieb wieder unbenutzt. Es stieß an ihr Schlafgemach und befand sich wie dieses an der Vorderseite des Hauses. Ebenso der Salon und die Wohnung Papas.

Wenn unser Drache am Morgen Billette schrieb auf rosenfarbigem Papier, mit einem Blümchen in der Ecke, schlichen meine Schwester und ich uns davon, leise und gebückt über den Gang an den Fenstern Mademoiselles vorbei und weiter ans Ziel unserer Wünsche, in die Nähe Mamas, ins Speisezimmer. Auf zweien der Stühle, die dort in langer Reihe an der Wand links vom Eingang standen, nahmen wir Platz und — warteten.

Worauf? Nun, daß Mama uns rufen lasse. Sie würde uns doch gewiß einmal rufen lassen, und da wollten wir gleich bei der Hand sein. Wir saßen ganz still und rührten uns nicht, aus Furcht, weggeschickt zu werden.

Manchmal ging Papa an uns vorbei mit unhörbaren Schritten und mit gesenktem Haupte. Er öffnete vorsichtig die Tür des Krankenzimmers und trat auf ein Zeichen, das ihm von dort gegeben wurde, ein oder kehrte wieder zurück in seine Gemächer, ebenso lautlos, wie er gekommen war. Oder er trat an ein Fenster, lehnte die Stirn an die Scheiben und blieb so stehen, lang, lang, endlos schien es uns.

Regelmäßig, zur selben Morgenstunde, kam Doktor Wierer, den Pepi von jeher angefeindet hatte, und den auch wir nicht liebten, weil er uns beim geringsten Unwohlsein auf schmale Kost setzte, auf „einen Spinat und eine Ponade".

Unsere Großmutter Vockel war auch täglich da und holte Erkundigungen nach der Kranken ein. Und „Grandmaman"

Bartenstein, Mamas Mutter! — Wenn sie erschien, brachte sie Trost und Zuversicht. Sie sprach nie eine Besorgnis, immer eine Hoffnung aus. Immer lag der Widerschein heldenmütig bewahrten Seelenfriedens auf ihrem durchsichtig blassen Gesichte, dem das ihrer Tochter so ähnlich war. Immer schritt sie gerade aufgerichtet, schmal wie eine Gerte, in ihrer tiefen Witwentrauer dahin, und keiner vermochte wahrzunehmen, welch eine schwere Sorgenlast auf ihren zarten Schultern ruhte.

Voll Angst, weggeschickt zu werden, lehnten wir uns zurück auf unsern Stühlen, so oft jemand eintrat, muckten nicht und spielten uns auf die Unsichtbaren hinaus. Wenn aber eine unserer Großmütter kam, standen wir auf und küßten ihre Hände. Sie würden uns nicht fortwinken, diese lieben, alten Hände, das wußten wir. Auch die gute Tante Helene hatte nichts gegen unser Dableiben einzuwenden; sie brachte uns manchmal sogar einen Gruß von Mama. Eines unvergeßlichen Tages kam sie aus dem Krankenzimmer sorgenvoller und bekümmerter denn je. Mama sandte meiner Schwester eine zärtliche Umarmung, und mich — es kam merkwürdig zögernd heraus — mich ließ sie zu sich rufen. Ich jauchzte auf, ich wollte zu ihr stürzen. Die Tante hielt mich an beiden Schultern fest. Merkwürdig ernst und fast feierlich sprach sie zu mir. Sie stellte mir vor, daß Mama das Fieber habe und sich infolgedessen manches einbilde, das gar nicht sei. So bilde zum Beispiel die arme Mama sich jetzt ein, daß ich ein großes Unrecht begangen habe. Dafür wolle sie mir einen Verweis erteilen, und was sie wolle, müsse geschehen; sie dürfte um keinen Preis durch einen Widerspruch aufgeregt werden. Der Doktor habe es strengstens verboten. Und so müsse ich, weil sie durchaus darauf bestand, zu ihr kommen, müsse die Vorwürfe, die sie mir machen würde, schweigend anhören, um Verzeihung bitten und dann sogleich fortgehen. Dringend legte mir die Tante das alles ans Herz, und ich versprach gern, es zu tun. Ach, unsagbar gern! Was

lag mir daran, von Mama ausgezankt zu werden, wenn ich sie nur wiedersehen durfte!

Zitternd vor Glückseligkeit betrat ich ihr Zimmer und wollte auf sie zueilen. Da streckte sie den Arm abwehrend aus.

Sie lag auf dem Ruhebette, in einen Schal gehüllt, eine Decke über den Knien. Ihr Kopf war in die Kissen zurückgelehnt, und mit Schrecken sah ich, daß ihr schönes, ihr geliebtes Gesicht ganz klein und auch seltsam verändert, fast fremd geworden war. Ihre weichen braunen Haare, die sich sonst in weichen Locken an die Schläfen schmiegten und die Wangen umspielten, waren glatt gescheitelt und von einer kleinen, weißen Haube bedeckt.

Am ungewohntesten aber war der Ausdruck der Augen, die mich mit unruhig gequälten Blicken ansahen. Sie sprach mühsam mit klangloser Stimme, und — klagte mich einer Lüge an. Einer Lüge, des, wie man uns immer sagte, Schimpflichsten? ... Das war ja gar nicht möglich, das war ein grausamer Scherz, und wenn mir nicht ein Schluchzen die Kehle zugeschnürt hätte, — ich hätte gelacht.

Ein Wort stieß ich heraus, oder vielmehr, es kam von selbst, es drängte sich auf meine Lippen: „Mama!" und obwohl Tante Helene, die hinter das Ruhebett getreten war, mir Zeichen machte, zu schweigen, wiederholte ich doch immer: „Mama," als wäre sie es nicht, neben der ich da stand, als müsse ich sie herbeirufen können. Mich zu verteidigen, fiel mir nicht ein; ich dachte nicht einmal daran, daß mir unrecht geschah. Ich fühlte einen dumpfen Schmerz, eine grenzenlose Betroffenheit und hatte zugleich die Empfindung: es muß ausgehalten werden, es geht vorbei. Auf einmal wird meine Mama mich in ihre Arme nehmen und alles wird gut sein.

Immer wieder rief ich sie an, mit dem einen angstvoll ausgestoßenen Worte. Sie wollte nicht hören, sie wies mich zurück, so oft ich nähertrat und ihre Hand zu fassen suchte.

Ohne Erbarmen wurde ich zuletzt fortgeschickt.

Ich bin damals im siebenten Jahre gewesen und bin heute im fünfundsiebzigsten. Wenn aber die Erinnerung an jene Stunde lebhaft vor mir aufsteigt, erwacht noch ein Reflex der Qual, die damals mein Kinderherz zerriß. Damals, als ich, nach der Ausweisung aus dem Zimmer Mamas, mich nicht entschließen konnte, seine Schwelle zu verlassen, nicht zu rufen, nicht zu pochen wagte, nur den Mund an den Türspalt preßte, an dem meine Tränen herunterliefen, und hineinhauchte leise und jammervoll:

„Verzeih! Verzeih!"

Dieses Wiedersehen mit meiner viel, vielgeliebten Mama blieb das letzte.

Von Tag zu Tag stiegen die Besorgnisse um sie. Der furchtbare Ausspruch: „Keine Hoffnung mehr!" wurde getan, und eines Morgens kamen Großmama Vockel und Tante Helene verweint und übernächtig zu uns und brachten die Trauerbotschaft.

In der Nacht, während wir schliefen, hatte Mama uns für immer verlassen ... Für immer? — das ließ sich nicht begreifen. Wie hatte sie uns für immer verlassen können, die uns so lieb gehabt?

Unser Vater ließ sagen, daß er uns sehen wolle, und wir gingen zu ihm.

Im Speisezimmer trafen wir „Grandmaman" Bartenstein. Sie trat aus dem Gemach ihrer entschlafenen Tochter uns entgegen. Wir blieben stehen. Ich erinnere mich der fast scheuen Ehrfurcht, die mich bei ihrem Anblick ergriff. Auf den Mienen meiner Geschwister malte sich, bewußt und unbewußt, das selbe Gefühl. Es lag in dem Augenblick etwas Überirdisches in der Erscheinung dieser Frau. Ein so großartiges Bild der Resignation hat sich mir nie wieder dargeboten.

Man sagte uns, sie sei am Morgen gekommen, einige Stunden, nachdem sie die Meldung vom Tode Mamas erhalten

hatte. Sie sei niedergekniet am Bette und habe gebetet, das Gesicht in den Händen, lautlos, tränenlos. Kein Beben durchlief ihre Glieder, kein Schluchzen hob ihre Brust, aber allen Anwesenden war, als wohnten sie einer feierlich ergreifenden Andachtsübung bei. Endlich hatte sie sich erhoben, hatte einen langen Kuß auf die Stirn der Toten gedrückt und war hinweggeschritten, aufrecht wie immer.

Jener fernen Vergangenheit mußte ich gedenken, als diese stille Heldin vor nun auch schon vierzig Jahren nach Zdißlawitz kam zur Hochzeit ihrer Enkelin, unsrer Sophie. Da besuchte sie zum erstenmal das Grab ihrer Tochter. „Laßt mich dort allein!" sprach sie mit einer Bestimmtheit, der niemand entgegenzutreten wagte. Nicht einmal auf dem Wege zur Gruft wollte sie begleitet sein. —

Unser Vater hemmte nicht den Ausbruch seines Schmerzes. Der starke Mann war völlig gebrochen, seine Stimme versagte, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Wir aber — wie bald stellte sich die Reaktion ein gegen alle die dunkeln und herzzerreißenden Eindrücke, die wir an diesem Tage empfangen hatten! — Wir spielten am Abend ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich entsann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?"

„Warte nur," erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein."

So spät wie noch nie traten wir die Reise nach Zdißlawitz an. Sie nimmt heute sechs Stunden in Anspruch; damals dauerte sie anderthalb, und wenn das Wetter schlecht war, zwei Tage. Im Reisewagen, uns gegenüber, auf dem Platze, den sonst Mama an der Seite unseres Vaters eingenommen hatte, saß

Tante Helene. Schwermütiger Ernst an der Stelle erquickender Heiterkeit. Die traurige Jugend, die sie durchkämpft und durchduldet hatte in Mühsal und Leid, warf einen Schatten über ihr ganzes Leben.

Es war kein geringes Opfer, das sie ihrem Bruder brachte, als sie sich entschloß, die Leitung seines Hauses und der Erziehung seiner Kinder zu übernehmen. Sie gab damit ihre Unabhängigkeit auf und den Frieden ihres kleinen, mit kunstvoller Sorgfalt geführten Haushalts, um an die Spitze eines großen zu treten, in dem die verschiedensten Elemente sich geltendmachen wollten, und dessen Herr ein unglücklicher, schwerlebiger Mann war.

Als ein langes Fest war uns sonst die Reise erschienen, und die Vorbereitungen zu ihr schon so angenehm. Das Einpacken, besonders das der Unterrichtsgegenstände, die immer zuerst in den Koffern verschwanden, welch ein Genuß! Und die Fahrt selbst, das Rollen über die Landstraße, an den Pappelbäumen vorbei, durch Ortschaften und Dörfer. Das Wechseln der Pferde auf den Poststationen, das lustige Trompetengeschmetter, mit dem die Postillone uns gern ergötzten, denn sie wußten: „fürs Blasen" gibt's ein Extra-Trinkgeld.

Zuletzt dann, die Krone des Ganzen, die Ankunft in Zdißlawitz. War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unsere Wagen hereinfuhren! War das ein Willkommenrufen und Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können! Nicht minder herzlichen Willkomm als die Menschen bot die traute heimische Natur, boten die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Rande der Wege, und im Garten jeder Halm und jeder Strauch. Kein schöneres Wiedersehen aber als das mit unserer Lindenallee, unserem liebsten Spielplatz an heißen Sommertagen, — o wie herzlich habe ich oft gewünscht, ein Riese zu sein mit ungeheuern Armen, um alle diese Wipfel umfassen und an mein Herz drücken zu können!

Nicht heiter wie sonst gestaltete sich nach dem Tode Mamas unsere Ankunft auf dem Lande. Nur ernste Mienen, nur Kundgebungen der Teilnahme empfingen uns. Unser erster Weg führte in die Gruft, wo eine Nische mehr zugemauert worden war. Wir kannten diese Stätte des Friedens gar gut. Sie lag jenseits der Straße in einem schattigen Parke, den wir Kinder täglich besuchten. Meine Schwester und ich traten oft in den stillen, kühlen Raum, um dort andächtig unserer Toten zu gedenken. Nun kamen auch die „Kleinen" mit uns, und wir beteten zusammen, denn neben unserer unbekannten — wohlbekannten Mutter schlief jetzt auch die ihre: unser aller vielgeliebte Mama.

Unsere Unterrichtsstunden beim Herrn Verwalter wurden nicht wieder aufgenommen. Meine Schwester und ich waren nun des Lesens und — wie man so sagt — des Schreibens kundig. Auch einige Begriffe vom Rechnen und von der Geographie hatte im Laufe des Winters ein mit Geduld reichlich ausgestatteter Lehrer uns in Wien beigebracht. Mademoiselle Henriette gewährte sich und ihren Schülerinnen spärliche Einblicke in die Geheimnisse der französischen Grammatik und gab uns täglich eine Anzahl Verse und eine halbe Seite Prosa zum Auswendiglernen auf.

Die Grammatik hätte unsertwegen ihre Geheimnisse für sich behalten können. Das allmähliche Auswendiglernen einer Anthologie, die Fabeln von Lafontaine und viele hübsche Gedichte enthielt, machte uns Vergnügen.

Eine sprudelnde Quelle des Glückes aber wurde mir die „Histoire universelle" von Louis Richard dit Bressel. Es gibt nicht viele Menschen, deren Umgang mich erfreut und bereichert hat wie mein Umgang mit diesem Buche. Dickleibig, großoktav, eng gedruckt auf dünnem Papier, in blau und grün marmoriertem Pappendeckel, — so präsentierte es sich. Aber welchen Schatz barg das Innere dieser schlichten Erscheinung: eine Wünschelrute, die mich auf einen Wink in Sagenwelten versetzte,

in dunkle, in sonnighelle, die ältesten Zeiten in rätselhafter Ferne vor mir auftauchten, mich die alten miterleben ließ. Bis zum Untergang des römischen Kaiserreichs führte sie, und ich folgte ihr, ob leidend, schmerz- und haßerfüllt, ob in jubelnder Bewunderung — immer voll brennender Spannung.

Es gab eine Zeit, da konnte man das Werk meines Historikers wo immer aufschlagen, mir einen Satz vorlesen und mich auffordern weiter fortzufahren, ich versagte nicht. Und bis heute ist so manche Stelle dieses lieben Buches meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben.

Felsenfest stand meine Freundschaft mit dem biederen Bressel, als ein Wundermann sich unserem Bunde anschloß.

Er hieß Perrault.

Nach der Sage und der Geschichte fand eine neue Bereicherung meines Daseins, das holde Märchen, sich ein. Und auch dieses reizumflossene Wesen ließ allen seinen Schimmer und all seine Pracht einem ärmlichen Schreine entsteigen. „Die jetzigen Kinder denken's nicht," wie kümmerlich die Hüllen gewesen sind, in denen unsere größten Reichtumsspender sich uns darstellten. Perraults Märchenhort, von Madame Foa für kindliche Leser eingerichtet, bildete den Inhalt von einigen unscheinbaren, gelben Bändchen. Hie und da erschien im Texte ein schwarzer Fleck, und wenn man recht aufmerksam hinsah, ließen Konturen sich erblicken. Ein Kopf kam zum Vorschein, eine Gestalt, die man als zu ihm gehörend vermuten durfte, und — o welches Entzücken, wenn man in ihr einen winzigen, aber ganzen Prinzen Percinet entdeckte! Ein paar Seiten weiter, und da stand eine Dame im Schleppkleid, hatte die Form einer Stangenbohne und statt des Gesichts einen Patzen Druckerschwärze, war aber in unseren Augen die Prinzessin mit den goldenen Haaren und schön wie das Morgenrot.

Ja, damals war er noch ein ganz junges Bübchen, saß auf dem Schoße seiner Mutter, und sie erzählte ihm die Märchen, die

er später versinnbildlichen sollte mit seinem begnadeten Griffel, der Genius Gustave Doré.

Wir hatten ihn noch nicht zum Führer und Lenker. In vollster Freiheit waltete unsere Phantasie und wurde da schöpferisch, wo sie heute nur eine Nachempfinderin zu sein braucht. Meine Illustrationen zu Bressel und Perrault malte ich mir selbst in die Lüfte.

Es waren schöne Stunden der Kunstbetätigung, und sie schlugen mir in der Zeit, die ich an Sonn- und Feiertagen bei meiner Großmutter nach ihrer Rückkehr aus der Kirche zubrachte.

Die Fenster ihres Zimmers sahen links auf den Gruftgarten und rechts über die Felder und die Wiesen. Weit gedehnt auf hügeligem Boden, senkten und hoben sie sich wie mit müdem, sachtem Schwunge der fernen Bergkette zu, aus der, nur bei ganz klarem Himmel wahrnehmbar, der Hostein majestätisch emporragt.

In der Vertiefung des einen Fensters stand auf zarten, geschwungenen Beinen der Arbeitstisch unserer Großmutter und davor ihr Stühlchen, eine ganz eigentümliche Sitzgelegenheit mit niedrigen Seitenlehnen und ohne Rückenlehne. Über dem Arbeitstische hing das Bild der verstorbenen Levrette. Als sie noch ein schmales Hündlein gewesen war, hatte sie ihren Ruheplatz auf dem Stühlchen hinter ihrer Herrin erhalten und das Recht, sich dort breitzumachen, im Sinne des Wortes rücksichtslos ausgeübt. Sie betätigte ihre Ausdehnungskraft zuletzt derart, daß unsere arme Großmutter sich dos-à-dos mit ihr nur noch halb im Schwebesitz behaupten konnte. Jetzt hatte Dame Levrette das Irdische längst gesegnet und saß, in Öl „auf Leinwand verewigt", ihrer ehemaligen Lagerstelle gegenüber.

Immer fleißig, häkelte und strickte die Großmutter schöne Bettdecken, feine Strümpfe für uns, warme, dauerhafte Kleidungsstücke für die Armen im Dorfe. An Sonn- und Feier-

tagen arbeitete sie nicht. Da holte sie einen Band der „Stunden der Andacht" von Zschokke aus dem Schranke und vertiefte sich in dieses Lebenswerk des schweizerischen Schulmannes und Dichters. Es stammte von unserem Großvater, der Protestant gewesen war, und seine gut katholische Witwe erbaute sich daran.

Während sie ihre sonntägliche Feier abhielt, war ich abgereist nach dem Land der Träume.

In der Ecke neben dem zweiten Fenster befand sich ein großer Fauteuil. Vor ihn stellte ich zwei fausthohe Pferdchen aus Pappe, türmte alle Polster des Diwans auf ihn, erklomm den hohen Sitz, und nun — leb wohl, Vaterhaus, leb wohl, Heimat! Meine Pferde werden lebendig, ihnen wachsen schimmernde, rauschende Flügel, der alte Fauteuil wird eine goldene Muschel mit weißen, weichen Seidenkissen und breiten Schleiersegeln, und ich fliege schneller als die schnellste Schwalbe über die Berge und über ein weites Meer in mein himmlisch lichtes Märchenland.

Von den Abenteuern, die ich dort bestand, von den Wundertaten, die ich dort ausführte, habe ich viele Jahre später — es ist nun auch schon lange her — einem kleinen Neffen erzählt, von mir dabei in der dritten Person. So stark sein Glaube auch war — daß die kleine, alte Tante selbst die Heldin all der Märchenromane gewesen, bei denen ihn oft gruselte, hätte er vielleicht doch bezweifelt.

Manchmal, wenn es besonders lang still geblieben war in meiner Ecke, wandte die Großmutter sich nach mir um und fragte:

„Bist du noch da? Was tust du?"

Scheinbar tat ich nichts. In Wirklichkeit hatte ich eben einen Drachen getötet oder die greuliche Stiefmutter Grognon in ein Faß voll giftiger Schlangen geschleudert.

Der Sommer und der Herbst vergingen. Wir fuhren wieder nach Wien, und dort wurden zwei neue Lehrkräfte für uns be-

stellt. Ihre Aufgabe war, bei meiner Schwester und mir Talente auszubilden, von denen ich keines besaß. Während Fritzi bald zu den besten Schülerinnen des Tanzmeisters Monsieur Minetti gehörte, erlebte er keine Freude an mir. Jaleo de Xeres! du Kind des stolzen Spaniens, welch ein Schmerzenskind warst du für mich! Deine Posen und Pas studierten wir ein beim Geklapper unserer Kastagnetten und bei den Mißklängen der Gitarre, die am Halse Herrn Minettis an einem Bande hing, das einst himmelblau gewesen war. Am 24. Februar, dem Geburtstage Papas, sollten wir ihn und eine kleine, gebetene Gesellschaft mit der Aufführung des iberischen Tanzes ergötzen. Aber schon im Jänner raufte Minetti seine grauen Lockenhaare und bombardierte den Plafond mit grimmigen Blicken. Ein Fiasko prophezeite er mir und sich statt eines „Divertissements," das wir darbieten sollten. Dabei fuhr er mit dem breiten Daumen so wild über die Saiten seines armen Klimperkastens, daß er dröhnte. Manchmal stampfte er auch mit dem Fuße, doch nicht ohne Zierlichkeit.

Nur der Mühe, die meine Schwester sich mit mir gab, nur der unerschöpflichen Geduld, mit der sie mich anhielt, den unseligen Jaleo immer von neuem mit ihr einzuüben, dankte ich den kleinen Erfolg, den ich schließlich im Schatten ihres großen Erfolges errang.

Indessen — meine Leiden beim Tanzunterricht zählten nicht im Vergleich zu denen bei den Klavierstunden, die eine Frau Krähmer uns erteilte. Eine strenge Lehrerin und nicht bloß gegen mich, die musikalisch völlig Unbegabte, sondern auch gegen meine Schwester, die, talentvoll und fleißig, eine freundliche Behandlung verdient hätte. Doch erlitten auch ihre Finger harte Zurechtweisungen mittels eines Stabes aus Elfenbein, den Frau Krähmer immer bei sich führte und meisterhaft zu gebrauchen verstand. Seine Aufgabe war, die Noten anzuzeigen, auf die man eben seine Aufmerksamkeit zu richten hatte, aber er trieb

mit Eifer eine Nebenbeschäftigung. Er sauste mit einer Sicherheit, die nie verfehlte, und einer Kraft, die nie versagte, auf den Finger nieder, der sich einer Abirrung von der richtigen Taste schuldig machte. Er traf den Knöchel so hart, daß es klapperte, und flog gleich wieder zu den Noten empor, und die hätte man genau unterscheiden sollen, wenn einem die Augen in Tränen schwammen? Einen Einwand zu erheben, wagten wir nicht; dazu war Frau Krähmer viel zu imposant. Nur eine der anderen vertrauten wir an, daß wir doch recht arme Kinder wären mit einem Drachen als Gouvernante und einer mitleidslosen Klaviermeisterin.

Ganz regelmäßig schloß mein Morgengebet mit dem dringenden Flehen: „Lieber Gott, mache, daß Frau Krähmer heute nicht kommt!" Daran fügte ich ein Direktiv für unseren lieben Herrgott. Nicht etwa, weil ein Unglück sie getroffen hat, weil sie vielleicht auf der Straße überfahren worden ist. Nein, nichts Böses soll ihr geschehen sein, im Gegenteil, etwas sehr Angenehmes, aber nur etwas, das sie abhält, heute zu kommen. Wie ein richtiger Bettler sorgte ich nicht über das Heute hinaus.

Mein Gebet wurde nie erhört. Jeden Morgen mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde sahen wir von unserem Fenster aus die Gefürchtete pflichttreu und pünktlich auf den Gang treten. Sie trug einen großen, schwarzen Hut mit weit ausladendem Schirm, der unter dem Kinn festgebunden war, und den sie nie ablegte. Ihr edles, schmales Gesicht sah aus seinem Hintergrunde hervor wie aus der Tiefe einer sehr schattigen Laube. Auch von ihren unförmlich großen und dicken grauen Handschuhen trennte sie sich nicht. Nur den dunkeln Tuchmantel, der mehrere Kragen hatte, wie zu jener Zeit die Mäntel der Fiakerkutscher, zog sie aus. Seltsam war's, wenn sich aus dieser weitläufigen Umhüllung eine mittelgroße, feine Gestalt herausschälte, der man die Kraft nicht zugetraut hätte, eine so schwere Last zu schleppen. Mit augendienerischer Beflissenheit suchten

wir uns dabei unserer Lehrerin nützlich zu machen. Dann nahm eine von uns beiden Platz am Klavier, die andere setzte sich ans Fenster, faltete ein Blatt ihres Grammaireheftes vierfach zusammen und trug in die so hergestellten Abteilungen die Conjugaison eines Verbes gedankenlos und mechanisch ein.

Beim Fortgehen ermahnte uns Frau Krähmer, fleißig zu üben, und trabte fort auf Stiefeln, in ihrer Art ebenso wuchtig wie der Mantel. Mademoiselle spöttelte ihr nach, sie trage die Kleider ihres verstorbenen Gatten zum Andenken an ihn. Dieser unwürdigen Zuhörerin hatte sie erzählt, daß ihr Mann ein ausgezeichneter Musiker gewesen, vom Unglück aber immer verfolgt worden war. Seine Familie blieb, als er starb, in Armut zurück. Seitdem erwarb die Mutter das tägliche Brot für sich und für ihre fünf Kinder. Um auch nur zu ahnen, was das heißt, waren wir nicht gescheit genug. Zwei ihrer Söhne wollten auch Musiker werden. ‚Der ältere ist ein Genie,' sagt Madame Crémér, ‚und wird ein großer Künstler und sehr berühmt und reich werden.' Bis dahin muß sie aber ‚courir le cachet' und Unterricht geben im Klavier, das noch dazu gar nicht ‚son instrument' ist. Ihre Meisterschaft übt sie aus auf der — man denke — auf der Klarinette! Mademoiselle fand kein Ende mit Witzeleien über diese Klarinette. Es war ja doch „le comble du ridicule„ daß eine Frau sich's einfallen ließ, anders als zum Spaße mit gespitzten Lippen in ein hölzernes Rohr hineinzublasen. Wirklich, einer solchen Geschmacklosigkeit war nur eine Deutsche fähig! Wir, in unserer Abneigung gegen Frau Krähmer, gingen gern auf diese Scherze ein und freuten uns wie auf eine große Ergötzlichkeit, als Großmama uns eines Tages ankündigte: „Frau Krähmer gibt ein Konzert im Musikvereinssaale, und ihr dürft mich dahin begleiten."

Viel zu früh kamen wir; unsere Ungeduld hatte sich nicht bändigen lassen. Fast noch leer gähnte der Saal uns an, als wir eintraten, und füllte sich nur langsam. Kleine Füße kamen an-

getrippelt; die Schüler und Schülerinnen der Konzertgeberin erschienen unter der Obhut ihrer Eltern oder des Erziehungspersonales. Ehrenplätze nahmen einige ältere Herren ein, die von vielen jungen Männern und jungen Fräulein respektvoll begrüßt wurden.

„Das sind die Professoren," sagte die Großmama.

Du lieber Gott, wenn man vor so einem spielen sollte!

Von den Darbietungen derer, die bei diesem Konzerte aus Gefälligkeit mitgewirkt haben, weiß ich nichts mehr. Aber vor mir schwebt deutlich, unvergeßlich ein ergreifendes Bild: Frau Krähmer zwischen ihren beiden Söhnen. Der jüngere, ein Jüngling von etwa fünfzehn Jahren, handhabte seine Viola mit Ruhe und erstaunlicher Sicherheit, stillvergnügt in der Ausübung seiner Kunst. Der ältere, der Violinspieler, war hoch aufgeschossen, hager und hatte auffallend rote Flecke auf den Wangen. Er wandte die leuchtenden dunkeln Augen nicht von seiner Mutter. Fragend, erratend ruhten sie auf ihr, und aus ihnen sprach Vergötterung. Ja, ich habe das gesehen! — oder vielmehr damals nur geahnt. Die größte Zärtlichkeit, die ein Menschenherz empfinden kann, die hervorgeht halb aus Begeisterung, halb aus Erbarmen, leuchtete aus diesem Sohnesblick.

Und sie, seine Mutter ... Schüchtern fast war die gefürchtete Meisterin vor ihre Schüler getreten und stand da, eng umschlossen von einem schwarzen Seidenkleide, das in spärlichen Falten an ihr niederhing. O gewiß! wenn Kleider sprechen könnten, das ihre hätte gesagt: „Was zerrt ihr mich aus meiner Dunkelheit ans Tageslicht, das zum Verräter wird am meinem Gebrechen?" Eine ähnliche Sprache hätte wohl das kleine Spitzentuch geführt, das über der Brust Frau Krähmers gekreuzt war. Auf dem Kopf trug sie eine weiße, unter dem Kinn gebundene Haube, und jetzt sah man erst, wie schön braun ihre glatt gescheitelten Haare noch waren, und wie rein das Oval ihrer Wangen sich erhalten hatte. Und ihre Hände, die wir heute zum

erstenmal ohne Hülle erblickten, mußte man bewundern. Schlanke Hände mit seelenvollen Fingern. Ihre Spitzen berührten abwechselnd eine oder die andere der blanken Klappen des Instruments, aus dem die Meisterin wie mit leisen Küssen liebliche Töne hervorlockte.

Heitere Melodien erklangen; manchmal glaubte man das silberne Lachen eines Kindes zu hören. Es hob sich hell ab von dämmeriger Begleitung. Die Stimmen der Viola und der Violine schmiegten sich ihr an, trugen sie, blieben immer voll Hingebung dienend und untertan, ob ihr tiefernster Gesang in breitem Strome flutete und brauste, ob er kristallklar dahinglitt mit seidiger Geschmeidigkeit.

Es war traumhaft schön. Man konnte eine Landschaft vor sich hinzaubern unter grauem Himmel mit weitem Ausblick in die Ferne; alle Umrisse unbestimmt, die Farben ineinander verschmolzen. Aber verborgen in den Zweigen eines Baumes hatte sich ein Vogel — der sang. Sang Licht und Duft und Farbe in die graue Landschaft hinein ... O du gebenedeites Kehlchen! Gebenedeit vor allem, die uns von seinen Wundertönen träumen läßt, — die Klarinette Frau Krähmers.

Mit fanatischer Bewunderung sah ich zu der genialen Künstlerin im dürftigen Gewand empor, mit der selben Empfindung, meine ich, mit der ihr Sohn sie ansah. Auch in meine Bewunderung mischte sich ein namenloses Mitgefühl. Ich bin ja damals nur ein unwissendes Kind gewesen, aber davon hatte ich gehört: Todesrosen nennt man die roten Flecke, die auf den eingefallenen Wangen junger, hagerer Menschen brennen. Sah die Mutter die Rosen auf den Wangen ihres Lieblings, ihrer Hoffnung, ihres Stolzes nicht?

Beim Nachhausekommen wurden wir von Fräulein Henriette mit Gespöttel über den Genuß, den wir gehabt hatten, empfangen. Sie schrieb unsere Versicherungen, daß es herrlich gewesen sei, einem esprit de contradiction zu, den sie versprach

uns auszutreiben. Meine Schwester schwieg und bat auch mich, zu schweigen. An dem Tage schluckte ich denn meinen Ärger hinunter; als Mademoiselle aber am nächsten wieder anfing, sich über das Konzert Frau Krähmers lustig zu machen, brach ich los. All mein Groll und Haß gegen sie machte sich Luft, ich tobte, ich ließ mich durch ihre Drohungen nicht einschüchtern. Schwören möchte ich nicht darauf, fürchte aber sehr, daß ich ihr eine Ohrfeige angetragen haben dürfte. Und als sie, nicht minder zornig als ich, zu Papa zu gehen und mich bei ihm zu verklagen drohte, riß ich, tollkühn vor Wut, die Tür auf und rief: „Gehen Sie! Gehen Sie!"

Sie machte von meiner Einladung keinen Gebrauch; sie fühlte sich doch nicht so ganz im Rechte; aber eine Reihe von Strafen kündigte sie mir an, die damit anfing, daß ich in die Ecke treten und dort stehen mußte, bis Frau Krähmer zur Stunde kam.

Wir hatten ausgemacht, meine Schwester und ich, daß wir auf sie zugehen und ihr die Hand küssen würden. Doch verging uns bei ihrem Anblick der Mut dazu. Wir brachten nur stammelnd heraus, daß es gestern so schön gewesen wäre — so schön. Sie wies uns kurz ab; sie war nicht mehr die herzbezwingende Künstlerin, sie war wieder die strenge Lehrerin. Emsig wie immer flog der Elfenbeinstab vom Notenblatt herunter auf die Knöchel meiner Finger. Indessen — das große Mitleid ist eine große Kraft, eine, die doppelt wirkt. Sie beschützt den, der sie erregt, sie macht den unverletzlich, der sie empfindet. Die Klapse taten nicht mehr weh.

Diese Unterrichtsstunde war eine der letzten, die Frau Krähmer in unserem Hause erteilt hat. Der Frühling brach an und wir verließen Wien. Nach unserer Wiederkehr sollten die Klavierlektionen wieder aufgenommen werden. Die Lehrerin wurde berufen. Sie kam nicht. Sie war, sagten ihre Hausleute, nach dem Tode ihres älteren Sohnes verreist. Wohin, wußten

sie nicht, vermuteten nur: nach Deutschland. Einige ihrer Schüler hatten schon Erkundigungen eingeholt, aber nichts von ihr erfahren können.

Weil sie tot ist, weil sie ganz gewiß tot ist, bildete ich mir ein und malte mir aus, wie traurig ihr Sterben gewesen sein mußte, in der Fremde, in Armut und Einsamkeit. Ich dachte oft an sie, träumte von ihr, sah sie vor mir stehen im Konzertsaale auf dem Podium zwischen ihren Söhnen. Und die Erinnerung an diesen ergreifend wehmütigen Anblick ist zum Ereignis geworden in meinem Leben. Sie hat dazu beigetragen, es auf die Tonart zu stimmen, in der es sich abspielen sollte. Ein Begriff war mir aufgegangen von dem Leiden, das in der Welt ist und neben uns hergeht mit erhobenem Haupte und geschlossenen Lippen, von einer Armut, die darbt und ringt, ohne je zu sagen: „Gib! Hilf!" Ganz unbestimmt noch, eben nur als leises Vorgefühl, war ein trotziges und selbstsüchtiges Mitleid in mir erwacht, ein Wille zum Leiden. Nicht weil die anderen etwas davon haben, sondern weil mein Leiden mir das ihre erleichtert.

Im Frühjahr 1839 begleitete ein neuer Hausgenosse uns auf das Land: Just Dufoulon, ein neunzehnjähriger, bildhübscher Franzose — ein Erzieher für unsere Brüder, in Gestalt eines guten Kameraden. Seine Mutter war mit ihm von Paris nach Wien gekommen und dort unser täglicher Gast gewesen. Sie wünschte die Familie kennen zu lernen, an die sie den einzigen Sohn hingab. Es bestand eine Ähnlichkeit zwischen ihrem Schicksal und dem der Frau Krähmer; auch Madame Dufoulon war Witwe, auch sie setzte auf das Haupt eines geliebten Kindes alle ihre Hoffnungen — und ebenso schmerzvoll sollten sie getäuscht werden.

Vom ersten Tage an erschien „Monsieur Just" uns Kindern

wie ein älterer Bruder. Der Respekt war da, aber die Liebe überwog.

An Liebe hat es ihm überhaupt bei uns nicht gefehlt, und nur allzu heiße brachte ihm ein Herz im Sturme dar, denn es war ein gar feuriges, es war das Herz seiner Kompatriotin.

Monsieur Just wurde der Anführer aller unserer Spiele und mein besonderer Freund, obwohl meine Eitelkeit oft schwer durch ihn litt. Er behauptete regelmäßig den Sieg beim jeu de barre und beim Wettlauf, und schlug er mich einmal nicht, dann war meine Demütigung erst recht groß. Dann fühlte ich mich von ihm als ein albernes Kind behandelt, das man gewinnen läßt, und dann strafte ihn mein entrüstetes:

„Monsieur, vous trichez!

Ich hatte im Garten einen Umkreis ausgemittelt, den ich in zehn Minuten zu umlaufen vermochte. Ich allein, niemand sonst, nicht einmal Mademoiselle. Doch mußte ich meinen Ruhm mit Seitenstechen bezahlen, die sich nach vollbrachter Heldentat einstellten.

Und nun begab es sich, daß Monsieur Just, dem ich eine Wette angeboten hatte, den selben Weg in fünf Minuten zurücklegte.

Tief betrübt und beschämt sah ich ihn an. Er war sehr rot, und auf eine kleine Genugtuung hoffte ich doch noch und fragte: „Monsieur, avez vous des picotements?“

Er lachte nur, er war herrlich bei Atem, und meine Brüder, diese miserablen Kleinen, bejubelten ihn, bejubelten den Sieg ihres jungen Galliers über die hannakische Atalante.

Bald danach war aber Monsieur Just in Gefahr, sein Ansehen bei ihnen einzubüßen.

In dem kleinen Park, wo die Gruftkapelle sich erhebt, breitet ein üppiger Wiesengrund, von prachtvollen Kastanienbäumen und dichten Gebüschen umsäumt, seinen blumendurchwirkten Teppich aus. Dorthin hatten wir an einem heißen Sommer-

nachmittag unſern Spielplatz verlegt. Ein „cinquante et un“ war eben im beſten Gange, als plötzlich in dem Geäſte und Gezweige über uns kreiſchendes Vogelgezwitſcher laut wurde. Todesbang und kriegeriſch zugleich, ein verzweifelter Schlachtruf, pflanzte es ſich weit und weiter fort. Hunderte von kleinen Stimmen waren laut, piepſten, pfiffen, kleine Flügel rauſchten, das gefiederte Völkchen ſchoß umher wie toll. Man kennt den Grund eines ſolchen Aufruhrs. „Ein Raubvogel! Ein Raubvogel!“ riefen wir und rannten ins Freie, auf die Wieſe hinaus.

Und richtig, wir ſahen ihn. Ruhig und majeſtätiſch und ſcheinbar regungslos ſchwebte auf ausgebreiteten Schwingen der Gefürchtete, der Gehaßte, der den jungen Vögeln im Neſte die Mutter raubt, Wachteln würgt und Rebhühner und unſere armen Tauben ... ein rieſiger Geier. Monſieur Juſt, die Brüder wurden wie von einem Fieber ergriffen. — Ein Gewehr ... O Gott, wer eines hätte und den Übeltäter herunterſchießen könnte! Ein Gewehr ... Ach, der Papa hat ſo viele Gewehre — aber niemand würde wagen, eines nur anzurühren ohne ſeine Erlaubnis ...

Monſieur Juſt, Adolf, der ſchöne, ſtarke, rotwangige Junge, ſind ratlos; dem kleinen Viktor kommt ein Gedanke. Im Bedientenzimmer, da hängt an der Wand ein altes Geſchütz, ein Tromblon, und iſt immer geladen. Er weiß das. Alſo vorwärts! Her damit! Monſieur Juſt rennt, ſtürzt dem Schloſſe zu, die beiden Büblein ihm nach ... Sie kommen nicht weit, er iſt ſchon hinter der Kapelle verſchwunden, während ſie kaum die Mitte der Wieſe erreicht haben. Dort ſtehen ſie und warten und „fippern“ vor Spannung und Ungeduld, und wir ſtehen bei ihnen und warten und „fippern“ auch. Der Geier hat einen Stoß nach abwärts gemacht, ſpreizt ſich, völlig herausfordernd: Zielt nur, trefft! Die Aufregung der Brüder iſt unbeſchreiblich. Adolf glüht vor Blutdurſt, Viktors bis zur Pein geſteigerte

Spannung gibt ihm einen Stich ins Gelbe; er möchte seine schmächtige Gestalt bis zum Geier hinaufdehnen können, er streckt sich, er hüpft ratlos bald auf der einen, bald auf der anderen Fußspitze. Mademoiselle ist dieses Mal eines Sinnes mit uns und verkündet jubelnd die Rückkehr Monsieur Justs ... sie hat ihn zuerst erblickt auf dem Wege vom Schlosse her. Nur unsere Älteste will nicht, daß geschossen werde, und verstopft sich die Ohren. Aber da hilft nichts mehr, der Schütze kommt gestoben, rennt wie ein Verfolgter und ist es auch — es sind Leute hinter ihm her, sie schreien ihm nach, sie drohen ... Mademoiselle Henriette versteht etwas Deutsch, etwas Böhmisch, sie ist auf die Warnungen aufmerksam geworden, die Monsieur Just zugerufen werden. Wir haben ihn mit Ausbrüchen der Begeisterung empfangen. Er steht da, den unförmigen Schießprügel in den Händen, sieht sieghaft empor, legt an ... Da fällt Mademoiselle ihm in den Arm und schreit: „Au nom du Ciel, ne tirez pas!"

„Halt!" lassen sich nun schon aus der Nähe die Stimmen des Zimmerwärters und anderer Diener vernehmen. „Nicht schießen! Das alte Zeug platzt Ihnen in der Hand!"

Voll Entsetzen erklärt Mademoiselle dem jungen Mann, an den sie sich herandrängt, die Bedeutung dieser Worte. Er wehrt sie ab, zögert aber doch ...

Und nun stürzt der kleine Viktor vor Monsieur Just auf die Knie. Er hebt die Arme zu ihm empor, er verschlingt krampfhaft die Finger und keucht und fleht: „Tirez! Je vous aimerai! je vous adorerai! Tirez! tirez!"

Der heiße Wunsch seines Kinderherzens blieb unerfüllt. Monsieur Just ließ sich überzeugen, daß es Unsinn wäre, die Muskete in Gebrauch zu nehmen, die so viel Neigung zeigte, aus Ärger darüber, daß man ihr eine Anstrengung zugemutet hatte — zu bersten.

„Aber der Geier! der Geier!" schreien die Buben. Die Leute beruhigen sie: „Geduld! der Franz" — das war Papas Büchsen-

spanner — „kommt schon, wird gleich da sein, der holt ihn herunter."

Der Franz!... Nun stehen alle unsere Hoffnungen auf dem Franz. Zum größten Glück läßt er nicht auf sich warten. Meine Brüder und ich, wir laufen ihm entgegen. „Hierher! da, sehen Sie, da!" Wir rufen alle durcheinander, jedes weiß den Platz am besten, auf dem Franz sich aufstellen soll. — „Da?"

Franz schaut in die Höhe, schaut und schaut und murmelt etwas, das einem Fluch zum Verwechseln ähnlich ist.

Der stolze Vogel hatte seine Feindesschar mit einem leichten Flügelschlag gegrüßt, in ruhiger Majestät einen großartigen Kreis umschrieben und war dann plötzlich wie ein abgeschossener Riesenpfeil am Himmel hingeflogen und verschwunden.

Viktor ballte sein Fäustchen gegen Monsieur Just. „Poitron, va!" sagte er.

Und noch von einem an Gemütsbewegung nicht minder reichen Erlebnis aus jener Zeit weiß ich zu berichten; von einer Begegnung mit einer Katze.

Von klein auf hatte ich einen Abscheu gegen das ganze Geschlecht dieser samtpfötigen Raubtiere, dieser Vogelmörder mit dem unhörbaren Schritt, den widerwärtig weichen Bewegungen, den falschen, phosphoreszierenden Augen. Mich überlief's bei ihrem Anblick, Hände und Füße wurden mir eißkalt, ich zitterte am ganzen Leibe, wenn meine Geschwister ein Kätzchen ins Zimmer brachten. Das kam übrigens selten vor, auch mein Vater liebte diese Tiere nicht, man hielt sie nicht im Hause und verjagte sie aus dem Garten.

Eines Tages ging ich über den Hof, der Lindenallee entgegen an den hohen Blumengestellen vorbei. Zwischen einem von ihnen und den Gebüschen, die seine Rückwand verdecken, befand sich ein Bottich mit Wasser zum Begießen der Blumen. Da, wie gesagt, ging ich vorbei und vernahm plötzlich ein Kratzen und Plätschern, wie wenn sich etwas aus dem Wasser heraus-

arbeiten wollte und immer wieder hineinplumpste; dazwischen, dünn und schrill, ein angstvolles, hilfeheischendes Miauen. Es durchblitzte mich ... Eine Katze! Eine Katze ist ins Wasser gefallen — oder hineingeworfen worden ... Es gibt böse Menschen, die so etwas tun, die grausam sein können gegen Tiere ... Haben wir nicht unlängst eine Fledermaus gesehen, eine jämmerliche! Der Sohn des Gärtners hatte ihre Flügel an ein Brett genagelt ... Wie sie pfiff, wie ihr kleiner Körper bebte, wie sie rang ... O, herzzerreißend! — und dort die Katze, die krallt und miaut, ringt auch um ihr Leben ... und das muß qualvoll anzusehen sein ... Ich wandte mich und eilte vorbei. Aber bald regte sich das Gewissen und auch — die Eitelkeit. Soll ich sie zugrund gehen lassen, weil sie mir zuwider ist? Es wäre schlecht, es wäre feig! ... Ich werde doch nicht feig sein — ich!

Also zurück durchs Gebüsch und mutig hinzugetreten an die Stätte des Grauens ... Mutig, ja, das war ich im Vorsatz, in der Tat elend vor Angst. Es wurde schlimmer, je näher ich dem Bottich trat, es wurde Entsetzen, als ich, mich auf die Fußspitzen stellend, ein scheußliches Ding gewahrte, ein mit dunklem, struppigem Fell überzogenes Skelett ... Es haut um sich mit langen, dürren Beinen, es krümmt einen fürchterlichen Rücken ... Wie Knoten in einem Stricke stehen die Knorpel hervor ... Und danach die Hand ausstrecken, es anrühren, das sollst du, das willst du? ... Ich tu's! ... Vom Fieber des Abscheus geschüttelt, ergreife ich das Ding und hebe es in die Höhe. — Aber da ringelt sich sein fadendünner Schwanz, da faucht es mich an, setzt an zum Sprung in mein Gesicht ... O, du Miserables! Empört und schaudernd werfe ich es auf den Boden und laufe davon und bilde mir ein, daß es mir nachläuft ... ja, ja, ich höre es, es faucht, es ist schon nahe, es wird mich erreichen, an mir hinaufspringen ... Und ich renne mit klopfendem Herzen, mit versagendem Atem, ich Heldin, vor einem eingebildeten Verfolger, durch Gartengänge, über Wege und Wiesen, bis

meine Füße versagen, und ich in Angstschweiß gebadet niederstürze ...

Ich weiß die Stelle gar gut, und wenn ich an ihr vorbeikomme, gedenke ich noch oft lächelnd jener Schreckensstunde.

Am nächsten Tage fragte ich den alten Gartengehilfen: „Sag mir, wer wirft denn da bei uns Katzen ins Wasser?"

Ob ich das Vieh in dem Bottich meine? Ja, das hatte er hineingeworfen. Aber es krappelte sich heraus, und da schlug er es tot.

Tot geschlagen hatte er's! Und womit denn? — „Ja, mit der Schaufel; mit der da. Was eine Katze ist, wird nicht geduldet im Garten. Und das war nicht einmal eine rechte, war so was Halbes."

„Und was war denn die andere Hälfte? vielleicht ein Ratz?"

Er gab darüber keine Auskunft, und ich war im stillen ganz zufrieden mit dieser Lösung der Dinge, betrachtete aber doch das Mordinstrument mit Gruseln, und auch ihn, der etwas erschlagen hatte.

Wie zur Rechtfertigung wiederholte er, daß Katzen im Garten durchaus nicht geduldet werden dürfen.

„Nicht einmal halbe?"

„O, die schon gar nicht!"

In dem Gedichte in Prosa „Schattenleben" gab ich Rechenschaft von einer eigentümlichen Vorstellung, mit der ich meine ganze Kindheit hindurch gespielt habe.

Da hat es mich denn sehr überrascht, als ich kürzlich in einer von Tolstoi erzählten Geschichte seiner Jugend die Schilderung der ganz gleichen Erscheinung fand. Auch er hat unter ihrem Banne gestanden, und ich habe seitdem gehört, daß es sich damit nicht um etwas Exzeptionelles bei Kindern handelt. So manche sollen von dem Zweifel an der Wirklichkeit dessen, was sie um-

gibt, heimgesucht sein. Bei mir hatte der Zweifel sich allmählich zur Überzeugung herangebildet.

Der Himmel, zu dem ich emporsah, die Sonne, der Mond, die Sterne und die Landschaft, die mich umgab, und was sie belebte oder vielmehr zu beleben schien, das alles war nicht. Meine Augen nur zauberten es hin. Wohin mein Blick fiel, wölbte sich das Firmament, breitete ein Stück Erdenwelt sich aus. Wohin aber mein Blick nicht drang, da war das Nichts, die Leere. Vor mir die Welt, hinter mir das schreckliche Nichts, grau, stumm, tot. O, wie brannte ich darauf, ihm einmal auf die Spur zu kommen, diesem Nichts! Unheimlich war's und häßlich, sich immer sagen zu müssen: es gähnt hinter dir her, macht sich breit in seiner grenzenlosen Armut und unaussprechlichen Langweiligkeit.

Nein, ich wollte mich nicht beständig von ihm narren lassen, ich wollte es entlarven und ihm auf sein schnödes Geheimnis kommen.

Und ich rannte, so schnell ich nur konnte, in den Garten tief hinein, bis an den Zaun, und dort, rasch wie ein Blitz, sah ich mich um... Aber da war schon wieder alles aufgestellt, die Gesträuche, die Bäume, Blumenbeete und Wiesen. Meine Augen waren immer zu langsam gewesen, kamen immer zu spät.

Manchmal faßte ich kühne Entschlüsse. Wenn die Menschen nicht sind, wenn ich sie mir nur einbilde, will ich sie mir so einbilden, wie sie sein müßten, um mir bequem und angenehm zu sein. Ich will mir einen Papa einbilden, den ich nicht fürchte, und eine Gouvernante, die mich nicht quält. Und einem in dieser Weise umgestalteten Papa, einer Mademoiselle Henriette, die eitel Liebe und Güte war, begegnete ich dann mit einer unbefangenen Vertraulichkeit, die äußerst mißfälliges Staunen erregte und mir manche Strafe zuzog. Das war gleichsam der stimmende Akkord zu der Erfahrung, die ich im späteren Leben so oft machen sollte. Über keines der Wesen, die ihre Existenz

wirklich nur unserer Einbildungskraft verdanken, haben wir unumschränkte Macht. Wir können sie ins Leben rufen, sie aber nicht handeln lassen nach unserm bloßen Gefallen. Sind es Menschen, die den Namen verdienen, dann haben sie ihre eigenen Gesetze, müssen tun nach ihrer eigenen Natur und sich aus diesem Tun ihr Schicksal bereiten.

Zu jener Zeit, in der die irdische Welt mir zu einer Sinnestäuschung herabgesunken war, hatte ich mir eine andere, eine so schöne hergestellt, wie eine Kinderphantasie sie nur jemals erschuf. Sie befand sich weit drüben jenseits der Berge und eines großen Meeres. An heißen Sommertagen, wenn die Sonne im Scheitel stand und die Sonnenstäubchen glitzerten wie Diamanten, — wenn ich da recht lang zum Himmel hinaufblickte, da glaubte ich in der leuchtenden Bläue mein Land sich spiegeln zu sehen. Seine Wälder blieben immer dicht, immer blühten seine Blumen und reiften seine Früchte. Die Männer waren hohe Göttergestalten, die Frauen alle wie Feenköniginnen. Die Hauptsache aber waren die unzähligen Kinder, von denen mein Land wimmelte. Sehr verschiedene Kinder und durchaus nicht alle gut und schön, aber alle so vollkommen frei wie junge Füllen auf unabsehbaren Weiden. Ich malte mir ihr buntes Treiben, ihre Spiele und ihre Kämpfe aus, ich dachte mich in sie hinein, ich war sie. Einmal die, einmal der, einmal das mit allen Tugenden geschmückte, opferdurstige kleine Mädchen, einmal ein übermütiger, wilder Junge. Nicht immer konnte ich dann die Gestalt, in der ich eben einhergewandelt war, sofort ablegen. Es blieben Überreste von ihr an mir haften. Und wieder überraschte ich meine Umgebung durch ein Gebaren von ganz besonderer Art. Gewöhnlich holte meine Schwester mich herab von einem Gipfel der Vollkommenheit oder strafte mein keckes und bubenhaftes Benehmen, indem sie ein sehr trauriges Gesicht machte, mich mit schmerzlicher Mißbilligung ansah und sagte: „Du bist aber heute wieder so kurios!"

Damit brachte sie mich augenblicklich zu mir, denn „kurios" sein wollte ich um keinen Preis. Es erschien mir, ohne daß ich einen Grund dafür hätte anführen können, sehr schimpflich.

Allmählich genügte es mir nicht mehr, nur in Gedanken in meinem Lande zu weilen, und ich eröffnete eine Korrespondenz mit seinen Bewohnern. Ich schrieb kleine Briefe auf das feinste Papier, das ich auftreiben konnte, und übergab es den Lüften zur Besorgung. So wurde Uhlands guter Rat: „Gib ein fliegend Blatt den Winden" von mir befolgt, bevor er mir zur Kenntnis kam.

Glückwünsche zu dem beseligten Leben, das meine fernen Freunde führten, Ausbrüche der Sehnsucht und Grüße bildeten den Inhalt meiner Briefe. Ich schrieb jeden mehrmals ab, bevor er mir endlich würdig schien, seine Reise anzutreten. Wenn er aber so weit gebracht war, dann kannte meine Ungeduld, ihn abzuschicken, keine Grenzen. Da gab's nur noch einen Wunsch: den günstigsten Augenblick erspähen, in dem ich ihn seinen Flug unbemerkt antreten lassen konnte. Eine Stelle war dazu auserwählt; sie befand sich in der südöstlich gelegenen Ecke, die der Garten gegen die Fahrstraße und die Felder bildet. Ein Erdhügel ist dort aufgeschichtet, der einem Gartenhause zum Postament diente, einem hölzernen, weiß angestrichenen Rundbau mit rotem Kuppeldache. Die kleine Anhöhe bietet an sonnigen Sommertagen eine freundliche Aussicht auf die wellige, fruchtbare Landschaft, auf das in weichen, warmen Tönen schimmernde Marsgebirge, auf den abgestumpften Kegel des Klum, der jetzt bewaldet ist, auf dem aber damals nur ein paar einzelne Bäume standen.

Für uns knüpft sich an ihn eine Erinnerung, die mir etwas Ergreifendes hat.

Im Jahre 1829 kehrte unser Großvater Vockel aus Pyrmont, wo er vergeblich Heilung von einem Brustleiden gesucht hatte, zurück. Auf dem Gipfel des Klum ließ er den Reisewagen

halten, stieg aus und überblickte zum letztenmal die Stätte seiner langjährigen und erfolgreichen Tätigkeit. Ein verwahrlostes Gut hatte er übernommen, ein sorglich und weise gepflegtes, das seine Freude geworden war, schickte er sich an für immer zu verlassen. Klein mußte von dort oben das Bereich seines Strebens und Wirkens ihm erscheinen, und nur wie ein weißer Strich im Grün sein geliebtes Haus. Aber sagen durfte er sich, daß er in diesem kleinen Bereich zum Segen gewaltet hatte, und daß sein Wohnort für die Hütten in seiner Nähe Schutz und Schirm gewesen war.

Und nun, nicht ganz zwei Jahrzehnte später, stand die törichte Enkelin dieses Edlen und Weisen dem Klum gegenüber und hielt einige mit großer Kinderschrift beschriebene Papierstreifen in der Hand: ihre offenen Briefe an unbekannte Empfänger.

Sogar an — bei uns seltenen — windstillen Tagen war das Gartenhaus auf seinem Hügel von unermüdlich spielenden Lüften umweht. Immer war ich sicher, dort den Boten bereit zu finden, der mein Sendschreiben übernehmen und befördern sollte. Am schönsten war's bei heftigem Sturme, wenn die Wetterfahne, die in Gestalt eines Blätterkranzes das Dach bekrönte, sich knarrend drehte und das Ährenmeer auf den Feldern große Wellen schlug.

Dem Sturm vertraute ich mit Entzücken meine papiernen Brieftauben an, hielt sie hoch empor, war glücklich, wenn er sie mir entriß, und sie bald nur noch wie weiße Pünktchen vor meinen Augen aufblitzten im Sonnenlicht ... flogen, flogen — und meine Gedanken ihnen nach. Wer wird sie finden? Ein Mann, eine Frau, ein Kind? und sich wundern, sich freuen und fragen: „Wer schickt mir diesen Gruß? Wer schreibt mir so schöne, liebe Sachen?"

Nie trat die Versuchung mich an, von meinem Verkehr mit den Freunden jenseits der Berge und Meere gegen irgendwen auch nur die geringste Erwähnung zu tun. Vielleicht leitete

mich dabei eine unbestimmte Angst vor einem Zweifel, einem Spott, der den Filigranbau meiner Träume erschüttert oder mir seinen Schimmer, wenn auch nur mit einem Hauch, getrübt hätte.

Zdißlawitz hat keine eigene Kirche; die Gemeinde ist in dem benachbarten Dorfe Hostitz eingepfarrt. Die Fahrstraße, die beide Orte verbindet, läuft bergab und bergan im Bogen zwischen Obstbäumen, Feldern und Hainen. Die Sehne dieses Bogens bildet ein Fußsteig, auf dem unsere Dorfleute in zwanzig Minuten aus ihren Behausungen zur Kirche gelangen. Bei gutem Wetter nämlich, denn bei schlechtem, wenn der Regen unsern lehmigen Boden durchweicht und kniehoch in einen zähen Brei verwandelt, dann gibt es keine Berechnung der Distanzen mehr, und das Anlangen auch des besten Schreiters an seinem Bestimmungsorte wird zur problematischen Sache.

In Hostitz, in der kleinen Lokalei, die heute den Titel einer Pfarrei führt, ohne deshalb stattlicher geworden zu sein, lebte unser allerbester Freund, der hochwürdige Herr Pater Borek. Er hatte meine Eltern getraut, mich getauft, unsere Mutter zu Grabe geleitet. Er hat meiner Schwester und mir die Lehren eines milden Christentums vermittelt. Zweimal wöchentlich kam er zur Unterrichtsstunde am Vormittage, blieb zu Tische bei uns, und wenn er den Heimweg antrat, gaben wir Kinder ihm das Geleite.

Meine Schwester und ich hatten es nie besonders eilig und wichtig, die Vorbereitungen zu einer Lektion zu treffen. Wenn aber die Religionsstunde in Sicht kam, da entwickelten wir eine ameisenhafte Tätigkeit im Herbeischleppen der unnötigsten Dinge. Ein Tintenzeug, das nie gebraucht wurde, Schreibhefte, deren blütenhafte Unschuld immer unberührt blieb, ein Polster für den Stuhl des geistlichen Herrn, das er immer hinwegtat, bevor er sich setzte. Auf dem Kanapee Platz zu nehmen, konnten wir

ihn nicht bewegen. „Was Ihnen einfällt! Das schöne Kanapee... das ist doch nicht zum Draufsetzen da?" — Schön? Nun, wenn er's sagte! Es stand am Pfeiler zwischen den zwei Fenstern, hatte plumpe, mit Holz eingefaßte Lehnen und trug ein Wollkleid von unerklärlicher Farbe. Eine Art Gelbgrün, über das ein grauer Hauch hinwehte. Ihm gegenüber, an der Langseite des Tisches ließ Pater Borek sich nieder; wir zwei, die eine rechts, die andere links von ihm, nahmen die Schmalseiten ein. Wenn beim „Aufsagen" des Katechismus oder der biblischen Geschichte eine Stockung eintrat, wartete unser gütiger Religionslehrer und schwieg und sah ins Gelbgrau hinein mit seinen kleinen, geduldigen Augen, die immer trauriger wurden, je länger die Stockung dauerte. An der Wand, gerade vor mir, machte ein niedriger Schrank sich breit, auf dem unsere Menagerie in stattlicher Reihe paradierte. Zu jedem Geburts- und Namenstage bekamen meine Schwester und ich ein Tier aus Carton-pierre, ein wildes oder ein zahmes, zum Geschenk. Famose Geschöpfe! nur — etwas heimtückisch. Wie sie es anstellten, wer weiß es? Gewiß aber ist: sie verstanden nie, sich so interessant zu machen als während der Religionsstunde. Förmlich in einem neuen Lichte erschienen sie, es war ein Genuß, sie anzusehen. Der Elefant entwickelte eine ungewohnte Anmut, die Tigerin lächelte hold. Wir müssen ihnen einmal gar zuviel Aufmerksamkeit zugewendet haben, denn der Herr Lokalist, dieses Urbild der Langmut, sah sich zu der Warnung genötigt, er werde ein Tuch breiten lassen über unsere Tiere, wenn ihr Anblick uns zerstreue.

Wir blieben starr. Ein Ereignis ohne Beispiel: der geistliche Herr drohte mit einer Strafe! Ich weiß nicht, was in diesem Augenblick größer gewesen sein mochte, unsere Beschämung oder der Wunsch, uns in seiner Meinung zu rehabilitieren.

Am Abend, nachdem man uns zu Bette gebracht — wir zwei Großen hatten jetzt unser eigenes Schlafzimmer —, wurde Rat gehalten und das Mittel bald gefunden, dem guten Pater

zu beweisen, wie zweckmäßig die Maßregel gewesen wäre, die er uns in Aussicht gestellt hatte.

Als er wiederkam, empfingen wir ihn mit siegreichen Mienen und nahmen hastig unsere Plätze am Tische ein. Dabei gab's ein unterdrücktes Gekicher, ein Hin- und Herschießen von Blicken an Pater Borek vorbei, ein verstohlenes Gucken nach der Menagerie. Wird er es endlich merken? — Vivat! Endlich merkte er etwas. Er wandte sich, seine Augen folgten der Richtung der unseren, und nun sah er, daß wir seine Worte in Ehren gehalten und unsere Tiere eigenhändig verhüllt hatten mit unseren Umhängtüchern. Sie waren leider nur etwas zu klein, und von einer Seite guckte ein halber Dachshund, von der anderen ein halber Löwe aus dem Versteck hervor.

Meine Schwester sprach, mit wichtiger Miene auf die mangelhafte Umkleidung deutend: „Wissen Sie, Hochwürden, damit unsere Tiere uns nicht zerstreuen."

Er seufzte: „Aber! Aber!" und blickte ratloser denn je ins Gelbgraue. Unsere ausgebreiteten Umhängetücher, der halbe Dachshund, der halbe Löwe zerstreuten uns viel mehr, als der vollständige Aufzug der Vierfüßler jemals getan hatte.

Vom achten Geburtstage Fritzis an wurden wir mitgenommen, wenn man Sonntags nach Hostitz zur Kirche fuhr. Gut vorbereitet durch den geistlichen Herrn, wohnten wir der Messe mit inbrünstiger Andacht bei.

Der Anblick der vielen Betenden, der Ausdruck ihrer Gesichter, ihr Gesang rührte und ergriff mich in der Seele. Ich liebte sie, ich fühlte mich mit ihnen verwandt, weil ich auf derselben Erdscholle wie sie geboren war. Erhebend wirkte auf mich der Klang der Orgel, und mit einem Entzücken, das kein Wort zu schildern vermag, flatterte und bebte mein ganzes Herz der Erscheinung unseres Herrn entgegen, und jubelvolle Demut erfüllte mich, wenn der Glockenklang feierlich seine Ankunft verkündete. Der Herr des Himmels und der Erde ließ sich nieder

zu uns, kam zu uns in unsere kleine, schmuckarme Kirche, erfüllte uns mit den süßen und heiligen Schauern seiner göttlichen Gegenwart...

Aufmerksam verfolgte ich jede Bewegung und jeden Schritt des Priesters am Altare, merkte mir genau seine laut gesprochenen und den Tonfall seiner nur gemurmelten Worte.

Beim Nachhausekommen holte ich dann eine Schachtel herbei, die ein vollständiges Meßgerät aus Zinn enthielt, und versuchte nun selbst, die Messe zu lesen. Meine Schwester ministrierte, wenn auch ungern, und mußte sehr gebeten werden, bevor sie sich dazu herbeiließ. „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," sagte sie, „es scheint mir nicht ganz recht." Aber ich wußte sie zu überreden: ich machte ihr klar, daß wir dem Pater Borek eine neue, viel schönere Überraschung als die letzte bereiten würden, wenn wir einmal unser kleines Meßopfer vor ihm darbrächten. Da sieht er doch, wie wir achtgeben in der Kirche, und wie gut wir uns alles, was dort vorgeht, merken.

Sie blieb zwar bei ihrem: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," beugte sich aber, wie gewöhnlich, meinem Willen.

Eines Nachmittags wurde denn der geistliche Herr eingeladen, in das Zimmer Großmamas zu treten, die ins Geheimnis gezogen war. Er und sie nahmen Platz vor einer Doppeltür in der Tapete. Ihr äußerer Flügel stand offen, von innen war sie weiß ausgelegt, und in ihrer Vertiefung hatten wir unseren Altar errichtet. In feierlicher Stimmung erschienen wir, meine Schwester das Glöcklein schwingend, ich hinter ihr, den verdeckten Kelch in den Händen, ganz Andacht und Versunkenheit. An unsere kleine Gemeinde dachten wir nicht während der unbefugten Darbringung unseres Opfers. Aber als wir, die Konsekrierende und die Ministrierende, ernst, wie wir gekommen waren, von dannen schritten, sah ich den geistlichen Herrn erwartungsvoll an und rechnete auf einen freundlichen, Beifall spendenden Blick. Statt dessen begegnete ich einem sehr be-

fremdeten. Pater Borek sah traurig und fast wie verlegen aus. Wir hatten ihm mit der unbefugten Ausübung einer heiligen Handlung kein Vergnügen gemacht.

„Siehst du, es war nicht recht," sagte meine Schwester, als wir in unser Zimmer zurückkehrten.

Sie legte das Kamisölchen ab, das sie angetan hatte, um aufs Haar einem Sakristan zu gleichen; ich entledigte mich der zwei Schürzen, die, eine nach vorn, die andere nach rückwärts gebunden, ein Meßgewand vorstellen sollten. Langsam räumten wir das Meßgerät wieder in seine Schachtel ein, recht mit dem Gefühl: Zum letztenmal und für immer.

Bald darauf sollte mein treuer Seelsorger noch weit Schlimmeres durch mich erfahren.

Er bereitete uns, in seiner mild eindringlichen Weise, zur ersten Beichte vor und ich malte mir gar deutlich die Wonne aus, die mich ergreifen würde nach der Lossprechung von allen meinen Sünden. Sie sind ausgelöscht, sind wie nie begangen: ich werde keine Gewissensbisse mehr haben, weil ich unhöflich war gegen das Stubenmädchen, voll Streitlust gegen meine Brüder, weil ich so heiß gewünscht habe, ein tüchtiger Prügel möge aus den Wolken niederfahren und der Mademoiselle blaue Flecke schlagen. In engelhafter Reinheit werde ich aus dem Beichtstuhl treten, und engelhafte Freude wird mein Herz erfüllen.

Diese Aussicht war entzückend, aber furchtbar die Angst, früher oder später doch wieder in meine alten Fehler zu verfallen und den Glanz meiner Seelenschönheit zu trüben. Ach — wer sterben könnte, gleich nachdem er sündenfrei geworden ist! Er wäre gerettet, er würde pfeilgerade auffliegen in den Himmel und von dessen Bewohnern empfangen werden wie ein Heimgekehrter von den Seinen.

Aus dem brennenden Wunsche nach einem so herrlich erlösenden Tod keimte und reifte auch sehr bald der Entschluß, ihn herbeizuführen. Das konnte ich ja, das war ja kinderleicht; es

kostete nur einen Schritt oder vielmehr einen Sprung — einen Sprung aus dem Fenster. Wer sterben will, springt aus dem Fenster, und diese Art, ins Jenseits zu entfliehen, sollte die meine sein. Daß unser Haus nur ein Stockwerk hatte, und daß mein Sturz durchaus nicht todbringend sein mußte, erwog ich nicht; ich war dem Nächstliegenden entrückt, schwebte schon in himmlischen Sphären, der Nähe Gottes entgegen, in die geöffneten Arme meiner Mutter. Ahnungen der Glückseligkeit erfüllten mich, kein Zweifel an der Vortrefflichkeit meiner Tat störte mich, kein Gedanke an den Abschied von den Meinen fiel mir aufs Herz ...

In der Kapelle war mittels eines Fauteuils und eines Betschemels ein Beichtstuhl improvisiert worden. Sehr gut erinnere ich mich, daß ich beim Eintreten dem geistlichen Herrn zulächelte, und daß er mich ernst ansah und ein weißes Tüchlein, das er in der Hand trug, emporhob und vor sein Gesicht hielt.

Meine Schwester legte zuerst ihre Beichte ab; ich folgte, ich tat mein Schuldbekenntnis mit heißer Reue und vernahm in tiefster Zerknirschung die Ermahnungen meines priesterlichen Freundes und in unsagbarer Spannung der leise gemurmelten Lossprechung. —

Von dem unmittelbar darauf Folgenden gibt mein Gedächtnis mir keine Rechenschaft. Ich finde mich erst im Zimmer meiner Großmutter wieder, auf ihrem Arbeitsstuhle stehend am offenen Fenster, sehe mich hastig und in Angst, überrascht zu werden, das Fensterbrett ersteigen. Nun ein rascher, heftiger Satz, ein Schlag vor die Stirn, ein Funkenstieben vor den Augen ... Ich stürzte — aber nicht hinab in den Garten — zurück ins Zimmer. Mein Sprung hatte mich zu hoch getragen; ich war an das Fensterkreuz angepralit und lag halb betäubt auf dem Boden, als die Tür sich öffnete und Pater Borek eintrat.

Im Saal hatten sich alle zum Frühstück versammelt; nur eines seiner Beichtkinder fehlte. Er, von einer unbestimmten

Angst erfaßt, ging es zu suchen und fand es und sah, wie es sich bei seinem Anblick entsetzt aufraffte und nun vor ihm stand, verstört, verwundet ... Wohin waren plötzlich meine Träume von Engelsunschuld und Himmelsherrlichkeit gekommen? Nach den ersten Fragen schon, die der geistliche Herr an mich stellte, bei der Mühe und dem Schmerz, die es mich kostete, sie zu beantworten, wußte ich: ein schweres Unrecht war, was ich im Sinne gehabt, und ich hatte eine Sünde begehen wollen, viel größer als die Sünden, deren ich mich in der Beichte angeklagt.

Mein Freund, mein Vertrauter, mein Lehrer sah traurig zu mir herab, seine gütigen Augen wurden immer trüber, die Kummerfalten längs der Wangen vertieften sich immer mehr ... Er streckte die Hand aus, drückte die Schwurfinger an die Beule auf meiner Stirn und sagte:

„Da hat Ihr Schutzengel ‚Merk's Tölpel' draufgeschrieben."

Er hat mir auch später keine Vorwürfe über meine mißlungene Himmelfahrt gemacht. Vorwürfe zu machen war so wenig die Sache unseres lieben geistlichen Herrn! Strenge lag ihm fern; er wandte sie sogar da nicht an, wo sie sehr am Platze gewesen wäre. Das schadete aber seinem Ansehen in der Gemeinde nicht. „Er ist eben ein Heiliger," sagten die Leute, „und meint, alles in Güte schlichten zu können."

Zwei Jahre früher, anno 1836, als in unserer Gegend die Cholera wütete, da hatte der stille und einfache Mann sich in seiner Glorie gezeigt. Die Seuche raffte Tag für Tag neue Opfer mit grauenhafter Plötzlichkeit hinweg. Sie überfiel die Menschen und ließ nicht mehr ab von ihrer Beute. Unaufhörlich klang der traurige Schall des Zügenglöckleins vom Dorfe herüber. Tag und Nacht stand Pater Borek im schweren Dienste seines Priesteramtes. Von Sterbebett zu Sterbebett rief es ihn. So manches Mal konnte er zu dem Kranken, dem er die letzten Tröstungen brachte, nur gelangen, indem er über Leichen wegschritt, die auf dem Boden hingestreckt lagen. An den Fenstern

des Schlosses rasselte sein Wägelchen immer und immer wieder vorbei. Wir hörten es von weitem kommen, knieten nieder und beteten für eine scheidende Seele.

Im ersten Schrecken hatten sich die armen Menschen widerstandslos der unbekannten Feindin überantwortet. Man mußte sie erst lehren, daß es möglich sei, gegen sie anzukämpfen.

Auch bei uns war die Seuche eingekehrt. Einige der Diener wurden von ihr ergriffen. Maman Eugénie und unser kleiner Viktor erlitten schwere Anfälle des furchtbaren Übels. Mama erholte sich langsam, das schwächliche Kind schien verloren. Sogar die freudige und trostvolle Zuversicht des Arztes, Doktor Engel, geriet endlich ins Wanken. Er war ein noch junger Mann, ein großer, dunkelbärtiger Jude und kam täglich aus der kleinen Stadt Kremsier von einem Dorf, von einem Schloß zum andern gefahren und bemühte sich um den ärmsten seiner Kranken mit der gleichen Sorgfalt wie um den wohlhabendsten. Von Pater Borek unterstützt, leitete er die Anstalten, die getroffen wurden, um das Elend, von dem wir umgeben waren, zu lindern und neuem Unglück womöglich vorzubeugen. Morgens und abends standen im Schloßhofe große Pfannen voll dampfender Rumforder Suppe. Die Leute kamen mit Töpfen und Kannen und holten eine gute, gesunde Nahrung für sich und ihre Kinder, Massen von Unterkleidern wurden verteilt. Am eifrigsten von unserer Großmutter, die sich nie genug tat, wenn es zu geben und zu helfen galt. Wo sie war, da war Hochherzigkeit und Güte, da — wenigstens uns Kindern gegenüber — war aber auch große Nachsicht und etwas Schwäche. Sie brachte es nicht übers Herz, uns sogleich davonzujagen, wenn wir uns heranschlichen, um zuzusehen bei der Suppen- und Kleiderverteilung. Sie drückte ein Auge zu, wenn wir der Köchin oder einer Küchenmagd den Schöpflöffel abschwatzten, um ihre Tätigkeit am Suppenkessel nur ein bißchen, nur ein klein wenig ausüben zu dürfen. Allerdings kannte man damals die feige Angst vor

Ansteckung noch nicht, die heute herrscht. Noch waren die unsichtbaren Feinde nicht entdeckt, die in scheinbar reiner Luft hausen und jeden Atemzug zur Lebensgefahr machen können. Unsere Unwissenheit war unsere Stärke. Es fiel weder unserem Vater noch einem andern Gutsbesitzer in der Umgebung ein, die Flucht zu ergreifen, wenn im angrenzenden Dorfe eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Man blieb daheim, teilte das Mißgeschick der kleinen Nachbarn, fand das selbstverständlich und setzte es nicht auf Rechnung seiner Humanität.

Einmal, an einem schönen Sommervormittag, gerade nach der Ausspeisung der Dörfler, bei der wir uns wieder überflüssig machten, kam das Kindermädchen in den Hof gelaufen und rief uns zu: „Die Mama läßt Ihnen sagen, Sie sollen hinaufschauen zu dem Fenster!" und dabei deutete sie auf das letzte des Seitenflügels, in dem die jetzt zum Krankenzimmer verwandelte Kinderstube sich befand. „Sie werden etwas sehen, was Sie schon lange nicht mehr gesehen haben."

Nun brach ein unaussprechlicher Jubel aus. Etwas sehen, das wir lange nicht mehr gesehen hatten, und dort am Fenster? Es war leicht zu erraten, was das sein konnte. Der Kleine! der Kleine — und vielleicht auch die Mama! Wir standen und guckten und guckten empor in brennender Erwartung. Und jetzt wurde der innere Flügel des Fensters, das wir anstarrten, geöffnet, und dicht an den äußeren trat Mama und mit ihr unsre alte Pepi mit einem Wesen auf dem Arme, bei dessen Anblick wir weinten und lachten. Er war's, es war unser armes Brüderlein. Aber sein Gesicht war gelb wie eine Zitrone und förmlich zusammengeschrumpft. Der kläglich verzogene Mund versuchte uns zuzulächeln, und ein müdes Händchen hob sich und winkte grüßend zu uns herab. Adolf fing an zu tanzen und drehte sich wie ein Derwisch; unsere Kleinste jauchzte. Und alle sandten unzählige Küsse zu unseren Genesenden empor. Ein Wunder, daß die Sehnsucht uns nicht wie an Stricken zu ihnen hinaufzog.

In vollster Festfreude fand uns Papa, der mit Doktor Engel aus dem Hause trat. Er warf einen raschen Blick auf uns, wandte sich dem Arzte zu und umarmte ihn. „Kinder," sprach er, „dankt dem. Der heißt nicht nur Engel, der ist ein Engel."

Er wiederholte diese Worte regelmäßig, wenn er später jener schweren Zeiten gedachte, und versäumte dann auch nie, unseren getreuen Seelsorger zu preisen: „Ja, der jüdische Arzt und der katholische Geistliche, allen Respekt! Beide waren Helden."

Meine Zweifel an dem wirklichen Bestehen all dessen, was mich umgab, meldeten sich allmählich immer seltener. Der Glaube an die Schöpferkraft meines Auges erlosch. Zugleich wurden die Bilder meiner erträumten Welt in der unerreichbaren Ferne immer undeutlicher. Die lange und eigensinnig genährte, immer getäuschte Hoffnung auf ein wenn auch noch so schwaches Zeichen „von drüben" entschwand am Ende doch. Auch eine mütterliche Liebe für meine Verse und meine Prosa begann sich in mir zu regen, und statt sie den Lüften auszuliefern, schrieb ich sie sauber und nett in ganz kleine Hefte, die ich selbst verfertigte, und von denen ich immer mehrere Exemplare in meiner Tasche trug. Wenn mir eine besonders tönende Strophe zum Preise Gottes, der heiligen Jungfrau oder eines Helden, den ich heiß verehrte, gelungen war, dann ging mein Mund über von dem, was mein Herz erfüllte. Ich deklamierte und sang meine Hymnen; da säuselte und brauste es nur von „voile und étoile, gloire und espoir" und so weiter!

Manchmal wurde meine Schwester aufmerksam und sagte: „Das ist schön; wo hast du das gelesen?" — Aber wenn ich voll Stolz erwiderte: „Das hab ich selbst gemacht!" war es vorbei mit der Bewunderung, und sie bat in ihrer sanften Art: „Ach geh, mach doch keine Gedichte!" — Und nun konnte ich noch so dringend fragen, was sie gegen mein Versemachen einzuwenden habe, immer lautete ihre Antwort ausweichend und unbestimmt.

Es kam ihr „halt so kurios“ vor. Ich glaube, daß eine dunkle Empfindung ihr verriet, Versemachen sei eine gefährliche Sache, mit der man sich lieber nicht befassen sollte. Sie forderte mich nie auf, eines meiner Gedichte zum zweiten Male herzusagen, und wich jedem Gespräch darüber ängstlich aus. Von dem Schmerz und dem Groll, den diese stumme Ablehnung mir verursachten, habe ich nie etwas verraten, und wie oft sollte ich sie erleiden! Alles wiederholt sich im Leben. Der Grundton, auf den das Schicksal des Größten wie des Kleinsten gestimmt ist, kommt immer wieder hervor. Die stumme Ablehnung, die mein erstes poetisches Gestammel durch eine Getreueste und Geliebteste erfuhr, wurde meiner Schriftstellerei bis ins reifste Alter durch andere Vielgetreue und Vielgeliebte zuteil.

Allverehrte, auch von den Meinen anerkannte Autoritäten hatten mir längst ein Talentchen und die Berechtigung, es auszuüben, zugesprochen, und immer noch bewahrten die mir teuersten Menschen über meine per nefas geborenen Geisteskinder ein rücksichtsvolles Schweigen.

Als meine Schwester ihr zehntes und ich mein neuntes Jahr erreicht hatte, wurden wir von Zeit zu Zeit ins Theater mitgenommen. Im jetzigen Karl-Theater, damals noch das Kasperl-Theater genannt, ergötzten wir uns an der Aufführung einiger urwienerischer Possen, die genial gespielt wurden. Einen hinreißenden Eindruck aber machte mir Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt“ (wenn ich nicht irre, im Theater an der Wien dargestellt). Völlig berauscht kam ich nach Hause; die Richtung, in der meine Phantasie fortan ihre Flüge nehmen sollte, war bestimmt. Ich wurde unerschöpflich in der Erfindung von Theaterstücken, die ich nicht aufschrieb, sondern nur meiner Schwester und unsern Freundinnen und Altersgenossinnen erzählte. Gegen diese Art der Produktion wendete Friederike nichts ein; sie übernahm sogar eine Rolle, wenn die Aufführung meiner Komödie beschlossen wurde. Und das war keine so leichte

Sache, denn die Schauspielerinnen mußten die Reden improvisieren. Es geschah mit Feuereifer und gänzlich unbefangen. Auf ein Publikum brauchten wir nicht Rücksicht zu nehmen; das fehlte, ging uns aber nicht ab. Die Gouvernanten, die es hätten bilden können, saßen im Nebenzimmer und schwatzten. Uns selbst zu erfreuen und zu gefallen war der Zweck unserer künstlerischen Leistungen, und sie erfüllten ihn glänzend.

Da — in der Zeit ihrer hohen Entfaltung, schien eine noch höhere ihnen bevorzustehen. Eines Sonntags erfuhren wir die merkwürdigste Überraschung. Unsere feinste Darstellerin, sie, die mit meiner Schwester in den Rollen der unschuldig Verfolgten abwechselte, erschien, Triumph im rosigen Gesichtchen, in den zarten Händen ein Manuskript, und verkündete uns, daß sie ein Theaterstück gedichtet und aufgeschrieben habe.

Nein, war's möglich? Aufgeschrieben, ein ganzes Theaterstück? — Nein, diese Fanni, wer hätte ihr das zugetraut! Sie lächelte still vergnügt, setzte sich an den Tisch und begann mit leiser, bewegter Stimme ihr Werk vorzulesen. Wir hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu; es gefiel uns außerordentlich; es war etwas Neues. Bisher hatten wir uns im Heroischen oder im Lustigen bewegt. Fanni brachte etwas Sentimentales. Die Rollenverteilung machte keine Schwierigkeiten; wir einigten uns rasch. Am zufriedensten war wohl ich. Mir war die Darstellung eines alten Onkels anvertraut, der zankt und poltert, sich aber zuletzt als der weichste Gemütsmensch entpuppt und eine rührende Rede hält.

Der Abend wurde damit zugebracht, die Rollen auszuschreiben. Um sie auswendig zu lernen, benutzten wir die Woche hindurch jeden freien Augenblick. Am nächsten Sonntag fand die Probe, am übernächsten die Aufführung statt; nicht bei uns, sondern im Hause der Mutter unserer Dichterin. Ein kleines Theater war aufgestellt, ein kleines Publikum war eingeladen, die Vorstellung ging wie am Schnürchen. Alle Personen, die

auftraten, wurden ernst genommen und erhielten Applaus; bloß der alte Onkel erregte immer nur Heiterkeit. Seine Zornesausbrüche wirkten komisch, und als er am Schlusse rührend werden wollte, brach das Publikum in Gelächter und der Mißverstandene in Tränen aus. Und nun kam der bitterste Tropfen im Leidenskelche dieses Abends. Für sein mühsam unterdrücktes Schluchzen, für die heißen Tränen, die ihm in den grauen Bart liefen, erntete der alte Onkel lauten, grausamen Beifall.

Am nächsten Sonntag stellte unsere Freundin sich an der Spitze eines zweiten Theaterstückes ein, das sie uns auch vorlas. Es war — wieder eine Neuerung — in deutscher Sprache geschrieben. Ihm aber geschah unrecht von Anfang an. Man wollte sich nicht mehr mit dem Ausschreiben der Rollen und mit dem Memorieren plagen. Überdies sagte der Stoff des neuen Dramas uns nicht zu. Es war ein biblischer: „Abrahams Opfer". Willkürlicherweise hatte die Dichterin die Erzmutter Sarah in den Vordergrund gestellt. Sie spionierte, entdeckte und erlauschte alles, was ihr Gatte sann, war, sichtbar oder unsichtbar, immer auf der Bühne. Sie hatte sich durch ihr zudringliches Wesen schon recht mißliebig gemacht, schon manches: „O je, die Sarah! ist sie wieder da?" war laut geworden, als die Vorleserin zu der Stelle kam: „Sarah tritt auf. Sie wirft ihre Augen in eine Allee ..." Weiter ging es nicht. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich. Das hätte man wissen mögen, wie das zu machen war. Man bat um Erklärungen; man verhöhnte jede, die versucht wurde; man brach den Stab über das Opfer Abrahams.

Dieser unselige Mißerfolg riß auch mich ins Verderben. Unsere besten Kräfte entdeckten plötzlich, daß die Komödienspielerei sie eigentlich langweile. Meine in hellem Enthusiasmus erdachten Theaterstücke teilten das Schicksal meiner Gedichte — niemand wollte sie mehr anhören. So wurden denn meine kleinen Hefte abermals meine einzigen Vertrauten. Längere

Zeit hindurch half mir eine trotzige Resignation, über ihren Inhalt Schweigen zu bewahren. Ebensogut hätte ich aber eine Brut Singvögel mit mir herumtragen und sie bewegen können, stumm zu sein. „Hat er es einmal aufgeschrieben, will er, die ganze Welt soll's lieben." Mir vertrat meine Schwester diese ganze Welt, die „es" lieben sollte. Sie jedoch war erschrocken und betrübt, als ich ihr wieder mit meinen Gedichten kam. So hatte ich denn meine unglückliche Kuriosität noch nicht abgetan? Wie unzufrieden wären der Papa und die Großmutter und die Tante, wenn sie etwas von ihr erführen! — Ich gestand mir, daß sie recht haben könne, wollte es aber nicht zugeben und berief mich auf das Beispiel der Mutter Fannis, die sich freute, daß ihre Tochter Theaterstücke machte. — Ja, es war eben anders bei uns, und ich hatte mich zu fügen. Wenn man weiß, daß man etwas nicht tun soll, läßt man's bleiben. Das ist ganz einfach. Sie hielt mir eine ihrer hübschen, wehmütigen Predigten, die dem Tiefsten ihres warmen, frommen, liebevollen Herzens entquollen. Dabei wurde sie so traurig und brach endlich in so heiße Tränen aus, daß ich, gerührt und ergriffen, einen heroischen Vorsatz faßte, und ihr versprach, nicht mehr davon zu reden wenn „es" in meinem Kopf wieder anfangen würde zu dichten, auch nie mehr etwas aufzuschreiben, und wenn die Versuchung dazu mich anträte, innig zu beten um die Kraft, ihr zu widerstehen.

So tat ich, mit heißer Inbrunst, und die Gebete, die ich im frommen Selbstbetrug zum allgütigen, allmächtigen Vater und Schöpfer emporsandte, waren nichts anderes als ein armes, kindisches Versgestammel.

In der Stadt begleiteten wir zwei Ältesten unsere Großmutter am Sonntag in die Ruprechtskirche, und nach der Messe durfte dann immer eine von uns noch eine Weile bei Großmama bleiben. Da war denn einmal wieder mein Sonntag, und ich

stand am Fenster und genoß die wohlbekannte Aussicht. Unser Haus hatte die Form eines langgeschwänzten Klaviers; sein schmales Ende zog sich vom Haarmarkt herüber durch zwei kleine Gassen, bis zum sogenannten „Rabenplatzl". Dort überragte es turmartig seine beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken, uralte, umfangreiche Häuser. Das Gegenüber bildete ein gelbes, plumpes Gebäude, das uns nur seine Ecke zuwandte und immer im Begriff schien, auf dem abschüssigen Terrain des „Platzl" zur Donau hinab zu gleiten, der auch die beiden Gassen, die neben ihm hinliefen, entgegenstrebten.

Sehr heiter und belebt war es hier herum nicht, am wenigsten des Sonntags, wenn die Kaufleute die Läden geschlossen hatten. An diesem einen Sonntags-, einem Frühlingsmorgen, aber erschimmerte alles, worauf meine Augen sich richteten, im Reflex des Glanzes, der mir die Seele erfüllte. Ich freute mich am Sonnenlicht, das auf fremden Fensterscheiben blinkte — zu den unseren drang es nicht. Ehrwürdig und lieb sogar erschienen mir auf den Dächern die plumpen Rauchfänge mit ihren schiefen Hüten, denen der blaue Himmel einen leuchtenden Hintergrund abgab.

In der Kirche war ich heute besonders andächtig gewesen, hatte die heilige Messe eifrig nachgebetet aus dem Büchlein „Nouvelles heures à l'usage des enfants", das ich seit meinem siebenten Jahre besaß. Den krönenden Schluß meiner Sonntagsfeier bildete immer das Genießen des poetischen Anhangs, der dem kleinen Buche beigegeben war und unter anderem die „Méditation sur la mort" von Pierre Corneille enthielt. Sie erschien mir als das Höchste, zu dem ein Dichtergeist sich aufschwingen kann, sie machte mein Entzücken aus und mein Leid; denn meine eigenen Poesien erschienen mir so fahl und nichtig wie Staub im Vergleich zu diesen prunkvollen Versen. Sie klangen damals, als ich am Fenster stand und den Himmel und die Rauchfänge bewunderte, in mir nach. Ich sagte sie leise vor

mich hin, so lang, bis ich, hingerissen von meiner Begeisterung, dem Wunsche, sie geteilt zu sehen, nicht mehr widerstehen konnte. So trat ich denn zu Großmama, die auf dem Kanapee saß und strickte, und begann, jetzt aber laut:

„Pense, mortel, à t'y résoudre,
Ce sera bientôt fait de toi.
Tel aujourd'hui donne la loi,
Qui demain est réduit en poudre."

Sie sah etwas befremdet von ihrer Arbeit auf, sie lächelte; der gütige Ausdruck, mit dem ihre Augen auf mir ruhten, ermunterte mich fortzufahren. Und öfters, während ich sprach, nickte sie mir Beifall zu, und als ich zum Schlusse gekommen war, lobte sie das Gedicht und mich — weil ich es auswendig gelernt hatte. Ihr Lob, mit dem sie so sparsam war wie mit Tadel, berauschte mich, und noch mehr davon zu erlangen, begehrte meine geschmeichelte Eitelkeit.

Auswendig gelernt? Ach was! Ich hatte es nicht auswendig gelernt ... Es hatte sich von selbst meinem Gedächtnis angeklebt. Alle Verse, die ich las, klebten sich ihm an, fielen mir wieder ein beim Spazierengehen oder beim Spielen. Die Verse kamen zu mir, weil ich selbst Verse machen konnte. Ja, ich mußte es der Großmama anvertrauen ... Auf einmal waren meine guten Vorsätze, war alles vergessen, was ich meiner Schwester versprochen und mir selbst zugeschworen hatte. Ich wußte nur noch, daß alles gesagt und gesungen werden müsse, was mir im Herzen klang und tönte, andern zur Freude, mir selbst zum Heile. Hastig und konfus werde ich es vorgebracht haben, aber meinen wirren Reden entnahm Großmama doch die Neuigkeit, daß ich „Poesien" machte. So schöne noch nicht wie Pierre Corneille, aber das wird kommen, später, ganz gewiß, wenn ich eine erwachsene Dichterin sein werde ... Du lieber Gott! In der Schilderung dieses ruhmvollen Zukunftsbildes kam ich nicht weit. Großmama unterbrach sie mit einer Strenge,

die ich noch nie von ihr erfahren hatte, und die mir bis zum heutigen Tage unerklärlich geblieben ist. Warum hat die sonst Gütigste und Nachsichtigste mein Geschwätz nicht wie eine kindische Torheit, sondern wie ein Unrecht behandelt und hart zurückgewiesen? Bevor ich mich besonnen und den Mut zu einem Wort der Entschuldigung gefunden hatte, war ich fortgeschickt worden und befand mich unter der Obhut Josefs, Großmamas altem Diener, auf dem Heimweg in den zweiten Stock. Das war eine Reise! Das war ein Emporsteigen mit einer Last auf dem Gewissen, die schwerer wurde mit jeder Stufe, die ich sonst lustig hinaufhüpfte und jetzt so mühsam erklomm. Wie oft blieb ich stehen; wie brannte mir die Lüge auf den Lippen: „Josef, ich bitte Sie, kehren wir um; ich hab etwas vergessen."

Aber ich brachte es nicht heraus. Wir gingen weiter; wir langten an. — Nun war keine Hoffnung mehr. Ich würde keine Gelegenheit mehr finden, mich zu rechtfertigen — es wenigstens zu versuchen. Großmama kam, ich wußte das wohl, auf eine einmal erteilte Rüge nie wieder zurück. Die Sache war für sie abgetan, und meine Absicht, eine Dichterin zu werden, blieb in ihren Augen etwas Unrechtes und Sündhaftes. Ihre Entrüstung hatte es mir gezeigt. Ach, wenn der Himmel sich meiner erbarmen und mich erlösen wollte von dieser Sündhaftigkeit, oder was es denn sein mochte. „Erlöse mich! erlöse mich!" rief ich den Allmächtigen an, und bei ihm und bei meiner Getreuesten, meiner Schwester, suchte ich Hilfe in meiner mit Verzweiflung recht nah verwandten Ratlosigkeit. Aber Hilfe wußte meine Schwester nicht zu bringen. Sie meinte immer nur: „Sprich nicht davon; dann vergeht's vielleicht."

Vielleicht! Ihre Zuversicht war dahin; sie begann mein Übel als ein unheilbares anzusehen. Wir beteten ein wenig und weinten viel, und ich wünschte mir ehrlich und heiß, bald zu sterben, um nicht noch mehr unwillkürliche Schuld auf mein Haupt zu laden. Gut bei diesem Verfahren der Meinen war bloß

die Absicht. Gewollt haben sie mein Bestes und, ohne zu wissen was sie taten, mir das peinvoll demütigende Gefühl eines angebornen, geheimen Makels aufgebürdet.

Mit der Zeit wandte sich das Blatt, jedoch nicht zum Besseren. Woraus mir ein Vorwurf gemacht wurde, das war etwas Unentrinnbares und ohne mein Wissen und Wollen durch eine höchste, göttliche Macht über mich verhängt. Die Leiden, die ich dadurch erduldete, und leiden wollte ich ja! erschienen mir nicht wie gewöhnliche, sondern wie besonders schöne und erhabene, wie die eines Märtyrertums, und aus diesem Bewußtsein schöpfte ich eine große Widerstandskraft; es erweckte aber auch in mir ein tüchtiges Maß Hoffart.

Gegen die Schreckensherrschaft unseres Drachen in Gouvernantengestalt hatte sich allmählich eine kleine Partei gebildet. Wenn er gar zu arg wetterte, erschien unversehens Pepinka oder unser feines, braves Stubenmädchen Apollonia und machte dem Tanz ein Ende. Ja, wenn es hier „einen solchen Spektakel" gibt, muß der Papa gerufen werden, hieß es mit vielsagenden Blicken nach der Mademoiselle. Sogleich legte sich der Sturm, und wir merkten wohl, auf wen die Drohung gemünzt war. Auch Tante Helene fand sich oft ein, holte uns ab und nahm uns mit in ihr Zimmer.

Sie bewohnte das selbe, in dem Maman Eugénie gestorben, und wir sprachen von jüngst vergangenen glücklichen Zeiten, in denen sie noch bei uns gewesen war. Aber auch längst vergangene und sehr traurige Zeiten ließ Tante Helene vor uns aufleben, ihre freudlose, sorgenvolle Jugend. Sie war in Armut aufgewachsen; sie hatte ihren Bräutigam und zwei Brüder in den Kriegen gegen Frankreich verloren. Über den dritten (unseren Vater) war sie lange in quälendem Zweifel geblieben ob er tot oder gefangen sei. Viel Leiden hatte die Tante erfahren

müssen, bis ihr endlich ein Glück erblühte. Ihrer Ehe mit einem ausgezeichneten, allverehrten, aber weit älteren Manne entsproß ein Söhnchen. Nun lernte sie das Beste und Höchste kennen, was das Leben dem Weibe zu bieten hat. Ihr Kind wurde ihre Freude, ihr Licht. Zu einem Loblied gestaltete sich ihre Rede, wenn sie von ihm sprach, und mit Spannung hörten wir zu; denn alles war interessant, und am interessantesten die Kindheit des Onkel Moritz.

So titulierten wir unseren Vetter, nicht wegen des Unterschiedes im Alter, sondern wegen des großen Ansehens, das er bei uns genoß. Seine Mutter verwahrte in ihrem Schreibtisch einen Schatz: alle Zeugnisse, die der „Onkel" sich verdient hatte als kleiner Junge in der Privatschule Kudlig, später im Theresianum, wo er den Gymnasialunterricht erhielt, und endlich in der Ingenieurakademie, die er als Armeeleutnant verließ.

Eine lange Kette der Ehren.

Für uns war die Zeit, in der Onkel Moritz als kleiner Junge das Institut Kudlig besucht hatte, die interessanteste seines ganzen Lebens. Dieses unglaublich merkwürdige Institut befand sich nämlich auf dem Hohen Markt und dort auch — man denke! — das Polizeihaus. Meisterlich verstanden wir das Gespräch in seine unheimliche Nähe zu lenken, von wo immer es auch ausgegangen sein mochte. Und dann hob ein Fragen an, so dringend und so neugierig, als hätten wir von der Antwort, die kommen würde, keine Ahnung gehabt: „Was hat manchmal dort gestanden, dort, beim Polizeihaus? Vor dem Balkon und vor der großen Figur mit der Wage in der Hand?"

„Was dort gestanden hat? Nun, ihr wißt ja, der Pranger ist manchmal dort aufgerichtet worden."

„Ja, ja, der Pranger. Wie der nur aussehen muß, so ein Pranger? Und wie das sein muß, wenn man oben ist, und alle Menschen schauen hinauf... Und einmal, nicht wahr, hat der Onkel Moritz auch hinaufgeschaut?"

„Ja, einmal, weil die Magd, die ihn im Institut abholte, ihn nicht rasch vorbeigeführt hat, wie sie sollte, sondern ihm erlaubt hat, stehen zu bleiben."

„Und da waren just zwei Frauen oben auf dem Pranger, eine alte und eine junge, und was haben die getan? Erzähl! erzähl!"

„Ihr wißt es ja ohnehin. Die alte hat geweint, und die junge hat geschimpft und die Leute angegrinst."

„Auch den Onkel Moritz?"

„Auch ihn."

„Ach, die muß grauslich gewesen sein! Und was hat er gesagt?"

„Was soll er gesagt haben? Nichts. Abends aber hat er nicht einschlafen können aus Angst, sie kommt und grinst ihn an."

Der kleine Onkel Moritz von damals stand jetzt (1840) im siebenundzwanzigsten Jahre, war Oberleutnant im Geniekorps und kürzlich auf seine Bitte von Olmütz nach Wien transferiert worden, um an der Ingenieurakademie die Professur der Naturwissenschaften zu übernehmen.

Tante Helene lebte auf nach seiner Ankunft. Man kann sich ein innigeres, schöneres Verhältnis nicht denken, als das zwischen dieser Mutter und diesem Sohne. Dafür mußte bei unserem Vater und seinem Neffen die gegenseitige Zuneigung und Wertschätzung ihre Kraft bewähren, um die Kontroversen, in die beide Männer oft gerieten, friedlich ausklingen zu lassen. Der ältere verteidigte seine Ansichten mit sprudelnder Lebhaftigkeit, der junge die seinen gelassen und nachdrücklich. Am Ende eines solchen Streites war es immer Papa, der die Hand zur Versöhnung bot. Er hatte ein starkes Emotionsbedürfnis und liebte Versöhnungen ebensosehr, wie er den Kampf liebte. Ihm, der als sechzehnjähriger Jüngling der Theresianischen Akademie und ihren Schulen Valet gesagt hatte, um sich dem Kriegsdienst zu widmen, war es nicht recht begreiflich, wie ein Soldat sich auf

die Wege der „Gelahrten" begeben konnte. Der Gelahrten! Durch das Vertauschen des zweiten e in diesem Worte mit einem a glaubte er seine geringe Meinung von dem Stand, den es bezeichnet, an den Tag zu legen. Sie tragen einen Fluch an sich, diese Menschen; sie sind unpraktisch und finden jedes Stühlchen, auf dem sie beim Mahle des Lebens Platz nehmen möchten, immer schon besetzt. Papa hatte vor Jahren zu gleicher Zeit mit Hegel die Kur in Karlsbad gebraucht und von der äußeren Erscheinung des berühmten Philosophen einen befremdlichen Eindruck erhalten. Sie blieb für ihn das Urbild der Gestalt, in der die Leuchten der Wissenschaft auf Erden wandeln. Er versäumte nie, wenn er von seiner Begegnung mit Hegel sprach, dessen vermeintes Wort zu zitieren: „Ich habe nur einen Schüler gehabt, der mich verstanden hat, und auch der hat mich mißverstanden." Ebenso brachte er gern ein Kommando in Erinnerung, das während Bonapartes ägyptischen Feldzuges vor jedem Zusammenstoß mit dem Feinde gegeben wurde. Da hieß es zur Sicherung der notwendigen wie der überflüssigen Begleiter des Hauptquartiers: „Les ânes et les savants au milieu!"

Diese Spötteleien ließen Onkel Moritz sehr kühl. „Ich fühle mich nicht getroffen," sagte er; „ich bin kein ‚savant'. Ich komme mir vor wie ein Schwamm, sauge mich an in den Vorlesungen Ettinghausens und Schrötters und presse mich am nächsten Tage in meiner eigenen Vorlesung aus."

An seinem freien Tage, am Sonntag, speiste er regelmäßig bei uns und erwies uns vor dem Diner manchmal die Ehre eines Besuches im Schoolroom. Es befriedigte unsere Eitelkeit gar sehr, daß er Mademoiselle Henriette nicht mehr Beachtung schenkte, als die Höflichkeit gebot, und deutlich merken ließ, er sei nicht ihretwegen, sondern unsertwegen gekommen. Gewiß aber nicht, um uns Komplimente zu machen. Er belächelte unser seit Frau Krähmers Scheiden gänzlich in Verfall geratenes Klavierspiel und unser fortwährendes Französischparlieren. Eines

Tages machte er sich darüber lustig in Gegenwart Mademoiselles. Sie nahm es übel — was ihr freilich nicht zu verargen war —, schleuderte ihm einige zornige „Mais Monsieur!“ zu und stolzierte aus dem Zimmer. Uns schwebten die Folgen vor Augen, die aus der bedrohlich gewordenen Stimmung unserer Gouvernante erwachsen würden. Onkel Moritz fuhr fort, uns zu hänseln. Er bedauerte die arme deutsche Wissenschaft, weil wir so gar keine Notiz von ihr nahmen. Wohin man auch blickte, weit und breit war kein deutsches Lehr- oder Lesebuch zu erschauen. Und unsere Hefte, die auf dem Tische lagen, die er zur Hand nahm und durchblätterte! Sie trugen die Aufschriften: „Grammaire“, „Calligraphie“, „Dictée“, „Dictée“, „Calligraphie“, „Grammaire“. Die Abwechslung war gering. Nun aber, zu meinem Entsetzen, kam ihm ein Heftchen in die Hand, das ich, von Mademoiselle am Lehrtisch beim Dichten überrascht, in eines meiner großen Hefte geschoben und dort vergessen hatte. Er schlug es auf und las: „Ode à Napoléon“ — mein letztes Gedicht. Etwas grandios Heroisches, das der Nachwelt, wenn es ihr erhalten geblieben wäre, erst den rechten Begriff vom Genie des Imperators gegeben hätte. Den Schluß bildete ein cri de haine an die Adresse des perfiden Albion, dem ich schmachvollen Untergang auf Erden, im Jenseits die ärgste Höllenpein verhieß.

„Von wem ist denn das?“ fragte Onkel Moritz in einem Tone, bei dem mir heiß und kalt wurde, und der so wegwerfend war, daß meine Schwester sich in meiner Ehre gekränkt fühlte. Die Getreue, der meine Dichterei doch so herzlich zuwider war, nahm sie einem andern gegenüber in Schutz und sagte mit allerliebster Würde, als ob von etwas Respektablem die Rede sei:

„Es sind Gedichte von der Marie.“

Er lachte, las weiter und verzog während des Lesens keine Miene, und ich hatte die Empfindung, daß mich jemand würgte, und daß mir dabei hunderttausend Ameisen über die Wangen

liefen und über den ganzen Körper, mit kalten, hastigen Füßchen.

Nach einer Zeit, in der ich mir einbilden konnte, daß ein Begriff der Ewigkeit mir aufgegangen war, legte Onkel Moritz das Heftchen auf den Tisch zurück. Gleichgültig, wie wenn es ein Knäuel Zwirn oder irgend eine andere Geringfügigkeit gewesen wäre. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, und noch weniger, ihn zu fragen: „Hat es dir denn gar nicht gefallen?" Was wir gestern gelitten haben, ist nichts; was wir heute leiden, ist alles. Die Abfertigung, mit der Großmama mich vor einigen Jahren so unglücklich gemacht hatte, erschien mir bei weitem weniger grausam als das Schweigen des ersten Lesers meiner von Flammen der Begeisterung durchloderten Ode.

Im Laufe der Woche erhielt ich eine hübsche, mit einem Seidenband umwundene Rolle zugeschickt. Sie enthielt sehr gutes Zuckerwerk und einen Briefbogen. Auf den hatte der Onkel in seiner beneidenswert klaren, gleichmäßigen Schrift das Loblied auf den Rhein aus dem „Waldfräulein" von Zedlitz hingesetzt. Vom Anfang:

O Rhein, wie klingt dein Name hold,
Gleich einer Glocke, hell von Gold,
O fließe fort in stolzer Ruh',
Taufwasser deutschen Volkes du!

bis zum Schlusse:

Es singen die Sänger zur Harfe laut,
Was sie im Nebel der Lüfte geschaut!
Sie singen fort bis diese Stund,
Noch ist geschlossen nicht ihr Mund;
Sie werden singen vom stolzen Rhein,
So lang er fließt in das Meer hinein!

Nun aber folgte ein Epilog:

O, sing auch du, du deutsche Maid,
Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid!
Du bist ein Sproß aus gut german'schem Blut,
Was deutsch du denkst, hab deutsch zu sagen auch den Mut.

Diese Verse galten mir! An mich waren sie gerichtet, und ich fühlte mich dadurch hochgeehrt und ausgezeichnet. Und wie leuchtete ihr Inhalt mir ein und erhellte mir das Herz! Ich durfte sagen, was ich dachte, wenn ich es nur in deutscher Sprache sagte. Ein sehr Gestrenger sanktionierte mein Dichten unter dieser Bedingung. Aber — „was deutsch du denkst" ... Es kam mir nicht vor, daß meine Gedanken gebürtige Deutsche wären. Als kleine Kinder hatten wir fast nur Böhmisch und später dann fast nur Französisch gesprochen — und die Sprache, die wir reden, ist doch die, in der wir denken. Eine strenge Selbstüberwachung begann. Meine Einfälle wurden auf ihre Nationalität geprüft. Innerlich fand meine Umgestaltung aus einer französischen in eine deutsche Dichterin geschwinder statt, als je die Verwandlung einer Raupe in einen — sagen wir — Kohlweißling stattgefunden hat. Von der Notwendigkeit, mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen, war ich sofort überzeugt, und keinesfalls hat meine Sangesfreudigkeit eine lange Störung erlitten. Der Hymnus an den Rhein bekam eine zahlreiche Nachkommenschaft. Mit ganz besonderer Wonne schwelgte ich im Wohlklange des Verses: „Es singen die Sänger zur Harfe laut ..." Die Harfe bildete denn auch die köstlichste Bereicherung meines neuen poetischen Hausrats, und bald begann es in meinen Liedern von Harfenklängen zu tönen. Doch vertauschte ich oft das musikalische Rüstzeug der Barden mit der Laute der Minnesänger, weil sich auf „Laute" so viel mehr und lieblichere Reime finden lassen, als auf das stolze, herbe „Harfe".

Der Winter des Jahres 1841 war verflossen, ein stiller, fast trübseliger Winter. Wir hatten alle ein dumpfes Bewußtsein davon, daß sich im Hause ein außerordentliches Ereignis vorbereite. Etwas Erwartungsvolles, Spannendes lag in der Luft, die Stimmungen unseres Vaters wechselten noch rascher als

sonst; er schien in einem schweren Kampfe mit sich selbst befangen. Wir fanden ihn oft, wenn wir zu Tante Helene kamen, in ein Gespräch mit ihr vertieft, das bei unserem Eintreten abgebrochen wurde. Auch Großmama nahm an diesen Beratungen teil, die — wir sahen es wohl — einen quälenden Eindruck auf sie machten. Die glostende Aufregung, in der die Spitzen der Familien sich befanden, warf Reflexe nach allen Richtungen. Die Dienstleute zischelten untereinander und schwiegen plötzlich, wenn eines von uns in ihre Nähe kam. Sie machten geheimnisvolle Gesichter; sie nahmen uns gegenüber ein liebevoll-bedauerndes, beschützendes Wesen an. Das seltsamste aber war die Veränderung, die mit Mademoiselle Henriette vorging. Sie bemeisterte sich, mäßigte ihre Zornesausbrüche und ganz besonders ihre Großmut im Erteilen von Strafen. Alle Hausgenossen schienen einen Grund zu haben, uns ungewöhnliche Rücksichten zu erweisen; nur Monsieur Just blieb immer gleich unbefangen, immer der selbe gute, heitere Kamerad.

An einem regnerischen Sonntagnachmittage dieses Frühjahrs waren wir alle fünf bei Tante Helene versammelt und spielten eifrigst „Schwarzer Peter", als Papa eintrat. Er blieb eine Weile am Tische stehen, wechselte einige Worte mit der Tante, wandte sich dann an uns und fragte:

„Kinder, was würdet ihr sagen, wenn ich euch eine neue Mama brächte?"

Die drei Kleinen sahen verständnislos zu ihm empor, Fritzi wurde über und über rot, senkte den Kopf und schwieg. Mir kam eine Erleuchtung. Das also war's — darüber beriet sich unser Vater mit Großmama und mit der Tante, darüber zischelten die Leute — wir sollten eine Stiefmutter bekommen. Alle bösen Stiefmütter, die in den Märchen ihr Wesen treiben, standen mir vor Augen, und es fiel mir nicht ein, daß Maman Eugénie auch eine Stiefmutter gewesen war, und daß es demnach unaussprechlich gute Stiefmütter geben könne. Ohne mich lang

zu besinnen, rief ich aus: „Bring uns keine neue Mama; wir brauchen keine!“

Wenn ich mich recht erinnere, überhörte Papa diesen kühnen Protest; am nächsten Tag aber machte seine Verlobte ihren ersten Besuch in unserem Hause. Sie kam in Begleitung ihrer Mutter, die eine imponierende Dame mit noch außerordentlich schönen Gesichtszügen war.

Von der ersten Begegnung mit ihr und ihrer Tochter hielt unsere Großmama Vockel sich fern, nur Tante Helene nahm Teil daran. Das Benehmen der drei Damen gegeneinander hielt sich in den Grenzen einer kühlen Höflichkeit, und auch uns bezeigte die zukünftige Stiefmutter keine besondere Freundlichkeit, was recht und ehrlich war. — „Ich übernehme euch, wie man Pflichten übernimmt,“ sagten ihre lichten, blauen Augen, und wie gut verstanden wir sie! Meine Schwester teilte mein Gefühl einer gewissen peinlichen Beschämung dieser hohen Erscheinung gegenüber, die uns bald so nahe stehen sollte. Als wir verabschiedet und in unsere Zimmer zurückgeschickt wurden, sagte Fritzi schwerbetrübt: „Wenn wir nur nicht fünf wären!“

Die neue Mama war ebenso imponierend wie ihre Mutter, hatte das dreißigste Jahr schon zurückgelegt und neigte zur Fülle. Ihre Haare waren blond, ihr Teint war rosig, ihr Mund, nicht klein, aber fein geschnitten, hatte schön geschwungene Lippen und war geschmückt mit den herrlichsten Zähnen. Im ganzen bot sie ein Bild blühender Gesundheit und selbstbewußter Kraft. Der ersten Begegnung mit ihr folgte bald eine zweite, die den herben Eindruck der früheren bedeutend milderte. Und nun machten wir zusammen auch gleich aus, daß sie am Ende noch sehr gut mit uns sein werde.

Wirklich erfuhren wir bald darauf durch sie eine große Wohltat. Fremde Leute hatten ihr die Augen geöffnet über Mademoiselle Henriette, und sie verlangte deren Entfernung aus dem Hause und sorgte zugleich für einen Ersatz. Es war der beste,

der sich hätte finden lassen. Das Fräulein, dem jetzt unsere Erziehung anvertraut wurde, hieß Marie Kittl und war eine Deutschböhmin, die Tochter eines fürstlich Schwarzenbergischen Hofrates und Schwester des damaligen Direktors des Prager Konservatoriums. Wir kamen bei diesem Regierungswechsel aus der Hölle in den Himmel. Ich wüßte keine gute und vortreffliche Charaktereigenschaft zu nennen, die unser Fräulein Marie nicht besessen hätte. Geboren für ihren Beruf, war sie eine Kinderfreundin ohnegleichen und begabt mit dem innigsten Verständnis für alle Vorgänge in der Kinderseele. Sie kannte keine Rücksicht auf ihr eigenes Interesse, ihr Behagen, ihre Gesundheit, wenn es sich um unser Wohl handelte. Wie viele Nächte hat sie an unseren Krankenbetten durchwacht, wie sorgsam uns betreut in der Rekonvaleszenz, wie klug und geschickt uns lernen gelehrt, mit welcher Hingebung an unseren Spielen teilgenommen!

Daß wir sie nicht von der ersten Stunde an vergötterten, daran trug ihr Äußeres schuld, das nichts besonders Einnehmendes hatte. Im Gegensatz zu unseren früheren, groß und schlank gewachsenen Gouvernanten war ihre Gestalt und waren auch ihre Hände und Füße etwas ins Breite geraten. Sie stand in den Zwanzigen, schien aber viel älter. Ihrer Hautfarbe fehlte die Frische, ihre Bewegungen waren ohne Anmut, ihre Nase ... doch nein, ich will nicht detaillieren. An jedem einzelnen ihrer Züge hätte sich etwas aussetzen lassen, während der Gesamteindruck, den die Physiognomie und das Wesen unseres Fräuleins Marie machten, höchst sympathisch war. Ein feiner, nobler etwas schwärmerischer Geist sprach aus ihren kurzsichtigen Augen und bald wurde es uns zur Ehrensache, sie Beifall spendend auf uns ruhen zu sehen. Sie war eine tüchtige Musikerin und sang besonders Lieder sehr hübsch, mit angenehmer, gut geschulter Stimme. Wirklich ergreifend trug sie eine der Kompositionen ihres Bruders, das liebenswürdige Lied „Der Vogelsteller" vor

Wer kennt es heute noch? Wer kennt noch Kittls Oper „Die Franzosen vor Nizza", die in den vierziger Jahren vom Prager Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurde?

Wer auch schwärmt heute noch für den Dichter Egon Ebert? Marie Kittl tat es aus vollem Herzen, und wir, getreu unserer Manie, angenehme Überraschungen zu bereiten, fanden uns eines Tages feierlich als Deklamatricen bei ihr ein. Wir wollten etwas im geheimen auswendig Gelerntes vortragen: ein Gedicht von Ebert, das die Sage von dem Mönche behandelt, den ein Wunder zum Glauben an die Ewigkeit bekehrt. Er war gegen Abend in den Wald gegangen, hatte sich ins Moos gelegt unter einen Baum, in dessen Zweigen ein Vöglein lieblich sang, war eingeschlafen und mochte wohl eine Stunde geschlafen haben; denn als er erwachte, glitten schon dunkle Schatten über den Waldesgrund, und die Kirchenglocke rief zur Hora. Der Mönch erhob sich und schritt dem Kloster zu. Er ging den wohlbekannten Weg, und seltsam verändert kam ihm der vor, seltsam verändert alles um ihn her, die Sprache, die Tracht der Menschen, denen er begegnete; fremdartig sogar mutete die Gegend ihn an und völlig fremd das Kloster, das er nun betrat. Das ist sein altes, kleines Kloster nicht mehr, das ist ein Prachtbau, in Marmorglanz schimmernd, mit riesiger Pforte, mit breiten Gängen. Er steht im Treppenhaus und

Sieht hinan die hohen Stufen,
Sieht hinan die hohen Hallen,
Schlägt die Hände bang zusammen:
Gott, o Gott! Was ist geschehn?

Mönche kommen, ihm alle unbekannt, scharen sich um ihn, fragen ihn, was er wünscht, wen er sucht. Seine Freunde möchte er sehen, seine Genossen:

Ruft mir doch den Vater Bernhard
Und den weisen Cyprianus,
Daß sie mir das Dunkel klären
Und das Rätsel lösen mögen.

Seine Worte erregten Staunen und Grauen:

Liegt ja doch der Vater Bernhard
Und der weise Cyprianus
Schon dreihundert Jahr' im Grabe.

So erfährt der Mönch, daß er im Walde nicht ein Stündlein, sondern drei Jahrhunderte verschlafen hat, und die Ahnung einer unendlichen Zeitdauer steigt in ihm auf.

Nun aber drohte unserer Unternehmung eine Gefahr. Fritzi sollte das Gedicht sprechen bis zu der Stelle: „und das Rätsel lösen mögen", dann war's an mir, fortzufahren. Ja — wenn die Namen der zwei Patres nur nicht für uns die Quintessenz alles Komischen enthalten hätten! Wenn es nicht schon in Fritzis Gesicht gezuckt und geblitzt hätte, sobald der Moment, sie über die Lippen zu bringen, nahte, wenn ich mich nur vor verhaltenem Lachen nicht gekrümmt und gewunden hätte, während sie losbrach und die guten Mönche silbenweise und kreischend herbeirief. Als dann ich sie übernahm, um sie für dreihundert Jahre ins Grab zu legen — da war es Fritzi, die sich krümmte und wand und ich, die laut auflachte.

So ging es bei den Proben, so bei der Vorstellung, die kläglich mißraten wäre, ohne die Langmut unserer Zuhörerin. Marie wartete ruhig, bis unser Lachanfall überstanden war und blickte uns dabei nachsichtsvoll an mit ihren kleinen Augen, aus denen eine Güte leuchtete, so groß wie die Welt. (Mathematisch würde ich das beweisen, wäre ich Sophie Germain.) Sie kannte das junge Kindervolk; sie fragte nicht nach dem Warum? seines Lachens oder Weinens, sie wußte: Sensationen, das sind seine Gründe. Wir empfanden dankbar die Wohltat ihres Verstehens und fühlten uns glücklich in ihrer sicher geleitenden Hand.

Einmal, ganz besonders gerührt durch neue Beweise ihrer geduldigen Liebe, baten wir sie, uns gegenüber nicht das steife „Sie" zu gebrauchen, sondern uns wie die kleinen Geschwister, die wir darum beneideten, „du" zu nennen. Sie forderte das

ſelbe von uns, und nun war das freundſchaftliche Verhältnis auf den Ton geſtimmt, in dem es ſich erhalten ſollte durchs ganze Leben.

Wie eine kleine Inſel der Seligen ragt die Erinnerung an die Zeit, die wir damals verlebten, vor mir empor. Sie war die ſchönſte, friedlichſte meiner ganzen Kindheit.

Seit Anfang Mai befanden wir uns auf dem Lande unter der Obhut unſerer Großmutter und Tante Helenens. Papa war in Wien zurückgeblieben, wo am 21. Juni ſeine Vermählung ſtattfand. Zwei Tage ſpäter ſollte er mit ſeiner jungen Frau in Zdißlawitz eintreffen. Nach ſeiner Berechnung, wenn auf der Reiſe alles klappte, wenn nicht Regen eintrat und die Wege völlig ruinierte, in den Nachmittagsſtunden. Empfangsfeierlichkeiten waren ſtreng verboten; im Hauſe fand keine Veränderung ſtatt. Tante Helene zog aus den Zimmern Maman Eugénies, die ſie benutzt hatte, in eine Gaſtwohnung zu ebener Erde — das war alles.

Wir hatten uns bis jetzt wenig mit dem Gedanken an die neue Stiefmutter beſchäftigt; als es aber hieß: morgen iſt ſie da! gerieten wir in die geſpannteſte Erwartung. Daß Großmama ſtiller und ernſter war denn je, und Tante Helene beſonders traurig, bemerkten wir kaum. Vom Wetter hing die rechtzeitige Ankunft der Reiſenden ab — es gab alſo nichts Intereſſanteres als das Wetter. Und das war ſchlecht. Am Abend ſchon begann es zu regnen, und es regnete fort die ganze Nacht und auch den ganzen Morgen! Im Hauſe herrſchte Ratloſigkeit. Die Beamten kamen und halfen ſie vergrößern. Der Regen hielt an — was tun? Geſtern waren Relaispferde entgegengeſchickt worden; ſollte man noch andere nachſchicken? Wenn ſie überflüſſig waren, gab's Verdruß; wenn ſie gebraucht wurden und fehlten, gab's auch Verdruß. Der Verwalter konſtatierte

das unter frenetischem Tabakschnupfen; der Burggraf, dem daran lag, nicht alle seine Pferde auf die Landstraße zu schicken, prophezeite gutes Wetter. Und richtig, es machte sich! Zu Mittag lag ein silberner Schimmer über dem Himmel, am Nachmittag schien die Sonne. Da zog man unserer Kleinsten ihr weißes Kleidchen an und auch uns weiße Kleider, und unseren Brüdern ihre neuen blauen Blusen, und für jedes von uns brachte der Gärtner ein Bukett. Die Kleine sollte das ihre mit einigen begrüßenden Worten zuerst übergeben, und der Anblick dieses engelhaft schönen Kindes, das für sich und für seine Geschwister um ein bißchen mütterliche Liebe bat, mußte die neue Mama gewinnen und rühren. Nun waren wir zu ihrem Empfang bereit, und so würde sie denn gleich kommen. Wir standen im Hofe, und alle Augenblicke wollte das eine oder das andere das Rollen eines Wagens gehört haben, der den Berg heraufgefahren kam und nur der ihre sein konnte.

„O, mir klopft das Herz!" rief eines der Fünf und ein anderes: „Und erst mir, fühl nur!" — „Meins klopft noch stärker." Jedes wollte im Besitze des stärksten Herzklopfens sein.

So verging der Nachmittag. Das Wetter trübte sich wieder; wir wurden ins Haus zurückgerufen, lungerten herum, schlichen von einem Fenster zum anderen und spähten hinaus. Die Kleinste hatte vor Schläfrigkeit schon ganz verglaste Augen, wollte aber durchaus nicht zu Bett gehen und weinte bitterlich, als Pepinka sie in die Arme nahm und unter den zärtlichsten Liebkosungen ins Kinderzimmer trug. Dann gelang es Monsieur Just mit vieler Mühe, die beiden Büblein, die vor Schläfrigkeit nur noch lallten, aber doch wie die großen Schwestern aufbleiben wollten, in ihre Stuben zu locken. Endlich, ganz spät, ließ die Tante das Souper auftragen. Niemand aß; erschöpft von der Aufregung, in der der Tag zugebracht worden war, verlangten wir nach nichts anderem mehr als nach Ruhe. Still saßen wir bei Tische und hörten mit stumpfer Gleichgültigkeit den

Regen unabläſſig niederſtrömen und praſſelnd an die Fenſter ſchlagen.

Es wurde elf Uhr. Nun legte Großmama ihr Strickzeug, das ſie mechaniſch vorgenommen hatte, fort, und „Schlafen gehen" hieß es für uns. Aber die Leute ſollten doch noch eine Weile auf den Beinen bleiben und der Nachtwächter in der Nähe des Hoftores ſeines Amtes walten.

Wir lagen in unſeren Betten im erſten tiefen Schlafe, als Großmama uns weckte. Sie war in Nachttoilette, ganz eingehüllt in ein umfangreiches braunes Seidentuch und trug einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand. „Kinder, ſie ſind da!" rief ſie. Ihre Stimme zitterte und auch die Hand zitterte, in der ſie den Leuchter hielt.

Das Haustor knarrte, Pferdehufe trappelten auf dem Holzpflaſter der Einfahrt, ein ſchwerer Wagen rollte langſam herein ... Einige Augenblicke, und aus der Tür des Nebenzimmers traten die neue Mama und unſer Vater. Sie begrüßten die Großmama, kamen zu uns heran und küßten eine nach der anderen. Papa erzählte von den Widerwärtigkeiten der Reiſe. Beſonders arg war es auf der letzten Strecke geweſen. Nur Schritt für Schritt kamen die Pferde auf den elenden Wegen vorwärts; die Finſternis wurde faſt undurchdringlich. Gar oft mußte der Jäger abſteigen, mit einer Wagenlaterne vorausgehen und leuchten ... Und die Xaverine! Eine ſolche Angſtlichkeit, wie die ihre war dem Papa noch nie vorgekommen — geſchrieen, alle Heiligen angerufen ... ſie hatte keine Courage, ſeine Frau.

Es war bald wieder dunkel und ſtill um uns her, aber einſchlafen konnten wir lange nicht.

Wie feucht das Kleid Mamas an ihr niederhing, und auch ihr Geſicht war ganz feucht; wir hatten es bemerkt, als ſie uns küßte. Sie hatte geweint. — „Natürlich, weil ſie ſich gefürchtet hat," meinte Fritzi, die das innigſte Verſtändnis beſaß für jede wie immer geartete Angſtlichkeit. Nach einer Weile — ich hatte

gedacht, sie schliefe schon — begann sie wieder: „Eine Hochzeitsreise ... Es ist traurig, eine solche Hochzeitsreise!"

Ich wunderte mich sehr. War das eine Hochzeitsreise? Das Wort schon hatte einen so heiteren Klang; man stellte sich darunter etwas ganz Helles, Angenehmes vor ... Konnte man denn weinend ankommen von einer Hochzeitsreise?

Die erste Empfindung, die Mama Xaverine uns einflößte, war ein großes Bedauern. Wir fanden sie oft in Tränen. Sie litt an Heimweh, sie litt unter den Schwierigkeiten ihrer Stellung. Auf einen Schlag mit fünf Kindern gesegnet, die vierte Frau eines ältlichen, ihr fast fremden Mannes sein, durch ihre Umgebung, durch alles, was sie vor Augen hatte, an ihre Vorgängerinnen gemahnt werden, Vergleiche hervorrufen, die nicht immer das Wohlwollen anstellt, und nie seinen guten Mut verlieren — dazu hätte viel gehört. Überdies wirkte gar befremdlich auf sie der Einblick in einen musterhaft geführten Haushalt. Alles festgefügt und ineinander greifend, strenge Ordnung und durchsichtige Klarheit, nirgends ein Winkel, in dem unlauteres Getriebe und betrügerisches Wesen sich verbergen konnten. Eine atmende, fühlende Maschine, die ihre Tagesarbeit munter und gelassen verrichtete, an der aber auch das kleinste Rad und die kleinste Schraube glänzte vor Vergnügen an ihrer treuen Pflichterfüllung und der Anerkennung, die ihr dafür zuteil wurde.

Im Geiste dieses genialen Pedantismus weiterzuwirken, lag nicht in der Absicht und nicht in der Fähigkeit der neuen Gebieterin. Sie suchte vor allem unserem Hause den etwas bürgerlichen Anstrich abzustreifen, der ihm eigen war, trotz des soliden Wohlstandes, der in ihm herrschte, der vielen Diener, der hübschen Livreen, der eleganten Equipagen. Der Verwandten- und Bekanntenkreis Mamas stand auf der sozialen Leiter um eine Sprosse höher als der unsere und sollte allmählich der tonangebende werden.

Ohne Frage zog mit der neuen Stiefmutter ein frischerer Geist bei uns ein. Sie besaß, was man „des talents d'agrément" nannte, sang mit angenehmer Stimme und nettem Ausdruck französische Romanzen, und wir waren glücklich, sie auf dem Klavier begleiten zu dürfen. Ebensosehr freute es uns, ihr zuzuhören, wenn sie, was sie regelmäßig tat, im Herbste, als die Abende länger wurden, vorlas. Grüns edles Gedicht „Der letzte Ritter", „Kenilworth", „Godwie-Castle", auch manches gute Buch von Friederike Bremmer und Emilie Flygare-Carlèn lernten wir durch sie kennen mit einem Genuß, für den ich nie aufhören werde ihr dankbar zu sein. Wir gewannen sie bald sehr lieb und bewunderten, außer ihrem Gesang und ihrer Vorlesekunst, auch ihre Malereien. Kleine Ölbilder, die sie unter der Leitung ihres Lehrers gemalt hatte, würden vor einer strengeren Kritik als die unsere bestanden haben. Besonders reizvoll aber fanden wir Aquarelle, die in einem Album versammelt und von Mama ganz allein gemalt waren: Darstellungen aus dem Leben, das sie daheim geführt hatte, ihre Lieblingsplätze im Garten und im Schlosse — alles höchst interessant, und heute müßte man mir mit einem Rudolf oder Franz Alt kommen, um mich so zu erfreuen, wie die Bilder der guten Mama mich erfreut haben. Sie zeichnete kühn und naiv und lebte mit der Perspektive auf dem selben Fuße wie Giotto. Da gab es zum Beispiel in ihrem Album ein Bild, das den Titel führte: „Mein Zimmer" und das Aussehen eines aufgerichteten Schachbretts hatte. An dem hingen mehrere Möbel und ein kleiner Hund. Nach oben verjüngte sich das Brett, und auf seiner schmalen Kante stand an einem offenen Fenster eine Dame vor einem Blumentopf. — Wenn die nur nicht herunterrutscht! dachte man. Weil sie aber am nächsten Tage noch dastand, verging die Sorge, und die Heiterkeit des Anblicks blieb.

Im Laufe des Sommers verließ uns unsere liebe Tante Helene, und schwer wurde ihr und uns der Abschied, obwohl die

Trennung nur kurze Zeit dauern sollte. Sie fuhr nach Wien, um im dritten Stock des Rabenhauses eine Wohnung für sich und Onkel Moritz einzurichten, die selbe, die sie schon innegehabt hatten, als er noch ein Kind war, und die später er und ich durch viele Jahre bis zu seinem Tode bewohnt haben. Sie war nicht groß, und durch keines ihrer Fenster drang je ein Sonnenstrahl. Ihn aber durchleuchtete die Erinnerung an seine glückliche Kindheit und an Mannesjahre voll reicher geistiger Tätigkeit ihre bescheidenen Räume. Er hat den Abbruch des alten Gebäudes nicht mehr erlebt.

Nun ist es hinweggefegt. An einer Ecke des Platzes, den es wuchtig und breit eingenommen hat, erhebt sich ein schmuckes Haus mit schmalem Eingangstor, schmaler Treppe, niedrigen, schmalen Gängen und niedrigen Zimmern. Nach englischer Mode heißt es, die aus der Not eine Tugend macht. Der Rest des Baugrundes ist Straßengrund geworden. Wagen und Automobile rasseln, Ströme von Menschen schreiten über den Boden, in den einst die „drei Raben" ihre mächtigen Fundamente senkten.

Eine zweite Vielgetreue schied im Laufe des Winters. Die alte Pepinka trat in Pension. Mama Xaverine sah ihrer Niederkunft entgegen und hatte für das Kindchen, das zur Welt kommen sollte, eine andere, jüngere Wärterin gewählt. Pepinka schlich sich nicht leise davon wie Anischa, stürmisch und tränenreich war ihr Abschied von dem Hause, in dem sie fünf Kinder mit grenzenloser Pflichttreue und Hingebung aufgezogen hatte. Besonders schwer fiel ihr die Trennung von ihrem Liebling, von unserer Ältesten. Und diese hörte ich am Abend des selben und manchen folgenden Tages noch lange schluchzen, nachdem man uns zu Bette gebracht hatte. Ich kannte die Ursache ihres Grams. Ihn erweckte der Gedanke: jetzt geht auch Pepinka schlafen und hat niemand, der ihr „gute Nacht" sagt. In ihrer Unermüdlichkeit nahm Fräulein Marie die Obsorge über unsere Kleine auf

sich, die damals noch mehr ins Kinder- als ins Gouvernantenzimmer gehört hätte. Aber sie befand sich in bester Hut, und für meine Schwester und mich war es ja doch ein auserlesenes Vergnügen, das „Sophiederl" jetzt immer in der Nähe zu haben und mit beaufsichtigen zu dürfen.

Unter dem Einfluß Mamas erfuhr nach und nach unser ganzes Unterrichtswesen eine Umgestaltung. Vom Gediegenen hüpften wir zum Gleißenden hin. Ein neuer Klavierlehrer setzte uns bald instand, unserem Vater Potpourris aus verschiedenen Opern vorzuspielen. Zu seinem Geburtstage konnten wir ihm „reizende" Aquarelle darbringen, in denen sich stellenweise eine erstaunliche Routine verriet, die wir mit dem besten Willen nicht für selbsterworben halten konnten.

An die Stelle des altmodischen Herrn Minetti trat eine elegante Französin, die den Tanzunterricht damit begann, daß sie uns gehen, stehen, sitzen lehrte und in den Salon eintreten und den Salon verlassen und grüßen — je nach Gebühr. Der Praxis ließ sie die Theorie vorangehen. Man hätte ihre Definitionen der verschiedenen Arten zu grüßen bei einem Haare geistvoll nennen können. Zum Schluß kamen dann, oft wiederholt, die Worte:

„O, meine jungen Damen, genau muß das wissen, wer gute Manieren haben will! Gute Manieren, meine jungen Damen, sind sehr viel, sind beinahe alles. Wenn Napoleon gute Manieren gehabt hätte, wäre er ein ganz großer Mann gewesen."

Mit einem lieben Hausgenossen, mit Monsieur Just, war eine Zeit nach der Ankunft unserer Stiefmutter eine traurige Veränderung vorgegangen. Seine kindliche, immer gleichmäßige Fröhlichkeit, sein inniges Interesse für jedes einzelne von uns, seine eifrige Teilnahme an unseren Spielen — alles vermindert, alles wie verwelkt und erloschen.

Im Sommer schon war es uns oft aufgefallen, daß er dasitzen konnte, ohne Bewußtsein dessen, was um ihn vorging. Wenn wir ihn in einem solchen Augenblick anriefen, fuhr er auf

und starrte uns an, verwirrt und fragend, wie plötzlich geweckt aus tiefem Traume. Manchmal rannte und rannte er im Garten herum, bis ihm der Atem versagte und er halb bewußtlos auf eine Bank niedersank. Unserem Vater gegenüber war er immer völlig unbefangen gewesen, hatte nie die geringste Furcht vor ihm gezeigt, hatte auch keinen Grund dazu gehabt, denn Papa hielt ihn wert und ergriff jede Gelegenheit, ihn zu loben und ihn unseren Brüdern als Muster aufzustellen. Jetzt aber ging Monsieur Just ihm aus dem Wege, so oft es ihm nur möglich war. Wir bemerkten, daß er eine ganz andere Stimme hatte als sonst, wenn er mit unserem Vater sprechen mußte, der doch immer gleich gut gegen ihn war, und dem sein seltsames Wesen Besorgnis zu erregen schien. Auch die Gegenwart Mamas setzte den armen Monsieur Just in große Verwirrung; er wurde rot und blaß und geriet völlig außer Fassung. Warum nur? Sie behandelte ihn ja nicht um ein Haar anders als uns, ebenso freundlich und mütterlich.

Einmal geschah's, daß sie bei Tische eine Frage an ihn stellte und er zusammenfuhr, die Augen auf sie richtete, erbleichte, wankte und — ohnmächtig zu Boden stürzte.

Wir weinten und jammerten und hielten ihn für tot. Er aber, eine Stunde später, lachte über uns und über seinen Unfall und versicherte, daß ihm nichts fehle, gar nichts, und daß es sehr gesund sei, manchmal ein bißchen ohnmächtig zu werden.

Der kleine Victor ließ sich über das Unheimliche der Sache nicht so leicht beruhigen und fragte unaufhörlich:

„Mais pourquoi avez-vous été mort, Monsieur Just? pourquoi avez-vous été mort?"

Mit Fräulein Marie hatte Just lange Unterredungen. Sie schien ihm tröstend, beschwichtigend zuzusprechen. Einmal glaubten wir zu hören, daß sie ihn beschwor, auf die Bitten unserer Eltern Rücksicht zu nehmen, und daß er darauf erwiderte: „Ich kann nicht, es ist unmöglich, ich muß fort!"

Im Spätherbste dann, bald nach unserer Rückkehr in die Stadt, begab es sich, daß er vom Abendessen wegblieb, das immer gemeinsam für uns in unserem Lehrzimmer aufgetragen wurde. Erst als es für die Brüder Zeit war, schlafen zu gehen, holte er sie ab. Er brachte ihre Mäntel, legte sie ihnen um, sagte meiner Schwester und mir gute Nacht, ging auf Fräulein Marie zu und drückte ihr die Hände herzlich und lange, konnte aber nicht sprechen. Wir sahen voll Bestürzung, daß er schwer mit seinen Tränen rang, und erhielten keine Antwort auf unsere besorgten Fragen, was ihm sei und warum er weine. Er schob die Knaben bei den Schultern vor sich her, der Tür zu, die sich bald darauf zum letztenmal hinter diesem lieben Menschen schloß.

Am nächsten Morgen kamen die Brüder weinend zu uns herüber. Monsieur Just war fort. Er hatte ihnen Lebewohl gesagt und uns alle noch, alle, vielmals grüßen lassen.

Mama war den Knaben auf dem Fuße gefolgt; bemühte sich, uns zu trösten, und versicherte, Monsieur Just werde wiederkommen, er habe jetzt nur für kurze Zeit zu seiner Mutter nach Frankreich reisen müssen. Und dann bat sie die gute Marie, heute auch die Buben zu beaufsichtigen und mit der ganzen Kindergesellschaft im großen Familienkobel — das war ein weitläufiger, viersitziger Wagen — in den Prater zu fahren. Für abends hatte Papa eine Loge im Kasperltheater genommen, wo Döbler seine Taschenspielerkünste vorführte.

Vierzehn Tage hindurch hatten wir Ferien. Man ließ uns nicht Zeit, dem Schmerz um unseren Freund nachzuhängen. Wir undankbaren, leichtsinnigen und eitlen Kinder genossen jedes dargebotene Vergnügen aus dem Grunde und bildeten uns viel ein auf die Mühe, die unsere Eltern sich gaben, uns zu zerstreuen.

Einmal fuhren wir nach einer Vorstadt, in der sich eine vielgerühmte Erziehungsanstalt für Knaben befand. Unser Besuch mußte angekündigt gewesen sein, denn der Vorsteher und seine

Frau erwarteten uns auf der Schwelle ihres Hauses. Wir wurden durch alle seine Räume geführt, auf die Ordnung und Reinlichkeit, die in ihnen herrschten, auf die Zweckmäßigkeit jeder Einrichtung, auf jeden Vorzug des mustergültigen Instituts aufmerksam gemacht. Unsere Eltern waren voll der Anerkennung und des Lobes.

Aus dem Hause ging's in den Garten, dessen Größe gerühmt wurde und der uns sehr klein erschien. Einige Dutzend Knaben und Jünglinge spazierten herum, spielten oder turnten. Alle, die vom Vorsteher-Ehepaare angesprochen wurden, antworteten je nachdem mit einem kindlichen: „Ja" oder „Nein", „Mutter" oder „Vater".

Am nächsten Tage bei Tisch ergingen sich unsere Eltern im Preise der Anstalt, ihrer Leiter, des blühenden und zufriedenen Aussehens der Zöglinge. Fräulein Marie und auch wir Kinder wurden aufgefordert, unsere Meinung zu sagen. Wie das Urteil der anderen ausgefallen ist, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, daß ein Gelächter sich erhob, als ich erklärte, Mutter zu sagen zu einer fremden Frau würde ich meinen Kindern nie erlauben!

Bald darauf standen die Brüder im Speisezimmer, eingeknöpft in ihre kleinen Paletots, die Hüte in der Hand, zum Fortgehen bereit. Aus den hellblauen Augen des jüngeren sprach eine schmerzliche Betroffenheit. Sollte mit ihm nicht etwas geschehen, das eigentlich unmöglich war, sollte er nicht fort von Zuhause? Der ältere hatte den Kopf von ihm abgewandt, er wollte ihn nicht ansehen, sein Anblick hätte ihm zu weh getan. Wir kannten ihn, Fritzi und ich, wir wußten, was in ihm vorging. Er hatte jetzt nur eine Sorge. Wie wird es dem Kind ergehen im Institute? Unter allen Buben, die dort sind, wird er der jüngste und schwächste sein, und sein starker Bruder wird vielleicht nicht immer zurechtkommen können, um ihm beizustehen, wenn er sich in Händel einläßt, der leicht ge-

reizte, streitbare Kleine. Keiner der beiden sprach, und auch wir brachten kein Wort heraus, und es war, als ob die Scheidenden uns fast schon entfremdet wären. Wir betrachteten sie von einer Fenstervertiefung aus, und der Druck einer beängstigenden Befangenheit, eines peinlichen Zwiespalts lag auf uns.

Warum schickt man sie fort, diese zwei Kinder, die ein gutes Daheim, die Eltern und Geschwister haben? Ist es nicht grausam, sie fortzuschicken unter fremde Menschen? Aber die Eltern tun es, und was sie tun, hatten wir von klein auf gehört, ist immer das Rechte.

Der Wagen wurde angemeldet, Papa kam aus seinem Zimmer, und aus dem ihren, von der entgegengesetzten Seite, kam Mama. Sie umarmte die beiden kleinen Buben und ermahnte sie, recht brav zu sein, sie würden dann schon am nächsten Sonntag wiederkommen dürfen.

„Und dableiben?" Ich glaube, wir riefen das alle zugleich wie aus einem Munde, und die Enttäuschung war bitter, als es dann hieß: „Ja, ja, den ganzen Tag."

Papa schritt der Ausgangstür zu. „Sagt Adieu und kommt!" sprach er, und es war leicht, aus seinem strengen Tone eine unterdrückte Rührung herauszuhören.

Von einigen der Notizbüchlein, die ich damals immer nebst Bleistift und Federmesser in meiner Tasche herumtrug, sind noch Rudera erhalten. Ein ganz schief mit Bleistift liniiertes Blättchen kam mir neulich in die Hand, auf dem, kaum noch zu entziffern, geschrieben steht:

„Die Brüder sind heute fort. Ich habe einen Schmerz in meinem Herzen. Der ist viereckig und hat Ränder, die sind scharf. Er hat auch Spitzen."

Am nächsten Sonntag hatten die Knäblein wirklich „Ausgang". Papa holte sie selbst im Institute ab. Sie waren traurig und gedrückt, und der Kleine vertraute mir geheimnisvoll an:

„Was dort für Buben sind!... Wie die sind! Das kannst du nicht denken, wie die sind!"

Ihre Ferienzeit brachten die Brüder in Zdißlawitz zu, und wir verlebten gute Tage mit ihnen. Einer der Vorsteher der Anstalt, Herr Hönig, hatte sie begleitet. Er war mit Monsieur Just an Liebenswürdigkeit, Lustigkeit, an Erfindungsgabe bei den Spielen nicht zu vergleichen, aber ein vortrefflicher Mensch, ein wahrer Freund seiner Zöglinge. Sie hatten leider bald das Mißgeschick, auch ihn zu verlieren; er trat, wenn ich nicht irre, eine Professorstelle an einem Gymnasium an. Sein besonderer Schützling, der kleine Victor, war ganz untröstlich und schrieb an Papa: „Ich hab drei Tage um Herrn Hönig geweint."

Im September, an meinem Geburtstage, erlebte ich das für mich vielleicht denkwürdigste Ereignis meiner Kinderjahre: Mama schenkte mir Schillers sämtliche Werke in einem Bande. Ein großes, dickes, prächtiges Buch, eng gedruckt, ein Reichtum, nicht zu erschöpfen, und wenn ich hundert Jahre alt würde. In den ersten Tagen, im ersten Rausche des Besitzes, war von systematischem Lesen nicht die Rede. Ich glaube, daß es eine der Balladen gewesen ist, die mich umfing wie eine feurige Umarmung und mich erhob in ein Bereich nie geträumter Herrlichkeit. Das gibt's? — das gibt's? — Das ist eingefangen da auf diesen Blättern, und wenn man seine Augen auf ihnen ruhen läßt, steigt es herauf, durchtränkt die Seele, prägt sich dem Gedächtnis ein, und man hat es, man kann es vor sich hersagen und sehen, was er gesehen hat, dieser Dichter, und uns darstellt mit prunkvollen Worten, wie nur der Eine, Einzige sie sprechen konnte! Das Titelbild, ein Stahlstich nach der Schillerstatue von Thorwaldsen, stellte mir den Dichter in edelster Erscheinung dar. So mächtig, so voll Größe und Kraft und das schöne Haupt doch gebeugt unter der Last des schweren Kranzes. Selbst errungen, der überreiche, der ihn nun bedrückte. Klar wurde es mir freilich nicht, daß der Bildhauer vielleicht diesen Gedanken hatte ausdrücken

wollen; nur als etwas Unbestimmtes, unsagbar Anziehendes, kam es mir zum Bewußtsein. Marie und meine Schwester fanden mich einmal in die Betrachtung des Bildes meines vergötterten Dichters versunken, und ich machte sie auf sein unter dem Kranze gesenktes Haupt aufmerksam. Da legte Fritzi ihre Hand auf meinen Scheitel und sagte:

„Sie glaubt gewiß, daß auch sie einmal einen solchen Kranz auf ihrem Kopf haben und so dastehen wird."

Sie hatte das liebreich, mit ganz harmlosem Spotte gesprochen und mich trotzdem schwer beleidigt. Gerade jetzt meldete „es" sich nicht mehr. Seitdem ich im Besitze meines Schiller war, lebte ich nur in ihm, und seine Gedichte unermüdlich herzusagen, machte jetzt mein Glück und meine Freude aus. Wie oft mußten die alten, vertrauten Lindenbäume unserer Allee den Eichwald brausen hören! Wie oft rief ich ihnen, die gewiß darüber staunten, zu: „Ich habe gelebt und geliebet!"

Alles wiederholt sich im Leben, weil wir selbst uns immer wiederholen, und wie ich einst mit allen meinen Gedanken und Gefühlen in der Haut eines kühnen Drachentöters oder eines armen, verfolgten Stieftöchterleins gesteckt hatte, so war ich jetzt abwechselnd eine oder die andere Heldengestalt Schillers und nahm zum Erstaunen meiner Umgebung plötzlich laut Abschied von meinen geliebten Triften oder forderte mit ungestümem Pathos Gedankenfreiheit.

Böse Stunden der Reaktion stellten sich allerdings auch ein, ich konnte auch Entrüstung empfinden über meinen Abgott. Er hatte mir mit der matten Limonade und mit verschiedenen Grobheiten, die der alte Miller seiner Frau sagt, „Kabale und Liebe" verunstaltet, und sehr lächerlich kamen die Gedichte an Laura mir vor. Ich erlaubte mir sogar, eines von ihnen zu travestieren, und wurde dafür von Marie tüchtig gezankt. Sie bedauerte, daß Mama mir ein Kleinod in die Hand gegeben habe, dessen Wert zu schätzen ich noch ganz und gar nicht ver-

möge. Ich würde mir sonst eine Kritik nicht erlauben — aus Pietät. Zur Pietät aber fehle mir die Reife.

Sie fehlte mir freilich auch zur Würdigung dieser Strafpredigt. Viel später erst ging ein Verständnis des innigen Zusammenhanges zwischen Unreife und Mangel an Pietät mir auf. Aus tausenden von Lehren, die das Leben uns erteilt, aus täglichen Erfahrungen können wir es schöpfen. Pietät ist immer nur die Frucht der edlen Ausgeglichenheit, die man Reife nennt. Die Jugend weiß nichts von ihr und ewig unerreicht bleibt sie den Halbgebildeten, den Vorurteilsvollen, den Parteilichen.

Daß meine Stiefmutter unrecht gehabt hat, mir, dem elfjährigen Kinde, die Werke Schillers zu schenken, kann ich heute noch nicht einsehen. Ich werde es meinen Eltern auch immer danken, daß sie im Laufe des folgenden Winters meine Schwester und mich an jedem ihrer Logentage ins Burgtheater mitnahmen. Wir sahen alle klassischen Stücke, die auf der damals ersten deutschen Bühne zur Aufführung kamen. Wir sahen „Das Leben ein Traum" und fühlten uns in den Himmel getragen von dem Schwung seiner Verse, wir sahen „Wallenstein" mit Anschütz in der Titelrolle, „Maria Stuart", „Hamlet", wir sahen den Prinzen in „Emilia Galotti" von Fichtner so hinreißend und liebenswürdig dargestellt, daß wir herzlich wünschten, der alte Edoardo möge doch ihm seinen Segen geben zur Vermählung mit Emilia. Von einem weniger soliden Bunde wußten wir nichts und fanden überdies den Grafen Appiani einen recht steifleinenen Herrn. „Minna von Barnhelm" mit Fräulein Enghaus als Minna, Lucas als Tellheim, Wilhelm als Werner, La Roche als Just gespielt zu sehen, war ein feinster, unauslöschlicher Kunstgenuß. Und nun erst „Egmont" mit Löwe in der Titelrolle und Julie Rettich als Margarete. Da, und als Mutter der Makkabäer und später dann als Marfa im Demetriusfragment, hat diese Frau, die eine Herrschernatur war und ihre Kunst wie eine Priesterschaft ausübte, dank ihrer

geistigen Überlegenheit und echten Seelengröße eine Höhe erreicht, zu der stärkere, aber auf minder edlem Boden stehende Talente nie gelangen.

Wie die Märchen Perraults, wie die Geschichte und die Sagen des Altertums, so wurden uns auch die Kunstgenüsse im Burgtheater in ärmlicher Ausstattung geboten. Meine verehrte Freundin, Gräfin Schönfeld, ehemals Luise Neumann, und ich erinnern uns oft lächelnd des Rüstzeugs, mit dem die großen Schauspieler jener Tage versehen wurden, um ihre glänzenden Siege zu erringen. Der ganze Dekorationsapparat der ersten deutschen Bühne entfaltete sich innerhalb der Grenzen äußerster Sparsamkeit. Besonders hart übte sie ihre Gesetze dem feinen Lustspiel gegenüber aus. In den vornehmen Häusern saßen die Damen auf einem mit Rohrgeflecht überspannten Kanapee, im bürgerlichen Haushalt gab es nur Holzsessel. Eine Zimmerdekoration, eine besonders gute alte Bekannte, war in jungen Tagen rosenfarbig gewesen, zwei Landschaften, Grau in Grau gemalt, zierten ihre Mittelwand. Bevor sie selbst erschien, schwebte ihr der ganzen Breite nach ein Streifen sehr schmutziger Fransen voran, in die sich allmählich ihre untere Partie aufgelöst hatte. Während sie niederrollte, kamen rechts und links je zwei Diener, die je einen glatten, viereckigen Tisch auf die Bühne stellten. Sie trugen auch einige Sessel herbei, und wenn ein Paar von diesen vor das Souffleurhüttchen gestellt wurde, ahnten wir, daß ein wichtiges Gespräch zu erwarten war, und spitzten die Ohren. Es kam; die Zuhörer genossen es und verstanden jede feine Wendung und freuten sich jeder Pointe, und unsere Herzensangelegenheit war's, die man dort verhandelte. Wenn ein Liebling des Publikums auftrat, ging's wie ein leises, freudiges Atmen durch das Haus; ein beifälliges Gemurmel, ein kurzes, herzliches Klatschen dankte für besonders vortreffliches Spiel. Unsere Mimen verstanden die Innigkeit unseres Dankes und die Treue zu schätzen, die

ihrer nie vergessen und die Nachwelt zwingen werde, ihnen Kränze zu flechten.

Unser altes Burgtheater! Es war für mich und wird es gewiß für viele gewesen sein, ein Quell edler Freude, ein Bildungsmittel ohnegleichen. Ihm verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung, die damals begann und heute — noch lange nicht beendet ist.

Die Glückseligkeit, in die mich die Vorstellung versetzte, wurde immer etwas getrübt durch das Fallen des Vorhangs nach den Aktschlüssen. Es riß mich aus der Bezauberung und mahnte, daß ein Teil der mir so köstlichen Stunden vorüber sei.

Der Nachgenuß aber war etwas Vollkommenes. Ich wandelte einher wie auf dem Kothurn, ja, es kam mir in die Füße! Ich schritt gleich den hochgestellten Persönlichkeiten bei feierlichen Aufzügen auf der Bühne, heroische Gefühle erfüllten mein Herz, der Wille zum Leiden erwachte in seiner ganzen Stärke und mit ihm die brennende Sehnsucht nach einem großartigen Martyrium.

Neben den klassischen Stücken waren aber die Schau- und Lustspiele, die bei den Meinen besonders in Gnaden standen, auch mir sehr willkommen. Zwei Damen, zwei dramatische Schriftstellerinnen, gelangten um jene Zeit sehr oft zu Worte. Die Prinzessin Amalie von Sachsen mit dem „Oheim", dem „Landwirt", der „Stieftochter", Frau von Weißenthurn mit zahlreichen Dramen. Die Erinnerung an sie ist erloschen; ich entsinne mich nur dunkel des einen, das „Pauline" hieß, und in dem Luise Neumann die Hauptrolle spielte.

„Ach, die liebe, gute Frau von Weißenthurn, wenn wir sie nicht hätten!" sagte Börne, und sie hätte erwidern dürfen: „Ach, der liebe, gute Börne, der destruktive Kritik so meisterhaft übt, — wenn ich den nicht hätte! Er nimmt mich mit in seine — Vielleicht-Unsterblichkeit; wer würde ohne ihn nach einem halben Jahrhundert noch etwas wissen von meinem Schauspiel „Agnes

van der Lille" und von meinem Lustspiel „Beschämte Eifersucht?"

Der Winter 1842 brachte dem Burgtheater drei Ereignisse: die erste Aufführung von Friedrich Halms „Der Sohn der Wildnis", den Abschied Johannas von Weißenthurn vom Burgtheater, dem sie durch zweiundfünfzig Jahre angehört hatte, die Feier von Korns vierzigjährigem „Dienstjubiläum".

Dem „Sohn der Wildnis" stand ich ratlos gegenüber. Das „romantische Drama" feierte Triumphe, ich hörte nur Aussprüche des Lobes und der Bewunderung, während mir einige Szenen geradezu Pein verursachten. Einen großen Teil der Schuld daran schob ich Julie Rettich, der Darstellerin der Parthenia, zu. Der edlen Frau und Künstlerin fehlte der Zauber der Anmut. Wenn sie, im zweiten Akte von den wilden Tektosagen gefangen genommen, sich hinsetzte und Kränze wand, entwickelte sie diese unwahrscheinliche Tätigkeit mit verletzend eckigen Bewegungen. Man mußte wirklich ein Barbarenhäuptling sein, um nicht Anstoß an ihnen zu nehmen. — Aber dann... Als Ingomar, angewidert durch die Niedertracht des Kulturvolkes, dessen Genosse er geworden, sich losreißt, um in seine Wildnis zurückzukehren, holt Parthenia sein ihr anvertrautes Eigentum, sein Schwert, herbei. — Er will es ihr abnehmen. — Nein. Sie wird es tragen — ihm nach.

„Wohlan denn," sagt er, „bis zum Markte" —
Und sie:

Bis zum Markt —
Nein, noch ein Stückchen weiter — bis ans Tor —
Noch weiter, bis zum Meer und übers Meer
Hinaus, und über Berg und Tal und Ströme,
Nach Ost und West, wohin dein Lauf sich kehrt.
Wohin dich irrend deine Schritte tragen,
Solang mein Herz pocht, meine Pulse schlagen,
Solang ich atme, trag' ich dir dein Schwert!

Da meinte man Glockenklang zu vernehmen, siegreich und unwiderstehlich flutete der Wohlklang dieser Verse durch das Haus, getragen von einer Stimme, die gleich einer Naturgewalt mächtig blieb, ob sie dräute oder schmeichelte, brauste oder lispelte.

Gar oft haben wir den „Sohn der Wildnis" aufführen gesehen, und jedesmal brach an dieser Stelle des Gedichtes jubelvoller Beifall los, in den mein Vater einstimmte und auch ich aus allen meinen Kräften. Leid tat mir nur, daß der Sieg des Barbaren über die unerträglich nörgelnde Griechin kein vollständiger war. Sein Bärenfall hätte er wieder umhängen, in seine Wälder hätte er die merkwürdigerweise Geliebte mitnehmen und wieder Häuptling seiner Tektosagen werden sollen, ein Feind und Schrecken der verruchten Stadt Massalia, nicht ihr friedlicher Bürger. So meinte ich als Kind, und bei der Meinung bin ich geblieben und habe sie viele Jahre später dem Dichter mitgeteilt, der mein treuer Freund und Lehrer geworden ist.

Er hat mir nicht ganz unrecht gegeben.

Der Abschied Frau von Weißenthurns von der Stätte ihrer langjährigen Tätigkeit gestaltete sich zu einem Burgtheater-Familienfeste. Unter fast ununterbrochenem zustimmenden Gemurmel des Publikums und so vielem Applaus, als sich halbwegs passend anbringen ließ, wurden zwei von der dichtenden Schauspielerin verfaßte Stücke aufgeführt. Dann, stürmisch gerufen, trat sie an die Rampe und erzählte umständlich ihren ganzen Lebenslauf. Sehr andächtig hörte man ihr zu, und als sie mit Worten innigen Dankes schloß, erntete sie Dank, sehr warmen, aber völlig platonischen. Kein Lorbeerregen, keine Auffahrt von Blumenarrangements; nichts von fanatischen Huldigungen, die jetzt unseren Bühnengrößen dargebracht werden und — wer weiß — vielleicht einen Mangel verbergen. Gibt man heute so viel, weil man morgen nichts mehr zu geben hätte?

„Dableiben! Dableiben!" riefen wir alle, ehe der Vorhang sich senkte, der guten Frau von Weißenthurn zu, der es nicht

einfiel, fortzugehen. Wir sahen sie gar oft noch im dritten Stock des Burgtheaters in der Schauspielerloge sitzen. Wenn eines ihrer Werke aufgeführt wurde, fehlte sie nie und belohnte bei den rührenden Stellen ihre ehemaligen Kollegen durch strömende Tränen für ihr vorzügliches Spiel.

Wie das Jubiläum Korns gefeiert wurde, davon vermag ich nicht mehr Rechenschaft zu geben; ich weiß nur, daß wir erschraken, als wir erfuhren, er gehöre dem Burgtheater seit vierzig Jahren an. Da hatten unsere Großmütter schon für ihn geschwärmt, und er wäre ein alter Mann? ... Und neulich erst hatte er uns so gut gefallen als Admiral in den „Fesseln", und Fritzi war tief gekränkt gewesen, als Papa sagte: „Der arme Korn hat keine Stimme mehr." Und nun mußte man's ganz natürlich finden, daß er keine Stimme mehr hatte, dieser bejahrte Liebling. Übrigens — Liebling blieb er, trotz seiner Heiserkeit, die sich nicht mehr geben wollte. Löwe war ja herrlich und kam uns in manchen Rollen, zum Beispiel als Siegfried in Raupachs „Nibelungen", wie ein Halbgott vor und Fichtner stets wie das Urbild der Liebenswürdigkeit. Auch Lucas konnte äußerst gewinnend sein in seiner gehaltenen, noblen, etwas feierlichen Weise; aber Korn blieb der Feinste, der unumschränkte Beherrscher schöner Form, die nur das sichtbar Gewordene des schönsten, geistigen Inhalts sein konnte. Korn blieb der siegreichste Herzensbezwinger. Einmal erhielt er einen Beweis davon, der ihm gewiß mehr Freude machte als der lauteste Applaus und die schmeichelhafteste Rezension. Er hatte seinen unvergeßlichen Hauptmann Klinger gespielt, stand als gütige Vorsehung der ganzen Gesellschaft mitten unter glücklichen Brautpaaren, sah sich um und fragte: „Und mich will niemand heiraten?" — „Ich!" antwortete ihm laut eine Mädchenstimme. Aus einer Loge des ersten Ranges kam der Ruf spontan, mit unwillkürlicher Hingerissenheit. Korn lächelte, wollte aber nichts gehört haben; das Publikum lachte wohlwollend; einige „Bravo!"

ließen sich hören, einige Parterrebesucher grüßten hinauf zu der Loge, in der eine anmutige junge Gräfin sich bestürzt hinter ihre bestürzten Eltern zurückzog.

Kaum zwei Jahre hatten wir unter der Obhut unserer guten Marie gestanden, als sie nach Prag berufen wurde, wo ihr Vater und ihr Bruder an Typhus erkrankt waren. Sie fand die Ihren in einem fast trostlosen Zustand. Er besserte sich zwar allmählich, unter allen Umständen aber, schrieb unsere Freundin, müßten wir uns auf eine lange Trennung gefaßt machen; vorläufig wäre der Tag ihrer Rückkehr noch nicht abzusehen.

So blieb denn nichts übrig, als sich dem bedenklichen Auskunftsmittel einer provisorischen Regierung zu bequemen, und unser Haus wurde der Schauplatz eines seltsamen Gouvernantenfestzuges. Eine schöne, hochgewachsene Deutschböhmin, die in Paris erzogen worden war, eröffnete ihn. Ihr Benehmen konnte man nur vortrefflich nennen; sie war weder verlegen noch anmaßend, grüßte schön, aß schön. Aber bei der Wahl ihres Berufes hatte sie daneben gegriffen und zog deshalb vor, ihn nur nominell auszuüben. Sie hatte reiche dunkelblonde Haare, die sie, nach der damals herrschenden Mode, vorne abgeteilt und in Locken trug. Den Morgen brachte sie damit zu, den goldigen Kopfschmuck auf dem Lockenholz zu glätten und zu blänken, und den Abend damit, ihn in Papilloten zu wickeln. In der Zwischenzeit lag sie auf dem Kanapee und las Romane aus der Leihbibliothek. Der Müßiggang, dem die Interimsgouvernante uns überließ, wurde sehr bald langweilig. Es verdroß uns auch, daß sie sich um unsere Jüngste gar nicht bekümmerte. Die kleine Sophie aber lernte ihr etwas ab. Sie hatte feine, von Natur gelockte Haare und fing an, dem Beispiel des Fräuleins folgend, einen der seidenweichen Strähne nach dem andern um ein Kipfel zu winden, das sie eigens zu dem Zwecke vom Frühstück aufbewahrt hatte. Sie saß auf einem Schemel, schaute vor sich hin, sprach nicht und wand ihre Locken auf und ab und

hätte stundenlang so dasitzen mögen, wenn wir es geduldet hätten.

Mama täuschte sich nicht über die Unzulänglichkeit der wohlerzogenen Dame. Eines Tages verschwand sie samt ihren Romanen und ihrem Lockenholz, und ihre Stelle wurde durch eine kleine, dicke, rotbäckige Französin eingenommen. Das war nun die Gutmütigkeit in Person, dieses abermalige Fräulein. Schon nach den ersten Unterrichtsstunden, die sie uns gab, bemerkte ich, daß sie mich an Ignoranz weit übertraf. Ihre Bekanntschaft mit Geographie und Geschichte war von komischer Dürftigkeit. Die Sprachlehre kannte sie nur dem Namen nach. Sie mußte, um unser Diktando auszubessern, das Buch, aus dem sie vorgesagt hatte, zu Hilfe nehmen. Ich fragte sie, ob sie nicht auswendig korrigieren könne, und sie antwortete unbefangen: „Ma foi, non!"

Mon Dieu! Es war ihr nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie Gouvernante werden sollte. In Wohlhabenheit aufgewachsen, hatte sie selbst eine Gouvernante gehabt, eine vernünftige, von der sie nicht geplagt wurde mit dem Studium gelehrter Bêtisen. Auch gute Eltern hatte sie gehabt; nur ein bißchen verschwenderisch waren sie und hinterließen, als sie starben, ihren schon erwachsenen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, sehr beträchtliche Schulden.

Les pauvres vieux! Sie werden sich Sorgen genug gemacht haben! Ihre Kinder grollten ihnen nicht. Der Sohn diente in der österreichischen Armee, hatte es bis zum Hauptmann gebracht und seine Schwester kürzlich nach Wien berufen. In Frankreich durfte sie sich als garde d'enfants plazieren, in Wien nur als Gouvernante. Pensez donc — die Schwester eines Hauptmanns! Wir lernten auch ihn kennen, Papa lud ihn oft zu Tische. Er hatte große Ähnlichkeit mit seiner Schwester, liebte sie sehr, nahm sie oft mit auf „Elitebälle" und ließ ihr dort zwei Portionen Gefrorenes geben. O, ihr Bruder, der Hauptmann,

der kargte nicht! Der war die Krone der Brüder, der Hauptleute, der Menschen überhaupt! Sie geriet in Begeisterung, wenn sie von ihm sprach, schob die Bücher und Hefte fort, sprang auf und schlug uns eine Partie „au loup“ vor.

Im Augenblick waren Fritzi und ich von Angstfröstеln durchrieselt. Mademoiselle hob die kleine Sophie auf ihre Schulter und zog sich in die Ecke hinter dem Ofen zurück. Ein bedrohliches Brummen, Knurren, Knirschen begann daraus hervorzudringen... Der Loup war da... Vorsichtig schlichen wir heran, und wenn es uns gelang, an der Höhle des Raubtieres dreimal nacheinander vorbeizuhuschen, ohne gefangen zu werden, dann hatten wir gewonnen. Aber das kam fast nie vor. Es erhaschte uns; unter einem Indianergeschrei der kleinen Schwester fletschte es seine Zähne, wir fühlten uns schon zerfleischt und zerrissen — und das war ein großer Genuß.

Daß der gegenwärtige Zustand nicht von Dauer sein konnte, verstand sich von selbst und war uns auch ganz recht; denn wir sehnten uns nach unseren Beschäftigungen, nach einem Unterricht, wie Marie ihn erteilt hatte, zurück. Wir waren so gut im Zuge gewesen, hatten uns der Fortschritte, die wir machten, gefreut. Und nun waren sie jählings unterbrochen worden, und unser kaum erwachter Wissensdurst blieb ungestillt. Allerdings erhielten wir „Stunden“; doch wurden besonders die im Klavierspielen und Zeichnen recht oberflächlich gegeben und genommen. Die einzige Ausnahme in all dem dilettantenhaften Wesen machte der Unterricht, den eine Engländerin uns in ihrer Muttersprache erteilte, eine hübsche, etwas nervöse Frau, an den Associé eines englischen Geschäftshauses in Wien verheiratet. Daheim war sie Lehrerin an einem angesehenen „College“ gewesen und suchte nun wieder ihre freie Zeit auszufüllen. Sie brauchte Beschäftigung und Zerstreuung, denn ach, der Himmel versagte ihr, die sich so schmerzlich danach sehnte, das Mutterglück. Sie hatte kein Kind, dem sie ihre Sorgfalt widmen konnte. Wenn

sie unsere Sophie erblickte, war die zurückhaltende und gern absprechende Frau wie verwandelt, war ganz Hingebung und Entzücken. Sie küßte und herzte die Kleine, gab ihr die zärtlichsten Namen und brach zuletzt in heiße Tränen aus.

Die „englische Lehrerin" war uns schon deswegen wert, weil Fräulein Marie Kittl sie empfohlen hatte; von einem förmlichen Strahlenglanz schien sie uns aber umgeben, als wir hörten, daß sie auch einer unserer gefeiertsten Burgtheatergrößen, Luise Neumann, Unterricht erteilte. Wir staunten ein Wesen, das mit ihr in persönlichem Verkehr stand, wie ein Weltwunder an. Wir wollten wissen, ob sie ihr Glück denn auch ganz ermaß und Luise Neumanns Hefte mit gehörigem Respekt durchsah. Und wie waren diese Hefte beschaffen, und befand sich nie ein Fehler darin? Und warum lernte Luise Neumann Englisch? Wozu braucht sie, die alle Welt bezaubert, auch noch Englisch zu lernen? Ja, bekamen wir zur Antwort, sie ist eben sehr gescheit; sie weiß, wer die englische Sprache beherrscht, überragt in jeder Hinsicht alle, die sie nicht beherrschen. Und wie sie lernt! und wie sie die schwersten Worte ausspricht! Da könnten Sie sich ein Beispiel nehmen, meine kleinen Misses. — Natürlich wurde es sofort ein Ziel unseres Ehrgeizes, Luise Neumann an Eifer und Fleiß zu erreichen, und wenn wir einmal Außerordentliches geleistet hatten, nahm die Lehrerin zur Belohnung einen Brief mit, den wir an unsere Vielbewunderte gerichtet, und den sie ihr zu übergeben versprach. Er wurde mit vereinten Geisteskräften aufgesetzt, bevor ich ihn ins Reine schrieb; unter welcher Gemütsbewegung, das weiß Gott! Zu dieser Korrespondenz konnten doch nur hochfeine Bögelchen verwendet werden. Weh mir, wenn ich eines verdarb; sie waren so teuer, und wir hatten so wenig Geld! Von den schmalen Einkünften, die wir am Ersten jedes Monats bezogen, mußte unsere Armenpflege bestritten, mußten an den Namenstagen der Hausleute kleine Geschenke für sie, mußten überdies unsere Handschuhe gekauft werden.

Je nun — Schwärmerei und Liebe verrichten Wunder; das Briefchen war geboren, schmuck und zierlich, meistens rosenfarbig, und versank ins Ledertäschchen der Mistreß, dessen Bügel sich mit einem triumphierenden Schnapper über ihm schloß. Wir konnten das Wiedererscheinen der Lehrerin kaum erwarten und bestürmten sie mit Fragen nach dem Gelingen ihrer Mission. Ließ denn Luise Neumann uns gar nichts sagen? Schickte sie uns nicht einmal einen kleinen Gruß? „Nein, heute nicht, sie hatte keine Zeit — vielleicht ein nächstes Mal."

— Keine Zeit, einen Gruß zu schicken? Das wollte mir doch nicht recht einleuchten.

Eines Tages war die Engländerin mit Schnupfen behaftet und hatte mehr Sacktücher in ihr Täschchen gestopft, als dem behagte. Doch fügte es sich in sein Schicksal, tat seine Pflicht und hielt alles ihm Anvertraute hartnäckig fest. Der Not gehorchend, wollte seine Besitzerin ihm plötzlich von seinem Inhalt etwas entreißen; es widerstand — sie brauchte Gewalt — da, voll Grimm und Tücke, spie es die sämtlichen verschluckten Güter auf den Tisch und auf den Boden aus. Gebrauchte und nichtgebrauchte Taschentücher kamen zum Vorschein und zugleich — unsere Briefe an Luise Neumann. Alle! Die Briefe alle, „all die lieben, kleinen ..." Ja, ich hatte etwas davon gewittert, daß unser Vertrauen getäuscht wurde; daß es aber in solchem Grade geschehen könne, hätte ich nicht für möglich gehalten, und ohne den geringsten Rückhalt sprach ich der falschen Mistreß meine Meinung aus. Die Unglaubliche, auf einer langen Reihe von Wortbrüchen ertappt, kam nicht einen Augenblick außer Fassung. Sie kehrte sogleich den Spieß um und behauptete, sie schäme sich unserer Albernheit. Wie hatten wir nur glauben können, daß sie einer berühmten Künstlerin zumuten werde, ihre Zeit mit dem Lesen von Briefen zu verlieren, die Kinder an sie richteten!

So endete in einem Gefühl nagender Pein eine ganze Menge

großer Gemütsbewegungen. Und dieser Reichtum und so viel Liebe und Begeisterung hatten sich entfaltet — um nichts.

Es fiel mir schwer aufs Herz und beschäftigte meine Gedanken: wie kann etwas in der Welt gewesen sein — um nichts? Und doch war's hier der Fall, und etwas war geschehen, was eigentlich nicht geschehen kann. Es erschien mir als ein Widersinn und als eine Grausamkeit.

In späteren Jahren habe ich das kleine Erlebnis in anderem Maßstab und in anderer Form sich an mir und um mich zahllose Male wiederholen gesehen. Die Bewegung, mit der du ein Steinchen ins Rollen bringst, pflanzt sich fort, Gott weiß wie weit. Was aber dein Innerstes erbeben machte in Zorn und Qual, in Wonne und Entzücken — kann erlöschen und sterben, ohne die geringste Wirkung nach außen geübt zu haben. —

Wie kleine Tote, die ihr Geheimnis ins Grab mitnehmen, lagen unsere zerknitterten Briefchen vor mir, und ich besang den Eindruck, den ihr Anblick mir machte, in einem Gedicht, das ihr Los geteilt hat.

Jetzt hätte meine Freundin Marie da sein müssen! Jetzt wäre ihre Anwesenheit mir segensreich gewesen. Ihr durfte ich alles sagen; mit allen meinen Zweifeln und Bekümmernissen durfte ich ihr kommen. Das Unbedeutendste, das in meiner kleinen Gedankenwelt vorging, war ihr wichtig. Sie nahm alles ernst, was ich selber ernst nahm, wenn es auch noch so töricht war. Die Waffe des Spottes, die Erwachsene nur zu gern gegen Kinder gebrauchen, hat sie nie angewendet. Um meine Reue über die Parodie auf „Laura am Klavier" kundzutun, hatte ich sie noch kurz vor ihrem Scheiden mit einem Siegeshymnus auf das Liebespaar Friedrich und Laura überrascht, in den ich die Chöre der Seraphim und Cherubim einstimmen ließ. Marie lächelte nicht einmal; sie fand einzelnes sogar recht hübsch und entfesselte mit ihrem Lobe eine Flut von Herzensergießungen.

Immer schmerzlicher vermißte ich jetzt die Vertraute meiner Dichterleiden, bestürmte sie mit immer heißeren Bitten: „Komm! komm! wir verwildern. Komm! komm, oder ich lasse mich verhungern!"

Ich begriff nicht, warum ihre Antworten auf meine Beschwörungen und Drohungen kühl beschwichtigend lauteten, und warum die Pausen zwischen ihnen immer länger wurden. Meine Klagen langweilten Mama endlich so sehr, daß sie sich entschloß, mir mitzuteilen, Fräulein Kittl werde nicht mehr zu uns zurückkehren. Sie habe die Ihren in ansteckender Krankheit gepflegt, und ihre Nähe könne gefahrbringend sein. Nach Jahren hat meine Stiefmutter mir gestanden, daß sie ihre übertriebene Ängstlichkeit oft und sehr bitter bereut habe, nachdem vielfache Erfahrungen sie belehrten, daß eine Erzieherin wie Marie Kittl gefunden zu haben ein Glücksfall sei, der sich nicht leicht wiederhole.

Als wir hörten, wie die Dinge standen, war die Trauer meiner Schwester groß, und ich hatte Anfälle von Verzweiflung. Wußten denn die Menschen nichts Besseres als uns zu belügen und zu betrügen? Wie durfte man uns so hinhalten, uns ein ganzes Jahr hindurch von der Hoffnung auf die Rückkehr unserer Freundin leben lassen, während sie uns längst entrissen war? Vollkommen, unwiederbringlich, denn sie hatte die Stelle als Gouvernante bei einer jungen Prinzessin Arenberg in Paris angenommen und befand sich schon seit einiger Zeit dort, indessen wir, da alle unsere letzten Briefe unbeantwortet blieben, uns eingeredet hatten, sie wolle uns überraschen. Plötzlich, wenn wir am wenigsten daran dächten, werde die Tür aufgehen, und sie werde dastehen in ihrer Mantilla, der wir nachsagten, daß sie etwas Spanisches habe, obwohl sie aus Prag stammte. Und auf ihrem Kopfe würde ihr Hut mit frischgekräuselten Federn thronen, und in den Rüschen, die sein Inneres schmückten, würden unserer Freundin dünne Locken, eigensinnig wie Schwächlinge

einmal sind, sich verfangen ... O, die Liebe! Dastehen werde sie, die Arme ausbreiten und nicht sprechen können vor Rührung. Meine Schwester mochte ihr dann nur entgegenstürzen, jauchzend, in Freudentränen gebadet. Was mich betraf, ich war entschlossen, mich zu beherrschen, der schroffsten Spartanerin zum Trotz, und nichts von meiner Glückseligkeit verraten. Bei der ersten Lektion aber wollte ich unserer Ersehnten in großartiger Weise erklären, daß ich jede Stunde, die sie nicht bei uns zugebracht hatte, als eine verlorene ansah. Und sie sollte wissen: Die ist's, die scheinbar Gleichgültige, die mich am liebsten hat.

Und nun waren mir nicht nur die vielen vergangenen Stunden, sondern auch alle, die noch kommen sollten, verloren. Was ich in dieser langen Zeit aufgespeichert hatte an unausgesprochenen Einfällen und Empfindungen, um es ihr mitzuteilen, der ganze knospende Reichtum mußte nun zurückgedrängt werden und lag, gleichsam zusammengeballt, mir schwer wie ein Stein auf dem Herzen. Ich war sehr unglücklich und viel zu kindisch, um nicht grausam zu sein, und trotz des Heroismus, den ich mir zuschrieb, viel zu schwach, um mein Unglück still zu tragen. So ließ ich es eine an ihm völlig Unschuldige entgelten: die bedauernswürdige Nachfolgerin der Mademoiselle „au loup".

Ein junges, schüchternes Mädchen, selbst noch gewöhnt, geleitet zu werden, kam sie direkt aus dem Erziehungsinstitut zu uns. Mit meiner Schwester hatte sie leichtes Spiel, ich war ihr gegenüber einer kleiner Teufel. Dabei bewunderte ich mich noch, weil mein nichtsnutziges Benehmen gegen sie die Treue bekunden sollte, die ich unserer Freundin Marie bewahrte.

Fräulein Karoline war edel und gut, sie hat mir alles verziehen. Sie hat der Erwachsenen nicht nachgetragen, was das Kind ihr angetan. Ich aber fühle mich durch ihre Großmut nicht entsühnt. Heute noch treibt mir die Erinnerung an die bösen Streiche, die ich einem harm- und hilflosen Wesen gespielt habe, die Schamröte ins Gesicht, und fast bin ich dann geneigt, dem

Franzosen beizustimmen, der sagte: „Les enfants sont des petites bêtes malfaisantes."

Fräulein Karoline besaß tüchtige Kenntnisse in Sprachlehre, Geographie und Geschichte, und ich hätte alle Ursache gehabt, mich ihrer Leitung zu unterwerfen. Statt dessen gab ich dem bösartigen Wunsche nach, ihr beständig etwas am Zeuge zu flicken oder sie auf einem Irrtum zu ertappen. Mit müßigen Kontroversen ging viel Zeit verloren. Aus Widerspruchsgeist trat ich jeder Behauptung unserer unglücklichen Lehrerin entgegen. Wenn sie das Mittelalter mit dem Untergang des weströmischen Reiches beginnen ließ, schwor ich darauf, daß es durch den Anfang der Völkerwanderung bezeichnet werde, und daß es in der ganzen Welt nichts Wichtigeres gebe, als das zu wissen. Für Alarich offenbarte ich eine fanatische Bewunderung, die durch Platens Gedicht entzündet worden war und durch die Vorliebe Fräulein Karolinens für Stilicho genährt wurde. Sie bevorzugte die Hermunduren und Friesen; natürlich hatte ich deshalb schon für diese friedlichen Viehzüchter und Ackerbauer nur Geringschätzung übrig und fand kein Ende in Lobpreisungen der kriegerischen Longobarden, Goten und Vandalen.

Zu heißen Kämpfen führte unter anderem die Verschiedenheit unserer Ansichten über Karl den Großen. Je mehr das Fräulein diesen Heros pries, desto entschiedener erklärte ich, ihm meine Hochachtung durchaus versagen zu müssen. Für mich war es eine ausgemachte Sache, daß er seinen Bruder hatte töten lassen. Und seine Frau, warum verstieß er sie? Weil er sich des Thrones ihres Vaters bemächtigen wollte. Endlich seine entsetzliche, schauderhafte Tat, die Ermordung von 4500 Sachsen, Überwundenen, die um ihre Freiheit und ihren Glauben gekämpft hatten, und die jetzt um Gnade flehten... Nein, einen Mann, der das getan hat, nenne ich nicht den „Großen".

Bei einem besonders lebhaften Wortgefechte ließ ich mich dazu hinreißen. Kaiser Karl auch als Bekehrer anzugreifen, und

nannte Wittukind und Albion, die aus seiner blutgetränkten Hand das Christentum angenommen hatten, Feiglinge und Heuchler. Was konnten sie von einer Religion halten, die ihren Bekennern Untaten verzieh, wie Kaiser Karl sie an den Sachsen begangen hatte?

Dieser frevelhafte Ausbruch entsetzte Fräulein Karoline. Sie war ganz verstört, sie faltete die Hände unter dem Tische. Meine Schwester sank in sich zusammen und flüsterte: „Um Gottes willen, jetzt versündigt sie sich gar gegen die Religion!"

Ihre Worte erschreckten mich. Wir befanden uns in Zdißlawitz; unsere Religionsstunden waren wieder aufgenommen worden, ich dachte an die Betrübnis Pater Boreks, wenn meine „Versündigung" ihm hinterbracht würde. So leitete ich denn Friedenspräliminarien ein, indem ich das Fräulein versicherte, daß es mir ferngelegen habe, einen Angriff auf die Religion zu unternehmen. Karoline hatte sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt. Fassungslos starrte sie mich an, übersprang in ihrer Gemütsbewegung Zeiten, Könige, Kaiser und große historische Umwälzungen und sprach mit bebender Stimme: „Aber Karl V. werden Sie doch gelten lassen?" — Nun, ich sah wohl, auch ihn hatte sie in Protektion genommen, und Pflicht gegen mich selbst wäre es gewesen, ihn zu verunglimpfen. Aber in Rücksicht auf meine bedrängte Lage, und doch auch weil — abermals Platen! — der Pilgrim von St. Just mir mitten im Herzen saß, und weil endlich Karl V. und ich uns in der Liebhaberei für Uhren, die mich seit meiner frühen Kindheit beseelt, teilten, ließ ich ihn in Gottes Namen gelten. Fräulein Karoline atmete auf. Meine Nachgiebigkeit, an die ich sie so wenig gewöhnt hatte, war Balsam für sie. Die Gute lobte mich, sie dankte mir beinahe, was mich doch sehr beschämte; ich war mir ja bewußt, daß die Furcht vor einer Denunziation den Hauptgrund meines Rückzugs bildete. Eine vorübergehende Rührseligkeit ergriff mich, meine Kampflust löste sich in Reue und Wehmut auf, und unter ihrem Ein-

fluß trug ich dem überraschten Fräulein das freundschaftliche „Du" an.

Wir haben nur einen Tag Gebrauch davon gemacht. Mama verbot mir mit Recht die vertrauliche Ansprache. Es sollte nicht eine Schranke mehr des Respektes vor meiner Erzieherin niedergerissen werden. Auch herrschte bald wieder Unfrieden zwischen uns.

Wir zankten uns durch das ganze Mittelalter hindurch. Wenn ich mich in dieser großen, Kulturen zerstörenden und Kulturen verbreitenden Epoche heute noch leidlich auskenne, verdanke ich's dem Kampf, den ich mit meiner jungen Lehrerin um eine selbständige Meinung über Menschen und Begebenheiten jener Zeit führte. Gut bestellt mußte es mit meinen Kenntnissen sein, wenn ich eine Ansicht erfolgreich verteidigen wollte. Fräulein Karoline wünschte mir ebenso wehrhaft entgegenzustehen. Der „Abriß aus der Weltgeschichte", der uns zur Verfügung stand, genügte uns nicht. Sie nahm ihre Zuflucht zu Tillier, mein Gewährsmann war der Abt Millot. Onkel Moritz hatte mir einige Bände von dessen „Universalhistorie alter, mittlerer und neuer Zeiten" in der Übersetzung Christianis geliehen, und: „Hie Tillier! Hie Millot!" lautete unser Kampfruf.

Wie Fräulein Karoline es mit ihrem Orakel, in dessen Heiligtum sie mir keinen Einblick gönnte, gehalten hat, weiß ich nicht. Was mich betrifft, ich war im Auslegen der Urteile des meinen gewissenlos, drehte und wandte jedes so lang, bis ich es in Gegensatz zu einer Äußerung meiner armen Erzieherin gebracht hatte. Dann feierte ich erbärmliche Triumphe.

Zwei Jahre hat Fräulein Karoline es bei uns ausgehalten, dann aber, als ihr eine Lehrerinnenstelle an einer staatlichen Mädchenschule angeboten wurde, rasch zugegriffen. — Dort waltete sie, geliebt und verehrt, durch viele Jahre ihres Amtes. Von ihrer vorgesetzten Behörde wurden ihr immer nur Zeichen der Hochachtung und der Anerkennung gespendet. Mit aller

Hochachtung und Anerkennung versetzte man sie dann, zwölf Monate vor Ablauf der Zeit, die ihr das volle Gehalt als Pension gesichert hätte, in den Ruhestand. Wie am Anfang, erfuhr sie am Ende ihrer Laufbahn Grausamkeit. Doch klagte sie nicht und klagte nicht an. Ihre tiefe Frömmigkeit lehrte sie verzeihen, und Seelenfrieden ward ihr statt des Glückes. Sie verlebte ihre letzten Tage in Wien mit ihrer Schwester. Diese hatte es in einem anspruchslosen Berufe besser getroffen. Dank der Großmut der Kaiserin Karolina Augusta, deren treue Kammerfrau sie gewesen, gestaltete sich ihr Alter sorgenfrei und behaglich.

Nun aber ein papierenes Denkmälchen für einen lieben Freund. Ja, wir haben ihn immer sehr lieb gehabt und immer ein bißchen über ihn gelacht, den Herrn Direktionsadjunkten bei dem k. k. hofkriegsrätlichen Einreichungsprotokoll zu Wien, Josef Fladung.

Ich stand im dreizehnten Jahre, als er durch Mama in unser Haus eingeführt wurde, und damals schien mir, daß er dem Alter nach ein Methusalem sein könnte. Doch sollte dieser vortreffliche Mensch sich noch durch mehr als zwei Jahrzehnte seines Daseins erfreuen. Er hatte sich stets, besonders seitdem er in Pension getreten war, mit dem Studium der Naturwissenschaften und der Altertumskunde beschäftigt, in diesen Fächern es aber nur zu einem immerhin anerkennenswerten Dilettantismus gebracht. Hingegen hatte er als Mineraloge Tüchtiges geleistet. Sein Buch „Versuch über die Kenntnis der Edelsteine" wurde sehr geschätzt. Seine kleine, aber vortrefflich zusammengestellte und fortwährend vervollständigte lithologische Sammlung würdigten Kenner und Gelehrte ihrer Aufmerksamkeit. Wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, wäre er Lehrer geworden. Im Erteilen von Unterricht fand er sein höchstes Glück. Anderen Dank, als daß ihm Aufmerksamkeit geschenkt

werde, forderte er nicht. Und es war so bequem für die Mamas, nicht erst lang nach einem Professor der „höheren Gegenstände" suchen, sich nicht erst erkundigen zu müssen: wie steht's mit seinen politischen Ansichten, seiner Moralität, seiner Religiosität? Alles perfekt! succus expressus des Perfekten! Ein ehrenwerter, alter Herr, immer liebenswürdig und wohlwollend und immer bereit, einem Wunsch oder einer Bitte womöglich zuvorzukommen. Dabei sehr würdig und gewöhnt, mit den Spitzen der oberen Zehntausend umzugehen, ohne Demut und ohne Selbstüberhebung. Er war ein stets freudig begrüßter Gast, ob er sich im Winter in der Stadt beim Mittagstische einfand, ob im Sommer zu längerem Aufenthalt auf dem Lande. Auf sein Äußeres verwandte er große Sorgfalt und war immer sehr nett gekleidet. Zum Diner kam er nie anders als im Frack, gewöhnlich im schwarzen, bei besonderen Gelegenheiten im blauen mit gelben Knöpfen. Mit diesen Fräcken mußte er einen Pakt auf Unsterblichkeit geschlossen haben. Solange wir sie kannten, ist uns keine besondere Spur des Alterns an ihnen aufgefallen. Seine Erscheinung war höchst vertraueneinflößend, ein ehrwürdiges Bild der Rechtschaffenheit, Solidität und Feinheit; die Gestalt untersetzt, der Gang das Gegenteil von leicht. Auf den breiten Schultern saß ein kurzer Hals, der einen schönen Kopf trug, edel gewölbt, mit hoher, völlig faltenloser Stirn und immer rosig angehauchten Wangen. Deshalb, und weil sein kahler Scheitel halbmondförmig von einem Kranze schimmernd weißer Haare umgeben war, nannten wir ihn den beschneiten Rosenhügel. Sehr viel Platz nahm in seinem Gesichte die kühn gebogene Adlernase ein. Er scherzte oft über ihre Größe und behauptete, sie habe nur eine Rivalin in Wien, die des berühmten Orientalisten Freiherrn Hammer von Purgstall. Eine der beiden Anekdoten, die wir oft von ihm hörten, handelte von diesen beiden Nasen. Ihre Träger sollten einst, auf allgemeines Verlangen, aus der Blumenausstellung entfernt worden sein.

Der köstliche Duft, der in ihr herrschte, wurde von den gewaltigen Gesichtsvorsprüngen der beiden Herren gänzlich aufgesogen, und die anderen Besucher hatten sich beschwert, daß nichts davon für sie übrig bliebe.

Die zweite Anekdote handelte von Perlen und war nicht erfunden.

Die Fürstin Melanie Metternich, der Gattin des Staatskanzlers, waren aus Paris einige so vorzüglich nachgemachte Perlen zugeschickt worden, daß kein Juwelier sie von echten zu unterscheiden vermochte, natürlich ohne sie zu berühren und auf ihr Gewicht zu prüfen. Diese Gelegenheit, Fladungs Kennerschaft, die für unfehlbar galt, auf die Probe zu stellen, wurde von der Fürstin ergriffen. Sie legte drei Perlen vor ihn hin und sagte:

„Zwei davon sind falsch. Wenn Sie die echte herausfinden, gehört sie Ihnen."

Welch eine Verheißung! Die Perle wäre jedenfalls ein beneidenswerter Besitz gewesen, aber hier handelte es sich um mehr, um etwas, das, einmal verloren, nicht wieder zu gewinnen ist: den Ruf der Unfehlbarkeit. Er kämpfte, er wollte um Entschuldigung bitten. „Perlen schlagen ja doch nur auf einem weiten Umweg in mein Fach," erklärte er uns, „gewissermaßen nur als wertvolle Schmuckgegenstände. Aber trotzdem fuhr ich fort, die drei liebevoll zu betrachten, denn sie waren entzückend schön. Und heiß ist mir geworden, und immer habe ich gedacht: Mein Ruf! mein Ruf! ... Nun, ich will Sie nicht auf die Folter spannen. Eine von den dreien war etwas weniger makellos in der Form, hatte etwas weniger Orient ... und doch ... ja, von ihr ging eine eigene Anziehung aus ... und plötzlich war mir's klar: Die ist's ... Sie war's, und mein Ruf war gerettet, und sie wurde mein!"

Freund Fladung war der erste überzeugte Beschützer meines schriftstellerischen Gestammels, von dem ich ihm einige Proben

vorgelegt hatte. Aus eigenem Antrieb, ohne mein Wissen, sprach er mit meinen Eltern, machte sie aufmerksam, daß er Talent zur Poesie in mir entdeckt habe, und riet, es zu pflegen.

Hätten sie doch gefragt, wie sie das anfangen sollten, und mir dann seine Antwort mitgeteilt! Da wüßte ich, wie die meine in ähnlichen Fällen zu lauten hätte. Das Kind, das Talent zu einer darstellenden Kunst besitzt, schickt man in eine Schule, in der sie gelehrt wird. Für das schriftstellerisch veranlagte Kind gibt es, Gott sei Lob und Dank! noch keine in Mauern eingeschlossene, mit Lehrsälen und Professoren ausgestattete Schule. Nur das Handwerk seiner Kunst könnte ihm beigebracht werden, und dieses lernt jeder am besten allein. Bücher, die vom Erlernbaren handeln, stehen ihm in Hülle und Fülle zur Verfügung; er mag aus jedem nehmen, was ihm entspricht, und was er verwenden kann. Es wird nicht viel sein. Jede Dichterindividualität, wenn sie auch nicht zu den großen gehört, hat von Natur aus ihr eigenes Gepräge und gibt es der Form, in der sie sich, in oft schwerem Ringen, auszugestalten sucht. Der Geist baut sich selbst sein Haus; was er von fremden Baumeistern lernen kann und soll, ist nur das Alphabet der Kunst.

So meine ich, und so habe ich allmählich ein großes Mißtrauen gegen die „Pflege eines schriftstellerischen Talentes" durch andere gefaßt, besonders durch Familienmitglieder, die selbst nicht ein paar gereimte Zeilen zusammenbrächten und das Kind, das Verse aus dem Ärmel schüttelt, für ein gottbegnadetes Wesen halten, dessen Genie aufgepäppelt werden muß.

In den hinterlassenen Memoiren meines Mannes findet sich eine völlig ungerechte Selbstanklage. „Der Vetter, der gelehrte Studien trieb," sagt er, „wollte das geringe Wissen seiner kleinen Base, deren Phantasie goldene Brücken über den Abgrund schlug, der das Wollen vom Können trennt, bereichern und benahm sich dabei höchst albern und ungeschickt."

Gegen diesen Ausspruch protestiere ich aus allen meinen

Kräften. Der geliebte und verehrte Vetter hat das einzig Rechte getan, er hat mich den Wert der Bildung ermessen gelehrt und den heißen Wunsch in mir erweckt, die klaffenden Lücken der meinen auszugleichen. Es war die größte Förderung, die er mir angedeihen lassen konnte, und nur zu danken habe ich. Nicht nur ihm, auch allen, die meinen Bestrebungen Hindernisse in den Weg legten. Sie ahnen nicht, wie oft mein Gedanke sie segnet. Selbst daß ich mich im Kampfe um ein höchstes Gut zu manchem Irrtum und mancher Übertreibung verleiten ließ, hat schlechte Früchte nicht getragen. Die Zeit heilte und half und wandte zum Guten, was sich anfangs als verfehlt dargestellt hatte. Je härter und widerwilliger der Boden war, in dem das Bäumchen meiner Kunst Wurzel schlagen mußte, desto fester stand es, und je grausamer die Mißerfolge gewesen sind, die jeden Schritt am Beginn meiner Laufbahn bezeichnet haben, desto enger schloß sich das Bündnis zwischen mir und meinem vielbestrittenen Talent.

Der Sommer des Jahres 1843 war der letzte, den unsere Großmutter Bockel noch mit uns in Zdißlawitz verlebte. Meine Schwester und ich hatten uns an sie viel inniger angeschlossen seit dem Austritt Marie Kittls aus unserem Hause. Sie war — das bemerkten wir, obwohl sie nie auch nur eine Silbe darüber verlor — mit der neuen Gouvernantenwahl, die Mama getroffen hatte, nicht zufrieden. Ich fühlte deutlich, wie genau unsere Ansichten in diesem Punkte zusammentrafen, und bewahrte dabei das selbe Schweigen wie sie. Aber die Stille des Einverständnisses zwischen der Großmutter und der Enkelin befestigte nur ihr Bündnis. Weniger Worte sind zwischen zweien, die einander lieben, wohl nie gemacht worden, und nie haben zwei sich besser verstanden. Immer mit der einen einzigen Ausnahme: weder von meinen Gedichten noch von meinen Theaterstücken durfte ich vor meiner Großmutter etwas ver-

lauten lassen. Wohl faßte ich mir einmal ein Herz und sagte ihr: „Weißt du, Großmama, ich schreibe noch immer," und wartete gespannt auf den Eindruck, den mein Bekenntnis machen würde. Er schien gering zu sein und äußerte sich bloß durch ein Achselzucken und durch die mit leiser Ungeduld ausgesprochenen Worte: „Nur gescheit!"

Sie sagte das oft und in der verschiedensten Weise. Liebreich, indem sie mir mit ihren feinen Fingern über die Wangen glitt, streng, wenn sie unzufrieden mit mir war. Lob und Tadel, Aufmunterung und Warnung vermochte sie in die zwei Worte zu legen: „Nur gescheit!"

So hatte ich nun doch den abscheulichen Druck vom Herzen, den das Bewußtsein mir verursacht hatte, im stillen etwas zu tun, das sie mißbilligte.

In jenen Tagen verschlang meine Korrespondenz mit Marie Kittl den größten Teil der Zeit, die ich der Ausübung meines „schriftstellerischen Berufes" widmen konnte. Meine Briefe sind — so hoffe ich wenigstens — nicht erhalten. Die ihren befinden sich, vom ersten bis zum letzten, in meinem Besitze. Ich durchblättere sie nicht ohne Grauen. Wie viel verwegenen Unsinn muß ich vorgebracht haben, um meine geduldige Freundin in solche Angst und Bangigkeit zu versetzen! Sie legte meinem Vertrauen übergroßen Wert bei; sie wollte es durch Zurechtweisungen nicht preisgeben. Je besorgter um mein Wohl sie sich aber zeigte, desto ärger werde ich es mit meinem Geflunker getrieben und die lächerlichsten Gedanken und Gefühle an den Tag gelegt haben. Wie die Melodie auch anhob, das Ende vom Lied dürfte doch immer gewesen sein: „Staune in mir ein Kind von außerordentlichen Gaben und Fähigkeiten an, das zu großen Dingen bestimmt ist." Wie aus einem Spiegel blickt dieses Wunderkind mir aus den Briefen meiner oft ratlosen Führerin entgegen. Ich sehe einen kleinen Affen, der sich vor Vergnügen darüber nicht kennt, daß seine Grimassen ernst genommen werden.

Womit habe ich nicht renommiert! Mit welcher Belesenheit habe ich geprunkt, um Fräulein Marie zu dem Geständnis zu veranlassen, daß meine „Literatur" ihr Sorge mache. Welcher tollkühnen Reiterstücke habe ich mich gerühmt, um den gelinden Tadel zu erfahren: „Je vous admire dans vos exploits, mais je suis loin de les approuver." Sie fürchtet nicht nur, daß ich mir den Hals breche beim Reiten und Kutschieren, sondern auch, daß ich durch das Führen der Zügel die Ruhe und Leichtigkeit der Hand verliere. Und wie sehr brauchte ich sie, um die Gemälde, an denen ich arbeitete, auszuführen!

Die leiseste Mißbilligung, zu der meine Freundin sich aufgerafft hat, begräbt sie sogleich wieder unter einem Blumenregen von Zärtlichkeiten und Schmeicheleien. Einem „ma petite Maritscherl à aussi ses défauts" folgt sogleich ein entschuldigendes „les défauts de son âge." In den Augen der Übernachsichtsvollen bin ich „une petite styliste, une jeune personne délicieuse, intelligente", und man darf es ihr sagen, weil sie viel zu gescheit ist, um sich dadurch verwöhnen zu lassen.

Ja, dieser Ton gefiel mir, der tat wohl! Von mir aus dürfte denn auch das Mögliche geschehen sein, um mir die Bewunderung und die Teilnahme meiner gläubigen Getreuen zu sichern.

Auf Kosten der Wahrheit? — ohne Frage. Und doch würde ich mich sehr gewundert haben, wenn mich jemand eine Lügnerin genannt hätte. Zu allem anderen bildete ich mir auch noch ein, daß mein Vater, der sich den „Ritter der Wahrheit" nannte, seine heiße Wahrheitsliebe im vollen Maße auf mich übertragen habe. Auch log ich im Grunde nicht, ich erlebte ja während ich schrieb alles, was meine Briefe von meiner interessanten Persönlichkeit aussagten.

In einer wundervollen Novelle*) erzählt Isolde Kurz die Geschichte eines Knaben, mit dem umzugehen seinen Alters-

*) „Werthers Grab".

genossen verboten wird, weil er für einen Lügner gilt. Alle Kinder halten sich von ihm fern; nur ein junges Mädchen schließt sich ihm an und schenkt ihm Glauben, als er ihr verspricht, sie in ein schönes, geheimnisvolles Reich zu führen, zu dem er den Zugang entdeckt hat. Die beiden begeben sich oft auf den Weg dahin, ohne je ans Ziel zu kommen. Nach einiger Zeit trennt sie das Leben, der Knabe stirbt, und viele Jahre später steht seine ehemalige Spielgenossin an seinem Grabe. Längst entschwundene Erinnerungen leben auf, und sie sagt sich: auf diesem Denkmal sollte stehen: Hier ruht ein Dichter.

Eine Analogie ist da zwischen diesem Knaben und dem großsprecherischen Kinde, das ich gewesen bin. Wir spiegelten den anderen vor, was unsere Phantasie uns vorgespiegelt hatte.

Von langer Dauer sollte meine erträumte Herrlichkeit aber nicht sein. Ich stand am Morgen der bittersten Tage in meiner Kinderzeit.

Ehe wir Wien verließen, hatte Freund Fladung meiner Schwester und mir seine beiden letzten Werke geschenkt. Fritzi erhielt eine kleine römische und griechische Götterlehre, ich einen Leitfaden der Astronomie. Das Büchlein war hübsch eingebunden; ich stellte es neben meinen Schiller auf den höchst einfachen Tisch, den ich mit dem Namen „mein Sekretär" dekoriert hatte, und beeilte mich, Fräulein Marie mitzuteilen, daß ich jetzt auch Astronomie studiere. Um mich vor mir selbst nicht zu sehr schämen zu müssen, schlug ich den zierlichen Band auch wirklich auf.

Was las ich da gleich auf der ersten Seite? Nicht so, wie der Katechismus es lehrte, war die Welt erschaffen worden. In Perioden von unermeßlicher Dauer erst hatte unsere Erde sich aus einem feuerflüssigen Ball, der die Sonne umflog, zu dem schönen Planeten gestaltet, den wir bewohnen. Der Katechismus irrte und auch die kleine Bibel, die wir auswendig gelernt hatten, und in der es hieß:

„Und Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde ..."

Nein, nein, dazu nicht! die waren nicht geschaffen, damit wir uns an ihrem Anblick erquicken und erbauen. Die waren für sich selbst erschaffen und die meisten von ihnen so viel größer als die Erde, wie sie größer ist als ein Stäubchen, das im Sonnenstrahle tanzt.

Und auf diesem Stäubchen, was bin dann ich? Ein tödlicher Schmerz ergriff mich bei der Frage, auf die ein Gefühl trostloser Verlassenheit, völligen Vernichtetseins antwortete.

Der alte, liebe Freund, der mir sein Büchlein so arglos in die Hand gelegt, hatte nicht geahnt, welchen Sturm es erregen würde. Auch war es nicht das erstemal, daß ein Begriff der Unermeßlichkeit des Weltalls mir hätte aufsteigen können. Wenn Onkel Moritz uns in Zdißlawitz besuchte, stellte er an hellen Abenden ein Fernrohr auf, das sonst wohlverwahrt in Papas Zimmer ein nutzloses Dasein führte, und ließ uns den Mond betrachten, den Saturn mit seinem Ringe, den Jupiter mit seinen Satelliten. Er hatte uns auch gesagt, daß unsere Erde an der Sonne und am Monde Bilder ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft vor sich habe. War ich damals noch zu kindisch, um mir über diesen Ausspruch Gedanken zu machen? Habe ich nicht gefragt, hat mein Vetter mir nicht Rede gestanden? Ich wußte es nicht mehr, klar wurde mir nur: wenn ich mich seiner Worte auch entsann, ihre Bedeutung begriff ich erst jetzt. Die Erde wird sterben, wie der Mond gestorben ist. War sie denn nicht dein Lieblingskind, mein Gott, weil du deinen eingebornen Sohn geschickt hast, um die Menschen zu erlösen ... Die Menschen? was sind die? Das selbe jeder, was ich bin: ein Hauch, über ein Stäubchen geweht, ein Nichts in der Unendlichkeit. Wie hatte ich mich gefühlt, als ich noch zum gestirnten

Himmel emporsah und dachte: Auch mir zur Erquickung und Freude hat euch Gott, der Herr, ans Firmament gesetzt, ihr blinkenden Lichter, Edelsteine aus seiner Krone, himmlische Smaragde, Rubine und Diamanten! Und jetzt kreisten sie dort oben, in Zahlen nicht auszudenken, in unermeßlichen Fernen und furchtbarer Größe — kalt, hoffärtig und fremd. Ihn aber, der dies Unermeßliche geschaffen hatte, wie durfte ich wagen, ihn Vater zu nennen? Er war mir entrückt, und mitten im Gebet bedrängte mich die Frage: „Gelangt meine Stimme bis zu ihm? Weiß er von mir? Habe ich einen allmächtigen, gütigen Vater, der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat, der meine Leiden kennt, dem ich danken darf für jede Freude? ... Danken, das ist das Schönste ... Wie oft, wie oft hatte ich innegehalten, mitten im Spiele, mitten im Jagen und Tollen, um, erfüllt von einem unaussprechlichen Glücksgefühl, wortlos Gott zu danken für dieses Glücksgefühl, für die Bäume, die Blumen, den Sonnenschein, für alle Schönheit, alles Licht, das er über seine Welt, meine Welt ergossen hatte ... Und nun sollte es aus sein? — Kein Dank mehr! Mein Dank drang ja nicht zu ihm — er wußte nicht von mir." ... Bei Tage wurde ich Herr über meine schweren Gedanken, zu schwer für einen Kinderkopf. Wenn ich aber des Nachts erwachte und sie kamen, da war ich ihre Beute. Oft konnte ich mir nicht helfen und schrie laut im Schmerze meiner Zweifel. Meine Schwester, aus dem Schlafe gerissen, fuhr erschrocken auf und wollte wissen, was mir sei. Und ich beruhigte sie: „Nichts, gar nichts, — ich habe nur von etwas Schrecklichem geträumt." Da wußte ich im voraus: gleich wird meine geliebte Furchtsame den Kopf unter die Decke stecken und rufen: „Erzähl mir's nicht! Erzähl mir's nicht!"

Am Morgen sah ich dann blaß und elend aus, und Fritzi sagte: „Sie hat wieder einen so bösen Traum gehabt."

Nicht bei ihr und bei keinem konnte ich Hilfe holen in meiner

Seelenqual. Ich glaubte jedes Wort zu hören, das sie, das jeder der Meinen mir entgegnen würde, wenn ich versuchen wollte, auszusprechen, was mich beängstigte und verwirrte. Und den Brief, den ich von meiner Marie bekäme, nachdem ich sie eingeweiht hätte in meine Bekümmernisse, den meinte ich auch ungeschrieben lesen zu können.

So blieb denn nur mein geistlicher Führer — Pater Borek.

Zu ihm kam das Kind, das ihm schon von der ersten Beichte an Sorge bereitet hatte. Nicht losgestürmt kam es. Leise und zagend kam es heran. Hohe Nöte stieg ihm in die Wangen, und die Zunge klebte ihm am Gaumen, als es fragte, ob Hochwürden auch wisse, daß Gott die Erde nicht in sechs Tagen geschaffen, sondern dazu ungeheuer lange Perioden gebraucht habe.

Nein, wirklich, davon wußte Hochwürden nichts; aber woher mir diese Kenntnis kam, hätte er gern erfahren.

Ich holte den Quell herbei, aus dem ich meine Gelehrsamkeit geschöpft hatte, Fladungs Leitfaden der Astronomie. Pater Borek las nur den Titel und sagte lächelnd, dieses Buch hätte ein Mensch geschrieben; es sei besser, sich statt an menschliche an die göttliche Weisheit zu halten. Was wir zu wissen und zu glauben haben, hat uns Gott durch seine Propheten in den heiligen Schriften geoffenbart. Daß er sich einem Gelehrten geoffenbart hätte, war dem geistlichen Herrn nicht bekannt, und ihm auf diesem Wege beizukommen, unmöglich. Er glaubte an die Heilige Schrift, nicht an die Astronomie, und er tat sie ab mit dem einen Worte: „Menschenwerk." Nun hatten sich zu meinen Zweifeln an der biblischen Schöpfungsgeschichte noch andere gesellt. Ach sie kamen in Scharen! Außer den „Nouvelles heures à l'usage des enfants" besaß ich jetzt auch einen kleinen, bilinguenen „Paroissien Romain", der mich instand setzte, unserem Pater Borek, wenn er uns die Bedeutung der einzelnen Vorgänge bei der heiligen Messe rekapitulieren ließ, die

betreffenden Stellen in der majestätischen und melodischen Sprache der Kirche herzusagen.

Da waren viele, die mir zu denken gaben, vor allem die Worte bei der Konsekration: „Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti“ ... Ich konnte es nicht verstehen. Wenn die ersten Menschen wirklich vorzüglich gewesen wären, wie hätten sie sündigen können, wie hätten sie den unbegreiflichen, unentschuldbaren Ungehorsam gegen Gott begehen können? Er hatte ihnen das Paradies geschenkt, war zu ihnen gekommen, die Glückseligen hatten sein Angesicht gesehen und seine Stimme gehört ... Und mehr als dem, was diese göttliche und liebevolle Stimme ihnen sagte, hatten sie dem Gezisch einer elenden Schlange geglaubt und über ihrem scheußlichen Anblick den des Allgütigen vergessen? Die das vermochten, die waren nicht in einem Zustande der Vollkommenheit geschaffen worden; das war ein Widerspruch, über den ich nicht hinweg kam, so dringend Pater Borek mich auch beschwor, das unselige Grübeln aufzugeben. Ich aber hatte gar nicht das Bewußtsein, daß ich grübelte. Ich dachte ja nur nach, und dann kamen die Zweifel von selbst; sie fielen mich an, ich empfand einen physischen Schmerz dabei, wie neulich während der Wandlung ... Da war es entsetzlich gewesen, da hatte es mich ergriffen: „Bist du bei uns, mein Heiland? Es sind auf der Erde Millionen Kirchen, und in hunderttausend wird vielleicht in diesem Augenblick zur Wandlung geläutet, und überall sollst du in Brotgestalt erscheinen. Bist du auch bei uns? bist du da, mein Heiland? und warum fühl ich's nicht? warum fühle ich nicht deine Nähe?“

Pater Borek hörte diese Bekenntnisse in stiller Ergebung an; er zürnte mir nicht, aber traurig hatte ich ihn wieder gemacht. Meistens nahm er dann seine Zuflucht zu dem Wunder und wiederholte eindringlich: „Mein Kind, wir sollen das Wunder verehren, an das Wunder glauben, aber nicht fragen: Wie kann das sein? Wäre es denn ein Wunder, wenn es sich erklären ließe?“

Nie ein hartes Wort, kaum je ein tadelndes. Nie eine Andeutung, daß es außer der guten Macht auch eine böse gebe, einen unheimlichen Versucher, der frevelhafte Gedanken in uns erwecke, unsere Andacht störe, und irre zu machen suche in unserem Glauben, — nie eine Warnung vor dem Teufel.

„Mein Kind, ich werde morgen in der heiligen Messe recht andächtig für Sie beten."

So sah seine Strenge aus.

Wenn ich dann am Sonntag in die Kirche kam und ihn, der für mich beten wollte, an den Altar treten sah, war's vorbei mit Grübeln und Zweifeln. Da war ich nichts anderes als ein demütiges kleines Geschöpf, das auf den Knien lag in Anbetung des Herrn der Welten. Ich freute mich der Kämpfe und Leiden, die der schönen Stunde vorangegangen waren, mit denen ich sie vielleicht hatte erkaufen müssen: „Schick mir nur Leiden, ich will ja leiden," klang mein Gebet immer aus.

Daß meine angeborene und unverwüstliche Fröhlichkeit sich auch während jener Werdetage bei mir eingefunden hat, muß ich der getreuen nachsagen. Sie kam höchst überraschend, manchmal in ganz unpassenden Augenblicken, und sie ließ sich nicht verleugnen wie die Verzweiflungsanfälle. Und wenn meine Schwester mich erstaunt fragte, warum ich heute gar so lustig sei, konnte ich ihr keine Ursache dafür angeben. Ich hatte ein herrliches Gefühl von Glück — ich hatte es — „halt so"; es war das beste, das es gibt, das grundlose.

Ein Glück, das Grund hat,
Geht mit ihm zugrunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück
Ist tief und unergründlich

sagt Hieronymus Lorm, so weise wie schön.

Die Zeit der Schulferien war da und brachte uns unsere Brüder heim. Der ältere entwickelte sich zu dem, was man bei uns „einen Prachtbuben" nennt; der jüngere, immer gleich schmächtig und gleich kampffreudig, hatte an dem Erstgebornen einen Schutzengel, der ihn nie aus den Augen ließ, für ihn einstand, den kleinen, hitzigen Angreifer auch im ungerechtesten Streite verteidigte. In diesem Jahre wurden die Knaben von einem alten Herrn begleitet, einem emeritierten Erzieher und großen Kinderfreund. Er war von hoher, hagerer Gestalt und zu gebrechlich, um an unseren Spielen teilzunehmen, bildete aber einen wohlwollenden Zuschauer und Kampfrichter. Sehr gern wohnte er auch dem Reitunterrichte bei, den Papa, der selbst ein vorzüglicher Reiter war, uns erteilte.

„Sie machen das gut, Sie machen das gut," bekamen wir dann oft von ihm zu hören, und dabei bewegte er die langen Zeige- und Mittelfinger der längsten Hand, die ich je gesehen habe, vor unseren Gesichtern auf und ab: „Ja, wenn Sie alle Lektionen mit solchem Eifer nehmen würden, da hätten Ihre Lehrer bessere Zeiten."

Unseres Fräuleins Karoline nahm er sich väterlich an, verwies mir meinen Übermut und ihr ihre Gereiztheit; während seiner Anwesenheit herrschte immer Frieden zwischen uns.

Traurig, daß die Tage, die unsere Brüder in Zdißlawitz zubrachten, nur — das war genau ausgerechnet! — nur zwölf Stunden hatten. Sie verflogen doppelt so schnell wie alle anderen Tage. Gar so bald war der Morgen wieder da, an dem die angehenden Gymnasiasten ins Institut zurückkehren mußten. Sie haben dort keine besonders guten Zeiten verlebt, aber nicht geklagt, denn sie waren tapfere kleine Buben. Trotzdem wußten Fritzi und ich genau, wie ihnen ums Herz war, wenn sie in den Wagen stiegen, der sie zur Bahnstation bringen sollte. Noch ein Händedruck, noch eine Umarmung, noch ein tröstendes Wort Papas; „Wir sehen uns bald wieder!" und fort waren sie ...

Wir standen noch eine Weile im Hofe und winkten mit den Taschentüchern, wenn der Wagen aus dem Tore fuhr, im Bogen am Gartengitter vorbei, und nun rasch auf der abwärts führenden Straße hinunterrollte. Dann liefen wir, und die kleine Sophie mit uns, in das Zimmer Großmamas, an das Fenster, an dem ihr Arbeitstischchen vor dem Bild der hingegangenen Levrette stand, und begleiteten die Reisenden in Gedanken. Jetzt sind sie am Ende des Schloßberges angelangt, jetzt geht es links eine Strecke auf ebenem Wege zwischen Feldern und Obstbäumen am Wassergraben vorbei, an dem die jungen Pappeln stehen, an der Wiese, auf der die vielen Gänse weiden. Und jetzt kann man den Wagen noch im Flug erblicken, und die Brüder sehen vielleicht gar uns am offenen Fenster. Die kleine Sophie meint, wenn sie uns sehen, können sie uns auch hören, und ruft: „Adieu, meine Brüder!" und schwenkt wieder ihr Tüchlein. Noch ein zweites Mal wird der Wagen sichtbar, ganz klein, ganz fern, wenn er den Berg hinauffährt, den letzten, auf dem wir eine Fahrstraße noch auszunehmen vermögen. Und die uns dort entschwinden in der Ferne, die beiden, die wenden sich jetzt gewiß noch einmal zurück und sagen zueinander: „Da sieht man's noch, das Schloß ..." Grüße fliegen hin und her durch die Luft, Grüße einer Liebe, die felsenfest gestanden hat in der verrinnenden Zeit, unwandelbar im wechselvollen Leben.

Es war eine epochemachende Neuerung, daß jeder, der in Zdißlawitz einen Brief erwartete, ihn täglich erhalten konnte. Erst seit wenigen Jahren befand sich ein Postamt in unserer Nähe. Früher mußte der Bote vier Stunden weit nach dem Städtchen Wischau pilgern, um die für das Dorf und das Schloß bestimmten Postsendungen abzuholen. Er setzte sich nur zweimal wöchentlich in Bewegung, und was er dann regelmäßig außer einem Räuschchen mitbrachte, das waren einige Nummern der Wiener und der Brünner Zeitung. Wenn auch Briefe eintrafen, galt das schon als ein kleines Ereignis. Papa öffnete

sie nie vor Tische. Er muß das Lesen von Briefen als etwas Appetitverderbendes angesehen haben. Beim schwarzen Kaffee erst nahm er die Schriftstücke zur Kenntnis, nachdem er ihr Äußeres sorgfältig geprüft hatte. Einmal kam ein schmaler, schwarzgesiegelter Brief auf dünnem Papier aus Paris. Die Adresse war mit einer feinen Perlschrift geschrieben, die dem Papa nicht ganz fremd schien; es konnte wohl die Madame Dufoulons sein. „Lies," sagte er, reichte Mama den Brief, und sie las eine Weile schweigend. — „Nun, was schreibt sie?" — „Es wird euch traurig machen," war die Antwort, „und tut auch mir sehr leid. Der arme Just, das arme Kind — und seine noch viel ärmere Mutter!"

Madame Dufoulon teilte die Nachricht vom Tode ihres lieben Sohnes mit. Ein Nervenfieber hatte ihn dahingerafft, wenige Monate, nachdem er so glücklich gewesen war, eine Stellung zu finden, die ihn instand gesetzt hätte, seiner Mutter und seiner Schwester eine kräftige Stütze zu sein... Das war eine grausame Verschärfung der Bitternis dieses Verlustes. — Ich kam von der Frage nicht fort: Was wird geschehen, was wird man tun?

Es wird geschehen, man wird tun, was in solchen Fällen das Gewöhnliche ist. Man wird, von Mitleid erfüllt, einen ungemein warmen und herzlichen Brief schreiben, man wird noch einige Male sagen: „Der arme Just, seine arme Mutter, was wird sie jetzt wohl anfangen?" und dann — vergessen. Man wird... ich werde! Mit peinlichem Selbstvorwurf ergriff mich der Gedanke an Frau Krähmer. Wie lange hatte ich mich ihrer nicht mehr erinnert, die das selbe Schicksal gehabt wie Madame Dufoulon. Auch sie hatte alle ihre Hoffnung auf den Sohn gesetzt, der ihr weggestorben war, bevor sein verheißungsreiches Leben sich zur Blüte entfalten konnte.

Es war Spätherbst geworden, und vor unserer Abreise wollten wir noch etwas ausführen, was meiner Schwester als

eine Pflicht gegen unseren Freund und Spielgefährten erschien.

Eine Viertelstunde weit vom Schlosse, aber schon zum angrenzenden Dorf gehörend, befand sich eine Schlucht. Sie war von einem dünnen Wasserfaden durchzogen und mit Buschwerk dicht überwachsen, aus dem einzelne schlanke Bäume hoch emporschossen. In ihrer Eile, der niedrigen Umgebung zu entragen, hatten sie sich nicht Zeit genommen, unterwegs Zweige anzusetzen; all ihren Blätterschmuck entfalteten sie erst in der Krone, und die wurde ihnen manchmal zu schwer. Wenn ich sie ansah, mußte ich an meinen Schiller denken mit seinem Kranz. Ganz gerade stand keiner von ihnen; nach verschiedenen Richtungen hin hatte der Wind sie gebogen. Mitten in der Schlucht ist ein kleiner, freier Platz, und da befindet sich ein kapellenartig übermauertes Brünnlein. Zwei steinere Stufen führen durch den schmalen Eingang zu seinem Wasserspiegel. Im Dunkel sieht das Wasser so schwarz wie Tinte aus; ins Glas geschöpft, ist es kristallklar, und ihm wird die Kraft zugeschrieben, Augenleiden zu heilen.

Einige Schritte von dem Fußsteig entfernt, auf dem man vom Felde aus steil ab zum Brünnlein gelangt, steht eine Buche ...

Du alte Königin, weißt du von dem munteren Zeug, das grünt und lebt und sich vermehrt und nichts verlangt, als seines Daseins froh zu werden zu deinen Füßen und unter deinem Schutze? Weißt du von den Emporstrebenden, die der Ehrgeiz treibt, dir in deinen erhabenen Wipfel zu schauen und seine Geheimnisse auszuspähen? — Du alte Königin, du Herrscherin, wie du dastehst vor meinem geistigen Auge in deiner Schönheit, deinem Stolze, deiner Kraft, so könnte dich mir zu Dank kein Maler malen, kein Dichter beschreiben. Vor dir, zwischen zweien deiner mächtigen Wurzeln, haben kleine Menschen ein kleines, hölzernes Standbild aufgerichtet: die heilige Anna, die ihr Töchterchen lesen lehrt. Kein Kunstwerk und — mehr als ein

Kunstwerk für die Armen, die Betrübten, die hierher beten, die Glücklichen, die Genesenden, die danken kommen.

Die Schlucht, in der der wundertätige Quell sich befindet und die herrliche alte Buche sich einst befand, hatte ihren Namen von dem kleinen Standbilde erhalten. Zur „Svatá Anna" wanderten wir als Kinder oft, brachten dort manchen Sommernachmittag zu, und einmal schnitt Monsieur Just seinen Namen in den Stamm der Buche ein. Mit großen Buchstaben, tief durch die dicke Rinde bis aufs Lebendige. Von weitem konnte man lesen, gelbweis herausleuchtend aus dunkler Umrahmung: Just.

Das dürfe man nicht so lassen, meinte Fritzi; jetzt, weil er tot sei, müsse ein Kreuz über den lieben Namen gesetzt werden. Wir bewaffneten uns mit unseren schärfsten Taschenmessern und begaben uns eines trüben Novembermorgens zu der Buche bei der „Svatá Anna." Eifrig mühten und streckten wir uns, soviel wir konnten, um zu der Höhe hinaufzureichen, in der unser Kreuz angebracht werden sollte. Es war vergeblich, wir mußten uns bequemen, das Zeichen des ewigen Friedens unter den Namen unseres entschlafenen Freundes einzuschneiden.

Heute steht die kleine „Svatá Anna" nicht mehr unter dem Schutze der Buche. Sie haben die Herrliche gefällt und auch die schlanken Bäume in ihrer Nähe und alles Gebüsch fortgeputzt, um mehr Platz zu schaffen für Rüben und Getreide. Gewiß wird bei dem Standbild der Heiligen noch immer fromm gebetet, gewiß noch an die Heilkraft des Wassers im Brünnlein geglaubt. Ich aber meide diese Stelle und habe sie nicht mehr betreten, seitdem die alte Riesin ihren noch grünen Wipfel, der wonneschauernd das erste Morgengrauen begrüßte, der feierlich den letzten Sonnenkuß empfing, zu Boden senken mußte.

Nachdem Fräulein Karoline uns verlassen hatte, fand man Fritzi und mich alt genug, um fortan in Freiheit dressiert zu werden; nur für die kleine Sophie wurde eine Gouvernante aufgenommen: Madame Vaxelaire, die weibliche Hälfte eines Ehe-

paares, das sich dem Erzieherfache gewidmet hatte. Zu der Zeit, als die Gattin unserem Schwesterchen ihre Sorgfalt widmete, was sie treu und redlich tat, war der Gatte Hofmeister eines Knaben, von dem er stets erzählte, dessen ungewöhnliche Begabung und edle Eigenschaften er rühmte, und dem er eine glänzende Zukunft vorhersagte. Er hat recht behalten, denn dieser Knabe hieß: Graf Hans Wilczeck.

An Madame Vaxelaire hatten wir eine äußerst angenehme Hausgenossin. Sie war eine kräftige, wohlwollende Frau, im Besitze des unschätzbaren Vorzuges einer immer gleichmäßig guten Laune. Sehr gesund, nicht mehr jung, machte sie, mit ihren roten Wangen und dem gelbbraunen Teint, den erfrischenden Eindruck eines schönen Oktobertages. Sie hatte unsere kleine Sophie sehr lieb und nahm sich auch unser freundlich an, obwohl sie gegen Fritzi und mich keine andere Verpflichtung hatte als die, uns täglich auf dem Spaziergang zu begleiten.

Das Stadtleben ging den gewohnten Gang, unsere Lehrer und Lehrerinnen fanden sich wieder ein; nur trat ein neuer Zeichenmeister an den Platz des früheren. Dieser hatte sich leider zu einer kleinen Taktlosigkeit hinreisen lassen. Er wartete eines Vormittags, wie gewöhnlich, auf uns im Speisezimmer, das während der Zeichenstunde unser Atelier vorstellte. Wir erschienen — ebenfalls wie gewöhnlich — in Begleitung von Mamas Musterkammerjungfer, Fräulein Josefine. Sie hatte die Aufgabe, den Herrn Lehrer zu beaufsichtigen, und nahm die Sache sehr ernst. Als wir an jenem verhängnisvollen Vormittage eintraten und ihn grüßten, kam er uns entgegen, blieb vor meiner Schwester stehen, stemmte den Arm in die Seite und sprach:

„Sakerlott, Komteß Fritzi, was haben Sie für Augen! Nein wirklich, mirakulös schöne Augen!"

Wir hätten dem biederen Oberösterreicher diesen Ausdruck einer gerechten Bewunderung verziehen. Die Kammerjungfer hielt es für ihre Pflicht, ihn höheren Ortes anzuzeigen, und wir

erhielten einen Zeichenlehrer, noch um ein Jahrzehnt älter als der frühere, der auch kein Jüngling war. Der Nachfolger hatte einen Beethovenkopf. Ich lernte in ihm eines der größten Originale kennen, die mir im Leben begegnet sind. Ein ganz ungelehrter Mensch, der sich in den Wunsch verrannt hatte, Entdekkungen auf wissenschaftlichem Gebiete zu machen, und nicht die geringste Freude an der Ausübung des braven Malertalents fand, mit dem er begnadet war. Er überließ seine kleinen Ölgemälde — treffliche Genrebildchen — zu guten Preisen einem Kunsthändler, der sie zu noch viel besseren nach England verkaufte. Der Mann quälte ihn mit seinen Bestellungen, er aber ließ die Arbeit stehen und beschäftigte sich mit abenteuerlichen Entdekkungen. Von ernsten Studien war er ein Feind, er las wenig. „Die Bücher," war eine seiner Lieblingsbehauptungen, „bringen uns um die Originalität. Auch verdirbt es mir ja die Freude an einem eigenen Einfall, wenn ich erfahre, daß ein anderer ihn vor mir gehabt. Oder vielleicht nicht? was?"

Es war komisch, unseren Zeichenlehrer, während er eine Aufgabe korrigierte, sagen zu hören, daß wir nichts anderes seien als lebendige Leydener Flaschen. Wir meinten, das müsse in irgendeiner Beziehung zur Zeichenkunst stehen; es stand aber in Beziehung zur Physik. „Ja, der Cunäus," pflegte er seinen Vortrag zu eröffnen, „ein großer Mann — aber er ist bei der Flaschenelektrizität stehen geblieben, bis zur menschlichen nicht vorgedrungen. Und wir sind mit Elektrizität doch ebenso angefüllt wie seine stanniolbeklebten Glasgefäße, und was die Entladung betrifft, für die ist gesorgt. Wenn der Mensch zum Beispiel erschrickt, oder wenn er sich zum Beispiel plötzlich verliebt." Bei dem Worte spitzte Fräulein Josefine die Ohren und ließ ein deutliches Räuspern vernehmen. Er bemerkte es nicht und fuhr fort: — „Das wären jähe Entladungen. Allmähliche finden ununterbrochen statt. Sie können sich davon selbst überzeugen. Gehen Sie spazieren durch mehrere Tage nacheinander immer

auf dem selben Weg. An jedem Tage wird er Ihnen kürzer vorkommen als am vorhergehenden. Warum? Sie haben am ersten am meisten Elektrizität abgegeben an die Erde, die ein mittelmäßiger Leiter ist; am zweiten finden Sie den größten Teil abgegebener Elektrizität auf dem Wege wieder, verbrauchen also weniger von der Ihren, werden also weniger müde, der Weg kommt Ihnen also kürzer vor. Ist das richtig? Oder vielleicht nicht — was?"

Er sah uns dabei so streng an, daß wir es immer richtig fanden.

Ein zweites Steckenpferd bestieg er auch fürs Leben gern. Er schrieb sich — gewiß ohne je eine Zeile von oder über E. T. A. Hoffmann gelesen zu haben — die Fähigkeit zu, Farben zu riechen und zu hören. Blau klingt wie ein Mollton, Rot ist Dur. Farbenempfindung, Tonempfindung werden durch den gleichen Reiz erregt, einfache Farben, einfache Töne. Mit halben Farben, mit allerlei Schattierungen, lassen sich Terzen, Quarten, Quinten darstellen. Eines Tages brachte er uns ein gemaltes Farbenklavier mit mehreren Oktaven. Ich war geblendet und freute mich, demnächst vor meinem Vetter Moritz mit den physikalischen Kenntnissen zu prunken, die ich bei der Zeichenlektion erworben hatte. Sie machten aber keinen besonderen Eindruck, und ich erfuhr den Schmerz, zu hören, daß die vermeinte Entdeckung des Künstlers, der sich führerlos auf wissenschaftlichen Pfaden umhertrieb, keine sei. „Ein Farbenklavier ist schon zusammengestellt worden," sagte mein Vetter.

„Schon zusammengestellt — und durch wen?"

„Durch Castel."

„Und wann?"

„Vor mehr als hundert Jahren."

Vor so langer Zeit? eine so alte Geschichte hat das Farbenklavier? O Gott! der arme Herr Lehrer wird arg enttäuscht sein, wenn er hört, daß er nicht der alleinige Entdecker dieses mysteri-

ösen Instrumentes ist ... Ich versetzte mich in seine Lage und machte im voraus alle Qualen der Beschämung mit ihm durch — zum Glück unnötigerweise; denn er war viel zu sehr beschäftigt mit seinen eigenen wissenschaftlichen Leistungen, um von denen anderer Notiz zu nehmen.

Einige Tage später fragte mich mein Vetter, ob es mich interessieren würde, etwas zu hören von den Versuchen, die gemacht worden sind, um die Harmonie zwischen Farben und Tönen nachzuweisen. In seiner klaren und anschaulichen Art beschrieb er den Apparat, den Ruete zusammengestellt hat, um den Eindruck von Farbenakkorden hervorzubringen. Er sprach von Kontrastharmonien, von den Farben, die nur stimmen, wenn sie durch Grau oder Weiß eine Unterbrechung erlitten haben. Solange er sprach, war ich überzeugt, alles gut zu verstehen, was er mir erklärte. Als ich aber darüber nachdachte und es mir zurechtlegen wollte in meinem Kopfe, da merkte ich, daß die neuen Erkenntnisse nicht hineingedrungen waren. Draußen schwebten sie umher als klang- und farbenreiche undeutliche Gebilde.

Mein Zeichenmeister hatte es besser; ihm tönte, wenn er den großen, mit bunten Streifen bedeckten Bogen betrachtete, den er sein Farbenklavier nannte, das „Gott erhalte", entgegen.

In den Briefen meiner treuen Mentorin finde ich einen recht trüben Reflex des Glanzes, in dem ich mich ihr als angehender Shakespeare des 19. Jahrhunderts vorstellte. Sie begann ernstlich besorgt um mich zu werden und schlug einen strengen Ton an. In Bücher gebunden liegen alle ihre Briefe vor mir; wohlverwahrt und ungelesen sind sie jahrelang im Schranke geblieben. Ich habe sie erst wieder hervorgesucht, um sie dem Freunde zur Verfügung zu stellen, der die Geschichte meines Werdegangs mit feiner und liebevoller Hand aufgezeichnet hat.

Jetzt blättere ich oft in den inhaltreichen Bänden, und was

mich dabei mit schmerzvoller Wehmut erfüllt, ist das Schicksal ihrer Verfasserin, von dem sie Zeugnis geben.

Marie Kittl ist die erste der vielen gewesen, die mir, je weiter ich fortschritt auf meinem Lebenswege, desto öfter begegnen sollten — der Opfer eines eingebildeten Schriftstellerberufes. Es wurde allmählich meine ständige Qual, mitansehen zu müssen, wie diese Bedauernswerten, von ihren Aspirationen getrieben und genarrt, taub werden für die dringendste Bitte, den ehrlichsten Rat, und wie sie dem widerwilligen Verzichten, mit einem anderen Wort: — der Verzweiflung entgegengehen.

Ich kenne ihre Sehnsucht und weiß, daß sie ebenso unüberwindlich ist wie die der echten Begabung, mit der die ihre noch manche andere Ähnlichkeit und wahrscheinlich den selben Ursprung hat; aber sie leidet an Unzulänglichkeit. Denn nur von Unzulänglichkeit kann die Rede sein. Etwas Talent ist immer vorhanden. ohne Talent macht man gar nichts, nicht einmal etwas Miserables. Aber das vorhandene Fünkchen, ja sogar der Funke, wird noch lange nicht genügen, ein Licht daran zu entzünden, das über den Tag hinaus leuchten kann. Und nun steht vor mir der ganze Jammer, der sich da vorbereitet, der wachsen und wuchern und traurige Früchte reifen wird. Das peinvoll hastige Streben der Ohnmacht, die mit jeder neuen Arbeit neu aufflackernde Hoffnung, die blutige Enttäuschung nach langem Warten und Harren, endlich die Trostlosigkeit und Erbitterung. Die Menschenliebe erlischt; wie soll man die lieben, die uns nicht gelten lassen? Das Interesse und das Wohlwollen für Mitstrebende verwandeln sich in Gleichgültigkeit und, wenn ihnen ein Glückssternchen aufblinkt, in Mißgunst. Da ist der und da ist jener, die haben Minderwertiges geleistet und Anerkennung gefunden. Man wägt und vergleicht und legt einen seltsamen Maßstab an; nicht am Großen mißt man sich, nein — am Kleinen. Hat man einmal einen anderen Kleinen oder, wenn ein besonders glücklicher Zufall es fügt — einen Großen scheitern gesehen, dann

erwacht die Bettlerin unter den Freuden — die Schadenfreude. Kein wirklicher Balsam und Trost, denn sie entspringt dem Giftquell des Neides, dieses moralischen Gebrechens, dessen fressender Qual sogar der „fanfaron du vice“ sich nicht rühmen mag. Lächelnd verbeißt ihn jeder, den er foltert, wie der Spartanerknabe seine Schmerzen verbiß, als ihm der gestohlene Fuchs, den er unter dem Mantel verbarg, die Brust zerfleischte.

Marie Kittl hat allerdings weder Erbitterung noch Neid gekannt, aber unglücklich machten sie ihre immer gescheiterten Versuche, sich schriftstellerisch zu betätigen. Sie stand in reifen Jahren, hatte die Erziehung der jungen, mütterlicherseits verwaisten Fürstin Arenberg vollendet und ihren geliebten Zögling noch zum Altar geleitet. Bald darauf war sie einer Einladung nach Brüssel gefolgt und hatte dort die Stellung einer Gouvernante bei der hochbegabten Tochter König Leopolds, der Prinzessin Charlotte, eingenommen, und später die der Vorleserin der Herzogin von Brabant. Es waren sonnige und schöne Jahre, die sie am belgischen Hofe verlebte. Der Wirkungskreis, der sich ihr eröffnet hatte, sagte ihr in jeder Weise zu; er brachte äußere Ehren, für die sie nicht ganz unempfänglich war, und bot ihr Befriedigung ihres innigen Herzensbedürfnisses, die Anhänglichkeit und Liebe ihrer Umgebung zu gewinnen. Auch ihr lang genährter Wunsch, weite Reisen zu unternehmen, erfüllte sich unter den denkbar angenehmsten Verhältnissen. All das Gute erfuhr sie bei der Ausübung ihres wirklichen Berufes, und sie fand ihr Glück in ihm, bis der falsche sein Lügenhaupt erhob und sie umstrickte mit allen Zaubern und Lockungen, über die das Blendwerk verfügt.

Sie begann nach Freiheit zu lechzen, um schreiben zu können, soviel sie wollte. „Meine Flügel,“ teilte sie mir mit, „haben sich geregt.“ Und sie kamen nicht wieder zur Ruhe, die verhängnisvollen Flügel, deren kümmerlicher Schlag gerade genügte, um ihre Besitzerin hinzuschleifen über Dornen und Gestein. Ihre

Geschwister und ich bewunderten, was sie schrieb, weil sie es geschrieben hatte — alle übrigen schwiegen. In ihrem Kreise entstand, wie wir hörten, Verlegenheit, wenn sie kam, der oder jener Hoheit ein neues Werk zu überreichen. Auf eigene Kosten war es gedruckt und prächtig eingebunden und wurde mit höflichem Lächeln hingenommen, denn man achtete Madame Kittl zu hoch, um ihr Lobsprüche über Arbeiten zu erteilen, die ihrer so wenig würdig waren. Sie hat es mir nie gesagt, doch vermute ich, daß der Mangel an Anerkennung für ihre Reisebeschreibungen und Novellen sie bestimmte, den Hof zu verlassen. Diesen Entschluß führte sie unerwartet rasch aus, um den Einwendungen zu entgehen, die sich gegen ihr Scheiden erhoben hätten. In London, wo sie ihren Wohnsitz nahm, erhielt sie den Beweis der treuen Gesinnung, die man ihr am belgischen Hofe bewahrte. König Leopold setzte der Erzieherin seiner Tochter aus eigener Initiative ein ansehnliches Jahresgehalt aus. Marie Kittl befand sich in behaglichen Verhältnissen und konnte leicht einen Teil ihrer Ersparnisse daran wenden, von Zeit zu Zeit einen neuen, hübsch ausgestatteten Band in kleiner Auflage erscheinen zu lassen und einige Exemplare an Freunde zu verschenken. Der Rest stapelte sich auf in den Magazinen ihres Verlegers, und oft klagte sie: „Er tut zu wenig für meine Bücher. Ich finde sie nirgends angezeigt.“ So ging es fort, bis die Ersparnisse aufgezehrt waren. In schonendster Weise bemühten sich die ehrlichen unter den Freunden und Verehrern der unermüdlich Strebenden, sie zu bewegen, die Schriftstellerei nur noch als Hausindustrie zu betreiben. Davon jedoch wollte sie nichts hören. Manuskripte gehen mit der Zeit verloren, Bücher, die lange unbeachtet blieben, kommen manchesmal doch ans Licht, und dann wundern sich die Menschen, daß dieser Schatz erst so spät gehoben wurde.

So dachte sie vielleicht im stillen, ich aber hatte die Erkenntnis gewonnen: für diese Werke gibt es so wenig ein Morgen wie ein

Heute. Es ist mir ein Rätsel geblieben, wie meine Freundin, die so viel Lebensweisheit besaß, die ein so richtiges Urteil für fremde literarische Leistungen hatte, über ihre eigenen mit völliger Blindheit geschlagen sein konnte. Sie erzählte vortrefflich, sobald sie aber ans Niederschreiben des Erzählten ging, zerflossen die Begebenheiten, Gestalten, Landschaften wie feuchte Flecke auf Löschpapier. Von ihrer Sprache sagte sie selbst: „Ich weiß, sie ist international." Daß sich eine kleine Kur vornehmen ließe, davon wollte sie nichts hören. Man hat seinen Stil, wie man seinen Buckel hat, schien sie anzunehmen und wollte Ruhe haben vor der Orthopädie. Das Ende war Entmutigung und doch auch — und darüber kann ich nicht hinwegkommen — ein Zweifel an meiner Hilfstätigkeit. Er hat ihre Freundschaft und Liebe zu mir nicht verringert; aber er war da, ich fühlte ihn. Sie brachte die letzten Jahre ihres Lebens in Wien zu und nahm oft meine Vermittlung bei Redakteuren und Verlegern in Anspruch. Alle Briefe, mit denen ich ihre Manuskripte zurückerhielt, konnte ich ihr nicht zeigen, und doch wollte sie jeden sehen. — Ich wußte oft nicht, welche Notlüge ersinnen, um zu erklären, warum es mir unmöglich sei, ihr die Zuschrift mitzuteilen, die ich in Begleitung einer wieder abgelehnten Einsendung erhalten hatte. Immer schwerer entschloß ich mich, die Botin des abermaligen Scheiterns einer frohen Erwartung zu sein.

„Nicht angenommen? Auch das nicht? Und ich hielt es doch für mein Bestes."

Mehr sagte sie nicht — aber ich ermaß den Schmerz, den diese heroisch kühlen Worte verbargen.

Und ich sah mich im Zimmer um — und ich war anwesend bei ihrem Mittagessen und ich wußte, sie empfindet bitter die Dürftigkeit, die aus jedem Winkel dieses Raumes schreit, aus jedem Schüsselchen, das ihr die Hausmagd auf den Tisch stellt. Durch Jahrzehnte hat sie in königlichen Schlössern gewohnt und

an königlicher Tafel gespeist. Sie mußte ja leiden, sie mußte! unter dem Kontrast zwischen einst und jetzt ...

Nun, sie verriet es nie. — Die Übergütige, die sich zu einem strengen Wort gegen mich nie hatte aufraffen können, wies jede Andeutung an das Glück, das es mir gewähren würde, ihr Dasein behaglicher gestalten zu dürfen, energisch zurück.

„Ich bin ganz zufrieden, ich brauche nichts, schicke mein Manuskript jetzt nur an einen andern Verleger."

Und sobald es eine neue Reise angetreten hatte, stiegen die Hoffnungen wieder empor. Eines ihrer Bücher würde ja doch einmal „einschlagen" und dann alle übrigen zu Ehren bringen. „Denke nur, wie lange du gerungen hast um deinen ersten Sieg!"

Sieg! Mir war leicht, ihr zu beweisen, daß es nicht weit her sei mit diesem „Sieg". Sie hatte hundert Einwendungen, aber ein bißchen wohl tat es ihrem wunden Herzen doch, zu hören, daß ihre Schülerin sich nicht in ungetrübtem Ruhmesglanze sonnte.

Sie hat das Bitterste erlitten, das ich weiß: sie hat einen brennenden und unerfüllbaren Wunsch in der Seele getragen. Und noch einen zweiten, einen weniger heißen, aber sehnlichen, hatte sie und betete täglich um dessen Gewährung, die ihr auch zuteil wurde. Ihr Tod war sanft und schmerzlos. Ohne vorhergegangene Krankheit, ist sie eines Nachts, nachdem sie sich am Abend zuvor wohlauf und gesund zur Ruhe begeben hatte, aus dem zeitlichen in den ewigen Schlaf gesunken. — Im Traume, im schönen, lichtverklärten Traume, so hoffe ich, du gute Träumerin!

Es war wieder Frühling geworden. Die Kastanienbäume im Prater standen im hellsten Flor, auf den Wiesen, die grünten und dufteten, fanden reiche und arme Kinder sich beim Blumenpflücken ein, die einen zum Vergnügen, die anderen zum Erwerb. Es war hauptsächlich auf Veilchen abgesehen. Von denen banden

die Mütter der armen Kinder einige Dutzend an einen kleinen Stab, legten ihnen ein Efeublatt als Stehkragen um und boten die Sträußchen zum Preise von drei Kreuzern Konventionsmünze in den Straßen der Stadt aus. Der aufmerksame Gatte brachte der Frau ein „Büscherl" heim, der Bräutigam legte es der Braut zu Füßen, das Kind den Eltern, und welche Freude bereitete das bescheidene Geschenk! — Ihren beliebtesten Standort hatten die Verkäuferinnen am Graben vor dem Trattnerhof und dieser Alte, mein Gegenüber, mit dem ich von meinem Fenster aus gern Zwiesprache pflege, versichert mir, die kleinen „Praterveigerln" hätten bis zu seinem zweiten Stock hinauf geduftet. Die großen „wällischen Veilchen" hingegen könnten haufenweise an ihm vorbei getragen werden, er röche nichts davon.

Ich möchte das Körbchen einer Blumenfrau von einst gar zu gern neben dem tragbaren Blumenmagazin einer ihrer Kolleginnen von heute stehen sehen! In dem einen kleine dunkle Urbilder der Lieblichkeit, des Segens, den sie ausströmen unbewußt, in dem andern alle Farbenglut und Formenpracht südlicher Flora in Glanz und Reichtum prangend. Was hätten die einander zu sagen, die beiden! Kulturgeschichte würden sie reden.

Die Zeit verfloß, die Tage wuchsen und mit ihnen unsere Sehnsucht nach der Rückkehr auf das Land. Sie war für Mitte Mai festgesetzt und allmählich in so nahe Aussicht gekommen, daß man begann, die Koffer vom Boden herunterzuschaffen. Auch die unseren erschienen, und wir machten uns an die köstliche Arbeit des Einpackens und sangen dazu aus vollem Halse nach der Melodie des Volksliedes: „Da droben auf dem Bergerl" mein selbstverfaßtes Reiselied:

Adieu nun du Wien,
Wir fahren hinaus,
Nicht weit in die Fremde,
O nein, nach zu Haus.

Dort steht's auf dem Bergel
So traurig und denkt:
Wann werden die Kinder
Mir wieder geschenkt?

Sei froh jetzt mein altes,
Sie sind schon ganz nah,
Gott grüß dich, sie kommen,
Die Kinder sind da!

Wohl hatte Fritzi gefunden, das Liedchen passe nicht mehr für uns, und so hatte ich eins für erwachsene Mädchen gedichtet. Das war aber ohne Schwung und sang sich nicht von selbst wie das erste. So blieben wir bei dem.

Unser Festjubel erfuhr eine jähe Störung, die Abreise mußte verschoben werden, denn Großmama war plötzlich erkrankt.

„Nichts von Bedeutung," versicherte der Arzt, ein Homöopath, der damals in Wien großes Ansehen genoß. „Eine leichte Lungenentzündung; in vierzehn Tagen ist die alte Frau wieder gesund, und dann fahren Sie mit ihr, je eher, je besser aufs Land!"

In vierzehn Tagen! in vierzehn Tagen erst? — das ist ja so lang, nicht auszudenken, wie lang, das ist ja nicht zu erleben, das Ende dieser vierzehn Tage. Wir waren über die Verzögerung unserer Abreise so unglücklich, daß wir ihre Veranlassung im ersten Augenblick kaum erwogen. Als aber zwei Tage vergingen, an denen wir die Großmama nicht sehen durften, als es noch am dritten hieß: „Sie hat Fieber, sie hustet und muß Ruhe haben," begann uns angst zu werden. Auch Papa war besorgt und äußerte Zweifel an der Unfehlbarkeit des berühmten Arztes. Am vierten Tage hatten wir beim Nachhausekommen vom Spaziergang angeläutet an Großmamas Wohnungstür, waren, als sie geöffnet wurde, ins Vorzimmer gedrungen und bestürmten die Kammerjungfer mit Bitten, uns zu melden. Sie brauche nur zu sagen, daß wir da seien, sonst gar nichts. Vielleicht, man könne ja nicht wissen, vielleicht würden wir doch vorgelassen.

Die Kammerjungfer mahnte zur Geduld. Unsere Eltern und der Arzt, die sich schon eine Weile bei Großmama befänden, würden gleich kommen und dann bestimmen, was zu geschehen habe. Als sie eintraten und wir unser Anliegen vorbrachten, wies der Doktor uns barsch ab. Er war in schlechter Laune und fuhr ungeduldig heraus, als Papa Besorgnisse um die Kranke äußerte:

„Sehen Sie denn nicht? Es geht ja besser. Ganz gesund wird man in dem Alter doch nicht von einem Tag zum andern!"

Beide Eltern fragten noch: „Also wirklich keine Gefahr?"

„Wenn ich Ihnen sage: Nicht die geringste."

Das war denn schön und beruhigend. Von den vierzehn Tagen, die überstanden werden sollten, bevor Großmama reisen durfte, waren vier vorbei. Zehn noch dazu, und wir sind wieder in unserem lieben alten Neste ... Die Lindenbäume wiegen ihre blühenden, duftenden Zweige und die Fichten ihre in die Wolken strebenden Wipfel; wie von einer unsichtbaren Riesenhand gestreichelt, wallen und schmiegen sich wohlig die Millionen Ähren auf den Feldern, die mütterliche Heimaterde qualmt, die Sonne leuchtet, freundliche Augen lachen und alle, alle sagen: „Grüß euch Gott!"

Nun war der fünfte Tag gekommen — ein Maitag mit Sommertemperatur, auf dem Lande wonnig, in der Stadt für mich ein Kopfschmerzenausbrüter. Sie hatten sich heftig eingestellt, und als die Eltern am Vormittage mit uns ausfahren wollten, bat ich zu Hause bleiben zu dürfen.

Die Meinen waren kaum fort, als Madame Vaxelaire herbeigeeilt kam, um mir zu sagen, daß Großmama heraufgeschickt habe ... Sie wollte Fritzi und mich sehen ... und schrecklich — schrecklich — jetzt sei Fritzi nicht da! —

Die Erregung, mit der die gute Frau sprach, entsetzte mich. Was hat das zu bedeuten. Was gab es denn? Ich war aufgesprungen, ich rannte auf den Gang. Dort stand der alte Josef,

der gekommen war, uns abzuholen, uns beide, und jetzt mich allein über die Stiege geleitete.

„Neštěsti, Neštěsti!“*) war alles, was er auf meine hastigen und angstvollen Fragen erwiderte.

Die Kammerjungfer erwartete mich — tief bekümmert, von Zweifeln und Sorgen zerquält. Sie wußte nicht, ob es recht von ihr sei, mich zur Großmama zu führen. In der Früh, als der Arzt dagewesen war, hatte er unsere Bitten um Einlaß grimmig abgewiesen. Aber die Frau Baronin wolle uns sehen, habe den Befehl uns zu holen so bestimmt gegeben — da müsse man ihr doch gehorchen.

Wir gingen in das Speisezimmer und leise auf den Fußspitzen zur Tür des Schlafzimmers. Sie war nur angelehnt und gab meinem zaghaften Drucke nach.

Ich blieb auf der Schwelle stehen.

Die zwei Fenster rechts, die in das Rotgäßchen sahen und zwischen denen am breiten Pfeiler das Bild meiner Mutter hing, waren ganz, das Fenster der Tür gegenüber bis zur halben Höhe verhängt. So konnte die Kranke ein Stückchen Himmel sehen, von ihrem Bette aus, das die Mitte der Längswand zur Linken des Eingangs einnahm. Nie anders als eilig und freudig war ich in dieses stille Gemach getreten, und nun bannte eine schwere, beklemmende Bangigkeit mich auf meinen Platz. Von ihm aus sah ich die hochgetürmten Polster, deren Stickereien das Kopfende des Bettes überragten, sich ein wenig bewegen und nun hörte ich die Stimme Großmamas. Sie fragte:

„Die Kinder — kommen sie?“

Da faßte ich mir ein Herz, da lief ich zu ihr, und plötzlich und wonnig ergriff mich die Freude des Wiedersehens. Ganz ungetrübt. Großmama machte mir nicht den Eindruck einer Kranken. Sie saß fast aufrecht in ihrem Bette, an ihre Schultern

*) Unglück, Unglück!

schmiegte sich ihr weicher, feiner Schal mit den bunten Blümchen, den sie so gern hatte. Sie war auch frisiert wie gewöhnlich, trug eine reich garnierte weiße Haube und an jeder Seite der Stirn drei braune Seidenlocken.

Was liegt einem Kinde an der Schönheit alter Leute? Ich hatte nie darüber nachgedacht, ob meine greise Großmutter schön sei oder nicht. Jetzt aber sagte ich mir und war sehr glücklich und stolz darüber: Sie ist ebenso schön, wie sie lieb ist und gut!

Sie hatte mir zugenickt. „Fritzi?" fragte sie, und ihre Stimme war arm und heiser.

Ich versicherte, daß Fritzi gleich kommen werde, und begann, ohne selbst zu wissen warum, eine lebhafte Beredsamkeit zu entfalten. Genau entsinne ich mich, wie jeder Einzelheit dieser letzten mit meiner Großmutter verlebten Stunde, daß ich von Zdißlawitz erzählte und wie mich's freue, daß sie wieder fast gesund sei, weil wir jetzt bald abreisen könnten.

Sie lächelte — sehr traurig, kam mir vor — und machte mir ein Zeichen, mich auf einen Sessel zu setzen, der an ihrem Bette stand, mit der Lehne gegen das Fenster. Ich gehorchte, war aber durch Großmamas Schweigen und durch ihr trauriges Lächeln aus meiner zuversichtlichen Stimmung und in Verlegenheit geraten. So verhielt ich mich denn ganz ruhig und wagte nicht mehr mich zu rühren. Großmama hatte die Augen geschlossen, und ihrem schweren und hörbaren Atem glaubte ich zu entnehmen, daß sie schliefe.

Alles still rings um uns. Manchmal nur rollte ein Wagen durch das Gäßchen und über den Rabenplatz. Die Sonne mußte nun im Zenit stehen, der Himmel leuchtete in purpurner Bläue. Durch den unverhangen gebliebenen Teil der Fenster fiel goldiges Licht in das Zimmer und bildete einen breiten hellen Streifen an den Wänden. Sie waren glatt, mit grüner Farbe bemalt. Von meinem Platze aus sah ich gerade auf die Stelle hin, an der, vor nun auch schon acht Jahren, mein Kinderbett durch längere

Zeit gestanden hatte. Meine Schwester war an den Masern erkrankt, wir wurden getrennt, und Großmama nahm mich in ihre Obhut. Mein kleines Lager war in ihrem Schlafzimmer aufgeschlagen, und wenn ich früher als sie erwachte, stellte ich mich sachte auf und begann die Farbe von der Wand loszulösen. Eine angenehme Morgenbeschäftigung. Die Farbe, die sehr dick aufgetragen war, bildete hie und da Blasen, und wenn man sie eindrückte, sprangen sie ab wie Glas, und wie Glas ließ sich auch ihre nächste Umgebung vom lichten Grund abheben. Ein wenig weiter kam dann wieder ein Bläschen, und wieder wurde es eingedrückt, und nach ein paar Wochen war mitten im Grün ein weißer, vielfach ausgebuchteter Fleck zu sehen, der sich wie ein Ozean auf einer Landkarte ausnahm. Die Kammerjungfer hatte zu dem Unfug länger geschwiegen als ihr leicht wurde, und machte ihren Bedenklichkeiten endlich Luft. Sie stellte sich mit gerungenen Händen vor den Ozean und gab die bestimmtesten Versicherungen ab, daß sie nicht ahne, was jetzt mit der so übel zugerichteten Wand anzufangen sei. Großmama, die mir eben Unterricht im Häkeln gab, antwortete gleichmütig:

„Man wird sie frisch anstreichen lassen."

Ich hatte nie wieder daran gedacht — jetzt fiel es mir ein und dem leisen Anstoß folgend, stieg nach und nach ein Zeichen ihrer still waltenden Liebe ums andere vor mir auf, eine unendliche Reihe, die sich im Unbewußtsein der Kindheit verlor ... Und diese Liebe, die immer gab, sich nie erschöpfte, hatte ich besessen und hingenommen wie etwas ganz Selbstverständliches, das mir gebührte, mich nie besonnen, daß ich ein göttliches Geschenk genoß und noch weniger, daß es mir je genommen werden könnte ... Immer würde ich sie haben, die mir jede Freude bereitet hatte, die sie mir bereiten konnte, immer eine Entschuldigung für mich gewußt, mir alles verziehen hatte, zuletzt sogar die Dichterei. Und wie wird es erst sein, wenn ich Großes geleistet haben werde und sie stolz auf mich sein wird? ... Als ich,

diese stumme Frage auf dem Herzen, zu ihr emporsah, begegnete mein Blick ihren weitgeöffneten Augen, die mit unsagbarer Zärtlichkeit auf mir ruhten. Es glitt wie ein lichter Schein über ihr Gesicht, und sie wies nach einem Tisch, den man in die Nähe ihres Bettes gerückt hatte. Dort standen allerlei Schächtelchen mit Hustenbonbons, die ich sonst sehr zu würdigen wußte.

„Nimm dir," sagte sie.

Mir aber war auf einmal jäh und schrecklich die Ahnung einer grausamen Möglichkeit aufgegangen: Wenn sie stürbe! Wenn wir unsere Großmutter nicht mehr hätten!... Ich sprang auf, ich stürzte mich über ihre Hand und küßte sie viel-, vielmals...

Sie zog diese liebe Hand zurück, legte sie auf meinen Kopf als ich aufschluchzend mein Gesicht in die Decke preßte, und, sprach:

„Nur gescheit! Nur gescheit!"

Am nächsten Tage knieten meine Schwester und ich am Bett der toten Großmutter mit tief gesenkten Häuptern. Wir wagten nicht empor zu sehen. Eine Leiche — das muß etwas furchtbar trauriges sein. Man hätte uns sonst, als unser kleines Schwesterchen starb, nicht so ängstlich von ihm ferngehalten und es nicht so rasch fortgetragen. Nach langem Gebete stand Fritzi auf und ließ einen scheuen Blick über das Angesicht der Toten gleiten... „O!" sagte sie plötzlich und faltete die Hände in frommer, freudiger Überraschung: „O — schau!" Nun stand auch ich auf, und meine Augen folgten der Richtung der ihren und auch meine Hände falteten sich... Wie heilig war unsere Großmutter, wie herrlich und heilig! Der schwermütige Zug um den Mund, den wir an ihr gekannt hatten, war verschwunden, die stummen Lippen, deren Sprache ich immer verstanden hatte, sagten: „Jetzt ist alles gut." Ein unaussprechlicher, unendlicher Frieden lag auf ihren stillen Zügen und wehte uns entgegen, eine himmlische

Tröstung und Erhebung, ein letzter Gruß ihrer Liebe. Wir konnten uns von ihr nicht losreißen und — weinten nicht. Man soll nicht weinen in der Nähe von Toten, es tut ihnen weh. Ich weiß nicht, wieso wir zu dieser Überzeugung gelangt waren. Erst als Tante Helene und Vetter Moritz kamen, sie laut klagend, er von tiefstem Leid erfüllt, brach meine Schwester in Schluchzen aus und vermochte ihren Schmerz nicht mehr zu bemeistern. Am Abend fieberte sie, und nachdem man sie zu Bette gebracht hatte, schluchzte sie noch im Schlafe.

Es wurde uns nicht erlaubt, das Sterbezimmer ein zweites Mal zu betreten. Wir sollten die Tote nicht mehr sehen, es griff uns zu sehr an. Bei der Einsegung nur waren wir zugegen, als unsere Großmutter im geschlossenen Sarge lag, bereit zur letzten Reise nach unserem „zu Hause".

Wie irrten alle, die glaubten, daß ich sie jetzt nicht sähe, daß die Wände ihrer metallenen Behausung für mich nicht durchsichtig wären!

Die Verstorbene hatte unseren Vater zum Vollstrecker ihrer letztwilligen Anordnungen bestellt, und dadurch wurde unser Aufenthalt in Wien neuerdings verlängert. Ich erhielt den Auftrag, diese Zeit zu benützen, um einen Katalog der Bücher meiner Großmutter anzufertigen. Sie waren mein und meiner Schwester Eigentum geworden und sollten im Sommer verpackt und nach Zdißlawitz geschickt werden. Ich ging mit Eifer an meine Arbeit, hatte keine Ahnung davon, was das heißt: „einen Katalog anzufertigen", meinte aber diese Aufgabe zu lösen, indem ich ein Buch nach dem andern aus dem Schranke holte, den Titel desselben in ein Heft eintrug und es dann wieder an seinen früheren Platz stellte.

Das Zimmer, in dem die kleine Bibliothek Großmamas sich befand, war ihr Toilettezimmer gewesen, stieß an das Schlaf-

gemach und hatte wie dieses die Aussicht auf das sogenannte „Rabenplatzl". Die Wand zunächst am Fenster nahm der Bücherschrank ein, und wenn ich seine Flügel öffnete, breitete sich das helle Licht sonniger Junivormittage über eine auserlesene Gesellschaft.

Sie bewohnte fünf Geschosse und bildete in jedem eine stattliche Reihe von vornehm in braunen, roten und grünen Saffian gekleideten Buchpersönlichkeiten. Ihre Anführerin war die Bibel. Ich kannte den Band; er hatte meinem Großvater gehört, und es waren viele Zeichen von seiner Hand darin eingelegt. An einer Stelle befand sich außer dem Zeichen ein Bleistiftstrich. Die Stelle lautete: „Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

O, das verstand ich! Der Anblick meiner entschlafenen Großmutter hatte es mich gelehrt: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben." Und wo hatte ich diese Stelle gefunden, die mir so hell einleuchtete? In der Offenbarung Johannis, der heiligen, rätselhaft verschleierten Schrift, deren Geheimnisse noch niemand durchdrungen hat. Nicht einmal der große Newton, der, wie mein Vetter mir unlängst erzählt, die letzten Jahre seines Lebens dem Studium und der Erklärung der Apokalypse gewidmet hatte... Und ich — es mutete mich an wie ein Wunder — ich verstand sie! Mir war's gegeben, mir, einem Kinde!... In unaussprechlichem Jubel schwoll mein Herz, ich glaubte, daß eine himmlische Erleuchtung mir zuteil geworden sei.

Mit zitternden Fingern blätterte ich zurück vom vierzehnten zum ersten Kapitel, und was ich las, Vers um Vers, war ein schönes, seltsames Gedicht. Aber je weiter ich kam, je dunkler wurde mir der Sinn des Gelesenen. Da half kein Kopfzerbrechen. Einzelne Bilder nur schwebten vor mir, sehr klar und in großer Pracht, so wie der Heilige sie geschaut hatte, als er

„war im Geiste". Blendend die Vision von dem Einen, den er nicht nennt, und der anzusehen war wie Jaspis und Sardis, und vor dessen, von einem Regenbogen wie Smaragd umgebenen Thron die Ältesten ihre goldenen Kronen niederlegten. Ich sah die vier Lebendigen und sah das Buch mit den sieben Siegeln in der Rechten des Einen und glaubte eine Ahnung davon zu haben, was für ein Buch das war, und die Namen der vier Lebendigen nennen zu können. Damit ging meine Weisheit zu Ende. Von nun an gab es keinen Lichtschein mehr, der mir einen Pfad zu neuem Begreifen und Erkennen gewiesen hätte ... Nein, ich war das gottbegnadete Kind nicht, das in Einfalt findet, „was kein Verstand des Verständigen sieht".

Enttäuscht und beschämt brachte ich das Buch der Bücher wieder an seinen Platz und bemerkte jetzt: außer an der einen Stelle, die ich zuerst aufgeschlagen hatte, war in der ganzen Apokalypse kein Zeichen eingelegt.

Zunächst an die Heilige Schrift schmiegte sich das Werk ihres frommen und milden Apostels, Thomas a Kempis, und er hatte Herder zum Nachbarn, und dann kam Lessing. Neben seinen Werken stand seine Biographie in drei Bänden, von K. G. Lessing. Ich las die ersten Kapitel und wurde dabei in meinen eigenen Augen so klein, wie ich nicht einmal als Auslegerin der Offenbarung Johannis geworden war. Meine hohe Meinung von meiner Begabung, meinem Lerneifer, meinem Wissensdrang erfuhr eine jämmerliche Einschränkung durch den Vergleich zwischen mir und dem Kinde Gotthold Ephraim. Wie kam ich mir vor, ich Dreizehnjährige, von Zweifeln Gequälte, wenn ich las: „Im vierten und fünften Jahre wußte er schon, warum und wie er glauben sollte." Und weiter: „Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in dem ein Vogel saß, malen wollte, erfuhr dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. Mit einem großen, großen Haufen Bücher," sagte er, „müssen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein."

Und da er auf die Fürstenschule nach Meißen gebracht wurde, „mußte man ihn um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem dreizehnten Jahre angenommen werden soll." Auf der Schule studierte er sogar in den freien Stunden, und Klassiker, deren Namen ich nicht einmal hatte aussprechen hören, „waren seine Welt".

So sind die Kinder beschaffen, aus denen große Menschen werden — so war ich nicht. Ich konnte mir nicht einmal recht vorstellen, wie dem beneidenswerten Gotthold Ephraim zumute gewesen sein mußte im Besitze seines großen Reichtums. Alles gäbe ich darum, nur einen Tag, nur eine Stunde lang so zu sein wie er, umgehen zu dürfen mit unsterblichen Menschen wie mit Freunden, und einzudringen in ihre leuchtende Gedankenwelt.

Es war eine bittere Zeit der Selbsterkenntnis, voll Sehnsucht und Kümmernis, diese erste, die ich Aug' in Auge mit den Bewohnern des Bücherschrankes meiner Großmutter zubrachte.

Zur Unterstützung meines Gedächtnisses habe ich Lessings Biographie, die seitdem in meinem Besitze ist, zur Hand genommen und finde auf dem Schutzblatte des ersten Bandes die Zeilen eingeschrieben:

Ich bin ein Nichts für meinen Gott,
Für meinen Nächsten bin ich klein,
Mir selber dien' ich nur zum Spott,
Wie könnt' ein Mensch noch ärmer sein?

Allmählich trat Erholung von dieser Depression ein. Wenn auch nicht ein Lessing, konnte doch etwas anderes Gutes aus mir werden. Nur lernen mußte ich zuerst, alles kennen lernen, was es Schönes gab in diesen Büchern, die nun ich zu meiner Welt machen wollte. So feierte ich wahre Leseorgien und fand die Vormittage, die vermeintlich mit Katalogieren ausgefüllt wurden, immer zu kurz. Voll Heißhunger verschlang ich, was ich vorfand an Dramen von Shakespeare, Racine, Corneille,

Goethe, Kleist und bedauerte nur, daß meine arme Großmutter nicht ein einziges Werk der Klassiker besessen hatte, in die Lessing sich versenkte, als er in meinem Alter stand. Er freilich, er lernte sie in ihrer Sprache kennen, der Glückliche. Weil er ein Bub war, durfte er das, er mußte sogar Griechisch lernen und Latein. Von seinen Lippen tönte die Sprache, in der Themistokles, Demosthenes, Cäsar, Titus geredet haben. Zum Ruhme gereichte ihm sein Glück ... Wofür würde ich angesehen werden, wenn ich anfangen wollte, Griechisch und Latein zu lernen? Ganz einfach für verrückt. Ich war ja nur ein Mädchen. Was gehört sich alles nicht, schickt sich alles nicht für ein Mädchen! Himmelhoch türmten sich die Mauern vor mir empor, zwischen denen mein Dichten und Trachten sich zu bewegen hatte, die Mauern, die mich — umfriedeten.

Kein gutes Wort in dieser Anwendung! „Umfrieden" paßt nur für den Kirchhof, in dem die Toten liegen; die Lebendigen kommen um den Frieden, wenn man ihnen enge Grenzen setzt ... Sie werden fortwährend suchen sie zu durchbrechen, immer gegen sie anrennen und glauben: dieses Mal weichen sie mir!

Das dürften ungefähr die Gedanken gewesen sein, die damals meinen jungen Kopf durchschwirrten, und denen ich in zahllosen Gedichten Worte gab; es ist von den stürmischen und hoffärtigen, deren ich mich später schämte, nichts übrig geblieben. Nur einige friedliche Verslein ließ ich bestehen. Als den letzten aus den Kinderjahren möge ihnen hier Unterkunft gewährt sein.

Was hör' ich in der Dämmerung?
Wie Glöcklein hell es klinget.
's ist wohl der Tag, der licht und jung
Ein goldnes Liedchen singet.

Wenn ich als Kind zum Himmel geschaut,
Hat droben mein Land geblinkt und geblaut.
Jetzt ist der Himmel geworden so leer,
Ich sehe mein Land, mein liebes, nicht mehr.

Der sogenannte Katalog war fertig; ich hatte nun angefangen ihn abzuschreiben, weil ich einen Grund haben mußte, um meine Vormittage noch immer in der Wohnung Großmamas zubringen zu dürfen. Da herrschte jetzt Grabesstille; die Küche sowie das „Frauenzimmer" waren leer. Die Köchin und die Kammerjungfer hatten sich in ihre Heimat begeben, um dort ihren Ruhestand und ihr Ruhegehalt zu genießen. Nur der alte Josef war noch anwesend und sollte, bevor er uns auf das Land nachfolgte, die Verpackung der Möbel überwachen. Mit treuer Liebe zu seiner langjährigen Tätigkeit hielt er die Zimmer der verstorbenen Herrin so nett und blank wie je. Doch standen jetzt alle Türen weit offen, und ich konnte, ohne eine Klinke zu berühren, von der Küche aus bis in den großen Salon gehen. Daß auch seine Tür offen stand, mutete mich besonders fremdartig an. Wir Kinder hatten ihn nie betreten; er wurde auch nur benutzt, wenn unsere Großmutter eine Gesellschaft gab, was selten geschah. Immer nur verstohlen hatten wir hineingeguckt, wenn Josef darin gravitätisch seines Amtes waltete mit Staubbesen und Flederwisch. Der Salon machte uns einen feierlichen Eindruck. Seine weißlackierten, durch vergoldete Stäbe in Felder eingeteilten Wände verbreiteten einen majestätischen Glanz, und die Mahagonimöbel mit Intarsien und Beschlägen aus Bronze hatten jedes eine eigene noble Physiognomie. Der hellgelbe Seidenstoff, mit dem die Polsterung des Kanapees, der Stühle und Sessel überzogen war, schimmerte so prächtig, wie ich nie wieder einen hellgelben Seidenstoff habe schimmern gesehen.

Und dieses imposante, mit dem Reiz des Geheimnisvollen umkleidete Gelaß, da stand es nun erschlossen, jedem zugänglich, und war eben nur ein Zimmer wie ein anderes.

Wie merkwürdig kamen meine Wanderungen mir vor durch die Räume, denen die zurückgeschlagenen Türflügel das Gepräge grenzenloser Ödigkeit verliehen. Ich *wollte* sie mir beleben, *wollte* mir einbilden, daß der Schatten der Entschlafenen vor

mir herschwebe und Gestalt annehme, und daß ich sie sehen werde, an ihrer Toilette sitzend oder am Fenster im Schlafzimmer; und wenn da nicht, im nächsten, vielleicht im Speisezimmer, an dem Tische, an dem wir so oft ihre Gäste gewesen waren. Ich ging von Tür zu Tür, ganz sachte, voll Sehnsucht, und doch ein wenig bange, schloß die Augen und öffnete sie plötzlich und hoffte: jetzt — jetzt muß sie dir erscheinen ... Aber da war nichts. Ihr Platz blieb unbesetzt; die Stuben blieben leer ...

Der Tag vor der Abreise von Wien und vor dem Scheiden von den lieben Räumen, die mir mit jeder in ihnen verlebten Stunde teurer und heiliger geworden, war gekommen, und ich veranstaltete eine kleine Abschiedsfeier. Ich holte zwei Bücher aus dem Schranke, nahm Platz am Arbeitstische meiner Großmutter und überdachte innig und ließ durch meinen Kopf und durch mein Herz ziehen, was diese beiden Bücher mir geschenkt hatten. Es war so viel!

Das eine, der erste Band der „Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche, épouse de Louis XIII, roi de France, par Madame de Motteville", hatte mir einen herrlichen Dramenstoff geschenkt, den ich im Laufe der Zeit immer reicher ausgestaltete. Alles, was in mir lebte an Vergötterung des Schönen, an Verachtung und Haß des Schlechten und Gemeinen und nicht zum mindesten an übermütigem Humor, mit dem ich oft verletzte und Anstoß erregte, alles ließ sich da hineinschütten wie in eine eigens mir zu Lieb und Ehr geformte goldene Schale.

Cinq-Mars war mein Held, der junge, leichtsinnige, leichtgläubige Günstling Ludwigs XIII., der seinen Herrn von der erdrückenden Tyrannei des allmächtigen Ministers Richelieu befreien will, im tollkühn unternommenen Kampfe mit dem Riesen unterliegt und nach einem Augenblick des Verzagens prachtvoll stirbt.

Und was für Gestalten gruppieren sich um ihn! Ludwig XIII., den mit kühnen Strichen hinzuzeichnen die reine Wonne sein wird, der sich fühlbar unter die Hand des Bildners schmiegt. Eine königliche Erscheinung, von einer kleinen Seele belebt; treulos wie die Schwäche, hart wie die Engherzigkeit. In einem Gefühl nur bleibt er unwandelbar, im Hasse gegen den Gewaltigen, der sich rühmen darf: „Ich habe meinen König zu meinem Diener gemacht und diesen Diener zum größten Monarchen der Welt."

Sein Herr verabscheut ihn und kann ihn nicht entbehren, sein Herr ist im geheimen das Haupt jeder Verschwörung gegen ihn, und sobald eine neue mißlingt, kriecht der „Herr" grollend und knirschend zu Kreuze und liefert, ein Kronzeuge, seine Mitschuldigen dem Sieger aus. Und endlich einmal bietet, ja bietet! er seine beiden Söhnchen dem triumphierenden Kardinal zum Pfande völliger Unterwerfung an. Aber da bäumt die Königin sich auf und bewahrt „die Kinder Frankreichs" vor der Schmach, die ihnen droht. Ich liebte Königin Anna von Österreich und wollte schon dafür sorgen, daß jeder, der sie durch mich kennen lernte, sie ebenfalls lieben müßte. Als die Heldin sollte sie geschildert werden, die kühn und stolz den verliebten Löwen abgewiesen hatte, da er sich vermaß, um ihre Frauengunst zu werben. In allen Stunden ihres Lebens litt sie unter seiner unersättlichen Rachgier, erlitt Demütigungen und Grausamkeiten ohne Zahl und unterwarf sich nicht ... Und wie viele tauchten neben ihr auf und waren voll Kraft und voll Leben und mir in ihren geheimsten Regungen und verborgensten Motiven durchsichtig wie die Luft.

Aber die Krone des Ganzen sollte doch die Figur Richelieus werden. Der Reichtum, den sie der Phantasie bot, war unerschöpflich. Wo man antippte, gab's Funken. Diese rätselhaften Kontraste! Der Mann, der sein Frankreich an die Spitze aller Staaten der Erde gestellt, die Hugenotten besiegt, den mächtigen,

rebellischen Adel unterworfen hatte, der die Vertreter der Parlamente mit den Fingern seiner Rechten wie Marionetten an Drähtchen hüpfen ließ — buhlte um literarischen Ruhm. Es fraß ihm am Herzen, daß die Pariser den Tragödien des jungen Corneille zujauchzten und die ihres alten Ministers mit so wenig Geräusch als möglich zu Grabe — gähnten. Der Kirchenfürst und Heerführer, der den Purpurmantel des Kardinals über der Stahlrüstung trug, wollte auch als Tänzer glänzen. Die Bewunderung, die seine Größe der Königin nicht abgewann, versuchte er ihr durch seine Grazie abzugewinnen. O, die Sarabande, mit der er sich zweihundert Jahre früher vor der Majestät und ihrem Hofstaat lächerlich gemacht, wie oft hat er sie mir aufgeführt im Schlafzimmer meiner Großmutter! Und wie viele andere herrliche Szenen! Die letzte zum Beispiel des ersten Aufzuges: Der König ist im Lager vor Perpignan, umringt von Feinden des Kardinals, und der liegt krank und gebrochen in Tarascon, weiß sich verraten und verkauft, weiß von dem Vertrag mit Spanien, der ihn stürzen soll, und vermag nicht ihn in seine Hand zu bekommen.

Da plötzlich verwandelt sich seine Trostlosigkeit in wilden Triumph. Einer seiner Späher ist zurückgekehrt und legt einen ausgehöhlten Wanderstab vor ihn hin. Er enthält eine Rolle — den Vertrag. Nun hat er sie — da stehen sie, die ihn unterzeichnet haben: Gaston von Orléans, des schwachen Königs elender Bruder, der Herzog von Bouillon, der Großstallmeister Cinq-Mars. — Sie sind zu hoch emporgeschossen, Monsieur le Grand! Man wird Sie um einen Kopf kürzer machen. — Von neuer Lebenskraft beseelt, erhebt der kranke Kardinal sich vom Pfühl. Zu Pferde seine Garden! Das Gefolge rüste, ein Zug voll Glanz und Pracht ordne sich! Es geht zu Hof; es geht mit fürstlichem Gepränge ins königliche Lager nach Perpignan!

Dort sollte der zweite Aufzug spielen, und ich dachte ihn mir sehr bewegt. Wir lernen Cinq-Mars kennen in seinem liebens-

würdigen und blinden Glauben an sein Glück, und seinen Freund de Thou und Fontrailles, der die Verhandlungen mit Spanien geleitet hat. Gerüchte, der Kardinal sei sterbend, sind aufgetaucht; Gaston von Orléans meint, Katzen hätten ein zähes Leben, man solle nachhelfen.

„Seht den König an," sagt er zu Cinq-Mars, „er macht mir Sorge, er war gestern wieder sehr krank. Wenn er vor seinem Minister stürbe, würde es euch schlecht ergehen." Cinq-Mars weist den Gedanken an den nahen Tod seines Herrn mit Schaudern zurück. Wie kann man einen solchen Gedanken nur haben, nur fassen? — „Versucht's!" erwidert Gaston, „und erinnert euch dann meines Mittels. Ich bleibe der Herzog von Orléans auch nach dem Tode meines Bruders. Ihr seid dann nur noch — der Feind des Kardinals. Cinq-Mars schlägt den abscheulichen Rat des Herzogs und die Warnungen de Thous in den Wind. Er und seine Anhänger blicken mit seliger Zuversicht dem unausbleiblichen Sturze Richelieus und kommenden schönen, ruhmvollen Tagen entgegen. — Im Lager wird gespielt, getanzt, musiziert; es herrscht tolle Lustigkeit ... Nun, auf einmal, tritt, als sei plötzlich etwas Unheimliches aufgetaucht, da und dort Stille ein; sie verbreitet sich weiter und weiter, auch die Kühnsten halten den Atem an; die sangen und schrien — sie lauschen. Zwei Worte erschüttern die Luft und erfüllen die fröhlichsten Herzen mit Grauen: „Seine Eminenz!" —

Richelieu betritt das Lager wie der Tod den Ballsaal.

Wundergut gefiel mir dieses Ende des zweiten Aufzugs, und im dritten sollte es noch viel schöner kommen. Da sollte im Zelte des Königs die Begegnung zwischen ihm und dem Kardinal stattfinden. Ganz unhistorisch, aber daran lag mir nichts. Ich sah es, deutlich zum Greifen — so war es denn!

Sie saßen einander gegenüber, und mit kaum bezähmtem Wohlgefallen spürte einer in den Zügen des andern jedem Zeichen schweren Siechtums nach. Den Blick in die Augen des

Königs gesenkt, unverwandt, unerbittlich, berichtet sein treuer Diener dem Ahnungslosen, daß er schändlich hintergangen wird ... Er legt ihm den Vertrag mit Spanien vor und ist voll Entsetzen über die Gefahr, in der das Land und der Monarch gestanden haben. Sein Herz blutet, eine Rührung ergreift ihn, wenn er sich fragt: „Wer sind diese Verräter?" und antworten muß: „Die nächsten seinem Thron, seinem Vertrauen, seiner Liebe, es sind die, denen mein König im Begriffe war, seinen einzigen Getreuen zu opfern." Kaum noch bewahrt Ludwig einen Schein der Fassung, kaum noch verbirgt der Kardinal seinen knirschenden Zorn hinter der Maske süßlicher Heuchelei und erlangt alles, was er will, wie er es will — demütig angeboten ... Eine vortreffliche Szene, und genial würden Laroche und Löwe sie spielen.

Reiche Handlung stand mir auch für den vierten und fünften Akt zur Verfügung:

Die Auslieferung de Thous, den keine andere Schuld traf, als daß er der Freund eines Feindes Richelieus gewesen, an den Kardinal.

Cinq-Mars' leichtsinniges Spielen mit dem Verhängnis, das über ihm schwebt.

Die Fahrt Richelieus auf der Rhône. In purpurumhangener Barke liegt der Sterbende, und von seinem stolzen Fahrzeug wird ein ärmlicher Kahn geschleppt. Seine Opfer befinden sich darin, zwei Menschen, kraftvoll und jung, in blühender Gesundheit. Und er, der vielleicht seinen alternden Schattenkönig nicht mehr überlebt, die beiden wird er überleben. Der Gedanke zaubert ein Lächeln auf sein düsteres Gesicht und legt ihm grauenvolle Worte auf die Lippen.

Den Tod meines jungen Helden. Seinen Abschied von der großen Prinzessin, die ihm ihr Herz geschenkt hatte, und von seiner berückenden Geliebten Marion Delorme ... Wie mit

dem Fuße stößt er dann ein Leben von sich, in dem seine ehrgeizigen Träume sich nicht erfüllen sollten.

Entsühnt durch den Priester, erbaut durch die Frömmigkeit des Freundes, betritt er den Weg zur Richtstätte. Zu dem letzten Gang hat dieser Mann, dieses Kind sich schmücken lassen wie zu einem Gang nach Hofe. Diese heroische Eitelkeit war mir unaussprechlich rührend und kostete mich viele Tränen.

Lange Jahre hindurch sollte ich mich mit diesem Stoffe, von dem ich gemeint hatte, daß er sich von selbst zum Drama gestalten werde, herumschlagen. Zuletzt stand ich an der Spitze einer kleinen Armee von Manuskripten, von denen nur die ersten den Titel „Cinq-Mars", die letzten aber den Titel „Richelieu" führten. Seine Gestalt wuchs und wuchs riesenhaft vor mir empor, bis sie mir — entwuchs und ich begriff, daß ich aus meiner Blindheit über ihre Größe den Mut geschöpft hatte, sie darzustellen. Allmählich waren die Augen mir aufgegangen, ich wußte: Mit all meiner Begeisterung, all meinem Fleiß habe ich nur ein Pfuschwerk zustande gebracht.

Durchaus nicht in einem Verzweiflungsanfall, ganz ruhig schichtete ich dann meine „Cinq-Mars" und „Richelieus" im Ofen sorgfältig und nett zu einem Scheiterhaufen zusammen und zündete ihn an.

Er rauchte erst sehr stark, dann lohten schöne Flammen auf. Die Blätter — viele von ihnen waren kalligraphiert und illustriert — wanden und krümmten sich wie in Schmerzen, Fünkchen — Klosterfrauen, die in ihre Zellen eilen, nennen sie die Kinder — huschten über den Zunder. Nun lag ein unförmiger Pack schwarzer, schmutziger Fetzen da — als Frucht so vieler Mühen. Hätte eine Vision mich dieses Ende sehen lassen, als ich in den ersten zärtlichen Verkehr mit dem vortrefflichen „Stoffe" trat, für den ich Madame de Motteville so dankbar segnete,

würde ich die Arbeit, die zu diesem Resultate führte, unternommen haben?

Fast glaube ich: Ja.

An jenem Junimorgen aber vor nun einundsechzig Jahren trübte nicht die leiseste Furcht vor der Möglichkeit eines Mißlingens meine freudige Zuversicht. „Mein Stück" leuchtete vor mir im reinen Glanze eines Phantasiegebildes, an das die gestaltende Hand noch nicht gelegt wurde. Noch war es geistiger Natur, noch haftete keine Werdequal und keine der Widrigkeiten ihm an, mit denen jede Geburt eines Lebendigen sich vollzieht.

Das zweite Buch, das ich mir zu meinem Abschiedsfeste eingeladen hatte, enthielt die Oden Klopstocks. Ich kannte von ihnen allen nur eine, diese aber kannte ich gut. Sie hieß „Die Frühlingsfeier" und war mir entgegengekommen, als ich ihre alte braune Behausung ein wenig durchmustern wollte. Immer öffnete sie sich da, wo die „Frühlingsfeier" stand. Wie oft mußten andere vor mir sie dort aufgesucht haben, und wer mochte es gewesen sein — meine Großmutter, mein Großvater oder vielleicht meine Mutter?

Vielleicht sind sie alle es gewesen, und diese noch sichtbare leise Spur führte ein Kind, dessen Dasein dem ihren entsprossen war, aus seinem bangen Tasten und Suchen auf den Weg, den sie gegangen waren.

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen —
. . . . . .
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten —
. . . . . .
Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
. . . mehr, wie die Erden, die quollen,
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Mehr — weil ich weiß, wie wenig ich bin: — ein verwehender Hauch auf einem Stäubchen im All... Aber der Atem Gottes lebt in diesem Hauche. Um das zu begreifen, bedurfte ich einer Gnadengabe des Unendlichen, eines Lichtstrahls von seinem Geiste. Er hat ihn mir gespendet, seinem Geschöpf, und ich darf „mein Vater" zu ihm sagen.

Als ich auf der Schwelle stehen blieb und noch einmal zurückblickte in den stillen Raum, aus dem ein teures und köstliches Leben entschwunden und in dem ich so oft allein mit meinen Gedanken gewesen war, überkam es mich: Eine andere, als ich ihn betreten, verlasse ich ihn. Meine Sehnsucht, zu denken und zu leiden, sollte sich fortan nicht nur von dämmernden Träumen nähren, sie begann sich zu erfüllen. Eine kleine Vergangenheit lag schon hinter mir. Ich hatte gedacht und gelitten — ich war kein Kind mehr.

DATE DUE / DATE DE RETOUR

CARR McLEAN

38-297

TRENT UNIVERSITY
0 1164 0282247 6

H. Sikentscher, Leipzig